UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

FÜNFZEHNTER BAND

MIT 13 TAFELN

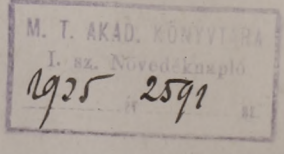
1935

WALTER DE GRUYTER & CO.

BERLIN UND LEIPZIG

300394





Archiv-Nr. 471735

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Printed in Germany

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

I. Aufsätze:

Seite

Arnim, B. v., Altbulgarisch СЪІНЪ 385
Bang, W.† und Rachmati, G. R., Uigurische Bruchstücke über verschiedene Höllen 389
Bartók, B., Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker..... 194
Bouda, K., Sprachliche Miszellen 403
Farkas, J. v., Zum Geleit 365
Feḫér, G., Attilas Sohn: Irnik 408
Horger, H., Der ungarische Stammwechsel vom Typus madár : madarat... 453
Hussmann, F., Die Königsfrage und das Reichsverwesertum in Ungarn... 29
Jakubovich, E. v.†, Das Ladungssiegel König Andreas' I..... 1
—, Das Kerbschriftalphabet von Nikolsburg 440
Juhász, J., Ein unbekanntes Adverbialsuffix 452
Junker, H., Sprachklangbilder 460
Klemm, A., Der Satz und seine Teile 472
Klocke, H., Die Stellung des Hochadels in der Grundbesitzstruktur und im politischen Aufbau der Länder der Stefanskrone 296
Kniezsa, St., Lekence-Lechnitz..... 481
Kowalski, T., Lâ tab'ad 488
Laziczius, J. v., Probleme der Phonologie 495
Lẹwy, E., Zum Ossetischen 511
Lux, J., Siedlungsgeschichte und Rechtsverhältnisse der Stadt Dobschau-Dobsina 259
Melich, J., Über das ungarische Wort tábor 529
Menges, K., Die Wörter für „Kamel" und einige seiner Kreuzungsformen im Türkischen 517
Németh, J., Über den Ursprung des türkischen Wortes tabur 541
Pais, D. v., Die Wortfamilie des uralischen und altaischen tap fassen..... 601
Rásonyi, L., Zur Frage der Eigennamen bei „Anonymus" 548
Sauvageot, A., Zoltán Gombocz und die Erneuerung der Sprachwissenschaft 555
Schaeder, H. H., Beiträge zur iranischen Sprachgeschichte 560
Spohr, O., Industriepolitik und industrielle Entwicklung Ungarns in der Nachkriegszeit 41
Toivonen, Y. H., Zur ugrischen Etymologie..... 589
Tamás-Treml, L., Zur begrifflichen Entwicklungsgeschichte von lat. Romanus 593
Vasmer, M., Zur Terminologie der Viehzucht in den finnisch-ugrischen Sprachen 598

II. Kleine Mitteilungen und Anzeigen:

Bischoffshausen, Sigismund Frhr. v., Die letzten Tage von Visegrád..... 309
Bussenius, A., E. N. Setälä..... 63
Györke, J., Ein denominales Nominalsuffix im Uralischen 317

AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Seite

Keresztury, D. v., Siebenbürgen, eine historische Romantrilogie von Zsigmond Móricz 66

Klocke, H., Zur Frage des Patronatsrechts der ungarischen Könige vom 10. bis 14. Jahrhundert 64

Lakó, G., Syrjänisch-wepsische Lehnbeziehungen 318

Lewy, E., Wilhelm Schulze (1863—1935) 62

—, Die Finnen in Rußland 75

Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1935/36 V

Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin (e. V.) 1935/36 VI

III. Bücherschau 77, 331

(Besprochene Werke siehe im Namen- und Sachverzeichnis.)

IV. Namen- und Sachverzeichnis VII

Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1935/36.

Veröffentlichungen.

Besondere Umstände bewirkten, daß Band XV der Ungarischen Jahrbücher in diesem Berichtsjahr in fünf Nummern, einem Einzelheft und zwei Doppelheften, mit einem Umfang von 33 Bogen erschien. Der Jahresbezugspreis beträgt 20 RM. Das Doppelheft 4/5 war dem Andenken des ungar. Gelehrten Zoltán von Gombocz gewidmet. Es wurde auch in Reihe I der Ungarischen Bibliothek unter Nr. 21 herausgegeben. Weitere Veröffentlichungen waren Béla Bartók: *Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker* und Ludwig Spohr: *Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn*, die unter Nr. 20 und Nr. 23 der Ungarischen Bibliothek eingereiht wurden. Von dem Landesverband der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute wurde den UJb. eine Zeitschriftenschau: *Deutsche Auszüge ungarischer wissenschaftlicher Zeitschriften* (Hrsg. Prof. Dr. Zoltán Magyary) zur Verfügung gestellt, die als Beilage der Jahrbücher zu Heft 2/3 erschien.

Bibliothek.

Der Bücherbestand konnte im Berichtsjahr um 540 Werke erweitert werden. Darunter wurden etwa 165 durch Besprechung in den Ungarischen Jahrbüchern erworben, den übrigen Zuwachs verdankt das Institut der Bibliographischen Zentrale Budapest, der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und den Schenkungen der Autoren. Auf Grund der früheren Daten bemißt sich der Bestand demnach auf ca. 34540 Bände. Zu den Zeitschriften ist gegenüber dem Vorjahr noch eine hinzugekommen, so daß sich die Gesamtzahl auf 165 beläuft. Nach wie vor liegen 12 Tageszeitungen und 3 Wochenblätter aus. Das Archiv der Zeitungsausschnitte deutscher Nachrichten über Ungarn, das sich einer reichlichen Inanspruchnahme erfreute, wurde weiterhin ergänzt.

Als Mitglieder (mit Semesterkarte) wurden 22 bzw. 45 eingetragen; als gelegentliche Besucher, die nur auf kürzere Zeit im Institut arbeiteten oder wissenschaftliche Auskünfte verlangten, waren 39 bzw. 50 zu verzeichnen.

Arbeitsbericht.

Der Kreis der Mitarbeiter des Instituts ließ eine Reihe von Aufsätzen in deutschen und ungarischen Zeitschriften erscheinen.

Im Arbeitskreis der Institutsmitglieder wurden Referate über die zeitgenössische Dichtung in Ungarn, über die Lage der Ungarn in Siebenbürgen, über Finnland sowie über Rumänien in Sprache und Geschichte gehalten. In monatlichen Lageberichten, die politische, wirtschaftliche und kulturelle Fragen in Ungarn und den Nachfolgestaaten umspannten, wurden die aktuellen Tagesereignisse erörtert. Eine von den Institutsmitgliedern in Angriff genommene Übersetzung einer ungarischen Novellen-Anthologie unter Leitung des Lektors Dr. v. Keresztury wurde zum Abschluß gebracht und zum Druck gegeben.

Außerhalb des Rahmens des Ungarischen Instituts sprach Prof. v. Farkas über die neue ungarische Literatur in der Lessinghochschule zu Berlin, auf Einladung der Deutschen Akademie in München über Ungarns Mission im Donauraum, über das

gleiche Thema auch in Köln und Hannover und für die NS. Kulturgemeinde im Länderhaus-Berlin einleitende Worte zu dem Hungariafilm. Dr. v. Keresztury sprach an der Berliner Universität für den Bund völkischer Ungarn über den Werdegang der ungarischen Kultur, über das gleiche Thema auf Einladung des Bundes N. S. D. Juristen in Potsdam.

Übersetzungs-, Auskunfts- und Beratungsdienst wurde auch weiterhin ausgiebig in Anspruch genommen.

Lehrtätigkeit:

Im SS. 1935 und im WS. 1935/36 wurden folgende Vorlesungen und Seminarübungen abgehalten:

I. Prof. v. Farkas: SS.: 1. Deutsch-ungarische Beziehungen. 2. Ungarische Satzlehre. 3. Ungarisches Seminar. — WS.: 1. Ungarische Lautlehre. 2. Ungarische Literatur im Mittelalter. 3. Ungarisches Seminar.

II. Lektor Dr. v. Keresztury: SS.: 1. Ungarisch für Anfänger. 2. Ungarisch für Fortgeschrittene. 3. Ungarische Lesestunde. 4. Ungarische Novelle. — WS.: 1. Ungarisch für Anfänger. 2. Ungarisch für Fortgeschrittene. 3. Ungarische Lesestunde. 4. Übersetzungsübungen.

III. Assistent Dr. Klocke: SS. Seminar: Staatsidee und Nationalitätenbewegung im Ungarn des 19. Jahrhunderts.

IV. Magister A. Bussenius: SS.: 1. Praktische Einführung ins Finnische. 2. Sprachwissenschaftl. Einführung ins Finnische. 3. Praktische Übungen. — WS.: 1. Praktische Einführung ins Finnische (mehrere Parallelkurse). 2. Systematisch-historische Einführung ins Finnische. 3. Finnische Übungen in Lektüre und Konversation (mehrere Parallelkurse).

V. Prof. E. Lewy: SS.: Tscheremissische Texte.

VI. Dr. K. Menges: SS.: Karaγasisch und Sojon. 2. Özbekisch und Neu-Ujγurisch. — WS.: 1. Seminar über das Saγaj. 2. Neu-Ujγurisch. 3. Alt-Ujγurisch.

Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin, e. V., 1934/35.

Die Generalversammlung der Freunde tagte am 21. Februar 1936 in den Räumen des Ungarischen Instituts. Der erste Vorsitzende der Gesellschaft Geheimrat Prof. Dr. E. Heymann begrüßte den kgl. ungarischen Gesandten S. Exz. Döme Sztójay als Ehrenpräsidenten, gedachte in warmen Worten eines verstorbenen Mitglieds der Gesellschaft, des Universitätsprofessors Dr. Zoltán von Gombocz, und berichtete dann über die Tätigkeit der Gesellschaft und des Instituts im letzten Jahre. Bei der Neuwahl wurde Herr Geh. Rat Prof. Dr. Heymann wieder zum ersten Vorsitzenden, Herr Ministerialrat Prof. Otto v. Kursell zum 2. Vorsitzenden und Herr Prof. Dr. v. Farkas zum geschäftsführenden Direktor gewählt. — Auf einer Veranstaltung der Gesellschaft der Freunde am 22. November 1935 sprach der finnische Dichter und Gelehrte Veikko Antero Koskenniemi-Turku über den Dichter Kiwi.

Namen- und Sachverzeichnis.

Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Absolutismus 334f.
Ady, Endre 82.
Aeneas Sylvius Piccolomini 261.
Albrecht, F. 354f.
Alföldi, A. 596.
áll (ungar.) 589.
Alszeghy, Zsolt 326.
-an, -γan (osman. Suffix) 542, 544.
Andreas I., König 1—28.
Anekdote, ungar. 324.
äng- (uig.) 543.
Angyal, D. 342.
Anonymus 548—554, 430ff., 551.
Anrich, E. 337f.
Arany, János 324f.
Arnim, B. v. 385—388.
Antonius, O. 517ff.
Arpaden 37, 420, 423.
aruana (qazaq) 526f.
arvan (čγ.), *arvand* (phlv.) 526.
Attila 408—432.
Ausgleichgesetz v. 1867 33, 41.
Außenhandel 49, 55.
Ausland-Deutschtum 93f.
Awaren 406f., 425ff.
Awesta 560.

Bácsy, Ernő 78.
Bailey, H. W. 566, 570, 580.
buγra 523.
bajtał (tk.) 522.
bajtasun (mongol.) 522.
Bálint, G. 545.
Bally, Ch. 503.
Balogh, J. 357f.
Banat 340f., 343.
Bandholtz, H. H. 91.
Bang, W. 389—402, 385, 542ff., 604ff.
Bangha, Béla 95f.
Barabás, S. 341.
Baranyay, K. 356.
Barcza-Vigyázó 549.
Barr, K. 574.
Bartha, D. 360.
Bartholomae 564ff., 598.
Bartholomaeides, L. 260ff., 267, 549.
Bartók, Béla 194—258.
Bartoš 206, 209.
bäsäräk (osman.) 518ff.
Baschkirisch 459, 546.
Baskisch 512.
Bátky 549.
bäsiräk (osman.) 518f.
Baudouin de Courtenay 495.
Bebek, Nikolaus 262ff.
bečéd (awarisch) 406f.
Begräbniszeremonien 488f.
Beneš, E. 35, 355.
Benisch, Artur 100f.
Benkő, László 92.
Berde, M. R. 332.
Bergrecht, ungar. 286ff.
Bergwerks- u. Hüttenindustrie 54.
Bernát, Gy. 334f.
beserek (mongol.), *b. xajnuk* (mong.), *b. noxaj* (mong.) 519.
Beu, Oktavian 209.
Bevölkerungsdichte Ungarn 43f.
Bibó, Lajos 326.
Biró, J. 358.
bisirik (osm., čγ.) 518f.
biširik (osman.) 518f.
Bischoffshausen, Sigismund Frhr. v. 309—317.
Bismarck 296f.
Boas, Franz 406.
Böhtlingk 542.
Bohuniczky, Szefi 326.
Bokos, Gustav 96f.
Bouda, K. 403—407, 513f.
Brailoiu, Constantin 257.
Brassai, S. 474.
Brežnik, P. 347f.
Brockelmann, C. 385, 398, 542f., 546.
Brockhaus 485.
Bruckner, Győző 274.
Brückner, A. 538.
Budapest, Bevölkerung 44.
— (Presse) 43.
— (Stadtbild) 343f.
Buday, G. 360.
Budenz 513, 540.
Bühler, K. 495f., 501, 507ff.
Bulgaren, Geschichte 408—432.
Bulgaro-Türken 423.
bulγar (gemeintürk.) 534.
Bürgertum, ungar. 334.
Bussenius, Arno 63—64, 79f., 96, 322, 339.

Castrén 404f.
Christensen, A. 404, 511.
Clauser, M. 81.
Corti, E. C. 336f.
Czobel, B. 360f.
Čaba-Sage 430ff.
Csabai, István 104.
Csánki 486, 548, 550f.
Czászár, Elemér 323.
Császár, L. 474.
Černik, Jože 206.

Dakoromanen 593.
dävä (osman.) 518ff.
Deák, Franz 35.
Debrecen 322, 343f.
Debreziner Grammatik 532.
Demko 282.
Detscheff, D. 409ff.
Deutsch-ungarische Beziehungen 1, 74.
Deutschtum im Südosten 78, 268f., 279, 300f., 345f.
Dibelius, H. 322.
Diels, P. 514.
Divajev, A. A. 526.
Długosz, J. 536.
Döbrentes, G. 540.
Dobschau-Dobsina 259—295.
Donaukooperation 58.
Donau-Limes 594.
dönön (qazaq) 524.
Doromby, József 89.
Doroszewski, W. 495ff., 501, 510.

AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Drăganu, N. 482f.
Drasenovich, Mária 81.
dŭa (vot'ak.) 522.
due (vot'ak.) 522.
dŭnedžin (mong.) 524.

Eckhart, F. 361f.
Egged, H. 335f.
Elekes, Desiderius 42.
Elisabeth, Kaiserin 336f.
Ellert, G. 333.
Emphatikum (phonol.) 500ff.
Entthronungsgesetz 1921 33.
Erben, K. J. 208.
Erlau, 340.
evet (ungar.) 590.

Fábry, Zoltán 101.
Farkas, J. v. (F.) 80, 81, 82, 321, 323f., 365f.
Farkasfalvi, A. 43.
Fehér, G. 408—432.
Féja, G. 344.
Fejér 548, 550.
Fekete Nagy, A. 269, 487, 550.
Ferenczi, Miklós 77.
Finnen, in Rußland 75—76.
Finnisch 322, 513.
Finnisch-ugrisch 598—600, 602—604.
finnisch-ungar. Bez. 63
Finnland, Politik 338.
Franck, Otto 79, 483.
Frankenfälscheraffäre 50.
Franz Joseph I., Kaiser 336.
Frič, J. 532f.
Fuchs, G. (G. F.) 363.

-g (ungar. Lokativsuffix) 456.
Gabain, A. v. 385, 389, 526, 543ff., 604ff.
Gabányi, János 88f.
Gabriel, František 86f.
Gál, Jaurs 323.
gammalu (assyr.) 523.
-γan/-gen (mongol.) 521.
Gárdonyi, Géza 325.
Gárdonyi, Josef 325.
Gebauer 532.
Gellért, Oszkár 327.
Genthon, J. 358f.
Gesemann, G. 347.
Geyer, R. 489.
Glaser, L. 321.
Gogolák, L. 344.
Goldziher, J. 488f., 494.
Gombocz, Z. v. (365—619).
Gombos, A. F. v. 533, 540.
Gömbös, Julius v. 91f.
Gömör 260, 272, 548ff.
Gormanum 549.
Goten 421.
Gratz, Gustav 42, 96f.
Greiff, Walter 97.
Grexa, Gy. 419, 423.
Grimm, DWb. 536.
Grundbesitzstruktur, ungar. 296—308.
Grund, H. (H. Gr.) 79, 92, 95.
Güns 104.
gyalog (ungar.) 456f.
György, L. 321, 324.
Györke, Josef 317f.

Haiducken 301, 303.
Handelspolitik 41, 45, 97.
al-Ḥansā' 493f.
Hansen, O. 587f.
haštek (tám.) 525.
Häufler, J. V. 309.
Harsányi, Zsolt. 82f., 359.
Hegedüs, L. 335f.
Heilige Krone, Lehre von der 30ff., 38.
Hekler, A. 357.
Heller, E. 336.
Heltai, 539.
Henning, W. 564f., 570ff.
Herczeg, F. 327.
Hergár, V. 351f.
Hermann, E. 362f.
Hermannstadt 347.
Herzfeld, E. 574.
Heyse, J. 530.
Hiller, Gerhard 88.
Hobus, G. 348f.
Hochadel, ungar. 296—308.
Hóman, Valentin 3, 5, 15, 19, 66, 409, 422f., 425, 550.
Hóman-Szekfü 271, 284, 410, 550.
Honter, Johannes 364.
Hora Tábor 531.
Horger, A. 433—439, 403, 540.
Horn, P. 599.
Hornbostel, E. M. 255.
Horthy, Nikolaus v. 29, 31, 32, 38.
Horváth, J. 323.
Houdek, J. 339f.
Hunnenüberlieferung 408—432.
Hunyadi, Johann 39.
Hunyadi, S. 327.
Hus, Johann 540.
Husek, J. 344f.
Hussiten 530.
Hussmann, Franz 29—40.
Ibrahim Pascha 313.
Illyefalvi, I. Lajos 98f., 351.
Imre, S. 364.
Industrie, Ungarn 41—61.
Industrieförderungsgesetz 46.
Inflation 49.
Ipsen, Gunther 296.
Iranisch 560—588, 404, 515.
Irnik 408—432.
Istványi, Géza 323.
Italienisch-ungar. Beziehungen 324.

Jacob, G. 488.
Jacobsohn, H. 515, 599f.
Jakubovich, E. v. 1—28, 440—451, 533, 535.
Jakutisch 542.
Jancsó, Elemér 325f.
Jazygen 549.
Jekeli, H. 361.
Jenisseisch 404f.
Jensen, Hans 79f.
Jireček 430.
Jokl, N. 530.
Jordanes 408ff.
Jordánszky-Kodex 529, 536f.
Joseph II. 340.
József, A. 327f.
Judentum 306f., 334, 340, 356f.
Juharos, Ferenc 80.
Juhász, J. 452—459.
Junggrammatiker 556, 559.
Junghann, Otto 103.
Jungmann 532.
Junker, H. 460—471, 563, 566, 569, 574.

Kachelmann, Johann 260.
Kádár, E. 328.
Kaindl, R. F. 267f., 272, 274f.
Kalek, H. (Kk) 81, 84f.
Kállai, E. 360f.
Kállay, Miklós 326.
Kamel 517ff.
Κάμηλος (grch.) 523.
Kamel-Trypanosomiasis 517.
Karatschaisch 546.
Karl IV., König 31, 33, 37.
Karl von Lothringen 310.
Károlyi, Graf 29, 31.
Karpfnerrecht 267f., 274, 277f.
Kasan-Tatarisch 545.
Kaser, H. 345f.
Kašγarī 385, 543, 546, 551, 554, 604.
Kassák, L. 83.

Kaukasisch 403ff., 513.
Kerbschrift 440—451.
Kerbtechnik 447ff.
Keresztury, D. v. (y) 66—74, 75, 77, 82, 83, 84, 96, 104, 322, 325ff., 328ff. 331ff., 335ff., 343f., 357, 358ff., 364.
Kérészy, Z. 355f.
Kettunen 318.
Kicska, E. 474.
Kirgisen 553.
Kisch, G. 481, 484.
Kiskun-Halas 352.
Klein, K. K. 364.
Klemm, A. 472—480.
Klocke, Helmut (Kl.) 64—66, 78, 85, 86—88, 90, 92, 93, 98, 100, 102f., 296—308, 321, 334f., 338f., 344ff., 351f., 354f., 361f.
Knappek, L'udevit 64—66.
Kniezsa, St. 481—487.
Kodály 220.
Kök-türkisch 441.
Kolbenheyer, E. (-r.) 349f., 351.
Kolessa, Ph. 202, 211f.
Kolinda 214.
Kolomejka (ruthenisch) 210f., 220.
Kołpakov, V. N. 517ff.
Koppitz, Rudolf (Kptz.) 82, 91, 330, 333, 363.
Koran 491.
Kornis, Julius 101f.
Kossuth-Lied 207.
Kossuth, Ludwig 39, 335f.
Kozierowski 485, 487.
Kozma, M. 338.
Központi Statiszt. Hivatal 99f.
Kowalski, T. 488—494, 519, 604.
Kremnitzer Bergrecht 288.
Kristóf, Gheorge 80.
Kroaten 427.
Krofta, Kamil 85, 338.
Kruševskij 495.
Kuba, L. 222.
Kuhač, Fr. S. 199, 206f., 222.
Kuhn, Walter 94f., 261, 268.
Kun, Béla 29, 31.
Kúnos, I. 398, 544f.
Künstlinger, D. 492.
Kurdisch 513.
Kurutzenlieder 210.

Landwirtschaft Ungarn 41, 45.
Lányi, ungar. Adel 281ff.
la tab'ad 488—494.
Laziczius, J. v. 495—510.
Lehnwörter 436.
Lehr 367.
Lekence-Lechnitz 481—487
Lentz, W. 565f., 568.
Lesznai, A. 328.
Lewy, Ernst 62, 75—76, 79, 511—516, 523.
Lexer, MhdWb. 536.
Lichtenecker, N. 346.
Lidén, E. 598.
Liebhart, O. 482.
Ligeti, L. 441, 559.
Lipszky 540.
Ljudkewitsch, St. 210.
Locher, Th. J. G. 87f.
lok (chines.) 526.
lök (*lük*) (qazaq) 525.
lolu (ungar.) 590.
Lönnrot 589.
Lonovics, J. 336.
Lósy-Schmidt, E. 351.
Löwinger, S. 451.
Lübbing, Heinrich 89.
lüs (ostj.) 592.
Lux, Andreas 295.
— Julius 259—295.

Magdeburger Recht 272, 275.
mäjä (özb.) 519.
Makkai, S. 83.
Malcomes, B. 350f.
Manichäismus 566, 579ff.
Marienklage, altungar. 453.
Markov, W. M. 337.
Marquart 408ff.
Marsigli, L. F. 440, 446, 449ff.
márt (ungar.) 590f.
Mateescu, G. G. 595.
Matolcsy, Mátyás 102f.
Matra 549.
Matunak, Mich. 293.
Maximiliansches Bergrecht 289ff.
Mees, H. (H. M.) 93—95.
Meillet, A. 555.
mejtte (motiv.) 522.
Melich, J. 529—540, 373, 441, 541, 547, 549, 550, 555, 556, 611.
Melioranskij, P. M. 386f.
Menges, K. 517—528, 519, 524ff.
Mérei, Gy. 353f.
Meriggi, P. 495, 508.
Meyer Benedictsen, A. 404.
Miklosich 483, 486, 532.
Mikó, Imre 103.
Mikulik, Josef 260, 262, 267, 279, 288, 290.
Milleker, F. 342f.
Miller, W. 511.
Minderheiten 103.
Mostaert, P. A. 524.
Mistler, J. 554.
Mittelstaedt, I. (Mdt.) 327, 344.
Molisch, Paul 90.
Molnár (Pécs) 32, 33.
Moór, E. 484.
Mongolisch 617—619.
Montenegriner 347.
Móra, F. 84, 328f.
Mordwinisch 513, 516.
Móricz, Virág (V. M.) 104, 357f., 360f.
Móricz, Zsigmond 66—74.
Müller, F. W. K. 385f., 398, 563, 585.
Müller, G. 361.
Munkácsi 513f., 543.
Munkácsy, M. 359.
Musil, A. 488.

Nagy, I. 343.
—, J. v. 96, 322.
Nagy Szeder, I. 352.
Nagyszentmiklós, Schatz von 440.
nar (qazaq) 525.
Nationalitätenpolitik 354f.
Nationalmuseum, Ungar. 12, 21, 22, 23.
Németh, Imre 104.
—, Julius 323, 541—547, 429, 440, 534f., 608ff.
—, László 329.
Nikolsburg 440—451.
Nikolsburger, Georg 97f.
Norden, E. 594, 596.
Nyilas-Kolb, J. 343f.

Ob-ugrisch 513.
Öhmann, E. 513.
d'Olay, F. 355.
Orend, M. 487.
Ormis, J. V. 339.
Ortvay 535.
Osmanisch 541ff.
Ossetisch 511—516.
Österreich-Ungarn 88—91.
Oszetzky, D. 334.
Otto, E. 507.
—, „Erbkönig" 33.
Ottuv 530.

Paasonen 513, 515, 519f.
Pahlavi-Psalter 560ff.
pahrēz- (mittelpersisch) 579—587.

Pais, D. v. 601—619, 445, 486, 534, 549f., 551.
Pakaslahti, A. 339.
Pakots, J. 329.
Palacký 538.
Palatin 38ff.
Pálfy-Budinszky, E. 351f.
Pancratz, A. 347.
Páriz Pápai, F. 450.
Pataki, V. 340.
Patronatrecht, ungar. 64—66.
Paul, H. 473.
—, Karel 321.
Pavićević, M. M. 347.
Pedersen, J. 491.
Pehm, J. 363.
Pekař, J. 532.
Pelle, E. 81.
Penczicz, Ph. v. 443.
Pesty 549.
Péterdi, Ottó 95.
Petersen, Carl 93f.
Petranu, C. 359.
Petrovics, Alexis 104.
Petschenegen 431f.
Petz, G. 474.
Pfotenhauer, Max (-au) 80f., 82f., 84, 324.
Phonem 497ff.
Phonologie 495—510.
piimä (finn.) 598.
πόντος ἄξεινος 599.
Poppe 521.
Porphyrogennetos 418, 427, 594.
Porzig 473.
Potapov, L. P. 519, 524f.
Pragmatische Sanktion 33ff.
Priskos 412, 422.
Pröhle, W. 546.
pysyvyq (qazaq.?) 518.

Quaden 260f.
qunan (türk.) 524.
qunažyn ((qazaq) 524.

Rachmati, G. R. 389—402, 385.
Racz, Erich 85f.
Radloff, W. 386, 398, 533f., 541ff., 546, 552.
Ramstedt 553.
Ranschburg, G. 442.
Rásonyi, L. 548—554.
Rätediktatur 29.
Ravasz, L. 363.
Redey, M. 359f.
Redier, A. 354.
Reformation 274.
Reitzenstein, Wilhelm (R. W.) 89, 90f., 340, 362.
Rentier 520.
részeg (ungar.) 458f.
Révay, József 91.
Révész, Béla 325.
Revision 359.
Rexa, Dezső 96.
Rhodokanakis, N. 489, 493.
Ries, J. 472.
Rizner, L. 78.
Romanus 593—597.
Rosenqvist, Arvid 322.
Rosetti, A. 496.
Roosz, H. v. (H. v. R.) 80, 85, 104, 326, 328f., 334, 361.
Rumänen 593ff.
Runenschrift, ungar. 322.
rua-boù (tibet.) 525.

Saczek, Lothar (L. S.) 86, 88, 89, 91, 333, 337f., 339f., 344, 347.
Šafařik, P. J. 321, 431.
Sajó 550.
Sakisch 513.
Salemann, C. 563f.
Sāmī Bey 551.
Samojedisch 372, 556.
Samojlovič 534.
Sandhi-Gesetz 515.
Sartori, P. 490.
Sassaniden 575.
Satzdefinitionen 472ff.
Satzteildefinitionen 476ff.
Sauvageot, Aurélien 322, 555—559.
Ščerba 495.
Schaeder, H. H. 513, 560—588.
Schapurakan 579.
Scheel, Otto 93f.
Schemnitzer Bergrecht 288.
Schmauk, Michael 267.
Schmeller 535f.
Schmidt, J. 598.
Schöpflin, A. 82.
Schuller, H. 82, 363.
Schulze, Wilhelm 62, 514.
Schünemann, Konrad 278, 410, 417.
Schwab, Erasmus 268.
Sebestyén, Gy. 426, 440, 442.
Šejχ Sülejman 533, 541.
Setälä E. N. 63f., 320.
„Siebenbürgen" (Rom.) 66—74.
Siebenbürgen 85, 104, 199, 304, 325f., 347f., 505.
Siegelkunde 1—28.
Sievers, Ed. 505.
Sík, Sándor 84.
Simonyi, S. 433f., 533.
Sköld, S. H. 511.
Slowaken 78, 86, 87, 199ff., 305, 339, 344, 346.
Slowakisch 549f., 552.
Smith, R. 488.
Soghdisch 513.
Somogyi, Aladár 96.
Soproni, E. 352f.
Spohr, Ludwig (l. sp.) 321, 346f., 348f., 354, 361.
Spohr, Otto (o. sp.) 41—61, 85f., 96f., 97f.
Sprachklangbilder 460—471.
— des Ungarischen 467f.
— des Altindischen 468f.
— des Altgriechischen 470.
Sprachlandschaft 512.
Stackelberg, R. v. 514.
Stadtrechtverhältnisse in Ungarn 276ff.
Stammwechsel, ungar. 433—439.
Stanglica, F. 340f.
Stanković, B. 333.
Stegmann v. Pritzwald, F. P. 517ff.
Stein, Sir Aurel 583.
Steinbrucker, Ch. (Ch. St.) 359.
Steinitz, Wolfgang 96.
Strauß 521.
Sušil, Fr. 206.
su auru (qazaq.) 517.
Svítíl-Karník, Josef 86.
synъ (altbulg.) 385—388.
Syrjänisch 318ff.
Szabó, D. 329f.
Szabolcsi, Bence 220, 360.
Szalay, Z. 350.
Széchenyi, Stefan 341.
Szeged 340, 351f.
Székely, M. 332f.
Szekler 304f., 341, 423, 425, 428f., 441.
Szekler Kerbschrift 444ff.
Szemlér, F. 330.
Szentkuthy, M. 328.
Szentpétery 549.
Szép, Ernő 84f.
Szinnyei, J. 317f., 369, 544, 602.
Szterényi, J. 46.
Sztrakos, E. 326.

tábor 529—540, 611.
Taboriten 531.
tabur 541—547, 608ff.
-tag, -teg (ungar. Suffix) 457.
Takács, I. 357.
tämägää (solon.) 521.
Tamás-Treml, L. 593—597, 539.
Tamási, A. 330f.

tap 601—619.
Tápay-Szabó, G. 340.
Tarantschi 546.
tävä (ujγ., ïγ., OT.) 518ff.
Tavadias, J. 587.
Tedesco, P. 565.
Telegdi, J. 447.
temegen (mongol.) 521.
temegōn (bargul.) 521.
temen (mandžu) 521.
temeri (mandžu) 521.
temuγe (solon.) 521.
Tersánszky, J. J. 85, 330f.
Textilindustrie 50, 56, 350.
Tharaud, J. 555.
Thirring, G. 334.
Thirring, L. 44.
Thronsiegel 17f.
Thurneysen 511.
Thury, J. 426, 543.
Tihany, Benediktinerabtei 6, 7, 10.
Tille, Armin 280.
Timár, Kálmán 80f.
Timon, A., 276f.
Tisza, St. 354f.
Titz, K. 530f.
Tocharisch 389.
Toivonen, Y. H. 319, 589—592.
Tomaj 553.
tōnöjün' (teleut.) 524.
Tormay, C. 331.
Török, S. 84, 332.
Tóth, A. 220, 331f.
Tóth, K. 78.
Tóth, Z. 539.
tpru-pthru (altungar. Laut) 450.
Trennungsriten 490ff.
Trianon 35.
Trubetzkoy 496, 503, 506f.
Tschagataisch 541, 546.
Tschechoslowakei 344.
Tscheremissen 215f., 514f.
Tschetschenisch 403f.
tüjä (ïγ.) 518ff.
tüje, *tüé* (čeremis.) 522.
Turfan-Fragmente 567.
Turfansammlung 389.
Türkenherrschaft in Ungarn 274, 303, 309—317.
Türkisch 604—617.
tyene (nanaj [goldi]) 521.

Ugrisch 589—592.
Uigurisches 389—402.
Ungarn, Bibliothekswesen 77f., 321f.
—, Geschichte 1—28, 85—92, 334—343.
—, Kirche 361—363.
—, Königsfrage 29—40.
—, Kunst 104, 357—361.
—, Land 92—96, 343—348.
—, Literatur 80—85, 323—333.
—, Politik 101—103, 353—357.
—, Recht 101—103, 353—357.
—, Reichsverwesertum 29—40.
—, Sprache 78—80, 322f.
—, Statistik 96—101, 348—353.
—, Unterricht 364.
—, Verwaltung 103, 353—357.
—, Volkskunde 92—96, 343—348.
—, Wirtschaft 96f., 348—353.
Ungar. Inst. Berlin 63.
Ungri, Ungari usw. 14f.
Upaniṣaden 560.
Uralisch 317f.
Urkundenlehre, erste ungar. 9f.
uštra (skr.) 523.
uštra (a-iran.) 523.
üszö (ungar.) 591.

vaku (japan.) 526.
Valentiny, Antal 77.
Valjavec, Fr. 340ff., 348, 364.
Vámbéry, A. 368, 386, 541, 546f.
Várady, Emerico 324.
Variante (phonol.) 498ff.
Varjas, R. Béla 325f.
Vasmer, M. 598—600.
Veda 561.
Véegh, Sándor 82.
Verbőczy, Stephan 31.
Verbunkos-Musik 210ff., 220f.
Verfassung, ungar. 30.
Vértes, I. 354.
Virág, I. 356f.
Visegrád, Geschichte von 309—317.
Viszota, J. 341.
Vokalfarbe 464ff.
Völkerbund 47.
Volksmusik, magy. 194—258.
Vrcund 554.

Wagner, Valentin 363.
Wass, A. 332.
Wassiljew, W. M. 215.
Weber, Fritz 91.
Weidegenossenschaft 307.
Weigand, G. 482.
Weil, Fritz 92.
Wellhausen, J. 488f.
Weltkrieg 337f., 339.
Wenzel, Gustav 260, 262, 286f., 290f.
Wepsisch 318ff.
Wichmann, Yrjö 318f., 602.
Wick, B. 340, 358, 362.
Wiedemann, F. 598.
Wolgabulgaren 320.
Wulff, Olaf Richard 90f.
Wundt 473.

Yaghnōbi 513.

Zahlwort, Genus 492f.
Zeiß, H. 517f.
Zempléni I. 78, 91f., 98f., 99f., 100f., 103, 336, 338, 340, 343, 350f., 352ff., 355ff., 362f.
Žganec, Vinko 202, 223.
Zigeunermusik 197f.
Zimmermann, Werner 549.
Žižka 531, 539.
Zlatarski 409f.
Zollpolitik 41, 45, 47.
Zoltai, Lajos 322.
Zubatý, J. 530.
Zündholzindustrie 52.
Zsirai, N. 367—384.

Das Ladungssiegel König Andreas' I.

Von

Emil von Jakubovich (Budapest).

Nach dem Stande der bisherigen Forschung ist aus dem XI. Jh. nur ein einziges glaubwürdiges ungarisches Königssiegel überliefert. Es ist dies das in beschädigtem Zustande erhaltene einseitige große Wachssiegel des Königs Ladislaus des Heiligen. Es ist zur königlichen Bestätigung einer Urkunde eingehängt, in der Prinz David, der jüngere Sohn des Königs Andreas I., um das Jahr 1090 der Benediktinerabtei von Tihany ein Besitztum vermachte. Das Einhängen erfolgte durch zwei Lederbänder, die durch vier unter der Mitte des Urkundenblattes in Quadratform angebrachte Öffnungen quer durchgezogen wurden. Der Durchmesser des Siegels beträgt 85—88 mm, der des Siegelbildes 70 mm. Auf dem Siegel, das dem Zerbrechen nahesteht, war in der inneren Kreislinie nach dem Zeugnis von Ladislaus Fejérpataky 1880 noch das Bild des heiligen Königs deutlich erkennbar, wie er, auf einem einfachen Throne sitzend, in seiner Rechten ein langes, mit Lilien geschmücktes Zepter hielt. In seiner linken Hand hielt er wahrscheinlich den Reichsapfel mit dem Kreuz, doch war dieser damals nicht mehr zu sehen.[1])

Nach der Feststellung von Emma Bartoniek ist das Siegel des hl. Ladislaus in der figuralen Darstellung am nächsten dem Siegel seines Schwiegervaters, des deutschen Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden († 1080), verwandt. An diesem ist ebenso wie an dem Siegel des hl. Ladislaus neben dem Einfluß der Siegel der früheren deutschen Kaiser und Könige der der Siegel der französischen Könige nicht zu verkennen.[2])

[1]) Die Urkunde des dux David befindet sich im Ordensarchiv der Erzabtei Pannonhalma (Martinsberg), unter der Signatur Tihany Fasc. I. Nr. 3. In Faksimile ohne Siegel mitgeteilt von Theodor Sickel: *Monumenta graphica medii aevi.* Fasc. III. Tab. 4. Dasselbe mit stark beschädigtem Siegel in *Pannonhalmi Szent Benedekrend Története* (Geschichte des Benediktinerordens von Pannonhalma), Bd. X. S. 19. Das Bild des noch weniger beschädigten Siegels s. Bunyitay, Vince: *Szent László király emlékezete* (Das Andenken des Königs Ladislaus), 1892. S. 81. Von hier übernahm es Fejérpataky, László: *Három királyi pecsét* (Drei Königssiegel), Turul, 1892. S. 135. Vgl. Ders.: *Die Urkunden des Königs Koloman.* 1892. S. 13. *Millenniumi Magyar Nemzet Története* (Millennargeschichte der Ungarischen Nation), Bd. II. S. 138.

[2]) Bartoniek, Emma: *Az Árpádok ércpecsétei* (Die Erzsiegel der Arpaden), Turul 1924—1925. S. 12—14. Vgl. Posse: *Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige.* Dresden, I. (1909). Taf. 18. Nr. 1.

M. T. AKAD. KÖNYVTÁRA
Növedéknapló
1935 év 2591 sz.

Die Umschrift des Siegels des heiligen Ladislaus ist schwer zu ermitteln. Ergänzt lautet sie folgendermaßen: † SIGILLVM LADE(SLAI) REGIS. Die Legende ist von einer äußeren Kreislinie umgeben. In der gleichzeitigen westlichen Praxis, auf den Siegeln der deutschen und französischen Herrscher beginnt sie immer mit dem Namen des Herrschers im Nominativ, dem mit der Devotionsformel „Dei gratia" die Titel des Monarchen folgen. Im XI. Jh. wird allein die Legende Ladislaus' des Heiligen und des englischen Königs Edward des Bekenners (1043—1066) mit dem Worte „Sigillum" eingeleitet, wonach der Name des Königs im Genitiv folgt.[1])

Milan Šufflay zieht aus dem Worte Sigillum auf dem Siegel des hl. Ladislaus eine gewagte Schlußfolgerung. Er behauptet, daß das Wort Sigillum ein Beweis dafür sei, daß König Ladislaus zugleich ein anderes Siegel bzw. einen anderen Stempel besaß, den er stets bei sich trug. Das andere Siegel, dessen Legende mit dem Wort Sigillum begann, sei nur gebraucht worden, wenn der König sich fern vom Lande aufhielt. Dies würde den aus der französischen Urkundenpraxis bekannten sog. „sceaux ordonnés" entsprechen, deren Legende stets mit dem Worte Sigillum oder mit dessen Anfangsbuchstaben S begann und in Frankreich nur dann gebraucht wurde, wenn der König an den Kreuzzügen teilnahm oder an anderen Feldzügen außerhalb des Landes auf längere Zeit verweilte: Sigillum regium in absentia magni ordinatum. Nach der Ansicht Šufflays ist es höchst wahrscheinlich, daß Ladislaus der Heilige diesen Ersatzstempel verfertigen ließ, als er die Absicht hatte, einen Kreuzzug zu führen. Obzwar dieser Plan unausgeführt blieb, wurde sein neues Siegel stets gebraucht, so oft er sich in Landesangelegenheiten auf fremdem Gebiet aufhielt. So kam das neue Siegel auf die Schenkungsurkunde des dux David von Tihany, als Ladislaus der Heilige an der tschechischen Grenze verweilte. Im Jahre 1095 — meint Šufflay — ließ Ladislaus sein sigillum ordinatum bei Prinz David, der bis zu seiner Rückkehr gleichsam sein Bevollmächtigter blieb.[2])

Mabillon und Giry — auf die sich Šufflay beruft — sowie andere französische Diplomatiker und Sphragistiker bestätigen jedoch keineswegs, daß die französischen Könige bereits im XI. Jh. ein solches Siegel zu besonderem Gebrauch gehabt hätten. Um so weniger konnte Ladislaus der Heilige ein solches besessen haben. Alle nennen nur die französischen Könige des XIII.—XVI. Jhs., Ludwig IX., Philipp (III.) den Kühnen, Philipp Valois, Karl V.—VI., Ludwig XI.—XII. und Franz I., als solche,

[1]) Wyon: *The great seals of England.* London, 1887. S. 3 und Plate I. Nr. 5. SIGILLVM EADVVARDI ANGLORVM BASILEI. Vgl. Bartoniek a. a. O.

[2]) Šufflay: *A két arbei ikeroklevél* (Die beiden Zwillingsurkunden von Arbe), Századok, 1905. S. 312. Anm.

die bei ihren Kreuzzügen und Kriegsunternehmungen im Ausland einen solchen Stempel stechen ließen. Auch das Wort sigillum kam erst in der zweiten Hälfte des XII. Jh.s in die Legende der französischen, doch nicht königlichen Siegel.[1]) Auch setzt Šufflay das Datum der Urkunde des dux David irrtümlich für 1095 an. Nach der Berechnung Valentin Hómans auf Grund der Zeugenaufzählung der Urkunde konnte sie aber nicht nach 1091 entstanden sein.[2]) In Ungarn wurde — wie dies aus den Gesetzen des hl. Ladislaus und Kolomans hervorgeht — das Wort Sigillum in einer ganz anderen Bedeutung, zur Bezeichnung des richterlichen Ladungssiegels gebraucht. Soviel von dem einzigen unzweifelhaft glaubwürdigen ungarischen Königssiegel des XI. Jh.s[3])

Über die Siegel der ersten Ungarkönige ist übrigens sehr wenig bekannt. Außer einigen späten Aufzeichnungen sind wir nur auf Folgerungen angewiesen. Sehr wahrscheinlich ist zum Beispiel, daß Stephan der Heilige nacheinander zwei Siegel besaß. Ferner ist kaum anzunehmen, daß die Schenkungsurkunde für die Nonnen in Veszprémvölgy, die vor Mitte 1002 mit den Formalitäten der griechischen Privaturkunden in griechischer Sprache ausgestellt und zu einer Rolle (rotulus) gewickelt wurde, mit demselben Siegel geschlossen worden wäre wie die nach dem Vorbild der Kanzleipraxis der deutschen Kaiser Otto II. und Heinrich II. ausgestellten Gründungsurkunden, deren Siegel man in Wachs drückte, indem man diesen durch die Öffnung knetete, die man durch das Zurückschlagen der Ecken der in die Pergamenthaut geschnittenen Kreuzschnitte gewann.

---

[1]) A. Giry: *Manuel de diplomatique.* Paris, 1894. S. 643—644 und 775.; J. Mabillon: *De re diplomatica libri* VI. Paris, 1709. S. 139; J. Roman: *Manuel de sigillographie Française.* Paris, 1912. S. 231.

[2]) Turul Jg. 1910. S. 103. Vgl. Szentpétery: *Az árpádházi királyok okleveleinek kritikai jegyzéke* (Kritisches Verzeichnis der Urkunden der Könige aus dem Hause Arpad), Bd. I. Nr. 23.

[3]) Auch auf der ältesten ungarischen Privaturkunde, ausgestellt von einer unbekannten kirchlichen Behörde, auf dem Schenkungsbrief von Guden an das Kapitel von Veszprém (nach Julius Pauler aus dem Jahre 1079, nach Ladislaus Fejérpataky aus den Jahren 1079—80, nach Johann Karácsonyi aus dem Jahre 1082) hängt an einem Pergamentstreifen ein Wachssiegel, das jedoch kaum aus dem 11. Jh. stammt. Nach der aus den Psalmen genommenen Umschrift ist es kirchlichen Charakters, und sein Typar war nachweisbar noch in der ersten Hälfte des 13. Jh.s in Gebrauch. Da das hängende Wachssiegel im 11. Jh. selbst im Westen und Süden sehr selten vorkommt, gab Franz Eckhart dem Verdacht Ausdruck, daß das Siegel erst später auf die Urkunde des Guden gehängt wurde. Das Original befindet sich im Privatarchiv des Veszprémer Kapitels, Schachtel 11, Paloznak cs. Nr. 2. Vgl. Fejérpataky: *Oklevelek* II. *István korából* (Urkunden aus der Zeit Stephans II.), S. 9—12. F. Eckhart: *Die glaubwürdigen Orte Ungarns im Mittelalter.* Mitteil.des Inst. für österr.Geschichtsforschung, Ergbd. IX. Heft 2. S. 411. Anm. 2. SA. 1914. S. 19. Századok 1913. S. 648. Anm. 1. Szentpétery, Imre: *Magyar oklevéltan* (Ungarische Urkundenlehre) 1930. S. 48. Anm. 1.

Über das Siegel, das die obengenannte erste griechische Urkunde Stephans des Heiligen abschließt, erteilt der lateinische Text der Renovation König Kolomans aus dem Jahre 1109 bedeutende Aufschlüsse. Aus diesem geht hervor, daß die Urkunde, obwohl sie nach der byzantinischen Praxis in Rollenform (rotulus) gegeben war, keineswegs ein Gold-, Silber- oder Blei-, also Erzsiegel nach der Praxis der byzantinischen kaiserlichen und unteren Kanzleien besaß (bulla), sondern das dort nur sehr selten, sozusagen ausnahmsweise angewandte Wachssiegel. Auch die Renovation wurde später darum notwendig, weil gelegentlich eines Prozesses die mit Wachs verschlossene Urkunde geöffnet wurde, wobei auch das Siegel abbrach, wodurch die Urkunde ihre Gültigkeit verlor.[1])

Die nach ihrem Text glaubwürdigen lateinischen Gründungsurkunden Stephans des Heiligen wurden nach dem Ergebnis neuerer Forschungen von einem unbekannten deutschen kaiserlichen Kanzlisten verfaßt, der eine lange Zeit im Dienste Ottos III. verbracht hatte und im Sommer 1002 an den Hof des ungarischen Königs gekommen war. In der deutschen Diplomatik wird der nach Ungarn ausgewanderte Kanzlist, der die Grundlagen der lateinischen Urkundenpraxis in Ungarn schuf, nach dem Namen des damals tätigen deutschen Kanzlers Heribert C bezeichnet. Soweit aus der das Original nachahmenden Gründungsurkunde von Martinsberg und aus den überlieferten Umschriften festzustellen ist, hielt sich Heribert C nicht nur in der Textabfassung, sondern auch in der äußeren Ausführung an die Praxis der deutschen Kanzlei, obwohl er nachweisbar so wie in Deutschland auch in der Kanzlei Stephans des Heiligen auf beiden Gebieten manche Neuerungen eingeführt hat. So ist anzunehmen, was im folgenden eingehender nachgewiesen werden soll, daß er für Stephan den Heiligen nach dem Muster der damals modernsten großen deutschen kaiserlichen und königlichen Wachsthronsiegel ein Typar stechen ließ und naturgemäß auch das ungarische Königssiegel nach der damals noch ausschließlich üblichen deutschen Praxis durch „Durchpressen" auf den königlichen Gründungsurkunden befestigte. Die einzige Urkunde Stephans des Heiligen, die den äußeren Schein der Echtheit noch gewissermaßen besaß, die Gründungsurkunde von Martinsberg, büßte ihre von einigen

[1]) Vgl. die Zeilen 2—5 des lateinischen Textes in dem siegellosen Originalexemplar der Renovation des Königs Koloman in der Archivabteilung des Ungarischen Nationalmuseums. Fejérpataky: *Die Urkunden König Kolomans* S. 33. Die Auslegung s. bei Hóman, Bálint: *Szent István görög oklevele* (Die griechische Urkunde des hl. Stephan), Századok 1917. S. 239—240. SA. S. 54—55. Szentpétery, Imre: *Ungarische Diplomatik* S. 40—41. Über das Material der kaiserlichen und anderen Siegel von Byzanz vgl. Schlumberger: *Sigillographie de l'empire Byzantin.* Paris, 1884. S. 10. Über das Wachssiegel von Byzanz vgl. Fr. Dölger: *Der Kodikellos des Christodulos in Palermo.* Excurs II. *Die Urkundenarten im* 11. *und* 12. *Jh.* SA. aus dem Archiv für Urkundenforschung XI. (1929) S. 42.

verteidigte Glaubwürdigkeit abgesehen von anderen verdächtigen Erscheinungen zweifellos auch dadurch ein, daß sie nach einer von den gleichzeitigen deutschen kaiserlichen Urkunden abweichenden, um 100 Jahre moderneren Methode versiegelt war.[1])

Ludwig Baróti hat bereits 1896 zweifellos nachgewiesen, daß auf der Rückseite der Gründungsurkunde von Martinsberg gegenwärtig das Wachssiegel des Königs Koloman durch zwei senkrechte Parallelöffnungen mit durchgezogenen Lederstreifen eingehängt sei,[2]) deren Umschrift jedoch absichtlich vernichtet wurde. Zum Vergleich dient das ebenso eingehängte große Wachssiegel des gefälschten Exemplars der obenerwähnten Renovation des Königs Koloman, das unbeschädigt überliefert ist und einen Durchmesser von 100 mm hat (das Siegelbild beinahe 90 mm) (Abb. 1). Wie Valentin Hóman später nachwies, wurde dieses Siegel von dem Originalexemplar der Renovation im Archiv des Ungarischen Nationalmuseums auf ein Exemplar des Landesarchivs umgehängt,[3]) das für einen Prozeß in den Jahren 1285—1290 gefälscht worden war. Demnach weicht die noch sichtbare Zeichnung des auf die Privilegienurkunde von Martinsberg ebenfalls später eingehängten, sehr beschädigten Siegels von den Darstellungen der großen Wachssiegel der gleichzeitigen deutschen Kaiser und Könige — Otto III., Heinrich II. und Konrad II. — stark ab. Die Figur des thronenden Königs, der Faltenwurf seines Mantels, ferner die doppelt parallele Ausfalzung der Beine und die vorspringende Verzierung der Ecken des Thronstuhles sowie die Schwellungen des Thronpolsters sind von den Thronbildern der großen deutschen kaiserlichen und königlichen Wachssiegel um die Mitte des XI. Jh.s wesentlich verschieden.[4]) Auf dieser Grundlage sucht Ludwig Baróti das Vorbild des Siegels König Kolomans in dem auch in Faksimile mitgeteilten Siegel seines Zeitgenossen, des deutschen Kaisers Heinrich V. (1106—1125).[5]) Doch ist dieses aus dem Werk

---

[1]) Harry Bresslau: *Internationale Beziehungen im Urkundenwesen des Mittelalters.* Archiv für Urkundenforschung 1916. S. 19. Vgl. ebd. S. 42 u. 65—76. Excurs: Zu den Urkunden König Stephans von Ungarn. Vgl. die Ansicht Harold Steinackers. Mitteil. des Instit. für österr. Geschichtsforschung 1903. S. 138—139. Szentpétery: *Szent István király pécsváradi és pécsi alapitólevele* (Die Gründungsurkunden Stephans des Heiligen von Pécsvárad und Pécs), S. 5—11, 33—34, 51—52. Derselbe: *Magyar Oklevéltan* (Ungarische Urkundenlehre), S. 15—16, 36—40. Vgl. Jakubovich, Emil: *Magyar Nyelv* 1923. S. 78—79. Anm.

[2]) Baróti, Lajos: *A pannonhalmi apátság kiváltságlevele hitelességének kérdéséhez* (Zur Frage der Glaubwürdigkeit des Privilegbriefes von Martinsberg), Turul, 1896. S. 61—65.

[3]) Hóman: *A veszprémvölgyi 1109 évi oklevél hitelessége* (Die Glaubwürdigkeit der Urkunde von Veszprémvölgy aus dem Jahre 1109), Turul, 1911. S. 167—72.

[4]) Vgl. Turul 1896. S. 62.

[5]) Ebd. 1896. S. 65.

von C. H. Heffner: *Die deutschen Kaiser- und Königs-Siegel* (Würzburg 1875) ohne Band- und Seitenzahl in Faksimile mitgeteilte Siegel das erste große Wachssiegel Heinrichs V., das von dem Kaiser nur vom 21. Mai 1111 an bis zum 1. Dezember 1116 gebraucht wurde (Abb. 3). Dies konnte daher nicht das Vorbild des großen Wachssiegels des Königs Koloman vom Jahre 1109 sein.[1])

Meiner Ansicht nach ist die Ähnlichkeit des Siegels König Kolomans mit dem zweiten großen kaiserlichen Wachssiegel Kaiser Heinrichs IV. viel größer. Dieses Siegel, das der Kaiser in den Jahren 1091 bis 1101 gebrauchte, dürfte das Vorbild des ungarischen Königssiegels gewesen sein (Abb. 2).[2])

Gegen die Beweisführung Ludwig Barótis versuchte Ladislaus Erdélyi die Glaubwürdigkeit des Siegels von Martinsberg in Schutz zu nehmen.[3]) Daß jedoch seine Entgegnung nicht stichhaltig ist, geht aus dem Folgenden hervor.

Nach Stephan dem Heiligen ist Andreas I. der zeitlich nächste und außer den oben Angeführten der einzige Ungarkönig, über dessen Siegel einige Angaben vorliegen. Seine einzig bekannte Urkunde, die Gründungsurkunde der Benediktinerabtei von Tihany aus dem Jahre 1055, ist die unzweifelhaft älteste glaubwürdige Urkunde aus Ungarn.[4]) Ihr Verfasser, Bischof Nikolaus, der bei der Ausstellung der Urkunde den Notar nur vorübergehend ad hoc vertrat ('qui tunc temporis vicem procurabat notarii in curia regali'), war zweifelsohne ein Ungar.[5]) Daher zeigt

---

[1]) Vgl. Posse a. a. O. Bd. I. Taf. 19. Nr. 2. Heffner a. a. O. Taf. III. Nr. 29.

[2]) Das Siegel des Königs Koloman. Vgl. Fejérpataky: *Kálmán király oklevelei* (Die Urkunden des Königs Koloman), S. 87. Turul 1892. S. 136 und 1896. S. 63. *Millenniumi Magyar Nemzet Története* (Millennargeschichte der Ungarischen Nation), Bd. II. S. 221. — Das angeführte Siegel Heinrichs IV. s. Posse a. a. O. Bd. I. Taf. 17. Nr. 4. Jakubovich, Emil: Magyar Nyelv 1923. S. 78—79. Anm. Bartoniek, Emma: Turul 1924—25. S. 12. Anm. 1 u. 3. — Das Siegel König Kolomans, das an der Urkunde von Arbe aus dem Jahre 1111 hängt, ist nach dem Nachweis von Milan Šufflay samt der Urkunde eine um 1367 entstandene Fälschung. Századok 1905. S. 313 und 318. Szentpétery setzt die Zeit der Fälschung in das 13. Jh. Vgl. sein Kritisches Verzeichnis I. Nr. 44.

[3]) *Pannonhalmi Rendtörténet* (Ordensgeschichte von Pannonhalma), Bd. I. S. 57—58.

[4]) Das Original in dem Ordensarchiv der Erzabtei Pannonhalma: Tihany, Fasc. 1. Nr. 1. Das Faksimile der Urkunde s. *Pannonhalmi Rendtörténet* (Ordensgeschichte von Pannonhalma), Bd. X. S. 16—17 und Erdélyi, László: *A tihanyi apátság kritikus oklevelei* (Die zweifelhaften Urkunden der Abtei Tihany), S. 96—97. Paläographischer Text und Literatur in Jakubovich-Pais: *Ó-magyar olvasókönyv* (Altungarisches Lesebuch), Budapest, 1929. S. 18—25. Szentpétery: *Kritikai Jegyzék* (Kritisches Verzeichnis), Bd. I. Nr. 12. Jakubovich, Emil: *A tihanyi alapitólevél olvasásához* (Zur Lesung der Gründungsurkunde von Tihany), Magyar Nyelv 1923. S. 78—87 und 1924. S. 9—21.

[5]) Jakubovich, Emil: *Adalékok legrégibb nyelvemlékes okleveleink és krónikáink iróinak személyéhez* (Beiträge zu den Verfassern der ältesten ungarischen Urkunden und Chroniken mit Sprachdenkmälern), Magyar Nyelv 1924. S. 129—30.

seine Urkunde sowohl in der äußeren Form als auch in dem Aufbau einen starken Rückfall gegenüber den Urkunden des Hl. Stephan, die von dem in der Kanzlei von Otto III. eingeübten Scriptor verfaßt wurden. In einigen Äußerlichkeiten und in dem inneren Aufbau werden die deutschen kaiserlichen Urkunden wohl nachgeahmt, in anderen Eigentümlichkeiten aber zeigt die Gründungsurkunde von Tihany mit den gleichzeitigen französischen königlichen Urkunden Verwandtschaft.[1]) Diese große Urkunde war ursprünglich aus zwei Pergamentstücken zusammengenäht. Daher wurden zur größeren Glaubwürdigkeit zwei Siegel daran angebracht.[2]) Das erste war auf der Nahtlinie durch einen zwischen den beiden letzten Zeilen des oberen und den zwei ersten des unteren Pergamentblattes angebrachte Parallelöffnungen durchgezogenen Lederstreifen auf die Rückseite der Urkunde appliziert, um die Zusammengehörigkeit der beiden Stücke gleichsam auch amtlich zu betonen. Das andere Siegel ist auf der Rektoseite der Urkunde eingehängt, und zwar mit zwei durch zwei Paar Parallelöffnungen kreuzförmig durchgezogenen Lederstreifen, auf den leeren Raum zwischen den beiden Kolumnen steht der Zeugennamen. Gegenwärtig fehlen von der Urkunde beide Siegel. Das Vorhandensein des oberen hinteren Siegels wird durch die beiden Parallelöffnungen bewiesen; die bräunlichen, von Wachs glänzenden Spuren des vorderen unteren Siegels sind in einem Kreise von 90 mm Durchmesser an der bezeichneten Stelle deutlich erkennbar. 1402 sah man noch im Verlaufe eines Prozesses auf der bei der königlichen Kurie präsentierten Urkunde die beiden Siegel: duobus sigillis, uno a tergo et alio ab intra consignata.[3])

Diese unbestreitbar glaubwürdige Gründungsurkunde Andreas' I. vom Jahre 1055 hat eine gefälschte Doublette, welche nach den Forschungen von Ladislaus Erdélyi auf den Namen des Königs und seines Bruders Béla — der übrigens in der Schlußformel des Originals gleichfalls genannt ist — 1416 gefälscht wurde.[4])

Nach dem Vorbild des Originals wurden auf der falschen Urkunde am unteren Rande zwei Paar Parallelschnitte bzw. quadratförmig vier Einschnitte angebracht und auf den kreuzweise durchgezogenen Pergament-

[1]) Szentpétery: *Magyar Oklevéltan* (Ungarische Urkundenlehre). S. 41—44.

[2]) Die Sigillationsformel der Urkunde erwähnt diesen Umstand nicht. „Et ut hec descriptio rata atque inconvulsa permaneat, sigilli nostri impressione signauimus."

[3]) Erdélyi, László: *A tihanyi apátság kritikus oklevelei* (Die zweifelhaften Urkunden der Abtei Tihany), S. 13—14. *Pannonhalmi Rendtörténet* (Ordensgeschichte von Pannonhalma), Bd. X. S. 628. Das verschollene Siegel erwähnt bei Fejérpataky, Turul 1892. S. 134.

[4]) Erdélyi, László a. a. O. S. 57. Die Signatur der Fälschung im Archiv der Erzabtei Pannonhalma: Tihany, Fasc. I. Nr. 2. Literatur: Szentpétery, Kritikai jegyzék (Kritisches Verzeichnis), Bd. I. Nr. 13.

streifen ein Siegel befestigt. Die deutlichen Spuren des Siegels sind auf der Vorderseite der Urkunde auf dem Pergamentblatt in einem Kreise mit einem Durchmesser von 90 mm sichtbar. Von dem Siegel selbst klebt nur ein kleines Bruchstück auf den sich kreuzenden Pergamentstreifen. Auf dem Bruchstück ist der vierfache Faltenwurf vom Mantel des thronenden Königs in der Form eines mit der Spitze nach unten gekehrten Dreiecks zu sehen (Abb. 4). Ladislaus Erdélyi meint an einer Stelle, daß das Bruchstück trotz der gekreuzten Pergamentstreifen aus dem XIII. Jh. stamme. An anderer Stelle begegnet man bei ihm der Annahme, daß das Siegel der Originalgründungsurkunde auf die Fälschung übertragen worden sei, die nach dem Text ursprünglich nur mit dem Siegel des Prinzen Béla besiegelt war.[1]) Die beiden Ansichten widersprechen einander; somit kann entweder nur die eine oder nur die andere richtig sein. Unserer Ansicht nach jedoch sind beide Annahmen falsch. Viel wahrscheinlicher ist, daß bei der Fälschung der im Namen des Prinzen Béla besiegelten Urkunde dem falschen Text entsprechend mit einem falschen Typar auch ein Siegel gefälscht wurde.

Zwar begegneten wir oben zwei Fällen, in denen die Fälscher tatsächlich die Glaubwürdigkeit ihrer Fälschungen durch das Umhängen von Siegeln echter Urkunden zu erhöhen trachteten, doch liegen auch unzählige Fälle vor, daß man gelegentlich auch die Prägung falscher Stempel nicht scheute, obwohl es bekannt war, daß man bei Prozessen die Untersuchung vor allem auf die Echtheit des Siegels richtete.[2]) Das Siegelbruchstück der 1416 auf den Namen des Prinzen Béla gefälschten, aus 1055 datierten Urkunde von Tihany dürfte wohl auch ein Stück einer solchen Siegelfälschung sein. Der auf dem Bruchstück sichtbare Faltenwurf des Königsmantels ist nämlich auf keinem ungarischen Königssiegel des 13. Jh.s zu finden. Nur in dem ganz unwahrscheinlichen Falle konnte das Bruchstück ein Teil des Originalsiegels sein, wenn dieses in den letzten 150 Jahren von dem Original auf die Fälschung übertragen worden wäre. Georg Pray († 1801) sah nämlich das Bruchstück des Siegels des Königs Andreas I. noch am Ende des XVIII. Jh.s auf der Originalurkunde. In seiner posthumen Siegelkunde *Syntagma historicum de sigillis regum et reginarum Hungariae*, das 1805 in Ofen von seinem einstigen Jesuiten-

---

[1]) *Pannonhalmi Rendtörténet* (Ordensgeschichte von P.-Martinsberg), Bd. X. S. 21, wo auch das Bild des Siegelbruchstückes mitgeteilt wird. Derselbe: *A tihanyi apátság kritikus oklevelei* (Die zweifelhaften Urkunden der Abtei Tihany) S. 14—15. Der Sigillationstext der falschen Urkunde lautet: Et ut hec descriptio rata atque inconvulsat permaneat, sigilli eiusdem dilectissimi fratris nostri B(ele) ducis impressione signavimus. *Pannonhalmi Rendtörténet*, Bd. X. S. 494.

[2]) Über die Siegelfälschungen zahlreiche Angaben in Szentpéterys: *Ungarische Urkundenlehre* S. 70—71 und 250—57.

Ordensbruder, dem bekannten Archäologen und Numismatiker Stephan Schönwisner, herausgegeben wurde, behandelt Pray eingehend in Wort und Bild jene Abbildung des Metallsiegels oder Stempels König Andreas' I., welche ihr erster Besprecher, Mathias Bél, wahrscheinlich nur aus der Zeichnung seines Zeitgenossen, Paul Stephan Munkátsy, gekannt hatte.

Die Zeichnung erschien zum ersten Male mit einer kurzen Anmerkung auf Seite 66 des *Hungariae antiquae et novae Prodromus* von Mathias Bél, Nürnberg 1723. Die Umschrift lautet: † ANDREAS DEI GRACIA VNGARIORVM REX. Von zwei Kreislinien umgeben, wird der König, auf einem einfachen Thronstuhle sitzend, in Königsmantel, mit einer mit drei Kreuzen verzierten, offenen Krone, in seiner Rechten eine Blume (Lilie), in der Linken aber den Reichsapfel mit Kreuz haltend dargestellt (Abb. 5). Mathias Bél hielt den dargestellten Gegenstand für eine Münze oder Erzbulle und schrieb ihn Andreas II. zu.[1]) Dieser chronologische Irrtum wurde im *Ungarischen Magazin* Preßburg, 1783, Bd. III, Heft 3, S. 258—61 von Stefan Schönwisner berichtigt, der treffend bemerkt, daß Ungariorum rex nur Andreas I. sein könne. Denn der ungarische Königstitel sei in der Form „Ungrorum, Ungariorum, Ungarorum Rex" nur im 11. Jh. geschrieben worden. Der Titel Andreas II. aber sei in seinen Urkunden und auf seinen Siegeln stets Vngariae Rex. Er beruft sich auf Lambert von Schaffnaburg, der in seiner Chronik bei der Jahreszahl 1061 über Andreas I. folgendes schreibt: „Andreas Rex Ungariorum videns Belem quemdam propinquum suum regnum affectare, & Ungarios etc."[2]) Doch nicht nur auf Grund der Umschrift schreibt Schönwisner das Siegel Andreas I. zu, sondern auch die Darstellung der Königsfigur weist in allen Zügen auf den Geschmack des 11. Jh.s hin. Die Krone des Königs — meint er weiter — stimme vollkommen mit jener überein, die auf den Silberdenaren seines Sohnes Salomon auf dem Haupt des Königsbildes zu sehen sei. Da auch er den Gegenstand nicht kennt, hält er ihn für ein Erzsiegel, wie es auch die dänischen Könige gebrauchten, und meint, daß an der Rückseite der Kupferplatte ein Haken oder eine Öse gewesen sein mag, mit deren Hilfe es auf den Urkunden befestigt wurde, da zur Zeit Andreas' I. Hängesiegel noch nicht im Gebrauch gewesen seien.

Martin Schwartner nimmt in der ersten Ausgabe der ersten ungarländischen Urkundenlehre: *Introductio in artem diplomaticam praecipue*

[1]) Id quoque operam dabimus, ut, si fieri possit historiam regum singulorum, ex numis suis, aut bullis, illustremus: cuius quidem conatus specimen, ista, Regis ANDREAE Hierosolymitani, maioris moduli, icone, exhibemus. VNGARIORVM ille REX, in nummo, vel bulla potius aerea, dicitur, ex more aetate illa, usitatissimo, id quod me monuit P. Stephanus Paullus Munkatsy, vir, harum rerum, curiosissimus, cui et icona, in acceptis fero.

[2]) S. unten diese Angabe der Annales des Lambertus Herschfeldensis aus dem Jahre 1061. Mon. Germ. Hist. Script. Bd. V. S. 161.

Hungaricam Pest, 1790, S. 137 die Zeitbestimmung von Schönwisner an, hält aber die Frage, ob die ungarischen Könige Kupferbullen gebrauchten, noch für strittig. In der zweiten Ausgabe seines Werkes (Ofen, 1802, S. 163—64) beschäftigt er sich eingehend mit der Erzbulle oder dem Typar von Mathias Bél und bemerkt zur umstrittenen Frage, daß die dänischen Könige in der Tat Erzsiegel gebraucht haben sollen.[1]).

Pray selbst bespricht in dem 2. Abschnitt seiner obenerwähnten Siegelkunde bei der Behandlung des Materials der Typare unter dem Titel: *Quid de bulla aerea, quam Celeberrimus Mathias Belius Andreae II. regi tribuit, censendum?* eingehend, daß die ungarischen Könige nach ausländischem Vorbilde ihre Siegelringe sicher aus Gold und Silber, aber auch ihre Stempel aus Edelmetall oder Erz herstellen ließen. Er weist durch mehrere Urkunden nach, daß diese in Ungarn von Goldschmieden gestochen wurden. Auch die von Bél Andreas II. fälschlicherweise zugeschriebene Erzbulle hält er für ein solches Typar. Seiner Ansicht nach geht bereits aus dem Königstitel unzweifelhaft hervor, daß der Gegenstand der Stempel Andreas' I. gewesen sei, doch sehe auch die Darstellung, die er mit geringen Änderungen mitteilt, dem Siegelbruchstück sehr ähnlich, das er auf der von Andreas' I. herausgegebenen Gründungsurkunde von Tihany mit eigenen Augen gesehen habe.[2]).

Somit wird der Gegenstand von den Forschern für eine Münze, Medaille, Kupferbulle oder Typar gehalten, das von den Fachkundigen zuletzt Paul Stefan Munkátsy gesehen hat, der seine Abbildungen zu Beginn des 18. Jh.s Mathias Bél mitteilte.

Es war für mich besonders aufschlußreich, als ich das Original der aus dem *Prodromus* von Bél, aus dem *Syntagma* von Pray und dem ersten Band der Szalay-Barótischen Ungarischen Geschichte wohlbekannten Siegelabbildung[3]) 1930 unter den in dem Veszprémer Komitatsmuseum ausgestellten Münzen und Medaillen erblickte. Allein ich mußte bald auch die Frage stellen, welchem Zweck wohl die Metallplatte in der Größe einer Kinderhandfläche dienen mochte, die mit einer Öse versehen, ein Reliefguß ist, und in ihrer Umschrift und in der Darstellung des thronenden Königs tatsächlich den Charakter des 11. Jh.s an sich trägt. Sie kann

[1]) Vgl. die ungarische Übersetzung von Schwartners Werk durch Johann Perger, Pest, 1821. S. 82—83.

[2]) Ac hujusmodi quidem fuisse existimo bullam aeream quam Celeberrimus Belius falso Andreae II. regi tribuit ... Quo fit, ut bullam aeream Belii, typarium Andreae I. fuisse mihi persuadeam. Iconismus enim, quem is exhibet, simillimus est fragmento sigilli, quod litteris fundatae ab Andrea I. Abbatiae de Tihan appensum vidi. Pray: *Syntagma* 7—8.

[3]) Bd. I. S. 164. Die Zeichnung Edmund Tulls mit falscher Rekonstruktion nach der Abbildung 7 der Taf. VI. von Prays *Syntagma* angefertigt, gibt den Königstitel in der Form „VNGARORVM REX" wieder.

keine zeitgenössische Gedenkmünze oder kein Kupfersiegel sein. Auch kein Typar, da die Umschrift und die Abbildung — wie bereits erwähnt — in Relief gegossen und nicht eingeschnitten ist und das Ganze auch viel kleiner als die Königssiegel ist. Handelt es sich wohl um eine Fälschung? Die Metallplatte war bereits 1723 bekannt! Wann und warum hätte man sie fälschen sollen? Im Mittelalter kaum, da man für die Fälschung keine praktische Verwendung finden konnte. Ein falsches Siegel konnte damit nicht abgedrückt und auf eine falsche Urkunde angebracht werden. Die Fälscher hatten im Mittelalter den Scheiterhaufen zu gewärtigen, ihr Gut und Leben stand auf dem Spiel. Daher waren sie bestrebt, womöglich die echten Siegel nachzuahmen, da die Siegeluntersuchung sehr streng und umständlich war. Mit solchen nie praktisch verwertbaren Kuriositäten hätten sie sich gewiß nicht den erwähnten Gefahren ausgesetzt.

Die Herstellung solcher Fälschungen war auch im 17. oder zu Beginn des 18. Jh.s nicht lohnend, da es noch keine Sammler in Ungarn gab, die sie bezahlt hätten. Und wer konnte wohl der gelehrte Fälscher sein, der die ungarischen Denkmäler besser kannte als Mathias Bél und den Charakter des 11. Jh.s in Umschrift und Bild so treu zum Ausdruck brachte. Selbst Mathias Bél irrte anderthalb Jahrhunderte in der Zeitbestimmung. Freilich dürfte den Guß auch ein Meister nachgemacht haben, der das Originalsiegel Andreas' I. noch kannte. Der Nachweis dieses Umstandes allein wäre schon ein Gewinn für die ungarische Sphragistik. Doch taucht hier wieder die Frage auf, was wohl der Verfertiger damit wollte? Warum versah er ihn mit einem Henkel? Hiermit beraubte er ihn des Siegelcharakters und ließ Zweifel an seiner Echtheit aufkommen.

Durch die Heranziehung der ausländischen Fachliteratur konnte ich nur das Zeitgetreue der Umschrift und der Darstellung feststellen, allein die Echtheit und der ursprüngliche Zweck waren nur durch einheimische Analogien befriedigend zu bestimmen.

Im Frühjahr 1933 stellte mir durch die Vermittlung von Dr. Paul Lukcsics, Professor am Eötvös-Collegium in Budapest, Julius Rhé, Direktor des Komitatsmuseums in Veszprém, Gipsabgüsse, Lichtbilder, Beschreibung und Maße des Denkmals zur Verfügung (Abb. 6).[1])

Das Gewicht der kreisförmigen, an eine Denkmünze erinnernden Bronzeplatte beträgt 56,7 gr, ihr Durchmesser ohne Henkel 59—60 mm, die Dicke 2—3 mm. Auf der glatten, abgenutzten Rückseite ist keine Darstellung. Der vorgebeugte Henkel bildet ein Rechteck zur Fläche der Münze. Der Henkel ist 9 mm hoch, 7 mm breit, seine Öffnung 3 mm. Der Gegenstand kam 1911 als Gabe von Nikolaus Hets in das Komitats-

[1]) An dieser Stelle sei Herrn Direktor Gyula Rhé für seine Gefälligkeit und Herrn Dr. László Nagy, Custos des Museums des Komitates Veszprém, für die Anfertigung des Gipsabgusses und der Lichtbilder nochmals herzlich gedankt.

museum. Seine Inventarnummer ist 3474. Da der Spender bereits verschieden ist, können der vorherige Besitzer, der Fundort und die Umstände des Auffindens nicht mehr ermittelt werden. Somit ist auch unsicher, ob Paul Stefan Munkátsy seine Zeichnung nach diesem Exemplar verfertigte. Ein Gipsabguß des Exemplars von Veszprém befindet sich im Archiv des Ungarischen Nationalmuseums (Inv.-Nr. 1909/20), wohin er als Geschenk der Historischen Abteilung kam. Woher er jedoch dahin kam, ist nicht mehr zu bestimmen.

Obwohl die Darstellung des Königs auf dem primitiven Guß recht plastisch wirkt, ist die Linienführung und die Zeichnung nicht so scharf und sicher wie auf dem von Bél mitgeteilten Bild. Auch die Umschrift ist nicht tadellos, die drei letzten Buchstaben des Königsnamens sind derart verschwommen, daß man sie nur vermuten, aber nicht lesen kann.

Setzt man die Zeichnung von Munkátsy neben das Original, ist gleich zu sehen, daß sie nicht als getreu bezeichnet werden kann. Der gute Pater war nicht imstande, die einfache und primitive Starrheit des Originals wiederzugeben. Er stellte die Figur des thronenden Königs mit detaillierter Kleinlichkeit dar, verlieh ihr einen barocken Schwung und schmückte sie mit barocken Schnörkeln. Statt des oberflächlich behandelten und stark abgenutzten Königshauptes, von dem auf dem Original nur die charakteristisch schiefgeschnittenen Augen erkennbar sind, zeichnet er ein porträtartiges Gesicht mit Bart und setzt ihm eine mit drei Kreuzen geschmückte Krone auf den Kopf, die auf dem Original viel mehr zu vermuten als zu sehen ist. Der Königsmantel des Originals mit seinen drei bis vier starren Falten wird in einen reichen Faltenwurf umgestaltet, auf die Arme und Beine zeichnet er beinahe eine Panzerung, ändert den einfachen, unverzierten Thronstuhl und verzeichnet in der Rechten des Königs die zeitbestimmende Blume, die Lilie. Die von Pray mitgeteilte Zeichnung ändert die erste Darstellung und entfernt sich noch mehr von dem Original. Wohl vereinfacht sie die mit kleinlicher Sorgfalt ausgeführte Darstellung Munkátsys, verdirbt aber die von ihm mehr oder weniger gut getroffenen Umrisse. Am auffallendsten ist die willkürliche Änderung des Gesichtes und des Königsmantels. Die auf dem Original zu beiden Seiten des Königs hervorschwellenden Thronpolster betrachtet Munkátsy als den Thronsessel schmückende Kugeln, wogegen sie Pray zu Falten des Königsmantels verzerrt. Vergleicht man nun unseren Guß mit den Thronsiegeln der westlichen Herrscher des 11. Jh.s mit denen der englischen und französischen Könige, der deutsch-römischen Kaiser und Könige, so wird die Glaubwürdigkeit unseres Denkmals immer sicherer. Nimmt man also an, daß er eine Fälschung aus dem 17. oder dem beginnenden 18. Jh. ist, so muß der Fälscher ein wahrhaftig scharfäugiger und disziplinierter Nachahmer und ein gebildeter Sphragistiker gewesen sein, der sogar Mabillon, den Vater der

Urkundenlehre und Sphragistik, übertroffen hätte. Mabillon kannte ja nur die Siegel der französischen Könige im Mittelalter, und die steifen primitiven Siegeldarstellungen werden auf den Stichen seiner Diplomatik in Barockfiguren mit Bart und schnörkelig gezeichneter Kleidung umgewandelt. Noch weniger vermag sich der Graphiker der ersten deutschen Sphragistik des Joh. Mich. Heineccius von dem Zeitgeschmack zu befreien.[1])

Unser Denkmal ist in seiner Darstellung ein vollkommenes Ebenbild des in Deutschland in den letzten Jahren des 10. Jh.s (997—998) verbreiteten großen Wachsthronsiegels, das man mit entsprechenden Änderungen in Frankreich um 1035 und in England um 1050 übernahm. Auch die Umschrift des Gusses ist streng zeitgetreu, und wie bereits erwähnt, hat schon Stefan Schönwisner auf den zeitbestimmenden Wert der Umschrift hingewiesen.

Das Kreuz am Anfang der Legende steht schief, da es die Fortsetzung der Lilie bildet, die der thronende König in seiner rechten Hand hält und die die innere Kreislinie streift. Daher beginnt die Umschrift nicht über dem Königshaupte, wie dies bei Siegelumschriften allgemein üblich ist, sondern ein wenig links davon. Auch die Umschriften der Wachssiegel mit dem Brustbild der deutschen Kaiser und Könige beginnen im 10. Jh. stets auf der linken Seite, bei der Rechten des ein Zepter haltenden Herrschers; auf dem Siegel mit dem Brustbild Heinrichs II. aus dem Jahre 1002 beginnt die Legende unter der rechten Hand des Königs.[2])

Die Legende des Denkmals in Kapitelschrift ist stellenweise verschwommen oder abgenutzt und lautet: Andr(eas) Dei Gracia Vngariorvm Rex. Die Umschrift entspricht vollkommen der westlichen Praxis im 11. Jh. Dem Kreuz am Anfang der Legende folgt der Name des Herrschers im Nominativ. Wie bereits erwähnt, weichen von dieser Praxis im 11. Jh. nur die mit dem Worte „Sigillum" eingeleiteten Legenden der Siegel des ungarischen Königs Ladislaus und des Königs von England, Edwards des Bekenners (1043—1066), ab. Die Devotionsformel lautet auf den französischen königlichen und deutschen kaiserlichen und königlichen Siegeln — soweit sie vorliegt — von der zweiten Hälfte des 10. Jh.s an fast ausnahmslos und im 11. Jh. stets: DEI GRATIA, früher oft GRATIA DEI und ist dem Königstitel vorangestellt. In beiden Formen kommt sie gekürzt als GR(ati)A D(e)I oder D(e)I GR(ati)A vor. Falls das Wort Gratia ausgeschrieben ist, finden wir es überwiegend mit -ti- geschrieben, doch kommt es bereits im 10. Jh. sowohl auf den deutschen, als auch auf den französischen Majestätssiegeln auch mit c vor. So lautet die Umschrift

[1]) Joh. Mich. Heineccius: *Syntagma historicum de veteribus Germanorum, aliarumque nationum sigillis.* Francofurti et Lipsiae, 1709. Editio altera ibidem 1719.

[2]) Posse a. a. O. Taf. 5—9 und Taf. 11. Nr. 1.

auf dem mit dem Brustbild versehenen Siegel des französischen Königs Lothar II. (954—986) zwischen zwei punktierten Linien: LOTHARIVS: DEI · GRACIA: REX · FRANCORVM.[1]) Auf zwei Brustsiegeln (aus dem Jahre 984 und auf dem in den Jahren 985—996 benutzten) und auf dem ersten Thronbildsiegel (vom Jahre 997—998) des deutschen Kaisers und Königs Otto III. ist das Wort gracia mit c geschrieben. Die Umschrift der beiden ersten ist: OTTO D(e)I GRACIA REX, die des letzteren: OTTO D(e)I GRACIA ROMANORV(m) IMP(erator) AVG(ustus).[2])

Daher ist gegen die Echtheit unseres Denkmals nichts einzuwenden, weil seine Legende das Wort „gracia" mit c schreibt.

Auf den Majestätssiegeln der westlichen Herrscher des 10.—11. Jh.s ist niemals der Name ihres Landes, sondern der ihres Volkes im Pluralgenitiv zu lesen: Francorum rex, Anglorum rex, Romanorum imperator augustus. Auf unserem Denkmal ist der Titel Andreas'I.: Vngariorum rex.

Die Original- und zuverlässigen ungarischen Quellen aus dem 11. Jh. schreiben den Titel der ungarischen Könige in den Varianten: κράλης πάσης οὐγγρίας, Ungrorum rex, Pannoniorum rex, Rex Ungarie, Vngarorum und Ungarorum rex.[3])

Kann demnach der Königstitel auf unserem Erzsiegel als zeitgetreu betrachtet werden? Nicht nur als zeitgetreu, sondern, wie es bereits Schönwisner bemerkte, zeitbestimmend. „Die westlichen lateinischen Quellen vom 10. und vom Beginn des 11. Jh.s nennen die Ungarn überwiegend Ungri." Doch kommt bereits früh, zu Beginn des 10. Jh.s, auch der Volksname Ungari vor. „Neben der Form Ungri und Ungari taucht in einigen deutschen Quellen im 10. Jh. auch eine dritte Namensform, Ungarii, auf." „Die Mitte des 11. Jh.s bedeutet eine Wendung in der Geschichte des Wortes. Die Form Ungri kommt in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in den Quellen nur äußerst selten vor. Sie wurde durch die Formen Ungari und Ungarii gänzlich verdrängt.

---

[1]) S. die Abbildung in J. Roman: *Manuel de sigillographie Française.* Paris, 1912. S. 73. Die Umschrift des Siegels des Burgundenkönigs Rudolf II. aus dem Jahre 932: RODVLFVS GRACIA D(e)I REX: die Lothars II. aus dem Jahre 967: LOTHARIVS DEI GRACIA REX; die des Franzosenkönigs Robert aus dem Jahre 997: ROBERTVS GRACIA D(e)I FRANCORV(m) REX. Ebd. 230—31.

[2]) Posse a. a. O. Taf. 9. Nr. 3 u. 4 und Taf. 10. Nr. 1.

[3]) Vgl. Melich, János: *Magyar Könyvszemle* 1904. S. 115. Šufflay, Milán: Turul 1906. S. 47. Nagy, Géza: *A magyar királyok címe a XI. században* (Der Titel der ungarischen Könige im 11. Jh.), Turul 1906. S. 112—116. Šufflay, Milán: *Szent István király címe* (Der Titel König Stephans des Heiligen), Turul 1907. S. 87—88. Erdélyi, László: *Szent István király címe* (Der Titel König Stephans des Heiligen), Turul 1907. S. 149—51. Hóman, Bálint: *A magyar nép neve és a magyar király címe a középkori latinságban* (Der ungarische Volksname und der ungarische Königstitel im mittelalterlichen Latein), Történeti Szemle 1917—18. SA., S. 43—73.

Diese beiden Formen wurden seit der Mitte des 11. Jh.s allgemein. Sie werden gleichzeitig und nebeneinander gebraucht." „Der ungarische König wird in den westlichen lateinischen Quellen des 11. Jh.s König der Ungarn, nicht aber König von Ungarn genannt. Um die Mitte des 11. Jh.s begegnet man den Ausdrücken rex Ungrorum, rex Ungarorum und rex Ungariorum, die nach dem beliebigen Gebrauch des Verfassers bis zum Beginn des 12. Jh.s in den Quellen parallel vorkommen." Valentin Hóman führt in seiner wertvollen Abhandlung: *A magyar nép neve és a magyar király címe a középkori latinságban* (Der Name des ungarischen Volkes und der Titel des ungarischen Königs im mittelalterlichen Latein) — aus welchem Werke auch die obigen Zitate genommen sind — eine ganze Reihe von Quellen aus dem Mittelalter an, in denen das Ungartum „Ungarii, -orum", der Ungarkönig aber ebenso, wie auf unserem Denkmal, rex Ungariorum genannt werden.[1])

Im folgenden mögen einige zeitgenössische Angaben über den ungarischen Königstitel angeführt werden:

Wiponis: *Vita Chuonradi imperatoris.* 1029: „Stephano regi Ungariorum", 1030: „Stephanus rex Ungariorum". Mon. Germ. Hist. Script. Bd. XI, S. 268.

Annales Necrologici Fuldenses: 1038: „Obiit Stephanus rex Ungariorum". Ebd. XIII. 212. *Annales Augustani:* 1031: „Pax cum Stephano rege Ungariorum facta est." 1041: „Ungarii fugato Petro Obonem regem faciunt." 1046: „Ungarii Petro excaecato, Andream regem constituunt." Ebd. III, 125—125. *Annales Wirziburgenses:* 1037: „Stephanus christianus Ungariorum rex obiit." 1041: „Petrus quoque Ungariorum rex", 1042: „Ovo rex Ungariorum", 1047: „Petrus rex Ungariorum." Ebd. II, 243—244.

Herimanni Augiensis Chronicon: 1031: „Pax cum Stephano rege Ungariorum". Ebd. V, 121, 1042: „Ovo Ungariorum tyrannus". Ebd. 124, 1044: Heinrich III. deutsch-römischer König „Ungarios petentes lege Baioarica donavit". Ebd. 125, 1052: „Andreaque rege Ungariorum". Ebd. 131.

Lamberti Herschfeldensis (*Schaffnaburgensis*) *Annales:* 1040: „Petrus Ungariorum rex". Ebd. V, 152, zum Jahr 1061, siehe die oben angeführte Angabe von Schönwisner. Ebd. 161, 1074: „Salomon rex Ungariorum". Ebd. 216, 1076: „uxor Salomonis regis Ungariorum". Ebd. 247.

Hierdurch glauben wir nachgewiesen zu haben, daß jedes Wort der Umschrift der Zeit Andreas' I. entspricht und gegen keinen Buchstaben etwas einzuwenden ist.

---

[1]) Történeti Szemle 1917—18. SA., S. 9, 13—15, 30. Vgl. Magyar Nyelv 1918. S. 64—67.

Nun soll die Darstellung des thronenden Königs einer genauen Untersuchung unterworfen werden.

Pray, der das Bruchstück des Siegels der Gründungsurkunde von Tihany noch gesehen hatte, fand es der Zeichnung (iconismus) unseres Erzsiegels sehr ähnlich (simillimus). Andreas I. bestieg den Thron 1046 und ließ wahrscheinlich bereits in den ersten Jahren seiner Regierung einen Siegelstempel gravieren. Als Vorbild dienten ihm gewiß die Majestätssiegel der westlichen Herrscher: die der deutsch-römischen Könige und Kaiser, der franz. Könige oder die seiner ungar. Vorgänger. Welche Verwandtschaft zeigt nun unser Erzsiegel mit den obengenannten? Zunächst kommen hier die vor 1046 gebrauchten Wachssiegel seines großen Gegners, später Mitvaters, des deutsch-römischen Königs, bald Kaiser Heinrichs III. (1039—56), in Betracht. Das erste zwischen 1039—46 und zweite zwischen 1042—47 benutzte königliche, sogar das 1047—56 gebrauchte kaiserliche Wachssiegel Heinrichs zeigt auffallende Ähnlichkeiten mit dem Königsbild unseres Erzsiegels. Während aber der König auf unserem Denkmal in seiner Rechten eine Blume (Lilie), in der Linken aber einen Reichsapfel mit Kreuz hält, sehen wir auf dem ersten und zweiten Königssiegel Heinrichs III. in der Rechten des Königs ein langes, mit einer Taube geschmücktes Zepter, in der Linken aber auf dem ersten Siegel eine Kugel ohne Kreuz, auf dem zweiten dagegen einen langen Stab mit Knopf.[1]) Demselben Stab begegnen wir auf seinem ersten kaiserlichen Wachssiegel in der linken Hand des thronenden Kaisers, wogegen er in der Rechten einen Reichsapfel mit Kreuz hält. Das zweite kaiserliche Wachssiegel (gebraucht 1052—56), das die Siegel der deutschen Kaiser, Otto I.—III., nachahmende Brustbildsiegel, ist mit dem unserigen nur insofern verwandt, als auch auf diesen der Kaiser den Reichsapfel mit Kreuz in seiner Linken hält.[2]) Die Wachssiegel des zeitgenössischen deutsch-römischen Kaisers und Königs konnten demnach dem Siegel Andreas' I. nicht als Vorbild dienen.

Bei einer oberflächlichen Untersuchung könnte man an einen französischen Einfluß denken. Auf dem Wachssiegel Heinrichs I. (1031—60), der ein Zeitgenosse Andreas' I. auf dem französischen Throne war, aus dem Jahre 1035, das das erste französische Thronsiegel ist, sehen wir unserem Erzsiegel entsprechend in der Rechten des Königs eine Blume (Lilie) (Abb. 7).[3]) Diese Blume (Lilie) ist ein charakteristisches Motiv der französischen Majestätssiegel im Mittelalter. Nach J. Mabillon ist es das Symbol der königlichen Macht (Lilium regiae potestatis symbolum).[4])

[1]) Posse, Taf. 14. Nr. 1 u. 2.

[2]) Posse, Taf. 15. Nr. 1 u. 2.

[3]) J. Roman a. a. O. Pl. IV. 1.

[4]) *De re diplomatica libri VI.* Paris, 1709. S. 143—145.



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17



Abb. 18



Abb. 19



Abb. 20

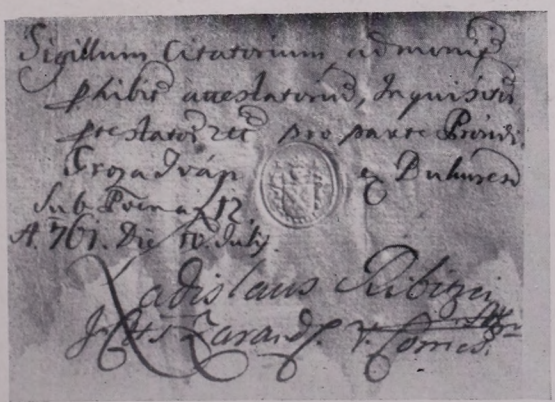


Abb. 21

BIBLIOTHECA ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE
MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVTÁRA
BUDAPEST

Wir finden es bereits auf dem Brustbildsiegel der ersten Capetinger: auf dem Siegel vom Jahre 989 des Hugo Capet (987—996) und auf dem seines Nachfolgers Robert (996—1031), aus den Jahren um 997, ferner auf den Thronsiegeln der langen Reihe der Könige nach Heinrich I., und zwar stets in der Rechten des Königs. In der Linken hält er auf den beiden ersten Siegeln eine Kugel ohne Kreuz, auf den letzteren ein Zepter.[1])

Auf dem ersten englischen Thronsiegel Edwards des Bekenners, des Zeitgenossen Andreas' I. auf dem englischen Throne (1043—66), aus den Jahren um 1050 sehen wir in der Rechten des Königs ein Zepter mit Trifolium, in der Linken eine Kugel.[2])

Der Nachweis des Blumenmotivs auf den Siegeln der zeitgenössischen englischen und französischen Könige bietet mangels anderer Übereinstimmungen noch keineswegs einen Beweis für das Zeitgetreue der Darstellung unseres Denkmals. Auch diese konnten somit die unmittelbaren Vorbilder unseres Siegels nicht sein, doch leitet die Untersuchung der Entwicklung der Lilie als königliches Machtsymbol unsere Forschung in richtige Bahnen. Die Lilie der Capetinger kommt nämlich nicht nur auf den Siegeln der französischen königlichen Nachfolger vor, sondern auch Otto III. nahm sie bereits gleichzeitig mit dem französischen König Robert in sein erstes deutsches kaiserliches Thronsiegel auf. Wie König Robert auf seinem Brustbildsiegel in seiner Rechten eine Lilie, in der Linken aber einen Reichsapfel ohne Kreuz hält, so finden wir die Herrscherinsignien mehr als 30 Jahre hindurch in den Händen der thronenden Herrscher auf den acht großen Wachssiegeln der drei Zeitgenossen Stephans des Heiligen: Otto III. (1002), Heinrich II. (1024) und Konrad II. (1039). Diese acht voneinander nur in Kleinigkeiten abweichenden kaiserlichen und königlichen Siegel sind die folgenden:

1. Das erste kaiserliche Thronsiegel Ottos III., gebraucht 997—98. (Posse, Taf. 10. Nr. 1. Abb. 8.)

2. Das zweite königliche Thronsiegel Heinrichs II., gebraucht 1002—13. (Ebd. Taf. 11. Nr. 2. Abb. 9.)

3. Das erste kaiserliche Thronsiegel Heinrichs II., gebraucht 1014 bis 1023. (Ebd. Taf. 11. Nr. 3.)

4. Das 1025 gebrauchte zweite königliche Thronsiegel Konrads II. (Ebd. Taf. 12. Nr. 2.)

5. Das 1025 gebrauchte dritte königliche Thronsiegel Konrads II. (Ebd. Taf. 12. Nr. 3. Abb. 10.)

---

[2]) Mabillon a. a. O. S. 144 und Tab. XXXVIII—XLII. S. 421—28. J. Roman a. a. O. S. 73. Pl. III. 2. IV. 1. *Trésor de numismatique et de glyptique. Sceaux des rois et reines de France.* Paris, 1834. Pl. II. 6—7., III. 1—2.

[2]) Wyon: *The great seals of England.* London, 1887. 3. und Pl. I. 5.

6. Das 1025 gebrauchte vierte königliche Thronsiegel Konrads II. (Ebd. Taf. 12. Nr. 4.)

7. Das 1026—29 gebrauchte erste kaiserliche Thronsiegel Konrads II. (Ebd. Taf. 12. Nr. 5), und schließlich

8. das 1028 gebrauchte zweite kaiserliche Thronsiegel Konrads II. (Ebd. Taf. 13. Nr. 1.) — Diese sind, abgesehen von unwesentlichen Abweichungen in ihrem Thronbild, die vollkommensten Ebenbilder des ungarischen Siegels. Die Körperhaltung des Herrschers, die Stellung seiner in dem Ellbogen gebogenen und ausgebreiteten Arme und seiner Beine und Füße, die wenig sichtbare bereifte Krone, der vordere Teil seines Königsmantels, der von den Schultern dreieckig herunterhängt und starre Parallelfalten wirft, sind auf den genannten Siegeln und unserem Denkmal völlig gleich. Nur in der Verzierung des Thronstuhles und in der Anordnung der Thronkissen ist eine unwesentliche Abweichung da. Von allen anderen unterscheidet sich das ungarische Siegel darin, daß das Thronbild von einer Kreislinie umgeben ist und der König in seiner Linken nicht eine einfache Kugel, sondern einen Reichsapfel mit Kreuz hält und daß die Umschrift auch unter dem — übrigens gleich aufgestellten — Thronschemel fortläuft. Diese Verschiedenheiten betreffen jedoch keineswegs das Zeitgetreue der Darstellung. Der Reichsapfel mit Kreuz ist auf den kaiserlichen Siegeln Ottos I. und II. und auf dem königlichen Ottos III., ferner auf dem 1002 gebrauchten königlichen Brustbildsiegel Heinrichs II.,[1]) später auch auf mehreren Thronsiegeln Konrads II., Heinrichs III. und IV. zu finden.[2])

Die Kreislinie um das Siegelbild ist auf dem großen kaiserlichen, 996—97 gebrauchten Wachssiegel mit der stehenden Figur Ottos III.,[3]) auf seinen in den Jahren 998—99 und 999—1000 gebrauchten Bleibullen,[4]) ferner auf dem königlichen Thronsiegel Konrads II. aus dem Jahre 1025[5]) und — wie oben erwähnt — auf dem Königssiegel Ladislaus' des Heiligen zu finden. Die Legende des Siegels läuft auch auf dem kaiserlichen Thronsiegel Konrads II. aus dem Jahre 1029 (Abb. 11)[6]) usw. unter dem Thronschemel fort. Auf demselben Siegel taucht, obwohl es übrigens in der Darstellung mit unserem Siegel vollständig übereinstimmt, in der Rechten des Kaisers die Taube auf, später auf den Siegeln des Zeitgenossen Andreas' I. — wie bereits erwähnt — das Zepter mit Taube und Knopf; die Lilie aber nur als Zepter mit Lilie auf einem späten Siegel des

---

[1]) Posse, T. 7—9 u. 11, 1.
[2]) Ebd. T. 13—16 usw.
[3]) Ebd. T. 9, 5.
[4]) Ebd. T. 10, 2—3 u. 4—5.
[5]) Ebd. T. 12, 1.
[6]) Ebd. T. 13, 2.

Kaisers Heinrich IV. aus dem Jahre 1089, und zwar auf dem Thronbild links.[1])

Hierdurch wird es klar, daß die bildliche Darstellung unseres Erzsiegels in allen Zügen zeitgetreu ist, doch dienten ihm nicht die Thronsiegel der zeitgenössischen westlichen Fürsten Andreas' I., sondern die der deutsch-römischen Kaiser und Könige zur Zeit Stephans des Heiligen als Vorbilder. Aus dieser Feststellung sind für die ungarische Sphragistik Schlußfolgerungen von höchster Bedeutung zu ziehen.

Es ist bekannt, daß Andreas I. in der Prägung der Münzen Stephan dem Heiligen folgte. Auf der Rückseite seiner chronologisch ersten Münzart taucht die auf den Münzen des Heiligen Stephans lesbare Umschrift Regia Civitas neuerdings auf. Auch hier hängt das Kreuz vor der Legende mit der Darstellung innerhalb der Kreislinie zusammen. Wie Valentin Hóman treffend bemerkt, „ist es nicht ausgeschlossen, daß Andreas I. zielbewußt auf seine Münze — im Gegensatz zu der bei den von ihm als Usurpatoren betrachteten Peter Urseolo und Samuel Aba gebrauchten Umschrift Pannonia — die alte Umschrift prägen ließ. Hierdurch wollte er wohl die Rechtskontinuität betonen, daß er sich nicht als Nachfolger der Usurpatoren, sondern als den Stephans des Heiligen betrachte. Möglich ist aber auch, daß nur der praktische Grund vorliegt, daß er zu seinen Münzen als Vorbilder die ihm bekannten Münzen Stephans heranzog."[2])

Andreas I. ließ somit sein Siegel auch nach dem Muster der Siegel Stephans des Heiligen prägen, der seinerseits die vor einigen Jahren eingeführten Majestätssiegel mit Thronbild seiner Zeitgenossen, des deutsch-römischen Kaisers Otto III. und des Königs Heinrich II. nachgeahmt haben dürfte. Das vorliegende Erzsiegel ist demnach nur die mittelbare Nachahmung der letzterwähnten deutschen Siegel. Die unbedeutenden Abweichungen in der Darstellung sind der zweifachen oder dreifachen Nachahmung zuzuschreiben. Welchem Zweck auch unser Erzsiegel dienen mochte, jedenfalls konnte es nur die verkleinerte Kopie des Wachssiegels Andreas' I. gewesen sein. Doch bewahrte diese Kopie nicht allein die Darstellung des Siegels Andreas' I., sondern auch die Stephans des Heiligen. Unsere obenerwähnte Annahme, daß der Notär Heribert C, der lange Zeit in der Kanzlei Ottos III. tätig war und im ersten Jahre der Herrschaft Heinrichs II., im Sommer 1002, an den Hof Stephans des Heiligen kam, mit der modernen deutschen Kanzleipraxis auch das Muster des damals modernsten Thronsiegels mit sich brachte und — nach seiner Gewohnheit — mit kleineren Abänderungen

[1]) Posse, T. 17, 3.

[2]) Hóman, Bálint: *Magyar pénztörténet* (Ungarische Münzgeschichte) 1916. S. 192. Vgl. Réthy, László: *Corpus Nummorum Hungariae* Bd. I. Bp., 1899. I. Reihe Nr. 1—4 u. 11.

seinem neuen Herrn, dem ungarischen König, ein Typar stechen ließ, wird somit durch eine positive Angabe bestätigt. Das Kreuz des Reichsapfels auf dem Königsbild links ist als eine Neuerung von Heribert C zu betrachten. Auf dem ungarischen Königsmantel, den — laut seiner Inschrift — Stephan der Heilige und seine Gemahlin Gisela 1031 dem Dom von Stuhlweißenburg vermachten, sehen wir in der Linken des heiligen Königs ebenfalls einen Reichsapfel mit Kreuz, in der Rechten hingegen eine Lanze.[1])

Die vollkommen zeitgetreue Darstellung unseres Erzsiegels ist ein neuer Beweis dafür, daß auch das mit dem äußeren Schein der Originalität ausgestattete, neben der interpolierten Gründungsurkunde von Martinsberg bewahrte Siegel nicht das echte Siegel Stephans des Heiligen sein kann.

Das Zeitgetreue der Siegeldarstellung ist jedoch kein durchschlagender Beweis für die Echtheit des Siegels. Die Glaubwürdigkeit kann nur durch die Feststellung dessen bewiesen werden, zu welchem Zweck dieses unseres Wissens in der mittelalterlichen Sphragistik alleinstehende Denkmal, die mit einem Henkel versehene, nur auf der einen Seite bearbeitete Bronzebulle diente.

Die allgemeine Sphragistik kennt als Material der Bullen nur Gold, Silber und Blei. Die von Douet d'Arcq erwähnten zwei Bronzebullen, die Bronzesiegel Friedrich Barbarossas (1152—1190) und Ludwigs des Bayern (1314—1347), sind als späte Fälschungen erkannt worden.[2])

An eine Hängebulle ist demnach nicht zu denken. Anhaltspunkte zur Feststellung ihrer eigentlichen Bestimmung bieten der Henkel und die glatt abgenutzte Rückseite.

Das Metallwerkzeug, womit die Bleibullen in Byzanz gepreßt wurden, das sogenannte bullotirion (τὸ βουλλωτήριον), trug der Archivar (ὁ χάρτοφύλαξ) an seiner Brust.[3])

Betrachtet man in Otto Posses Siegelbuch die lange Reihe der Wachssiegel der deutsch-römischen Kaiser und Könige näher, so erblickt man auf dem Rand vieler Siegel, oben, meistens über dem Haupt des Herrschers, eine mehr oder minder breite Vertiefung, eine Spalte.[4]) Dieselbe Vertiefung ist auf den großen Wachssiegeln der ungarischen Könige Koloman, Béla II., Stephan III., Emmerich und Andreas II., ja auch auf anderen kirchlichen und weltlichen Siegeln vor dem Mongolensturm zu bemerken. Das Siegel

[1]) *Das Andenken König Bélas III.* Taf. I. S. 8—9. Karácsonyi, János: *Szent István király élete* (Das Leben König Stephans des Heiligen). Bp., 1904. S. 18.

[2]) Vgl. C. Douet d'Arcq: *Collection des sceaux de l'empire.* Paris, Bd. I. 1863. Bl. *XX.* — Wilhelm Ewald: *Siegelkunde,* München u. Bln. (Below-Meinecke: *Handbuch,* Abt. IV), 1914. S. 143—44.

[3]) G. Schlumberger: *Sigillographie.* Paris, 1884. S. 10.

[4]) Posse a. a. O. Taf. 2—24.

des Königs Koloman wurde bereits oben besprochen.[1]) Hier zeigen wir das älteste viereckige Siegel des Kapitels von Veszprém mit dem Bilde des Erzengels Michael, das an einer Urkunde vom Jahre 1207 hängt und die Aufschrift SIGILLVM S(an)C(t)I MIHCAEL(is) trägt (Abb. 12); denselben Charakter zeigt das schildförmige dreieckige Wappensiegel von Peter, Richter des Komitats Bihar, Sohn des Pata, aus dem Jahre 1236.[2]) An dem Rand beider Siegel ist diese Vertiefung zu finden. Viele Sphragistiker behaupten, daß diese Vertiefung nur von dem Knopf herrühre, der auf das Typar zu dem Zweck geschlagen war, daß das Siegel nicht umgekehrt oder schief aufgedrückt werde. Doch ist ein solches mit Knopf oder Zapfen versehenes altes Typar nicht bekannt. Wohl aber sind uns zahlreiche plattenartige Typare aus dem 12.—14. Jh. überliefert, die statt eines Griffes nach der Art der Medaillen mit einem Henkel versehen sind. W. Ewald teilt in seiner Siegelkunde (Taf. 2, 1—2) das Bild zweier solcher medaillenartigen Stempel aus dem 12.—13. Jh. mit. Wir veröffentlichen das Bild zweier ovaler kirchlicher Typare aus dem Ungarischen Nationalmuseum. Das erste, dessen Henkelöffnung innen stark abgenutzt ist, stammt aus dem 12.—13. Jh. Seine Legende lautet: † FILI XPE (Christe) DEI TV MISERERE MEI. Das andere ist das mit einem Bildnis versehene Typar des Schatzmeisters der Probstei Dömös, wahrscheinlich aus dem 14. Jh., mit der Umschrift: † S(igillum) P. THESAVRARII DIMISIEN(sis) (Abb. 13). Es ist klar, daß die Vertiefung an dem oberen Rand der Siegel aus dem 9.—14. Jh. der Abdruck des Henkels von medaillenartigen Typaren ist, die nach dem Verschwinden solcher Typare aus dem Gebrauch nicht mehr vorkommen. Es liegt auf der Hand, daß der mittelalterliche Siegelbewahrer oder Notär das Typar an einer durch den Henkel gezogenen Schnur oder Kette um den Hals gehängt trug. Daher haben die Typare dieser Art einen im Rechteck gegen die Fläche der Medaille stehenden, nach vorne gebogenen Henkel. So liegt die Öffnung des Henkels in der Richtung der Fläche des Typars, dieses kann sich also um den Hals gehängt nicht wenden, der Henkel bleibt im Kleid nicht stecken und verwetzt es nicht. Wahrscheinlich nannte man die französischen Gerichtsnotare im Mittelalter nach diesen um den Hals getragenen Typaren

[1]) S. oben Abb. 1, 2 u. 3, wo auf dem oberen Rand die Spalte ganz klar zu sehen ist.

[2]) Das Original des ersteren im Archiv der Fürstlichen Familie Batthyány in Körmend. Der Text herausgeben bei Wenzel: *Árpádkori Uj Okmánytár* (Neues Urkundenarchiv aus dem Zeitalter der Arpaden). Bd. VI. S. 320 und *Pannonhalmi Rendtörténet* (Ordensgeschichte von P). Bd. X. S. 501—2. Letzteres wird in der Archivabteilung des Ungarischen Nationalmuseums bewahrt. Der Text herausgegeben bei Kubinyi, Ferenc jun.: Mon. Hung. Hist. Bd. I. S. 13—14. Das Siegelbild Taf. II. Nr. 4 und Bárczay, Oszkár: *A heraldika kézikönyve* (Handbuch der Heraldik), Bp., 1897. S. 3. Abb. 2.

„sigillifer"; sie waren es wahrscheinlich, die auch die Vorladung mit dem Siegel vornahmen.[1])

Der Henkel unseres Denkmals gleicht jenen dieser Typare (Abb. 14), doch da die Umschrift plastisch und nicht vertieft geschnitten ist, kann es — wie bereits erwähnt — kein Typar sein, obwohl es in Umschrift und Darstellung ein vollkommenes, wenn auch verkleinertes Ebenbild der Königssiegel ist. Der vorgebogene Henkel und die glatt abgenutzte Rückseite beweisen, daß wie der französische Gerichtsnotär, sigillifer, das Typar an der Brust trug, auch der Besitzer unseres Metallsiegels das Bildnis des Königs nicht nur als Abzeichen, sondern auch als Gerät seines Amtes bei sich führte. Wer konnte wohl der Inhaber sein? Es liegt auf der Hand, bei dem Namen sigillifer an die in den ungarischen Quellen des 11.—13. Jh.s erwähnten Königsrichter (judices, judices regis) zu denken, deren ungarischer Name nach der Benennung des Abzeichens und zugleich Geräts ihres Amtes, des Ladungssiegels, in den ungarischen Quellen des 12.—13. Jh.s billogos (bilochus, bilokus, bilocus und fehlerhaft bilotus) lautet. Lateinisch heißt das Ladungssiegel — das zugleich Abzeichen und Gerät ist — bereits in den Gesetzen des hl. Ladislaus und des Königs Koloman iudicis und regis sigillum.

Mit der Methode der Ausschließung gelangten wir dahin, daß unser Metallsiegel nichts anderes als ein Ladungssiegel des Landrichters, ein sogenanntes „billog", sein kann. Dies müssen wir aber auch positiv nachweisen.

In der Historischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums fand ich durch die fachkundigen Anweisungen des Direktors Elemér von Varju im Bestande aus dem 11. Jh. eine Bronzemedaille mit Henkel, die in derselben Gießerei hergestellt wurde wie unser Erzsiegel. Sie ist etwas größer, viel schwerer, dicker und stellt in einer viel plastischeren Ausführung den Erzengel Michael mit ausgebreiteten Schwingen auf einem Drachen stehend dar. Sein Haupt ist von einer Gloriole umgeben, seine schiefgeschnittenen Augen, die Haltung seines im Ellbogen eingebogenen rechten Armes und seiner Füße, der dreieckige Vorderteil seines Königsmantels mit den dreifachen Falten sind vollkommene Ebenbilder der Darstellung unseres Erzsiegels. In der Rechten hält er senkrecht eine Lanze und stößt sie in den Rachen des Drachen, in der ausgestreckten Linken hält er — abweichend von den gewöhnlichen ikonographischen Darstellungen — so, wie der König auf unserem Siegel, einen Reichsapfel mit Kreuz.[2]) Das Kreuz des Reichsapfels ist dreiblättrig, blumenartig (Abb. 15),

[1]) Mabillon a. a. O. S. 124. „Sigilliferi dicti notarii" und Giry a. a. O. S. 840: „Sigillifer, sigillator."

[2]) Privatdozent Dr. Stephan Genthon hatte die Güte, meine Aufmerksamkeit auf ein romanisches Engelsrelief der Steinsammlung des Bischöflichen Museums in

ebenso, wie dies auf dem Thronsiegel des normannischen Herzogs (1035 bis 1066), später englischen Königs (1066—1087) Wilhelm des Eroberers, auf dem in der linken Hand gehaltenen Reichsapfel zu sehen ist.[1]) Der Henkel gleicht dem unseres Erzsiegels, er ist nach vorn gebogen (Abb. 16). Auf der glatt abgenutzten Rückseite ist keine Darstellung. Auf der Rückseite beider Güsse ist unter dem Rand eine Vertiefung wahrzunehmen, die wahrscheinlich bei der Aushebung aus der Form entstanden ist. Das Gewicht der St. Michael-Medaille beträgt 130,2 g, die Höhe 70 mm, mit Henkel 85 mm, die Breite 67,8 mm. Die Medaille wurde durch die Archäologische Sammlung des Ungarischen Nationalmuseums am 6. Dezember 1890 von dem Kaufmann Maurus Wiesinger erworben (Inventarnummer 127-1890. 10).

Der Erzengel Michael war in Ungarn der Schutzpatron der Bistümer von Gyulafehérvár und Veszprém, des Kapitels von Vasvár und der Probsteien von Csorna und Hanta. Die beiden letzteren kommen wegen ihrer späten Gründung nicht in Betracht. Von den beiden Bistümern ist unser Siegel mit dem von Veszprém in Zusammenhang zu bringen. Georg Pray veröffentlichte auf der ersten Tafel seines obenerwähnten *Syntagma* die primitive Zeichnung des ersten ungarischen Ladungssiegels. Auf dem runden Siegel ist das Bildnis des Erzengels Michael mit ausgebreiteten Händen und Schwingen zu sehen mit der Umschrift † SIGILLVM CITATIONIS (Abb. 17). Auf Seite 5 Anm. c desselben Werkes heißt es, daß das Siegel an einer Urkunde des Veszprémer Kapitels aus dem Jahre 1264 hänge.[2])

Das durch seine Umschrift bestimmte Denkmal wirft auch auf die Bestimmung der Michael-Medaille des Nationalmuseums wie auch auf das behandelte Erzsiegel Licht. Letzteres war ebenso, wie sein späteres Seitenstück, mit dem Bild des Erzengels Michael, ein frühes und primitiv ausgeführtes Ladungssiegel des Veszprémer Bischofs oder des Kapitels. Bereits im 11. Jh. übten der Bischof und sein Kapitel, über Besitztümer von großer Ausbreitung und über viele Dienerschaft gebietend, durch ihren Hofrichter die Gerichtsbarkeit aus und hatten demnach auch ein Ladungssiegel nötig. Das erste Gesetzbuch des Königs Koloman behandelt in dem zweiten Kapitel die Synoden, die in den Bistümern zweimal im Jahr zu halten waren, „ad quam quicunque etiam sine sigillo vocatus non venerit, reus iudicio erit". Hierzu bedurfte man noch keineswegs

---

Fünfkirchen zu lenken, der in seiner auf die Brust gedrückten Hand ebenfalls eine Weltkugel mit Kreuz hält. Vgl. Szőnyi, Ottó: *Die Steinsammlung des Bischöflichen Museums in Fünfkirchen.* Pécs, 1906. S. 215—16. Nr. 700, Abb. 228—229.

[1]) *Trésor de numismatique II. Sceaux des rois et reines d'Angleterre.* Paris 1835. Pl. I. 2.

[2]) Appensum est litteris Capituli Vesprimiensis ann. 1264. Das Original konnte ich leider nicht finden.

des bischöflichen Ladungssiegels, doch spricht das 5. Kapitel desselben Gesetzbuches bereits aus, daß „die Hofpriester der Bischöfe, Gespäne und anderer mit dem Siegel des Bischofs oder Erzbischofs vor Gericht zu laden sind". („Episcoporum et comitum capellani vel reliquorum per sigillum episcopi vel archiepiscopi ad causandum cogantur"); das 6. Kapitel des Gesetzbuches aber bestimmt, „wenn eine kirchliche Person gegen eine weltliche Prozeß führt, die weltliche Person mit dem Richtersiegel vorzuladen" („per iudicis sigillum laicus cogatur"), „wenn aber eine weltliche Person gegen einen Priester Prozeß führt, der Priester mit dem Siegel des Bischofs oder Erzbischofs vorzuladen ist" („si vero laicus habet causam cum clerico, per sigillum episcopi vel archiepiscopi clericus cogatur"). Die Michaelsmedaille ist daher ein frühes bischöfliches Ladungssiegel, und zwar das des Veszprémer Bischofs.

Das aus derselben Gießerei hervorgegangene, unzweifelhaft glaubwürdige Erzsiegel mit Namen und Bildnis des Königs Andreas I. kann demnach „per analogiam" nichts anderes sein als ein königsrichterliches Ladungssiegel, das älteste Denkmal dieser Art nicht nur der ungarischen, sondern auch der allgemeinen Sphragistik.

Bevor wir über die Institution der Siegelladung sprechen, betrachten wir ihre ältesten Sachdenkmäler.

Auch das älteste bisher bekannte ungarische Ladungssiegel ist bei Pray als zweite Abbildung der ersten Tafel seines *Syntagma* in primitiver Zeichnung dargestellt. Das ist das Ladungssiegel mit einem Auerochsenkopf des Comes Terestyén aus dem Geschlecht Buzád-Hahót, des Gespans der königlichen „praecones" (Verkünder), das — wie es Pray erwähnt — auf einer Urkunde vom Jahre 1255 hängt.[1]) Seine Umschrift lautet: † COMES TRISTANVS ME MISIT. Die Urkunde wird mit ihrem prachtvoll geprägten Siegel im Ungarischen Landesarchiv aufbewahrt (Abb. 18).[2])

Comes Tristanus, ein Gutsbesitzer in Murau, an der südwestlichen Grenze des Landes, nahm wahrscheinlich das Siegel eines benachbarten Gutsherrn in Kärnten, Otto von Truhsen, zum Vorbild. Es ist dies ein Kameensiegel mit dem Bild eines galoppierenden Reiters, welches auf einer Urkunde des Letztgenannten vom früheren Datum (um 1193) hängt und dessen Umschrift: † OTT DE TRVSSEN MISIT ME (Abb. 19) lautet.[3])

[1]) *Syntagma* S. 5. Anm. f.: Appensum litteris ann. 1255, quarum hoc initium est: „Nos Tristanus, Comes Praeconum Domini regis etc.".

[2]) Dl. 421. Den Text der Urkunde herausgegeben Fejér: *Codex Diplomaticus* Bd. IV. 2. S. 357 und Wenzel: *Árpádkori Uj Okmánytár* (Neues Urkundenarchiv aus der Zeit der Arpaden), Bd. XI. S. 422. Vgl. Karácsonyi: *Magyar nemzetségek* (Ungarische Geschlechter), Bd. II. S. 125.

[3]) Das Original der Urkunde im Wiener Staatsarchiv unter Signatur Ausz. Ank. Reg. Nr. 585 zu 1198. Der Text mitgeteilt bei Aug. Jaksch: *Die Kärtner*

Wahrscheinlich ist die im Wiener Kunsthistorischen Museum unter Inventarnummer III. 3472 aufbewahrte, aus Bronzeblech im 13. Jh. verfertigte, innen leere Medaille mit Henkel, die an der Vorderseite in schiefem Schild das Wappen der Herrscherfamilie Scaliger von Verona trägt, auch ein Ladungssiegel.

Erwähnenswert ist noch ein Kupferpetschaft des böhmischen Landgerichts aus dem 13. Jh., das in dem Archiv des Prager Civildistriktgerichtes aufbewahrt wird. Seine Legende lautet: † S(igillum) · IVSTICIE · TOCIVS TERRE SCI WENCEZLAI · DVCIS · BOEM. Es zeigt das Bild des hl. Wenzeslaus in vollständiger Rüstung, der in seiner Rechten ein Schriftband mit der Inschrift: WENCESLA(us) CITAT AD IVDICIVM, in der Linken aber einen Schild mit Adler und eine sterngeschmückte Fahne trägt. Zu seinen Füßen sitzt der Landesrichter mit gekreuzten Beinen, in der Rechten einen Brief, in der Linken einen Stab haltend (Abb. 20).[1]) Der Griff des Petschafts stellt einen Löwen dar.

Der Gebrauch des Siegelsendens, der Ladung durch Siegel, verbreitete sich vom Westen aus nach Ungarn. Die leges Wisigothorum, Alamannorum und Baiuvariorum kennen bereits alle dieses Verfahren der Gerichtsbarkeit.[2])

Da durch das oben mitgeteilte, aus dem 13. Jh. stammende böhmische Landesgerichtssiegel die Parteien im Namen des Hl. Wenceslaus († 935) vorgeladen wurden, „Wencesla(us) citat ad iudicium", schließt Šufflay daraus, daß die Böhmen bereits zu Beginn des 10. Jh.s von dem Siegelsenden Gebrauch machten.[3]) In den böhmischen Quellen erwähnt jedoch erst die Chronik des Cosmas von Prag († 1125) diese Art der Vorladung.[4])

Die Ungarn übernahmen jedoch den Gebrauch des Siegelsendens wahrscheinlich nicht aus slawischen Quellen, sondern aus dem ferneren Westen, aus den fränkisch-bayrischen Gesetzen, deren Einwirkung auf die erste ungarische Gesetzgebung, die Decreta des hl. Stephan, am stärksten zu erkennen ist.

Geschichtsquellen. Klagenfurt, 1904 (Mon. Hist. Ducatus Carinthiae III), S. 543. Vgl. Fontes rer. Austr. Bd. II. S. 39, 90—97 zu nach 1192. Vgl. Erben, Schmitz-Kallenberg, Redlich: *Urkundenlehre,* III. Teil. Redlich: *Die Privaturkunden des Mittelalters.* (Below-Meinecke: *Handbuch.* Abt. IV.) 1911. S. 110. Th. Ilgen: *Sphragistik.* (A. Meister: *Grundriß* I. 4.) 1912. 7.

[1]) Hermenegild Jireček: *Slovanské právo v Čechách a na Moravě.* II. Prag, 1864. S. 224—25 u. Ders.: *Das Recht in Böhmen und Mähren.* 1866. Bd. II. S. 171.

[2]) Mon. Germ. Hist. Leges 2° Tom. III. 139; 4° I. Bd. I. 65; I. Bd. V/1. 83, 86.

[3]) Šufflay, Milán: *Az idézőpecsét a szláv források világánál* (Das Ladungssiegel in den slawischen Quellen), Századok, 1906: S. 297—98.

[4]) *Chronica Boemorum* Lib. I. cap. 3. Mon. Germ. Hist. Script. Nova Series II. Berlin, 1923. S. 9.

In den ungarischen Quellen kommt das Vorladen durch Siegel zuerst in den Gesetzen des hl. Ladislaus und Kolomans vor. Die Artikel 42 des I. sowie der 3., 25. und 26. des III. Gesetzbuches des hl. Ladislaus, ferner Artikel 2, 5, 6 und 14 des ersten Gesetzbuches des Königs Koloman regeln eingehend das Siegelsenden auf dem Gebiet der kirchlichen und weltlichen obersten und untersten Gerichtsbarkeit,[1]) sprechen jedoch davon wie von einem althergebrachten Brauch, woraus unzweifelhaft hervorgeht, daß es schon vorher, in der Zeit Andreas' I., üblich war.

Der König hielt nicht nur an seinem Hofe, sondern nach dem Beispiel der altfränkischen Könige auch im Lande herumreisend in der Provinz Gericht. In seiner Abwesenheit richtete mit dem Siegel des Königs und in seiner Vertretung der Palatin. Als sich die Prozesse vermehrten, trat an Stelle der königlichen Gerichtsbarkeit nach und nach die kuriale Gerichtsbarkeit des Palatins. Ladislaus der Heilige verpflichtete den aus der Kurie sich entfernenden Palatin zur Anstellung eines Stellvertreters, der von ihm das königliche Siegel übernahm und in seiner Abwesenheit in Vertretung des Königs richtete. Aus dieser Funktion entwickelte sich später das Hofgespansamt. Doch wurde das persönliche Königsgericht von den prozeßführenden Parteien einerseits überbürdet, anderseits kam der große Teil des Volkes nur selten oder gar nicht in die Lage, mit seinen Beschwerden vor den König oder den Palatin zu gelangen. Daher sandte Ladislaus der Heilige auch in die Provinz Königsrichter, die in den späteren Quellen — am Ende des 12. Jh.s und zu Beginn des 13. — nach ihren Ladungssiegeln bilochi (billogos) genannt werden. Koloman ließ — wie wir es bereits sahen — die synodale Gerichtsbarkeit ins Leben rufen, in der den Bischöfen und dem Priestertum eine große Rolle zufiel. Auch regelte er das Verfahren in Prozessen zwischen kirchlichen und weltlichen Personen. Wie bereits erwähnt, durften die kirchlichen Personen nur durch das Siegel des Bischofs oder Erzbischofs vorgeladen werden.[2])

Die gesetzlichen Bestimmungen Ladislaus' des Heiligen und Kolomans sind jedoch nicht in jeder Hinsicht und in ihrem ganzen Umfange Neuerungen. Teilweise sind sie gewiß nur Reformen und eine exakte Regelung des früheren Rechtsverfahrens. Königsrichtern begegnet man bereits früher; so wird in der Schlußformel der obenerwähnten Gründungsurkunde von Tihany aus dem Jahre 1055 in der Namensliste der kirchlichen und weltlichen Vornehmen des Landes bereits ein iudex namens Cupan erwähnt.[3]) Auch der zweite Abschnitt des III. Gesetzbuches des hl. Ladislaus gedenkt im Zusammenhang mit einer Konskription zur Zeit Andreas' I.

---

[1]) *Millenniumi Magyar Törvénytár* (Millennar-Archiv Ungarischer Gesetze), Bd. I.

[2]) Hóman-Szekfü: *Magyar történet* (Ungarische Geschichte), Bd. I. S. 319—21.

[3]) a. a. O.

und des Herzogs Béla eines iudex Sarchas. In der Gründungsurkunde von Garamszentbenedek aus dem Jahre 1075 steht der Name eines Andreas iudex,[1]) in der Konskription von Pannonhalma des hl. Ladislaus aus den Jahren 1083—1095 ist unter den königlichen pristaldi ein iudex Peder caluus,[2]) in den ältesten Teilen der Konskription von Bakonybél aus dem Jahre 1086 ein Bere iudex und Paulus iudex regis, Sohn des Batu, zu finden.[3])

All dies beweist, daß es kein Anachronismus ist, in der Zeit Andreas' I. von einem Königsrichter und einem richterlichen Ladungssiegel mit Namen und Bildnis des Königs zu sprechen.

Ob das Ladungssiegel ein besiegelter Brief, ein loser Siegelabdruck, das Typar selbst oder ein anderes Abzeichen war, ist in der westlichen Sphragistik noch nicht geklärt.[4])

Die Fachausdrücke für das Siegelsenden, für die Ladung durch Siegel, sind in den Gesetzen des hl. Ladislaus und Kolomans: sigillum mittere, sigillum projicere, sigillum dare, cum sigillo vocare, per sigillum cogere, die jedoch nur auf ein Siegel und keineswegs auf einen Siegelbrief bezogen werden können. Die bisher bekannten ältesten ungarischen Ladungssiegel, die sigilla citationis des comes Terestyén aus dem Jahre 1255 und des Kapitels von Veszprém aus dem Jahre 1264, sind bereits Siegelabdrücke, und es ist fraglich, ob in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s das Typar oder der lose Siegelabdruck an die vorzuladende Partei gesandt wurden. Das den früheren volkstümlichen Namen der ungarischen Königsrichter billogos, bilochus, bilocus, bilokus und irrtümlich bilotus entnehmbare Wort billog[5]) beweist jedoch, daß das Abzeichen und Gerät ihrer Würde nicht ein Siegel in der späteren Bedeutung des Wortes oder das einzige königliche Typar war, sondern ein auch für Analphabeten verständliches richterliches Zeichen, das, wie dies auch der Henkel der beiden überlieferten ungarischen Erzsiegel beweist, von dem Richter um den Hals gehängt getragen wurde.[6])

---

[1]) Knauz: *Monumenta Eccl. Stringoniensis* I. S. 58.

[2]) *Pannonhalmi Rendtörténet* (Ordensgeschichte von P.), Bd. I. S. 591.

[3]) Ebd. Bd. VIII. S. 269. Váczy, Péter: *A magyar igazságszolgáltatás szervezete a XI—XII. században* (Die ungarische Rechtspflege im 11.—12. Jh.), Miskolc, 1930. S. 7—9.

[4]) H. Bresslau: *Handbuch der Urkundenlehre.* Bd. I. 2. S. 684. Redlich: *Privaturkunden* S. 107. Ewald: *Siegelkunde* S. 29—30. Ilgen: *Sphragistik* S. 6—7 usw.

[5]) Die Belege des Namens bilochus im 12.—13. Jh. s. bei Váczy a. a. O. Das Wort billog-bélyeg ist in der magyarischen Sprache ein türkisches Lehnwort aus der Zeit vor der Landnahme. Vgl. Gombocz-Melich: *Magyar Etymologiai Szótár* (Ungarisches Etymologisches Wörterbuch), Bd. I. S. 351—52, 405 mit Literatur.

[6]) Hajnik, Imre: *A magyar birósági szervezet és perjog az Árpád- és vegyesházi királyok alatt* (Ungarisches Gerichtswesen und Prozeßrecht in der Zeit der Arpaden und der Könige aus verschiedenen Häusern), S. 186—87. Szentpétery: *Magyar oklevéltan* (Ungar. Urkundenlehre), S. 46—47.

In den beiden ersten Jahrhunderten des ungarischen Königreiches war augenscheinlich das Vorladen durch Siegel die einzig bekannte Form der Gerichtsvorladung. Sie war sowohl bei der weltlichen als auch bei der kirchlichen Gerichtsbarkeit in Gebrauch. Es wurde stets von dem Häscher (pristaldus, poroszló) des zuständigen Richters des Beklagten der vorgeladenen Partei eingehändigt. Das Vorladen durch Siegel blieb bei der Komitats- und städtischen Gerichtsbarkeit bis zur neuesten Zeit, bis zur Mitte des 19. Jh.s, erhalten. Ein Beispiel dafür ist das sigillum citatorium des Vizegespans des Komitates Zaránd aus dem Jahre 1761 (Abb. 21)[1]).

Hierdurch glauben wir auch die Bestimmung unseres Erzsiegels nachgewiesen zu haben. Da das königliche Erzsiegel, das das Wachssiegel Andreas' I. nachahmt, mittelbar auch die Darstellung des Thronsiegels Stephans I. zeigt, kann durch sie die ungarische Sphragistik zeitlich um ein Jahrhundert früher einsetzen. Mit seiner einzigen ungarischen Analogie, dem bischöflichen Erzsiegel von Veszprém mit dem Bildnis des Erzengels Michael, ist es das älteste Sachdenkmal der ungarischen Rechtsgeschichte.

---

[1]) Das Original im Archiv des Ungarischen Nationalmuseums. Vgl. Hornyik, János: *Az idézőpecsétről* (Über das Ladungssiegel). Magyar Akadémiai Értesitő. Philosophiai, törvény- és történettud. oszt. Bd. IV. 1864. S. 41—53. Viski, Károly: *Birópecsét* (Richtersiegel), Népünk és Nyelvünk. Szeged, 1930. S. 98—110.

Die Königsfrage und das Reichsverwesertum in Ungarn.[1])

Von

Franz Hussmann (Hamburg).

I.

Einführung.

Für Ungarn schien der November des Jahres 1918 neben den großen Gebietsverlusten zunächst auch das Ende seiner alten Verfassung zu bringen. Die furchtbaren Leiden, welche die Rätediktatur über das unglückliche Land brachte, hatten bald zu einer Bewegung heimattreuer Gegenrevolutionäre geführt, die sich, zusammengeschart aus Offizieren und Bauern, unter Führung des ehemaligen österreichisch-ungarischen Admirals Nikolaus v. Horthy in Segedin sammelten und wenige Monate später in die Hauptstadt Budapest einziehen konnten. So übernahm Horthy im Herbst 1919 die Macht über ein Ungarn, das nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkriegs und den gewissenlosen Regierungen des Grafen Károlyi und Béla Kuns ein politisches und wirtschaftliches Trümmerfeld geworden war. Es gab zwar noch einen ungarischen König, aber dieser lebte in der Schweiz im Exil und hatte zu Beginn der Revolution auf die Ausübung der königlichen Gewalt verzichtet, allerdings nicht abgedankt.

So galt es für den Admiral v. Horthy und seine Mitkämpfer, ein Provisorium zu schaffen, das in größtmöglichem Umfange den alten Einrichtungen des Landes wie den durch die Tragödie der letzten Jahre gegebenen Zuständen Rechnung trug. Durch den ersten Gesetzesartikel vom Jahre 1920 wurde von der inzwischen konstituierten Nationalversammlung die vorläufige Staatsgewalt geregelt und der Grundstein für den Wiederaufbau Ungarns gelegt.

Die ungarische Verfassung ist nicht das Ergebnis einer Bewegung, die die Umgestaltung der politischen Einrichtungen von Grund aus zum Ziel hatte, sondern sie hat sich — darin der englischen ähnlich — im Laufe der Jahrhunderte gewohnheitsrechtlich entwickelt. Daher konnte in Budapest eine Lösung der Verfassungsfragen versucht werden, wie sie im

[1]) Im März 1935 jährt sich zum 15. Male die Schaffung der ungarischen Reichsverweserwürde und die Wahl des Admirals Nikolaus von Horthy zum Staatsoberhaupt. Aus diesem Anlaß bringen wir den folgenden Aufsatz.

Ausland unmöglich gewesen wäre und auch überall Verwunderung hervorgerufen hat. Die historische Verfassung Ungarns hatte von der Revolution wohl beiseite geschoben, aber nicht vernichtet werden können. Die Tatsache, daß sie sich durch eine fortgesetzte Folge von Anpassungen an auftretende Bedürfnisse herausgebildet hat, vermochte sie zu einem in sich festgefügten Gebilde zu machen und jeden Teil mit den übrigen in eine größere Harmonie zu bringen, als dies bei den „Carta-Verfassungen" der Fall ist. Ungarns politische Einrichtungen haben sich empirisch entwickelt und sind nicht auf abstrakten Sätzen aufgebaut, die in der Politik im besten Falle annähernd richtig sein können. Sie haben einen wertvollen Stützpunkt in ihren Jahrhunderte alten Überlieferungen und Grundgesetzen.

Den besten Einblick in die eigenartige staatsrechtliche Denkweise der Ungarn und damit zugleich einen Schlüssel zum Verständnis des derzeitigen Zustandes von Ungarn als einem Königreich ohne König gibt die Lehre von der heiligen Krone. Bei einer historischen Verfassung muß das Staatsrecht naturgemäß eng mit der Rechtsgeschichte verknüpft sein. Daher ist eine kurze Aufzeichnung von Entstehen und Bedeutung dieser Lehre notwendig. Ihr äußeres Sinnbild ist die Krone, welche Papst Sylvester II. um das Jahr 1000 zur Krönung Stephans des Heiligen sandte, der das Christentum in Ungarn eingeführt hat. An Stelle der Stammesverfassung trat damit das Königtum der Arpaden.

Ihre hohe staatsrechtliche Bedeutung erhielt diese Krone aber erst im 13. Jh., als auch in Ungarn ein die Zentralgewalt schwächendes Lehenswesen zu erstarken drohte.

Unter den späteren Arpaden wurden Landschenkungen in sehr großem Umfange üblich, weswegen man den König als Obereigentümer des gesamten Grund und Bodens anzusehen gewohnt wurde. Als dann die Krönung ihre rein kirchliche Bedeutung verlor und zu einer staatsrechtlich wichtigen Handlung wurde, welche die Nation (d. h. der Adel) im Reichstag vornahm, da begann man allmählich in der die königliche Autorität spendenden heiligen Krone die Obereigentümerin des Landes, die „radix omnium possessionum" zu sehen, während der König das Donationsrecht nur durch die Krönung übertragen erhielt. Als dann das Königstum immer mehr von seiner ehemaligen Höhe herabgesunken und der Alleinherrschaft im Staate verlustig gegangen war, als die Gefahr bestand[1]), daß auch das öffentliche Leben der ungarischen Nation sich unter dem Einfluß des Westens auf privatrechtliche Grundlagen stellen und auf diesen Grundlagen sich die ständisch-patrimoniale Monarchie erheben würde, da baute die öffentlich-rechtliche Anschauungsweise des ungari-

[1]) Timon: *Die Entwicklung und Bedeutung des öffentlich-rechtlichen Begriffs der heiligen Krone in der ungarischen Verfassung.* Festschrift für Heinrich Brunner, Weimar 1910, S. 314ff.

schen Volkes den in seinen Ursprüngen eben geschilderten Begriff der heiligen Krone aus. In ihr wird die in der Nation wurzelnde dem König und der Nation gemeinsam zustehende öffentliche Gewalt gesehen. Sie ist als beide zusammenfassende Einheit der wahre Souverän.[1]) Ihr wohnen alle Rechte inne, die nach mittelalterlicher Auffassung und den damaligen Wirtschaftsformen mit dem Grundbesitz zusammenhingen. Jeder Faktor des Staatslebens trat in unmittelbare Beziehung zur heiligen Krone und erhielt von ihr seine Funktion. Vor allem war es Stephan Verbőczy, der zu Beginn des 16. Jh.s die endgültige begriffliche Formulierung für die durch die Sacra Regni Corona gebundene Einheit von adliger Nation und Königtum schuf. Die höchste Staatsgewalt war keine an die Person des Fürsten gebundene Gewalt — wie nach Auffassung der westeuropäischen Völker — sondern sie stand der heiligen Krone als einer ideellen Persönlichkeit zu und ging erst von dieser auf den König über.

Diese Bedeutung der Sacra Regni Corona konnte sich natürlich nur deswegen bis zur Gegenwart halten[2]) und dem Eindringen neuer Staatsideen länger Widerstand leisten als die ständischen und absolutistischen Verfassungen des Westens, weil sie einen ihrer Entstehungszeit vorausgeeilten Staatsgewaltsbegriff enthielt.

Die Herrschermacht des Königs ist vor seiner Krönung beschränkt, so fehlt ihm vor allem das Recht der Gesetzessanktion. Nach der Formel des Grafen Apponyi kann die Thronbesteigung etwa mit der Verlobung, die Krönungsfeierlichkeit mit der Trauung verglichen werden, wobei der Ehering durch die Krone dargestellt wird, die Primas und Palatin gemeinsam dem König aufs Haupt setzen.

Entsprechend der Lehre von der heiligen Krone bildeten in Ungarn bis zum Umsturz vom Jahre 1918 König und Reichstag gemeinsam das gesetzgebende Organ. Am 13. November 1918 trat dadurch eine Unterbrechung ein, daß König Karl IV., ohne auf den Thron zu verzichten, sich bereit erklärte, die Ausübung der königlichen Macht aufzugeben. Das Abgeordnetenhaus und die Magnatentafel hielten am 16. November 1918 ihre letzte Sitzung ab. Durch die gewaltigen Gebietsverluste Ungarns verlor ein großer Teil ihrer Mitglieder bald auch die alte Staatsangehörigkeit. Die in den folgenden Monaten sozialdemokratischer und kommunistischer Regierungen erlassenen Gesetze und Verordnungen wurden unter der Ende 1919 gebildeten an die alte Verfassung anknüpfenden Regierung Horthys für ungültig erklärt, da ihnen die rechtliche Grundlage fehlte. Die Kontinuität des Staatslebens war durch die Revolution unterbrochen, die Maßnahmen Károlyis und Béla Kuns hatten aber ande-

---

[1]) Kmety: *Magyar közjog*. Budapest 1926. S. 13.

[2]) Laut Ges. Art. 1930: XXXIV werden die Gerichtsurteile im Namen der heiligen Krone gesprochen!

rerseits nicht den Erfolg und Widerhall im Volk gefunden, der ihre einzige rechtliche Stütze hätte werden können.

Die neue Regierung stand vor einem schwer zu lösenden Verfassungsproblem. Entsprechend ihrer konservativen Einstellung war sie gewillt, die alte Staatsordnung in möglichst weitem Umfange wiederherzustellen. Allein schon durch die Abwesenheit des Königs, den hauptsächlich außenpolitische Gründe an der Wiederergreifung der Macht hinderten, hatte sich ein Vakuum gebildet, dessen Ausfüllung unbedingt erforderlich war, wenn das Staatsleben nicht stillstehen sollte. Aber auch für die Fortführung der verfassungsmäßigen Tätigkeit durch den im Jahre 1918 mit Gewalt beiseite geschobenen Reichstag bestanden naturgemäß in dem stark verkleinerten Ungarn beträchtliche Hindernisse. Die Regierung schrieb daher Wahlen zu einer Nationalversammlung aus.

Das so konstituierte Parlament betrachtete sich „als ausschließliche gesetzliche Vertretung der nationalen Souveränität" und behielt sich die Feststellung der durch das Aufhören der Union mit Österreich und der königlichen Machtausübung hervorgerufenen Folgen für die Zeit nach dem Friedensschluß vor. Die Berechtigung hierzu leitete es daraus her, daß die Ausübung der königlichen Gewalt aufgehört und der gesetzmäßige Reichstag sich aufgelöst habe und daher die Ausübung der obersten Staatsgewalt unter den ordentlichen Formen der Verfassung unmöglich geworden sei, weswegen sich die Regierung gemäß den Grundprinzipien der Verfassung an die Nation gewandt habe, damit sie eine Vertretung ihres Willens wähle, was nunmehr geschehen sei. Im § 2 ihres ersten Gesetzesartikels, der die Bestimmungen zur Wiederherstellung der Verfassungsmäßigkeit enthält, erklärte sich die Nationalversammlung für berechtigt, die weitere Ausübung der Staatsgewalt zu regeln. In den §§ 12ff. ist die Reichsverweserwürde festgelegt, zu deren Inhaber die Nationalversammlung wenige Wochen später mit 131 von 141 Stimmen den Admiral v. Horthy wählte.

Über die Notwendigkeit der vorläufigen Verfassungsregelung besteht im ungarischen Schrifttum kein Zweifel. Es fühlt ein jeder, daß die sofortige Wiederherstellung der alten Rechtsordnung ohne Übergang unmöglich war, und jeder sieht ein, daß aber dennoch bis zur Behebung dieser Unmöglichkeit irgendeine Rechtsordnung aufgerichtet werden mußte. Nach herrschender Ansicht ist als Grundlage des Provisoriums in erster Linie das Gewohnheitsrecht anzusehen. Molnár sagt, die allgemeine rechtliche Überzeugung von der Notwendigkeit der geschichtlichen Beispielen entsprechenden Regelung sei vorhanden gewesen. Als Beweis führt er die Tatsache an, daß die Nation auf Grund eines sehr demokratischen Wahlrechts an Stelle des verhinderten gesetzlich vorgesehenen Organs eine neue Vertretung gewählt und nach Ablauf ihres Mandats dieses er-

neuert habe. Ferner, daß die Gerichte die neuen Rechtsregeln insgesamt konsequent anwenden, schließlich daß sich die neue Ordnung ohne nennenswerte Hindernisse durchzusetzen vermochte.

II.

Legitimismus und freie Königswahl.

Über Länder mit monarchischer Staatsform brechen meist schwere Krisenzeiten herein beim Aussterben der Dynastie, bei Unfähigkeit des Monarchen zur persönlichen Machtausübung oder, wenn es sich um Wahlmonarchien handelt, zur Zeit der Sedisvakanz. Das deutsche Interregnum, die beiden letzten Jahrhunderte des polnischen Königtums und der Regentschaftsrat in Rumänien zur Zeit der Thronentsagung Karls II. legen, um nur einige Beispiele aus der Geschichte herauszugreifen, hiervon ein beredtes Zeugnis ab. In den meisten derartigen Fällen bildet die möglichst beschleunigte Beendigung des ungewissen Zwischenzustandes die günstigste Wendung. Aber auch, wenn, wie im gegenwärtigen Ungarn, eine Zwischenlösung von staunenswerter Stabilität gefunden ist, schwebt über allen ganz großen Problemen innen- und außenpolitischer Natur stets mehr oder weniger spürbar eine gewisse hemmende Unsicherheit, die den Wunsch nach der Schaffung klarer Verfassungsverhältnisse nicht schlafen läßt. Insbesondere trägt die Nachkriegsgrenzziehung der Donauländer mit ihren von Jahr zu Jahr verhängnisvolleren Auswirkungen zur Bildung der mannigfachsten Pläne bei, in deren Mittelpunkt aus naturgegebenen Gründen immer auch die ungarische Königsfrage steht.

In der Betrachtung über die Art und Weise der Lösung dieser Frage stehen sich zwei Gruppen gegenüber: die Legitimisten und die Anhänger einer freien Königswahl. Deswegen ist aber das Land nicht etwa wie Deutschland zur Zeit des Parteienstaates in mehrere Lager gespalten. Eine beide Kreise befriedigende Lösung ist durchaus nicht ausgeschlossen.

Die Legitimisten betrachten den ehemaligen Erzherzog-Thronfolger Otto, Sohn des Kaisers und Königs Karl I. (IV.), als ihren König. Nach einem ihrer eifrigsten Vertreter, dem Fünfkirchener Prof. Molnár besteht das Wesen der Legitimität darin, daß die Schaffung, Änderung und Vernichtung der Rechtsregeln nur allein durch die im Sinne der Verfassung dazu berufenen Faktoren besorgt wird. Es sei daher die volle und baldige Wiederherstellung der im Jahre 1918 unterbrochenen Legitimität der Verfassungsentwicklung durch die Krönung des „Erbkönigs" Otto anzustreben.

Die wissenschaftliche Grundlage der Gegensätze liegt in der verschiedenartigen Auslegung der Pragmatischen Sanktion von 1723, des Ausgleichsgesetzes von 1867 und des Entthronungsgesetzes von 1921.

Da der Kaiser und König Karl VI. (III.) keine männlichen Nachkommen hatte, sollte die Pragm. Sankt. die subsidiäre Frauenerbfolge des Hauses Habsburg auch in Ungarn garantieren, nachdem in den österreichischen Erbländern sowie Kroatien und Siebenbürgen bereits ein ähnliches Gesetz verkündet war. Der Kaiser Karl wollte damit des weiteren die Unteilbarkeit seiner Länder sichern und verhindern, daß sie unter seine Familienmitglieder geteilt würden oder sogar sich einzelne seiner Völker selbständig einen König suchten, galt doch in Ungarn noch immer das Prinzip der Königswahl, wenn auch der ungarische Reichstag vom Jahre 1687 auf die Ausübung dieses Rechtes zugunsten der männlichen Habsburger verzichtet hatte.

Die Pragm. Sankt. enthält für die Umwälzungen, welche Kriegsende und Revolution mit sich brachten, keinerlei Bestimmungen. Es kommt daher für die Entscheidung der Frage, ob das Erbrecht des Hauses Habsburg in Ungarn trotz der Trennung von Österreich bestehen blieb, auf eine aus der Geschichte und dem ungarischen Verfassungsleben zu entnehmende Beurteilung dieses Gesetzes an. Es zerfällt in 1. die Thronfolgeregelungen und 2. die Bestimmungen über den unteilbaren und untrennbaren gemeinsamen Besitz, aus dem die Pflicht zur gegenseitigen Verteidigung der einzelnen Habsburgischen Länder folgt. Die Thronfolgeordnung an sich spricht teils für (z. B. § 11), teils gegen (z. B. § 4) den legitimistischen Standpunkt. Der Hauptstreit geht daher um die Bedeutung der Vorschrift über den gemeinsamen Besitz. Dieser wird von den freien Königswählern als Bedingung und die Verpflichtung der gegenseitigen Verteidigung als höchster Zweck und alleinige Grundlage der Thronfolgeregelung angesehen. Mit der Lostrennung von Österreich hörte die Rechtswirkung der Pragm. Sankt. daher nach ihrer Ansicht auf.

Für die Legitimisten bietet der Text der Pragm. Sankt. weder expressis verbis noch bei sinngemäßer Auslegung[1]) einen Anhalt dafür, den gemeinsamen Besitz als Bedingung anzusehen. Wenn er auch mitsamt der daraus folgenden Verpflichtungen zum gegenseitigen Schutz sicher eines der Hauptziele der Pragm. Sankt. bilde, so gäbe es aber doch außerdem noch verschiedene wichtige Zwecke, die mit der Schaffung dieses Gesetzes verfolgt wurden. Csekey)[2] zählt folgende Beweggründe der Ungarn zum Abschluß der Pragm. Sankt. auf:

1. Sorge um Schutz vor den Türken;
2. Beseitigung der Gefahren eines Interregnums, wie es eine Wahlmonarchie leicht mit sich bringt;
3. Treue und Dank gegenüber der Dynastie für die Befreiung von der Osmanenherrschaft;

[1]) Tomcsányi: *Magyar közjog.* Budapest 1926. S. 174.
[2]) Csekey: *Magyar trónöröklési jog.* Budapest 1917. S. 247.

4. Kulturbedürftigkeit des verwüsteten Landes, die aus dem Westen befriedigt werden sollte;
5. Erinnerung an die meist mit Stärkung der ungarischen Machtposition verbunden gewesenen Personalunionen mit Polen, Böhmen und schließlich Österreich.

Die Legitimisten sehen daher den gemeinsamen Besitz nicht als Bedingung, sondern nur als Auflage (modus) an, durch die eine Teilung der Monarchie verboten war. Die Versäumung dieser Befehlspflicht aus Gründen, die nicht vom Willen der Verpflichteten abhängen, habe aber nicht das Erlöschen des ganzen Rechtsverhältnisses zur Folge.

Zum Leidwesen der ungarischen Legitimisten hat die große Autorität ihres Landes wie seines Staatsrechts, Franz Deák, den gemeinsamen Besitz als Bedingung bezeichnet.[1]) Seinen Standpunkt suchen die Legitimisten in verschiedener, aber nicht sehr glücklicher Weise des ihrer Lehre widersprechenden Charakters zu entkleiden. —

Da durch Ges. Art. 1921: XLVII der König Karl IV. sowie alle übrigen Mitglieder des Hauses Habsburg ihrer Rechte auf den Thron für verlustig erklärt wurden, müssen sich die Legitimisten auch mit diesem Gesetz auseinandersetzen.

Zu diesem den Grundsätzen des ungarischen Verfassungswesens widersprechenden Gesetz hatte sich der Reichstag durch den Druck der großen und kleinen Entente entschließen müssen, als beim zweiten Restaurationsversuch König Karls die Nachfolgestaaten unter der Führung des tschechoslowakischen Außenministers Benesch mit kriegerischen Maßnahmen drohten. Weil diese Einmischung in Ungarns Innenpolitik nicht einmal auf eine Bestimmung des Vertrages von Trianon gestützt werden kann, wird der Gesetzartikel von den Legitimisten als erzwungene Maßnahme für unwirksam erklärt, der Thronfolge Ottos stehe er nicht im Wege.

Die freien Königswähler bringen ganz andersartige Argumente vor. Die Legitimisten gehen nach ihrer Meinung bei der Auslegung der Pragm. Sankt. und Behandlung der Königsfrage insofern von einem verkehrten Standpunkt aus, als sie die von der ungarischen Nation durch die Pragm. Sankt. vorgenommene Selbstbeschränkung des alten freien Königswahlrechts weit auslegen. Das Königswahlrecht sei ein aus der Souveränität der Nation stammendes verfassungsmässiges Grundrecht. Die im Erbfolgerecht der Pragm. Sankt. enthaltene Suspendierung dieses Grundrechts sei als provisorische Unterbrechung anzusehen. Wenn man hiervon ausgehe und dementsprechend bei Streitfragen an der uneingeschränkten Aufrechterhaltung des alten Freiheitsrechtes festhalte, müsse man bei zweifelhaften Thronansprüchen enge Auslegungen treffen. Auch müsse man sich

[1]) Deák: *Adalék a magyar közjoghoz.* Pest 1865. S. 59.

überlegen, daß, wenn die ungarischen Stände an die Möglichkeit von Österreich-Ungarns Untergang gedacht haben würden, sie sicher ausgesprochen hätten, daß eine so grundlegende Änderung das Ende des habsburgischen Erbrechts zur Folge habe.

Es geht nach Ansicht der freien Königswähler auch nicht an, die Pragm. Sankt. zu zerreißen — daß der den Dualismus enthaltende Teil erloschen ist, kann ja niemand bestreiten — und nur ihre dem Königshaus günstigen Anordnungen als weiterhin gültig anzusehen.

Aus diesen Gesichtspunkten sowohl, als aus geschichtlichen Gründen ist daher — nach Ansicht der freien Königswähler — die von legitimistischer Seite gegebene Erklärung der Pragm. Sankt. unrichtig. Aus der langen Vorbereitungszeit dieses Gesetzes geht hervor, daß sie nicht so sehr als Äußerung spontanen Danks oder als Treue-Kundgebung gewertet werden darf, sondern vielmehr als ein den Ungarn abgerungenes Gesetz, zu welchem sich diese auf Grund konkurrierender „necessitas et utilitas" herbeiließen. Infolge der Übermacht des Monarchen und zugleich, um dem verwüsteten Lande[1]) durch die Union mit den reichen habsburgischen Erbländern zu helfen und es vor neuen Türkeneinfällen besser zu sichern, mußte der ungarische Reichstag sich zur Annahme der Pragm. Sankt. bequemen. Dankbarkeit, die selten in der Politik eine große Rolle gespielt hat, darf auch in diesem Zusammenhange nicht überschätzt werden. Wenn wirklich verschiedene Magnaten den Habsburgern gegenüber eine Dankesschuld abtragen zu müssen glaubten, so nahmen und nehmen doch breite magyarische Kreise stets eine scharfe Stellung gegen die Dynastie ein.

§ 4 des Ges. Art. von 1723 spricht schließlich klar aus, daß Ungarns König derjenige Erzherzog sein soll, welcher die übrigen habsburgischen Länder erbt. Dieser Grundsatz und kein anderer ist auch im Ges. Art. 1867: XII wieder zum Ausdruck gekommen. Er kann nach allem Gesagten nur als Bedingung und nicht als bloße Auflage angesehen werden. Selbst § 11 der Pragm. Sankt., nach dem nur bei Aussterben der drei weiblichen Stämme[2]) für die freie Königswahl wieder Platz ist, bietet in Wahrheit keine rechte Stütze für den legitimistischen Standpunkt. Mit Recht sagt Kmety, wenn die auf Grund der Pragm. Sankt. geforderten staatsrechtlichen Verhältnisse nicht weiter bestehen können, so enden auch die damit zusammenhängenden Thronanwartschaften. Die Voraussetzung für die Gültigkeit der Pragm. Sankt. bildet das Bestehen der ersten Paragraphen. Wenn z. B. der ungarische Gesetzgeber (König und Reichstag) die Pragm. Sankt. ändern oder außer Kraft setzen würde, so müßte dann

---

[1]) Von 1526—1686 war der größte Teil Ungarns türkisch.

[2]) Die Nachkommenschaft der Töchter Leopolds I., Josephs I. und Karls VI. (III.).

doch wohl das alte Königswahlrecht wieder aufleben, auch wenn noch Nachkommen der drei Stämme lebten. Daraus folge, daß § 11 nur dann die allein terminbestimmende Kraft habe, wenn die Pragm. Sankt. noch in ihrer Gesamtheit gelte.

Wenn auch die Beweisführung der freien Königswähler die stichhaltigere, weil dem Geist des ungarischen Verfassungslebens entsprechendere ist, so soll damit nicht ein schrankenlos freies Wahlrecht als unbedingtes staatsrechtliches Erfordernis hingestellt werden. Unter den Arpaden herrschte in Ungarn mit Wahl gemischte Erbfolge, d. h. es galt nicht unbedingt das Prinzip der Primogenitur. Bei den Königen aus verschiedenen Häusern (1301—26) und schließlich unter den Habsburgern wurde sogar immer der älteste Sohn gewählt und nur bei Aussterben der Herrscherfamilie oder bei besonderen Umständen, wie z. B. dem Tode Alberts im Jahre 1439, der nur einen Nasciturus hinterließ, wählte die Nation einen beliebigen Fürsten zum König.

Obwohl also der ungarische Thron verwaist ist, muß doch noch kurz das Entthronungsgesetz von 1921 gestreift werden, da es die Thronanwartschaft sämtlicher Mitglieder des Hauses Habsburg aufhob. Man kann dieses Gesetz nicht nach rein bürgerlich-rechtlichen Gesichtspunkten betrachten und demgemäß wie die Legitimisten für nichtig halten. Bemerkenswert ist indeß der innere Widerspruch, der in dem Inhalt und der Überschrift des Gesetzes liegt. Der Titel lautet nämlich: „. . . über die Aufhebung der Rechte des Herrschers und der Thronfolgerechte", während § 1 nur das Erlöschen der Wirkung der Pragm. Sankt. feststellt, als wenn die Entthronung schon vorher erfolgt wäre und dieses Gesetz nur die erfolgten Geschehnisse zur Kenntnis brächte. Tatsächlich nahm die Regierung aber den Standpunkt ein, daß Karls IV. Rechte 1918 nicht erloschen waren. Das geht deutlich aus ihren Bemühungen hervor, den König während seines zweiten Restaurationsversuches zur Abdankung zu bewegen. Minister Kánya forderte damals im Auftrage der ungarischen Regierung von dem König als Waffenstillstandsbedingung den freiwilligen schriftlichen Verzicht auf den ungarischen Thron, der von Karl IV. aber nicht erklärt wurde. Durch den 1922 erfolgten Tod Karls IV. beschränkt sich heute der praktische Teil des Streites über dieses Gesetz darauf, ob es die Wahl eines Habsburgers zum König von Ungarn unmöglich macht. Am treffendsten sagt hierzu Egyed:[1]) Der bei Schaffung des Thronentziehungsgesetzes mitwirkende Druck der großen und kleinen Entente komme insofern in Betracht, als sogleich nach Beendigung des Drucks die Rechtskraft des Gesetzes von den zuständigen Organen zum Gegenstand einer Prüfung gemacht werden müsse.

---

[1]) Egyed: *Jogállam.* 1926. S. 124.

III.

Das Reichsverwesertum.

Seit dem Jahre 1920 nimmt der Admiral v. Horthy in Ungarn eine Stellung ein, für die es wenige Parallelen in der Geschichte gibt. In früheren Jahrhunderten fehlte es in fast allen europäischen Staaten an bestimmten Grundsätzen über ein bei Sedisvakanzen und Behinderung des Monarchen an der Regierungsausübung einzuhaltendes Verfahren. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation waren zwar schon durch die Goldene Bulle der Pfalzgraf bei Rhein und der Herzog von Sachsen zu „provisores imperii" während der Wahlzeiten bestimmt, aber wie vor allem die traurigen Zeiten des 13. Jh.s zeigen, bewährte sich diese Einrichtung leider nicht. In Ungarn versah seit den Zeiten des Arpadenkönigtums ein Hofbeamter, der Palatin (Nádor), die Vertretung des Herrschers. Gesetzlich geregelt wurde seine Stellung durch die berühmten Palatinartikel vom Jahre 1485. Er wurde hierdurch Vormund des Königs, falls dieser infolge jugendlichen Alters oder Gebrechlichkeit unfähig zur Regierung war, er wurde ferner Statthalter bei Aufenthalt des Königs im Auslande — sehr wichtig im Hinblick auf die vielen Personalunionen, an denen Ungarn teilnahm — und erhielt schließlich die Rolle eines Vermittlers bei zwischen Volk und König ausgebrochenen Streitigkeiten. Der Palatin war der erste Diener der heiligen Krone und empfing daher sein Amt durch gemeinsame Wahl von Volk und König.

Nach dem Ausgleichsgesetz vom Jahre 1867 übte der König die vollziehende Gewalt durch ein verantwortliches Ministerium persönlich aus. Das bedeutete, daß auch der in Wien residierende Monarch die Macht in Ungarn persönlich vermittels verantwortlicher Staatsleute inne hatte, womit der hauptsächlichste Wirkungskreis des Palatins als Stellvertreter und Vermittler zwischen König und Nation entfiel. Das Palatinat blieb zwar bei Minderjährigkeit, Krankheit und Tod des Königs aufrechterhalten, jedoch wurde seine weitere Wirksamkeit durch die Verzögerung einer Neuwahl unterbunden, ein Fehler im ungarischen Verfassungsleben, mit dem es zusammenhängt, daß aus der Verfassungskrise der Jahre 1918—19 ein Ausweg im Sinne ordentlicher Verfassungsregeln nicht gefunden werden konnte und zur provisorischen Noteinrichtung der Reichsverweserwürde gegriffen werden mußte. Es entsprach auch die historische Aufgabe des Palatins nur teilweise den Erfordernissen, die im Jahre 1920 an das provisorische Staatsoberhaupt gestellt werden mußten. Die Rolle Horthys war praktisch die eines vorläufigen Staatschefs und ging somit über die Würde des Palatins hinaus.

Eine ähnliche Stellung besaßen in der neueren Geschichte Erzherzog Johann als deutscher Reichsverweser und die beiden finnischen Verweser

am Ausgang des Weltkrieges. Aber auch in Ungarn selbst, und das war das Entscheidende, gab es bereits zweimal[1]) Reichsverweserschaften: Als im Jahre 1445 ein fünfjähriger Knabe König war und die Türken das ganze Land bedrohten, auch das Palatinat noch keine gesetzliche Regelung gefunden hatte, da wählte der Reichstag den Feldherrn Johann Hunyadi zum Reichsverweser. Rund 400 Jahre später, als Ungarn gegen die habsburgische Zentralisierungspolitik zu Felde zog und von den republikanischen Ideen der Märzrevolution gleichermaßen wie vom Haß gegen das Königshaus durchdrungen war, wurde nach der Dethronisation Habsburgs Ludwig Kossuth zum verantwortlichen Reichsverweser gewählt. Zu einer republikanisch gesinnten Regierung hatte das Wesen des Palatinats keine inneren Beziehungen mehr.

Durch Ges. Art. 1920: I § 13 wurden dem ungarischen Reichsverweser die in der königlichen Gewalt enthaltenen Rechte mit einigen Einschränkungen übertragen, die aber durch ein Gesetz vom August des Jahres 1933 zum Teil bereits fortgefallen sind. Der Reichsverweser vertritt also Ungarn völkerrechtlich. Er kann Gesandte schicken und empfangen. Er übt die vollziehende Gewalt durch das nur dem Reichstag verantwortliche Ministerium aus. Alle seine Bestimmungen und Verfügungen sind nur mit Gegenzeichnung des verantwortlichen Ministers gültig. Das berührt jedoch nicht die das Heereswesen betreffenden Rechte, welche er hinsichtlich Führung, Kommando und innerer Organisation des Heeres besitzt. Er hat das Begnadigungsrecht. Eingeschränkt sind die königlichen Befugnisse für den Reichsverweser in folgendem:

Die vom Reichstag geschaffenen Gesetze bedürfen keiner Sanktion durch den Verweser, er hat dieselben innerhalb von spätestens 60 Tagen mit der Verkündungsklausel und Unterschrift zu versehen. Er kann das Gesetz aber statt dessen unter Mitteilung seiner Gründe an den Reichstag zurücksenden. Hält dieser das so zurückgeschickte Gesetz unverändert aufrecht, so hat der Reichsverweser es binnen 15 Tagen kundzumachen. Von seinem Rücksendungsrecht kann er keinen Gebrauch machen bei Gesetzen über die Staatsform und Person des Staatsoberhauptes. Anstelle seines nur sehr bedingten Rechtes zur Parlamentsauflösung nach Ges. Art. 1920: I hat er nunmehr laut Ges. Art. 1933: XXIII die Befugnis zur Vertagung, Auflösung und Schließung des Reichstags, wie sie dem König zustand, erhalten. Diese Neuerung ist auf die sich auch in Ungarn bahnbrechende Erkenntnis von der Unzulänglichkeit des parlamentarischen Systems zurückzuführen.

Im Zusammenhang mit der geplanten Einführung des geheimen Wahlrechts werden wieder gewisse Erweiterungen des Machtbereichs des Reichs-

[1]) Abgesehen von unbedeutenden reichsverweserähnlichen Episoden wie z. B. der kurzen Herrschaft Michael Szilágyis im Jahre 1458.

verwesers erwogen. Seine Stellung soll der des Königs dadurch noch mehr angepaßt werden, daß er das Gesetzessanktionsrecht erhält.

Die typischen Majestätsrechte, wie Erhebung in den Adelsstand und oberstes Patronatsrecht fehlen dem Reichsverweser. Dagegen kann er Titel, Orden und Ehrenzeichen verleihen, er gründete auch neue Auszeichnungsarten. Von einer gewissen Bedeutung ist in diesem Zusammenhange die in die Ära des Reichsverwesers fallende Gründung des „Heldenordens". Es handelt sich bei ihm um eine adelsähnliche Institution, die zu dem Zweck geschaffen wurde, die im Weltkrieg und in der Revolution durch persönliche Tapferkeit und starkes nationales Empfinden Hervorgetretenen auch in ihren Nachkommen zu belohnen und andererseits ein ständiges Organ zum Schutz gegen Umwälzungsbestrebungen innerer staatsfeindlicher Kräfte zu bilden. Diesem Ziel dient die Verleihung von „Heldengütern" vorwiegend im Umfange kleinbäuerlicher Stellen. Sie sind gebundener Besitz und können von den Inhabern nicht verkauft werden. Die Eigentümer eines solchen Gutes müssen innerhalb bestimmter Zeit eine Familie gründen und ihren fremd klingenden Namen mit einem magyarischen vertauschen. Ausnahmsweise Besitzer von geschichtlichen Namen erhalten hiervon Befreiung. Die Ausgezeichneten bekommen das Prädikat „Vitéz" (etwa Held) und werden zu einer Art Orden zusammengeschlossen. Die Würde des Hochmeisters bekleidet der Reichsverweser, er schlägt die neuen Mitglieder zum Vitéz. Das Ordenskapitel besteht aus den Ordensmeistern der einzelnen Komitate und Vertretern der Regierung. —

Dem Reichsverweser gebührt die Anrede „Durchlaucht", ihm werden die höchsten militärischen Ehrenrechte erwiesen. Seine Person genießt denselben Schutz wie der König und ist unverletzlich. Das letzte jedoch nur in beschränktem Maße, denn der die Immunität garantierende § 14 des Provisoriums enthält nicht das Prinzip der Unverantwortlichkeit, weil nach der gleichen Bestimmung der Reichstag den Reichsverweser wegen Gesetzes- oder Verfassungsverletzung zur Verantwortung ziehen kann, wenn der dahingehende Antrag von einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern unterschrieben und angenommen ist. Mit Recht meint Csekey[1]), dieser § 14 des Provisoriums sei widerspruchsvoll und ein juristisches Absurdum, da es unmöglich sei, einesteils von Unverletzlichkeit zu sprechen und andernteils die Möglichkeit straf- und staatsrechtlicher Verurteilung zu schaffen.

Da die Wahl des ungarischen Staatsoberhauptes auf Lebenszeit (bzw. bis zur Thronbesetzung) erfolgte, genießt er infolgedessen eine weitgehende Unabhängigkeit und ist in der Lage, eine zielbewußte Politik zu führen.

---

[1]) Csekey: *Magyar Jogi Szemle* 1920 S. 262.

Industriepolitik und industrielle Entwicklung Ungarns in der Nachkriegszeit.

Von

Otto Spohr (Berlin).

Wenn in den wirtschaftlich interessierten Kreisen Ungarns nach dem Kriege vielfach der Regierung der Vorwurf gemacht wurde, daß die wirtschaftspolitischen Maßnahmen von keinem durchgehenden Programm getragen seien, vielmehr nur den augenblicklichen und dringenden Erfordernissen entsprechende Lösungen darstellen, so läßt sich aus der Reihe der Gesetze und Verordnungen u. a. doch eine Zielrichtung entwickeln: die Industrialisierung Ungarns.

Die Gründe, die zu dieser wesentlichsten Strukturwandlung innerhalb der ung. Wirtschaft führten, waren sehr mannigfach und mögen wohl hauptsächlich die folgenden gewesen sein:

1. Seit dem Ausgleich mit Österreich i. J. 1867 geht durch die ung. Politik ein bestimmter Zug zu größerer Unabhängigkeit und zu einer gewissen Selbständigkeit innerhalb der Monarchie sowohl auf politischem wie auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Hier wirkt sich auch der sozialökonomische Zwang aus, daß mit der wachsenden Bevölkerung und den steigenden Konsumansprüchen die Landwirtschaft nicht mehr allein den Lebensstandard zu garantieren vermag und den Aufbau einer eigenen Industrie als notwendig erscheinen läßt. Die reichen Vorkommen an Bodenschätzen und die großen Erträge aus der Urproduktion (Erze, Erdöle, Kohlen etc., Weizen und anderes Getreide, Futterrüben, Wolle u. v. a. m.), sowie die reichen Waldbestände Oberungarns und Siebenbürgens bieten zudem günstige Standortbedingungen für die industrielle Aufarbeitung im eigenen Lande.

Nach dem Ausgleichsgesetz war die Zoll- und Handelspolitik als gemeinsame Angelegenheit der Monarchie festgelegt worden. Hier mußte Ungarn dafür Sorge tragen, seiner landwirtschaftlichen Produktion den ganzen Markt der Monarchie tunlichst sicher zu stellen, während es dafür die Festlegung der Industriezölle den österr. und böhmischen Industrien überlassen mußte. Ungarn konnte daher für den Aufbau einer eigenen Industrie keinen autonomen Zollschutz gewähren. So griff es zu den sogenannten kleinen Mitteln der Handelspolitik: Steuer- und tarifpolitische

und viele andere administrative Maßnahmen werden in den Dienst der Industrialisierung gestellt. Die Entstehung einer Industrie im Vorkriegsungarn „ist das Ergebnis eines lehrreichen Experiments: wie sich ohne jeden Zollschutz im gemeinsamen Zollgebiet mit den stärksten industriellen Konkurrenzen durch ein System staatlicher Begünstigungen dennoch eine selbständige Industrie großziehen läßt."[1]) Eine Industrialisierung in größerem Umfange konnte bei der Kapitalarmut des Landes erst einsetzen, als sich das Auslandskapital in stärkerem Maße für die ung. Wirtschaft interessierte. So werden erst in den letzten zehn Jahren vor Kriegsausbruch die meisten Fabrikbetriebe begründet. Aber schon Ende 1913 gibt es etwa 5000 Industriebetriebe mit einem jährlichen Produktionswert von ca. 2,5 Milliarden G.K. Die mit der Landwirtschaft zusammenhängenden Zweige, wie die Mühlen-, Spiritus-, Brau-, Zucker- und Stärkeindustrie, waren gut entwickelt; sie deckten nicht nur den eigenen Bedarf und den der Monarchie, sondern belieferten auch etwas schon den Weltmarkt. Auch die Eisen- und Maschinenindustrie war besonders durch die staatliche Förderung schon gut ausgebaut. Die anderen industriellen Gewerbezweige hatten nur eine untergeordnete Bedeutung, da die österr.-böhmische Konkurrenz kapitalmäßig und mit geschulteren Arbeitskräften, vielfach auch mit günstigerer Standortorientierung das Aufkommen ung. Industrien erschwerte.

Der Krieg und die Veränderung des Staatsgebietes infolge des Friedensvertrags riefen dann in der industriellen Sphäre erhebliche Veränderungen hervor.

Nach Berechnungen von D. Elekes[2]) hatte die Industrie des Königreichs Ungarn i. J. 1913 einen Arbeiterstand von 475000 und erzeugte einen Produktionswert von 3,6 Milliarden Pengö. Im heutigen Gebiet Ungarns hatte die Industrie einen Arbeiterstand von 219000, und ihr Produktionswert betrug etwa 1,9 Milliarden P. Nach dem Stand von 1913 verblieb dem heutigen Ungarn zwischen 18,6% — als niederster Quote — und 85,1% — als höchster Quote — des erreichten Produktionswertes. Dabei hatte diese höchste Einbuße die Holzindustrie und den kleinsten Verlust die Kunst- und Vervielfältigungsindustrie. Schwer betroffen wurden auch die Textil-, Leder-, Borsten- und Federnindustrie (hier verblieben nur 38,7 bzw. 49,5%); bis zu 82,5% des Produktionswertes blieb der Maschinenindustrie erhalten. Alle anderen Gruppen verloren kaum die Hälfte und oft auch nur ein Drittel.

Nach Elekes konnte die Vorkriegsindustrie etwa 68% des Landesbedarfs an Industriewaren decken, dagegen 1927 schon etwa bis zu 87%. Jetzt können aber sehr viele Industriezweige oft nur ein Viertel, manchmal bis zur Hälfte ihrer Kapazität ausnützen. Durch die ungleichartigen Verluste trat so eine außerordentliche Verschiebung innerhalb der Produktionsgrundlagen ein.

---

[1]) G. Gratz: *Überblick über die ungarische Volkswirtschaft*, Jb. Thalheim, 1928—29, S. 900.

[2]) Désiré Elekes: *La situation de la Hongrie avant et après la guerre dans le système des principales données statistiques.* Journ. d. l. Société Hongr. Statist. VII, 1/2; p. 331—419, spec. 389—394.

Nach von A. Farkasfalvi[1]) errechneten Vergleichsdaten für 1913 und 1921 sind nach dem Kriege wesentlich mehr Industriebetriebe als vordem vorhanden, jedoch mit einem um 27,5% geringeren Arbeiterstand und einem um 54% geringeren Produktionswert als 1913.

Also ein großer Kapazitätsrückgang bei starker Tendenz zum Kleinbetrieb.

So wird es erst nach den politisch noch sehr unruhigen Jahren (1919 bis 21) offenbar und ganz deutlich erst nach der Stabilisierung der Währung (1924), in welchem Maße die ung. Industrie für den Inlandsbedarf überdimensioniert ist. Anderseits zeigen sich auch dann die Lücken, wo sich neue Möglichkeiten industrieller Tätigkeit bieten. Der Prozeß einer Anpassung an die veränderten Existenzbedingungen kann aber infolge Kapitalmangels nur langsam Fortschritte machen. Ein Teil des in der Industrie investierten Kapitals geht ganz verloren oder erleidet schwere Werteinbußen, und die meisten Betriebe können nur einen Bruchteil ihrer Kapazität ausnützen. So versucht man auch, durch Produktionsumstellung sich den veränderten Bedingungen anzupassen. Es richteten sich z. B. Bierbrauereien auf Schokolade- und andere Nährmittelherstellung ein, oder Waffenfabriken gingen auf Maschinen-, Nähmaschinen-, Kraftwagen-, Fahrräder-, Emaillewaren und sogar Textilerzeugung über. Viele Mühlen wurden zu Lagerhäusern umgebaut. Die Eisen- und Metallindustrie sowie der Maschinen- und Apparatebau mußten nun infolge völliger Rohstoffabhängigkeit vom Auslande eine gewisse Rückentwicklung nehmen. Durch die Einengung des heimischen Absatzgebietes und den Verlust der bisher zollfreien Ausfuhrmärkte wird ebenso bei der Nahrungs- und Genußmittelindustrie und auch bei der graphischen Industrie (Budapest als Pressezentrum) eine erhebliche Rückbildung notwendig. Dagegen erobern jetzt jene Industriezweige, die sich in der Vergangenheit nur schwer entwickeln konnten, fast uneingeschränkt den inneren Markt und nehmen einen raschen Aufschwung. Es sind das vor allem die Textil- und Konfektionsindustrie, aber auch die Leder-, Schuh- und chemische Industrie.

2. Ein deutliches Merkmal für die industrielle Entwicklung ist der jeweilige Anteil der in der Industrie und dem Gewerbe erwerbstätigen Bevölkerung. Laut den jeweiligen Volkszählungen waren das i. J. 1869: 9,4%; 1880: 11,0%; 1890: 11,6%; 1900: 12,8%; 1910: 16,3%. Im Gebiet des heutigen Ungarns stellte sich dieser Anteil 1910 aber bereits auf 21,2% und 1920 auf 20,6%; er dürfte aber in den letzten vierzehn Jahren wieder ganz erheblich zugenommen haben.

In der rasch zunehmenden Bevölkerungsdichte von 64,6 i. J. 1910 auf 81,9 i. J. 1920 und sogar schon 93,4 Einwohner pro ein qkm i. J. 1930 liegt mit einer der zwingendsten Gründe, die ganz deutlich vor allem in der

[1]) A. Farkasfalvi: *La statistique industrielle en Hongrie* und *La production de l'industrie manufacturière de l'Hongrie en* 1922. Rev. d. l. Soc. Hongr. Statist. I, 4; p. 162—173 und II, 4; p. 170—191.

Nachkriegszeit in die Richtung industrieller Weiterentwicklung weisen.

Die Verschiebung in der sozialen Struktur der Bevölkerung läßt sich auch in der Wandlung des Berufscharakters der in Stadtsiedlungen ansässigen Bevölkerung feststellen:

Die Bevölkerung[1]) der Städte und Gemeinden, die i. J. 1930 10 000 und mehr Einwohner haben, betrug:

Charakter der Siedlung	1869	1920	1930
industriell	491 168	1 636 324	1 858 159
gemischt	397 434	676 539	743 836
landwirtschaftlich	730 986	1 072 832	1 119 719
zusammen	1 619 588	3 385 695	3 721 714

Vergleicht man das prozentuelle Wachstum der Bevölkerung dieser so beruflich gruppierten Siedlungen mit entsprechenden Daten für das gesamte augenblickliche Territorium, so ergibt sich eine sehr anschauliche Entwicklung in der Richtung zunehmend städtischer Siedlungsweise. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß, wenn man die Daten für Budapest und dann auch die für seine Vorstädte eliminiert, heute schon nicht mehr von einem Wachstum, sondern schon von einem Rückgang gesprochen werden kann. Das beweist aber auch die fortschreitende Industrialisierung Budapests und seiner Vorstädte, d. h. den dort sich vollziehenden industriellen Konzentrationsprozeß.

Innerhalb des engeren mittel- und südosteuropäischen Gebietes tritt Ungarn durch diese Berufsverlagerung in ein Zwischenstadium. Ungarn nähert sich der Bevölkerungsdichte des engeren Mitteleuropas (Österreichs und der Tschechoslowakei), aber es erreicht noch nicht jenen Grad der Industrialisierung dieser Länder. Jedoch macht seine in der Industrie

---

[1]) L. Thirring: *Esquisse de l'accroissement de la population de la Hongrie d'avant et d'après la guerre et quelques propriétés caracteristiques des fluctuations du nombre des habitants.* Journ. de la Soc. Hongr. Stat. IX, 2/3, p. 325—372.

(1869 nur Zivilbevölkerung, 1900 gesamte Bevölkerung, 1930 provisorische Daten.)

Industriell ist eine Siedlung dann, wenn bis 20% der im Innern des Orts wohnenden Bevölkerung landwirtschaftlich tätig ist, gemischt bei einem solchen Anteil zwischen 20 und 50% und landwirtschaftlich, wenn der Anteil über 50% liegt.

In der Zeit von 1869—1930 wuchs die Bevölkerung im heutigen Ungarn um 73,2%, in den industriellen Siedlungen (wie oben) aber um 278,3%, — in den gemischten Siedlungen zwar nur um 87,2, in den landwirtschaftlichen sogar nur um 53,2%. In allen diesen Siedlungen trat daher eine Vermehrung um 129,8% ein. Jedoch unter Ausschaltung von Budapest beträgt diese Wachstumsteigerung 287,1%, und ohne Budapest sowie ohne seine (vorwiegend industriellen) Vorstädte sogar nur 150%.

tätige Bevölkerung einen weitaus größeren Anteil aus als bei seinen beiden südosteuropäischen Nachbarn (Rumänien und Südslawien).[1])

3. Die ebenfalls durch den Krieg und die Folgen des Friedensvertrags wirtschaftlich äußerst hart betroffene ung. Landwirtschaft kann nur langsam und mit großem Kapitalaufwand reorganisiert werden. Sie kann aber bei der Kapitalarmut des Landes und dem relativen Desinteressement des Auslandskapitals für Anlagen in der Landwirtschaft nicht schnell genug in den Stand versetzt werden, ein genügendes Nationaleinkommen zu erzielen. Das erhofft man mit weniger Mitteln und mit größerer Aussicht auf fremde Finanzhilfe in kürzerer Zeit mit einer Industrialisierung des Landes zu erreichen. Auch glaubt man in den ersten Nachkriegsjahren, daß die landwirtschaftliche Produktion erst langsam wieder jene Überschüsse wird erzeugen können, die zur Kompensation der dringend notwendigen Einfuhr an industriellen Fertigwaren erforderlich sind. So erscheint es vorteilhafter, die industrielle Verarbeitung fremder Rohstoffbezüge selbst vorzunehmen.

4. Die Weltlandwirtschaftskrise und die besondere Absatzkrise für landwirtschaftliche Produkte im engeren Mitteleuropa treffen sehr bald und sehr tiefgreifend Ungarn. Mit den Mitteln der Zoll- und Handelspolitik kann da wenig geholfen werden. Für die Industrialisierung bietet aber die autonome äußere Wirtschaftspolitik eine große Reihe von Möglichkeiten.

5. Budapest und seine Vororte waren ja schon vor dem Kriege ein gewisses industrielles Zentrum mit einer großen, dort ansässigen, gut vorgebildeten industriellen Arbeiterschaft. In dem fast alleinigen Verwaltungs- und Handelszentrum ist hier eine Vielzahl von Menschen in ihrer Berufsausübung konzentriert. Die Hauptstadt ist damit ein günstiger Konsumplatz.

Die Urproduktion stellt große Mengen geeigneter Rohstoffe für die industrielle Weiterverarbeitung (Getreide = Mehl u. dgl. m.; Zuckerrüben = Zucker- und ähnliche Industr.; Kartoffeln, Melasse, etc. = Alkoholgewinnung und -verarbeitung; Wolle, Seidenkokons = Textilien; u. s. w.).

Wichtige, früher vorhandene Rohstoffquellen gehen aber durch den Friedensvertrag verloren (vor allem Holz, Erze, Erdöle, Kohlen, etc.), für die aber zahlreiche Produktionsanlagen vorhanden sind.

---

[1]) Betrug die Bevölkerungsdichte in Österreich i. J. 1923 77,94 und in der Tschechoslowakei i. J. 1930 104,89, so leben in Ungarn i. J. 1930 93,35 Einwohner auf einem Quadratkilometer. Für Rumänien lauten diese Ziffern (1930) 61,11 und für Südslawien (1931) sogar nur 56,02. Sind in Österreich (1923) 33,2% und in der Tschechoslowakei (1921) 36,3% der Erwerbstätigen in Bergbau und Industrie beschäftigt, so beträgt der Anteil dieser Gruppe von Erwerbstätigen in Ungarn i. J. 1920 nur 18,5. In Südslawien und Rumänien dürften aber höchstens bis zu 10% der Erwerbstätigen in der Industrie eine Existenz finden.

So sind es ein gewisses industrielles Erbgut aus der Vorkriegszeit, die sehr zwingenden Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur, die infolge des Friedensvertrages vergrößerte Auslandsabhängigkeit in der Güterversorgung, die besondere Produktions- und Absatzlage der ung. Landwirtschaft in der ersten Nachkriegszeit und schließlich auch die relativ günstigen Standortbedingungen, die den Gedanken eines Auf- und Ausbaus einer eigenen Industrie fördern.

Diese und andere Gründe treffen sich mit dem im Nachkriegseuropa und auch in Ungarn immer mehr sich auswirkenden Bestreben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Sie rufen eine große Zahl wirtschaftspolitischer Maßnahmen hervor, die diesem Ziele dienen sollen und den Industrialisierungswünschen Rückhalt und Auftrieb geben. So wird das schon i. J. 1907 als G. A. III inartikulierte Gesetz zur Förderung einer heimischen Industrie auch bis weit in die Nachkriegszeit angewandt.

Es bietet etwa die folgenden Begünstigungen: Befreiung von direkten Staatssteuern und städtischen oder munizipialen Zusatzsteuern, von den Beiträgen für die Handels- und Gewerbekammer, von den Gebühren bei der Fusion in Aktiengesellschaften oder Genossenschaften. Für die Beförderung von Produktionsmitteln berechnen die Staatsbahnen sog. Selbstkostentarife. Darauf haben solche Unternehmungen Anspruch, die Artikel produzieren wollen, die bisher noch nicht oder nur ungenügend im Inland hergestellt wurden, oder wenn sie ihren Betrieb erweitern wollen. Im allgemeinen werden die Begünstigungen auf 10 bis 15 Jahre gewährt. Auf Grund dieses Gesetzes wurden in der Zeit vom 1. 1. 1920 bis zum 30. 6. 1930 zusammen 188 Unternehmungen (136 neue, 52 alte) gefördert. Entsprechend den gesetzlichen Vorschriften sind dann gewisse Kapitalinvestitionen und Arbeitereinstellungen vorzunehmen. Die neuen Betriebe investierten ca. 94,5 Mill. Pengö und stellten 16028 Arbeiter ein, die alten Unternehmungen erhöhten ihr Kapital um 69,6 Mill. Pengö und erweiterten ihren Arbeiterstand um 26980 Mann.[1])

Am 7. 7. 1931 erscheint als G. A. XXI ein den veränderten Verhältnissen angepaßtes, neues Industrieförderungsgesetz.

Außer den schon bisher gewährten Befreiungen fallen jetzt auch die Gebühren beim Grundstücksankauf für industrielle Zwecke, ebenso bei Aktienemissionen für Neugründungen und auch bei Darlehensverträgen für Industriebetriebe. Jetzt können auch andere Institutionen außer dem Staat Abgaben- und Gebührenfreiheit zugestehen. In bestimmten Fällen können der Staat und andere öffentliche Institutionen mit Subventionen oder Darlehen helfend eingreifen. Die Staatsbahnen dehnen ihre tarifarischen Zugeständnisse sehr aus. Für den industriellen Export können staatliche Kredite oder die Kreditversicherung gegeben werden. Der Kreis der Anspruchsberechtigten wird auf solche Unternehmungen ausgedehnt, die zu Zwecken der Betriebsergebnissteigerung oder zur Verlustminderung Rationalisierungsausgaben machen wollen, oder wenn neues Betriebskapital investiert wird oder durch Mehrproduktion solche Überschüsse erzielt

---

[1]) Diese Zahlenangaben nach J. Szterényi: *Die Industrieförderung nach dem Kriege.* U. W. Jb. VI, 1930. S. 92.

werden, die zur Minderung bzw. größeren Aktivierung der Außenhandelsbilanz beitragen.

Eine wesentliche Ergänzung finden diese Gesetze durch das sogenannte Regulativ der öffentlichen Lieferungen.

Danach sind alle Institutionen öffentlichen Rechts angehalten, ihre Aufträge tunlichst der heimischen Industrie zukommen zu lassen. Ein stärkerer Zwang unter dieses Statut wird durch seine Neuregelung i. J. 1929 ausgeübt. Dieses Statut wird nicht nur wieder in deutliche Erinnerung gebracht, sondern auch die Reihe der aus der heimischen, landwirtschaftlichen, kleingewerblichen und industriellen Produktion zu beziehenden Erzeugnisse und Waren erweitert. Auch der Kreis der zur Einhaltung Verpflichteten wird erheblich ausgedehnt. Jetzt sollen alle in irgendeiner Weise aus staatlichen Mitteln geförderten Betriebe u. dgl. m. ihren Bedarf soweit als möglich aus der heimischen Erzeugung decken.

Auf kreditpolitischem Gebiet kommt der Staat der Industrie ebenfalls wesentlich zu Hilfe.

Durch den G. A. XXI, 1928, wird eine gesetzliche Regelung zur Beschaffung langfristiger industrieller Kredite im Wege der Emission von Industriepfandbriefen getroffen. Solche Pfandbriefe können auf Grund von Darlehen an solche Unternehmungen, die zur öffentlichen Rechenlegung verpflichtet sind, emittiert werden. Zu diesem Zwecke wird ein Landeshypothekarinstitut für industrielle Kredite mit einem Grundkapital von 10 Mill. P. gegründet. Bis zu 50 Mill. P. können dort Darlehen bei zwanzigjähriger Amortisation ausgegeben werden. Eine erste 7%ige Anleihe im Nennwerte von 5 Mill. Dollar erbringt etwa 26,1 Mill. P.

Aber auch die äußere Wirtschaftspolitik wird sehr stark in den Dienst der Industrialisierung miteinbezogen.

Mit dem Bewilligungsverfahren, der Devisenbewirtschaftung, dem System der Zollaufgelder und vielen anderen übergangswirtschaftlichen Maßnahmen in den Nachkriegsjahren (1920—24) wurde vielfach die Einfuhr industrieller Fertigwaren stark behindert und die Einfuhr dringend notwendiger Rohstoffe und Produktionsmittel gefördert. Dadurch war natürlich der Gründungstätigkeit ein großer Anreiz geboten.

1924 gewann Ungarn seine zollpolitische Unabhängigkeit wieder, die bis dahin laut dem Friedensvertrag seitens der Ententemächte einseitig zu deren Gunsten gebunden war. Im Zusammenhang mit der sog. Sanierung durch den Völkerbund (Stabilisierung des Budgets und der Währung) muß dann Ungarn alle Außenhandelsverbote usw. fallen lassen. Gleichzeitig konnte es aber einen eigenen und neuen Zolltarif ins Leben treten lassen. Mit diesem kommt es seiner heimischen Industrie durch sehr hohe Schutzzölle entgegen. Außerdem sichern eigene Zollverordnungen schon seit 1922 eine begünstigte oder freie Einfuhr von Produktionsmaschinen, gebrauchten Produktionsmitteln. Das Zollrecht erleichtert auch die Verlegung von Fabriken nach Ungarn oder die Errichtung von Filialbetrieben. Auch das zollfreie Veredelungsverfahren, das System der Erlaubnisscheine usw. sind manchem industriellen Verarbeitungsgang im eigenen Lande förderlich.

Auch die im Gefolge der Weltwirtschaftskrise wieder notwendig gewordene staatliche Bewirtschaftung des Außenhandels, wie Devisenkontrolle, Bewilligungsverfahren, Kompensationsverkehr usw., läßt eine große Anzahl im Sinne der Industrie liegenden Maßnahmen erkennen.

Die Bestrebungen der Wirtschaftspolitik mit dem Ziele einer Industrialisierung des Landes blieben auch nicht ohne Erfolg. Anderseits gaben auch diese inner- wie außerwirtschaftlichen Förderungs- und Schutzmaßnahmen der industriellen Unternehmungslust einen erheblichen Auftrieb und veranlaßten auch viele Unternehmungen des Auslandes in Ungarn eigene Produktionsstätten zu errichten.

Diesen Auf- und Ausbau der ung. Industrie kann man am besten mit einem Einblick in die statistischen Daten verdeutlichen.[1])

Die Anzahl der Unternehmungen nimmt i. d. J. 1921—27 sehr rasch zu, gefördert durch eine rege Neugründungstätigkeit und die Erweiterung vieler gewerblicher Unternehmungen zu Fabriksbetrieben. Nach einer noch kleinen Zunahme i. J. 1928 erreicht diese Entwicklung ihren Höhepunkt. Dann nehmen die in Tätigkeit befindlichen Betriebe rasch ab, während die Zahl der vorhandenen Betriebe (d. h. inkl. der z. Z. stillstehenden) an sich nicht so schnell abnimmt. Diese Auf- und Abwärtsbewegung spiegelt sich in noch ausgeprägterem Maße in der Anzahl der Betriebstage. Die Kurve verläuft hier in steileren Formen und erreicht auch schon 1927—28 ihren Höhepunkt. Diese beiden Entwicklungslinien sind dann noch durch die Bewegung des Beschäftigungsgrades des gesamten in der Industrie tätigen Personals zu modifizieren. Hier tritt schon nach einem rapiden Aufschwung bis zum Jahr 1923 ein Rückschlag ein, langsam steigt die Kurve an, bald steiler werdend. Erst 1929 wird der Gipfel erreicht. Dann setzt ein sehr rasches Abfallen der Kurve ein. Dabei wird in Krisenzeiten mehr weibliche Arbeitskraft herangezogen, bzw. es werden mehr Männer als Frauen arbeitslos. Die Ausrüstung des Industrieapparates mit Maschinen bzw. mit stärkerer motorischer Leistung vollzieht sich in stetig steigender Linie und gerade während und nach Krisenzeiten wird mehr mechanische Kraft an Stelle menschlicher verwandt. So wird selbst noch 1930 auf 1931 die Anzahl der PS erheblich erhöht. Das ist zugleich ein Gradmesser für die fortschreitende Rationalisierung.

Gegenüber dem einheitlichen Auf- und Absteigen des Erzeugungswertes bewegen sich die Wertskalen der beiden hauptsächlichsten Produktionskosten — Materialbedarf und Gehälter wie Löhne — äußerst uneinheitlich. Es ist dabei zu beachten, daß die Angaben bis 1927 in Goldkronen und erst von da ab in Pengö lauten und daß auch die Preisbewegung nicht berücksichtigt ist. Denkt man sich aber alle Werte in Pengö umgerechnet, so entsteht schon eine viel weniger steile Kurve (Index I), und eliminiert man dann noch die Preisbewegungen, indem man den Pengöwert der industriellen Erzeugung in Friedenskaufkraft ausdrückt (Index II),

[1]) Siehe Tabelle.

so gewinnen wir das Bild einer sehr stetigen und wohl den wirklichen Verhältnissen vielleicht mehr entsprechenden Entwicklung.[1])

Verfolgen wir chronologisch die Entwicklung der Industrie in den Nachkriegsjahren, gewinnen wir etwa den folgenden Überblick.[2])

Die Zeit der Übergangswirtschaft, in der man sich notdürftig an die neue Situation anzupassen versuchte und mit Hilfe der Inflation einen sichtlichen Abbau der inneren Verschuldung erzielte, war für die Industrie nicht gerade ungünstig. Die staatliche Bewirtschaftung des Außenhandels verwies den großen Warenhunger der Bevölkerung vorwiegend auf heimische Erzeugnisse. Auch die billigen Inflationskredite trugen zu einer Belebung der industriellen Produktion bei und reizten zu vielen Neugründungen und Betriebserweiterungen oder zu einer Umstellung auf die Friedenserzeugung an. Nachdem dann 1924 noch 180 Neugründungen in den verschiedenen Branchen (vorwiegend aber Textil) erfolgten, zeigten sich aber schon die ersten Rückschläge der beendigten Inflationskonjunktur. Sie treffen sehr empfindlich die Landwirtschaft und den Handel. Indirekt wirkt sich die Sanierungskrise i. J. 1925 auch in der Industrie in einer relativen Überproduktion aus. Durch das rückläufige Preisniveau verlieren die Lagerbestände an Wert, und der hohe Zinsfuß hemmt die Produktion. Die Industrie erweist sich als anpassungsfähig. Neben wenig Zahlungsstockungen und vereinzelten Konkursen werden vielfach Produktions- und Betriebsrestriktionen notwendig.[3]) 1925 werden nur 28 Neugründungen vorgenommen. Im Sinne der Konzentration erfolgen 7 Fusionen. Durch Entlassungen oder Minderung der Arbeitstage werden die Betriebskosten verringert. Dadurch wächst aber die Arbeitslosigkeit. In der Produktion tritt ein gewisser Rückgang ein. Durch diese Anpassung übersteht die Industrie das schwierige Jahr 1925, gegen dessen Ende aber schon eine gewisse Entspannung eintritt. Dazu tragen die Ermäßigung der Warenumsatzsteuer, des Diskonts und die Senkung der Eisenbahntarife bei. Der Staat konnte auch schon in kleinem Umfange Investitionen vornehmen. Jedoch werden die hohen öffentlichen Lasten infolge der Sanierung des Staatshaushalts mit Hilfe der Steuerschraube als sehr drückend empfunden. So müssen auch i. J. 1925 Stillegungen

[1]) Z. B. verschwindet dadurch die sog. Inflationskonjunktur, und auch der Aufschwung 1927—29 sowie die ihr folgende Krise zeigen keine so heftigen Ausschwingungen des Konjunkturpendels.

[2]) Ausführliche Jahresberichte über die Lage der Industrie bringen u. a.: Ungarns Handel und Industrie i. J. 1924 Bp. 1925 ff., die Berichte des Landesvereins ungarischer Fabrikindustrieller (jährlich), des Landesvereins ungarischer Textilfabrikanten (jährlich), die entsprechenden Abschnitte im Ungarischen Wirtschaftsjahrbuch (von G. Gratz), jährlich, und die Berichte in Ungarns Volkswirtschaft i. J. 1924 ff. (Kemény und Vágó), jährlich.

[3]) I. J. 1924: 134 Stillegungen.

(105) erfolgen, oder in anderen Betrieben muß das Produktionsvolumen eingeschränkt werden. Mit Ausnahme der Textilindustrie müssen alle Branchen ihren Arbeiterstand um 10 bis 30% abbauen; dabei versucht man den gelernten Stamm zu erhalten und sich auf die Entlassung von Taglöhnern zu beschränken. Auch strömt jetzt die ausländische Konkurrenz auf den heimischen Markt. War man bisher infolge der Übergangswirtschaft von außen fast vollständig abgeschlossen gewesen und hatte die Industrie unter diesen Aussichten viele ihrer Neugründungen vorgenommen (Beherrschung des heimischen Marktes), so wird jetzt diese einseitige Stellung von den fremden Lieferanten auf dem ung. Markt strittig gemacht. Trotz vieler Krisenanzeichen wird die Lage der Industrie 1925 als nicht ganz ungünstig bezeichnet, denn sie erhöht nicht nur das Produktionsquantum, sondern auch dessen Wert. Außerdem war man von der Erzeugung schlechter Ware abgegangen und hatte mehr die Fabrikation besserer Qualitäten bevorzugt. Die überall erheblich überhöhten Lagerbestände weisen aber deutlich auf eine Krise des Konsums.

Während Anfang 1926 eine schwere Kreditkrise infolge der Frankenfälscheraffäre vorwiegt, lassen sich in der zweiten Hälfte schon Symptome einer allmählichen Besserung konstatieren: Steigen der Kohlenproduktion und -einfuhr, Eisenerz- und Roheisenerzeugung, Rohmaterial- und Halbfabrikateinfuhr, Belebung der Bautätigkeit, Sinken der Arbeitslosigkeit, Aufschwung in der gesamten industriellen Produktion. Fördernde Wirkung auf die allgemeine Lage lösen auch die guten Ernteergebnisse aus (= Stärkung der agrarischen Kaufkraft). Der Lebenshaltungsindex fällt, die Löhne aber bleiben fest, ziehen z. T. sogar an (= steigende Kaufkraft der industriellen Arbeitnehmer). Nur fehlen zu einer vollen Ausnützung der Konjunkturmomente langfristige Kredite. Die Geldkreditkrise wird durch eine Senkung des Diskonts und ein lebhaftes Angebot kurzfristiger Auslandsgelder behoben. Lediglich von den Gemeinden kann eine nennenswerte langfristige Anleihe auf dem ausländischen Kapitalmarkt untergebracht werden. Die Zahl der Neugründungen beträgt nur 22, und in den bestehenden Betrieben setzt ein Rationalisierungs- und Neuorganisationsprozeß ein (= zunehmende Kartellierung); so werden 72 Liquidationen und 95 Fusionen zu 20 größeren Einheiten vorgenommen. Der Staat gibt der Wirtschaft aus den Überschüssen der Budgetjahre (1924 bis 1926) 125,5 Mill. G. K. und aus der Völkerbundanleihe weitere 100 Mill. G. K. zu Investitionszwecken frei. Die Komitate und Städte investieren ebenfalls aus ihren Anleihen Sie lassen aber hierbei sehr oft das Regulativ der öffentlichen Lieferungen außer acht. In vielen Kreisen wird dieser Aufschwung oft kritisch mit einer „geborgten Konjunktur" verglichen. Das Jahr 1927 steht im Zeichen einer fortschreitenden Besserung, die im letzten Quartal einen gewissen Kulminationspunkt er-

reicht und dann wieder leicht stagniert. Die „konjunkturempfindlichen Daten" weisen auf eine ständig aufwärtsgehende Tendenz. Die Ursachen sind die weitere Belebung des Baumarktes und die zunehmende Investitionstätigkeit des Staates und der Kommunen aus den Budgetüberschüssen und aus neuen Anleihen. Als Moment der Stagnation nennt man: die allmählich schwieriger werdende Beschaffung von Krediten, das wachsende Desinteressement der ausländischen Kapitalmärkte für Pfandbriefe; die Investitionsbeträge werden langsam aufgebraucht, und die Hoffnungen auf große Aufträge für die Staatsbahnen werden enttäuscht, da keine entsprechende Auslandsanleihe zustande kommt. So kann die Produktionsintensität nicht so richtig gesteigert werden, und vielfach wird auch die vorhandene Kapazität nicht voll ausgenützt. Auch entbehrt nach Ansicht der Industrie die staatliche Industrieförderungspolitik der erforderlichen Planmäßigkeit (keine neuen Mittel für die Rationalisierung). Durch zolltarifarische Zugeständnisse an die industriellen Lieferländer wird auch die produktionsschützende Wirkung des Zolltarifs abgeschwächt. Die Neugründungen (15) sind 1927 sehr unbedeutend. 42 Betriebe fusionieren zu sechs Einheiten (besonders in der Maschinen- und Zuckerindustrie). Von 1097 Insolvenzen i. J. 1927 entfallen nur 47 auf die Industrie.

Die Befürchtungen für eine Konjunkturabschwächung werden 1928 behoben, da sich nahezu auf der ganzen Linie eine weitere Besserung der Lage einstellt.[1]) Innerhalb der gesamten Wirtschaft gewinnt die Industrie zunehmend an Bedeutung für die Bildung des Nationaleinkommens und die Existenzsicherung von jetzt fast einer Million Menschen. Schwierig allein bleibt die empfindliche Konkurrenz des Auslandes auf dem Binnenmarkt. Die Produktionsausweitung erfordert einen stärkeren Export. Auf den Auslandsmärkten kann man aber mit den Expansionsbestrebungen der fremden, finanziell wie technisch besser gestellten Exportindustrien nur schwer konkurrieren. Der Import industrieller Rohstoffe und Halbfabrikate stieg schon 1927 stark und noch mehr i. J. 1928. Dagegen kann die industrielle Fertigwarenausfuhr nur eine geringe Zunahme verzeichnen. Dadurch wächst das Passivsaldo der Handelsbilanz rasch. Von industrieller Seite sieht man eine wirkliche Lösung der großen Passivität nur in einer umfassenden Förderung eines industriellen Exports. Man verweist dabei auf die fallende Kurve der landwirtschaftlichen Rohstoffausfuhr, während gleichzeitig die Industrieausfuhr ihren Anteil an der gesamten Ausfuhr steigern konnte. So ergebe auch die Bilanz, daß sich mit Voraus- und Umsicht besonders bei der Eisenwaren-, Textil-, Papierwareneinfuhr usw. große Ersparnisse erzielen lassen und daß damit der Rahmen für die zukünftige Entwicklung der Industrie zur Besitzergreifung des inneren, eigenen Marktes erweitert werden kann.

[1]) Anzahl der eingestellten Arbeiter steigt sogar um 22%.

1928 konnte allein noch die Industrie eine günstige Jahresbilanz entsprechend ihrem Produktionsprogramm ziehen, wobei selbst auch hier schon das letzte Quartal unter einer gewissen Depression stand. In der Gründungstätigkeit war wieder eine steigende Tendenz (19 gegenüber 17 i. J. 1927) festzustellen gewesen. Auch der Fusionsprozeß hatte weitere Fortschritte gemacht (27 zu 12, besonders der in Zündholzindustrie). Die Liquidation brauchte kaum von einem Unternehmen vollzogen zu werden, und von den gesamten Insolvenzen fielen nur etwa 8% auf die Industrie. Jedoch in der Landwirtschaft und im Handel hatten sich die Folgen des Preissturzes der Agrarprodukte auf den Weltmärkten sehr drückend eingestellt (Agrarschere), dazu ergaben sich noch die besonderen Absatzschwierigkeiten im engeren Mitteleuropa. Die fallende Konsumfähigkeit der Landwirtschaft läßt den Absatz industrieller Produkte erheblich zusammenschrumpfen. Damit wird auch eine wesentliche Stütze des Industrieexportes, der Inlandsmarkt, erschüttert. Es wird zwar zu Anfang des Jahres 1929 der Konjunkturniedergang noch einmal aufgefangen, im Herbst aber von einer progressiven Baisse abgelöst. Dieses Auf und Ab findet sich auch im Verlauf der Konjunkturdaten.

Die Gründungstätigkeit ist sehr gering, doch werden bei 87 Unternehmungen erhebliche Kapitalerhöhungen vorgenommen. 11 Betriebe fusionieren zu fünf (besonders bei der Maschinen- und Elektroindustrie), 56 kleinere und mittlere Betriebe liquidieren.

Die Symptome der Konjunkturabschwächung d. J. 1929 weisen schon auf die in vollem Umfange einsetzende Depression d. J. 1930 hin. Der landwirtschaftliche Kaufkraftindex fällt von 80 i. J. 1929 auf 66,5 i. J. 1930, d. h. ein realer Kaufkraftausfall von ca. einer halben Milliarde Pengö. Die Folgen für die Industrie sind klar. Umsatz, Produktion und Beschäftigung der Schlüsselindustrien gehen sehr stark zurück, und damit sinkt auch ihr sonst erheblicher Einfuhrbedarf. Die Insolvenzen greifen nun auch stärker auf die Industrie über. Aber die Industrie vermag den Konjunkturrückschlag etwas aufzufangen und z. T. zu überwinden. Sie verliert zwar wesentliche Ausfuhrrelationen, vermag das aber durch einen infolge der Krisenmaßnahmen stärker garantierten Binnenmarkt auszugleichen. So steigt die Rohstoffeinfuhr der Verarbeitungs(konsum)industrien noch, die Ausfuhr der Rohstoffe fällt, die der Fertigfabrikate aber steigt.[1]) Außer 10 Neugründungen fusionieren vier Unternehmungen zu zwei Einheiten, und 58 Betriebe müssen liquidieren.

Mit dem Zusammenbruch der österreichischen Kreditanstalt zeigt die schleichende mitteleuropäische Krise, die man bisher durch das relativ reibungslose Funktionieren der ausländischen Kapitalmärkte immer

[1]) Mehr ung. Fertigwaren auf dem heimischen Markt, steigender aktiver zollfreier Veredelungsverkehr.

wieder mit Anleihen hatte „verschleiern" können, einen ganz offenen Charakter. Die nach unten weisende Tendenz des Jahres 1930 fällt nun ganz rasch ab. Die Industrie gewinnt ja auch 1931 eine gewisse Elastizität dadurch, daß sie mit zunehmender Importerschwerung an heimischem Boden gewinnt. Im wesentlichen hatte man aber diese Lücke schon im vergangenen Jahre geschlossen. Den weiteren Konsumrückgang, die Verschlechterung der Kreditlage und besonders die neue Steigerung der öffentlichen Lasten vermag man nicht mehr abzuwehren. So verschlechtert sich die Rentabilität wesentlich. Produktion wie Rohstoffeinfuhrbedarf sinken sehr stark. Allein die Textilindustrie vermag sich außerordentlich schnell der neuen Lage anzupassen.[1]) Sonst kann die industrielle Kapazität nur zu Bruchteilen ausgenützt werden. An Neugründungen werden 1931 nur zwei Fälle und auch nur eine Fusion (in der Textilindustrie) bekannt. Demgegenüber stehen aber 35 Liquidationen, 11 Unternehmungen müssen Kapitalherabsetzungen vornehmen, und 39 mittlere Betriebe werden insolvent. Wenn auch die Landwirtschaft durch ihre stärkere Exportangewiesenheit von dem Verfall der Weltmarktpreise viel härter betroffen wird, so geht die Krisenverschärfung auch an der Industrie nicht, ohne großen Schaden anzurichten, vorbei. Vor allem werden natürlich auch die stärker exportabhängigen Teile betroffen (im wesentlichen die Kapitalgüterindustrien), während die mehr eigenmarktorientierten z. T. sogar ihre Situation verbessern können. Das Tempo der Konjunkturverschlechterung scheint sich jedoch schon i. J. 1932—33 wieder zu verlangsamen. Wohl hält der Rückfall in Produktion und Absatz, Einfuhrbedarf und Exportmöglichkeiten auch weiterhin noch an, doch nicht mehr in dem Maße wie in den vorhergehenden Jahren. Die Krise scheint ihrem Tiefpunkt zuzueilen.[2]) Die Arbeitslosigkeit wächst zwar noch etwas; im zweiten Halbjahr 1933 ist aber schon eine kleine Aufwärtsbewegung festzustellen. Ein Vergleich der Konjunkturdaten (Kohlenförderung und -verbrauch, Erzförderung und Roheisengewinnung, Rohstoffimport etc.) in den ersten drei Quartalen 1932 mit denen des Jahres 1933 zeigt zwar auf der ganzen Linie eine weitere, z. T. aber nur sehr geringe Abschwächung. Durch die i. J. 1932 erfolgten weiteren, umfangreichen Importbeschränkungen glaubte man, noch stärker auf den Inlandsmarkt vorzudringen, doch erwies sich die Aufnahmefähigkeit durch die weiter gesunkene agrarische Kaufkraft (trotz guter Ernte) für derartige Spekulationen als viel zu schwach. Die industrielle Fertigwarenausfuhr verbesserte 1932 auch weiter noch ihren Anteil am gesamten Export, wenn sie auch real wertmäßig eine große Einbuße erlitt.

[1]) Hier ist eine stabile Rohstoffeinfuhr zu finden.

[2]) Kohlenverbrauch sinkt 1932 noch um 14% gegen das Vorjahr, 1933 nur um 1%, Einfuhr wichtiger Rohmetalle zieht sogar etwas an, Erzförderung, Eisen- und Stahlherstellung noch weitere Abnahme.

Die Gründungstätigkeit war 1932 natürlich sehr gehemmt, je eine Gründung ist in der Maschinen-, Textil- und chemischen Industrie zu verzeichnen. Neben 17 Insolvenzen mit Zwangsausgleich gingen 5 weitere Unternehmungen Konkurs, während 39 die Liquidation beschlossen. Die Handels- und Gewerbekammer berichtet dann noch von einer Gründungswelle in der Textilbranche und daß durch die Einführung und Erweiterung der Einfuhrverbote neue Fabrikationszweige in den verschiedenen anderen Industriegruppen aufgenommen werden konnten. Nach den bisher nur provisorischen Daten wird das Jahr 1933 als ein Jahr „aufhörender Krisenverschärfung" bezeichnet, und die bisher vorliegenden Ergebnisse scheinen für 1934 deutliche Anzeichen einer erfreulichen Belebung zu zeigen. Man konstatiert fallende Arbeitslosigkeit, zunehmende Produktion in vielen Industriezweigen, günstigere Absatzverhältnisse der Landwirtschaft, wenn auch nur geringe Kaufkraftverbesserung, Ausdehnung des Außenhandelvolumens etc.

Außer dieser chronologischen Darstellung lassen sich nun noch innerhalb der beiden großen Produktionsgruppen (Kapitalgüter-, Konsumgütererzeugung) zwei Linien festhalten:

Die Bergwerks- und Hüttenindustrie, besonders die Kohlenförderung, und auch die Stromerzeugungsanlagen werden dauernd ausgebaut. Mit der so gesteigerten Produktion will man Eigenproduktionslücken ausfüllen und den heimischen Markt soweit wie möglich vom Ausland unabhängig versorgen, natürlich in den von der Natur gegebenen Grenzen und soweit der technische Fortschritt die Überwindung dieser Mängel gestattet. Die aus der Vorkriegszeit übernommene Eisen- und Metallindustrie, der Maschinen- und Apparatebau, sowie die Elektroindustrie müssen teils ihre überdimensionierten Anlagen dem verkleinerten Markt anpassen, und, wo es sozial untragbar oder zu kapitalvernichtend wirkt, sich von der einstigen Eigenmarktversorgung auf die Belieferung fremder, mit hohen Zöllen geschützter Märkte umstellen. Aber durch die infolge des Friedensvertrages neu struktuierten Verhältnisse des Binnenmarktes, der auch unter einem neuen, autonomen Zollschutz steht, bieten sich viele Chancen, die Produktionskette feingliedriger zu gestalten, die Herstellung früher hier nicht erzeugter Waren aufzunehmen.

Eine ähnliche zweifache Entwicklung nimmt auch die Konsumgüterindustrie. Die einst auf einer großen Rohstoffbasis aufgebauten Nahrungsmittelindustrien mit einem weiten zollgeschützten Absatzmarkt verlieren durch die neue Grenzziehung nicht nur weite Teile von Urproduktionsland, sondern auch große Konsumgebiete.

Hier muß der Kampf mit den landwirtschaftlichen Selbstversorgungsbestrebungen in Österreich und der Tschechoslowakei aufgenommen werden, wo man mit allen Mitteln den Aufbau einer eigenen landwirtschaftlichen Industrie forciert.

Aber auch hier konnte die Reihe der im eigenen Lande herzustellenden Konsumgüter erheblich verlängert werden. So wurde z. B. der fast gänzliche Verlust der zwar vordem an sich kleinen Textil- und Bekleidungsindustrie ein wichtiger Anreiz, nicht nur diesen Verlust einzuholen, sondern möglichst den ganzen Bedarf derartiger Waren im eigenen Lande herzustellen. Auch andere Konsumgüterindustriezweige fanden reichlich Gelegenheit, sich auf die Selbstversorgung des heimischen Marktes einzurichten.

So durchkreuzen sich in der ganzen Industrie natürlicher Zwang zur Ausfuhr mit dem Bestreben nach möglichster Drosselung der Einfuhr oder die Erhaltung nicht reduzierbarer Anlagen durch gesteigerten Export und der Aufbau neuer Produktionsstätten durch Schutz vor der Einfuhr.

Vom Gesichtspunkte des Außenhandels kann man dann noch unterscheidend feststellen, welche Industrien eher an eigenen Rohstoffen orientiert und welche mehr auf eine ganze oder teilweise Rohmaterialbeschaffung aus dem Ausland angewiesen sind.[1]) Zu dieser ersten Gruppe ist in der Hauptsache die Nahrungs- und Genußmittelindustrie zu rechnen, wenn auch bei einigen wenigen Kolonialprodukten ein gewisser Einfuhrbedarf vorhanden ist. Jedoch sind die aus dieser Industrie herrührenden Ausfuhrmengen derartig groß, daß jährlich ein nennenswerter Ausfuhrüberschuß erzielt wird. Auch die Kohlenwirtschaft kann größtenteils und in zunehmendem Maße die zwar nicht allzu reichen Vorkommen an Braunkohle und auch etwas Steinkohle derartig abbauen, daß sie damit immer mehr den heimischen Bedarf deckt und auch für die rasch wachsende Stromerzeugung die benötigten Energiequellen liefert. Ungenügend ist aber für den eigenen Bedarf die Eisenerzförderung, so daß zur Verhüttung große Mengen aus dem Auslande herangezogen werden müssen (übrigens auch die hierfür notwendigen Spezialkohlen). An Metallerden wird in nennenswertem Ausmaße nur Bauxit abgebaut, jedoch ganz als Rohprodukt ausgeführt (z. T. zu Zement verarbeitet). Die Metallwarenfabrikation setzt so erst mit den eingeführten Halbfabrikaten ein und deckt auch mit den Fertigwaren nicht den heimischen Bedarf, so daß hier bei nur geringer Ausfuhr ein erheblicher Einführungsüberschuß an Fertigwaren notwendig wird.

Trotz hoher Exportquote schließt auch bei der Maschinenfabrikation die Bilanz passiv ab, jedoch nahm innerhalb dieser Produktionsgruppe die Elektrowarenindustrie einen derartigen Aufschwung, daß sie heute bei doch außerordentlich hoher Rohstoffabhängigkeit große Mengen auf dem Weltmarkt absetzt, mit denen ein recht erheblicher Ausfuhrüberschuß erzielt wird.

---

[1]) Siehe Tabelle.

In besonders hohem Maße rohstoffabhängig ist die Textilindustrie. Wohl stehen ihr aus der heimischen Produktion größere Quanten Rohwolle, Seidenkokons und auch etwas Hanf und Leinen zur Verfügung, jedoch bevorzugt der heimische Konsum die billigeren Baumwollwaren, z. T. bestehen für die eigene Wolle (neben mancher qualitativer Mängel) auch keine geeigneten Verarbeitungsanlagen (daher Ausfuhr als Rohstoff). In der gesamten Einfuhr stellte der Textilimport in den ersten Jahren immer den größten Posten. Langsam gelingt es den Bedarf an Halb- und vor allem an Fertigfabrikaten in steigendem Maße selbst zu decken, was zwar einen erhöhten Rohstoffimport nach sich zieht, im Effekt aber den Einfuhrüberschuß von Jahr zu Jahr verkleinert, weil gleichzeitig die Fertigwarenausfuhr steigt.

Die holz- und papierverarbeitenden Industrien büßten fast vollständig ihre Rohstoffbasis ein; ganz abhängig wurden die Ölraffinerien, und einen großen Auslandsrohstoffbedarf hat auch die chemische Industrie. Wohl kann hier in der Fertigwarenerzeugung vielfach der eigene Bedarf fast ganz gedeckt und z. T. kann auch ein Teil exportiert werden, aber doch bleibt zusammen mit dem Rohstoffbedarf anderer Produktionsgruppen ein hoher Einfuhrüberschuß.

Untersucht man nun die Stellung der gesamten ung. Industrie, jedoch ohne die Halb- und Fertigfabrikate landwirtschaftlichen Ursprungs und auch ohne die sog. Hilfsstoffe für Landwirtschaft und Industrie einzubeziehen, als Wirtschaftsgruppe innerhalb des ung. Außenhandels, so kommt man etwa zu dem folgenden Ergebnis: An Gütern industrieller Herkunft wurden im Durchschnitt in den Jahren 1923—32 jährlich für etwa 583,4 Mill. P. eingeführt und für etwa 250 Mill. P. ausgeführt, wonach sich also ein durchschnittlicher Einfuhrüberschuß von 334,4 Mill. P. ergibt. Innerhalb der gesamten Einfuhr hatten die Industriewaren einen durchschnittlichen Anteil von 79,04% und bei der Ausfuhr einen solchen von etwa 29,8%.[1])

Ein Blick in die statistischen Unterlagen dieser Zeitspanne zeigt, daß der Einfuhrbedarf an Waren industrieller Herkunft sehr stark den Konjunkturschwankungen unterworfen ist, doch gemessen an der gesamten Einfuhr als ziemlich konstant angesehen werden kann. Eine ähnliche Bewegung läßt sich auch auf der Ausfuhrseite feststellen, nur daß hier der Anteil, wenn auch unter großen Schwankungen fast ständig steigt. Dadurch wird das an sich sehr große Passivum der Bilanz langsam gemindert. Während die Kurve des ausländischen Rohstoffbedarfs nach oben verläuft, ist trotz erheblicher Schwankungen bei der Halbfabrikateinfuhr ein langsames und beim Fertigwarenimport ein rascheres Sinken zu beobachten.

Zusammenfassend wird sich sagen lassen, daß durch diesen Industriali-

---

[1]) Annähernd errechnete Werte.

sierungsprozeß Ungarn vor eine ganz neue Wirtschaftsproblematik gestellt ist. Es würde über den Rahmen dieser Untersuchung hinausgehen, auch noch die ganzen Wirtschaftsgegensätze, die sich im Gefolge der Industrialisierung einstellten, hier aufzurollen, wie z. T. das gespannte Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Industrie, zwischen Industrie und Handel, zwischen öffentlichen Unternehmungen und privaten Betrieben usw. Als generelle Fragestellung wird sich aber wohl das folgende ergeben: Die Nachkriegssituation hat eine Anpassung an die durch den Friedensvertrag gegebene neue territoriale Struktur erforderlich gemacht. Beherrscht war wohl dieser Wandlungsprozeß durch die im ganzen Donauraum schon seit Kriegsende dominierende Tendenz nach nationaler Selbständigkeit. Wieweit dabei die jeweilige Haltung des wirtschaftlichen Gegenspielers zur Subordination unter die Herrschaft dieser Ideologie zwang oder der eigene Wille zu nationaler Selbständigkeit ausschlaggebend war, ist nicht immer leicht abzuschätzen. Es wird aber generell immer so gewesen sein, daß der in Ungarn neu aufgebauten Industrie ein ausreichender Schutz des heimischen Marktes vorschwebt, während die Überschüsse aus der agrarischen Produktion zur Zusammenarbeit mit ausländischen Märkten zwingen. So war es im Interesse der Landwirtschaft erforderlich, der Ausfuhr einen freieren Rahmen zu verschaffen, die industrielle Produktion aber benötigte nach ihren Gesichtspunkten eine Drosselung der entsprechenden Einfuhr. Mit zunehmender Intensität hat die Lage der letzten Jahre die Frage aktualisiert, wie lange noch dieses Kräftespiel der gegenläufigen Interessen dauern kann.

Zum andern ist aber die Entwicklung nun so und nicht anders gegangen. Aus Wünschen sind Tatsachen erstanden: Der ungarischen Agrarausfuhr begegnet das Interesse der erst hochgezüchteten und nun schutzbedürftigen landwirtschaftlichen Produktion Österreichs und besonders der Tschechoslowakei. Der Industrieausfuhr der beiden Länder stemmt sich die Existenzsorge der jungen ung. Industrie entgegen.

Die ehemals natürlichen Bezugs- und Lieferbedingungen, agrarischer Überschuß und industrielles Exportbedürfnis, die einmal für diesen Wirtschaftsraum gegeben waren, bestehen heute nur noch zu einem Teil. Die Entwicklung der letzten Jahre hat immer deutlicher erwiesen, wie sich die gegenseitigen Verbindungsfäden lockerten. Wohl spielt der zwischenstaatliche Verkehr der Donauländer untereinander auch heute noch für jedes Land eine ausschlaggebende Rolle, — aber lange nicht mehr wie z. B. in den ersten Nachkriegsjahren. Der Grad der außenwirtschaftlichen Verflechtung erfuhr eine wesentliche Verminderung. Man orientierte sich langsam nach neuen Märkten. Auch die warenmäßige Zusammensetzung des Außenhandels ist heute schon eine ganz andere als vordem.

Bezog einst Ungarn seine Industrieartikel in der Hauptsache als Fertigfabrikate, so hat es heute einen hohen Bedarf an Rohstoffen für seine eigene Industrie. Waren früher Mehl und andere Mahlprodukte, Fleisch und Fleischwaren wesentliche Posten der ung. Ausfuhr, so kann man jetzt kaum und dann nur unter großen Schwierigkeiten und oft nur unter schweren Opfern Getreide und Lebendvieh exportieren. Zudem sinkt von Jahr zu Jahr die Bedeutung der agrarischen Ausfuhr. Langsam steigt dagegen der Wert des industriellen Exports. Ökonomischer und sozialer Zwang zur Umstellung auf das neue Territorium und nationaler Wille, eine unabhängige Wirtschaft zu schaffen, haben die Entwicklung in eine bestimmte Richtung getrieben. Nach innen wie nach und von außen wurden so Gegensätze wachgerufen, strukturelle Krisenfaktoren geschaffen, die nach einer Lösung drängen.

Pläne zu regionaler Arbeitsteilung im Donauraum sind immer wieder als Lösungsmittel empfohlen worden. Die natürliche Lage an der Donau zwingt Ungarn zu solchen Überlegungen. Die tiefgreifenden politischen Gegensätze lassen sie aber wohl schwerlich in ein Stadium ernsthafter Verwirklichung treten. Zudem müßte dann als Voraussetzung wohl die Weiterentwicklung der heimischen Industrie aufgegeben werden. Wahrscheinlich würde eine solche Donaukooperation sogar die Preisgabe schon vieler bestehender gewerblicher Produktionszweige erfordern, übrigens Opfer, die ähnlich auf der agrarischen Seite von den Partnern gebracht werden müßten. Sollten sich in der politischen Sphäre doch Möglichkeiten eines modus vivendi finden, so ist doch nicht anzunehmen, daß man zur „Besserung" der wirtschaftlichen Verhältnisse zuerst damit beginnt, durch große Kapitalaufwendungen und Opfer aufgebaute Wirtschaftszweige in ihrer Weiterexistenz fundamental zu bedrohen. Die bisherige Vorstellung von „normalen" Verhältnissen und auch die von ihrer „Wiederherstellung" würde also eine Rückbildung des sich bisher entwickelten Wirtschaftsaufbaus bedingen. Aber weder wirtschaftlich noch sozial würde sich wohl kaum ein solch neuer Umwandlungsprozeß rechtfertigen lassen.

Es wird daher die Erkenntnis Platz greifen müssen, daß mit dem jetzigen Strukturzustand der Wirtschaft als dem normalen zu rechnen ist. Lösungen werden sich daher nur dort finden lassen, wo die einzelnen Wirtschaftsfaktoren innerhalb der Krise die größte Widerstandsfähigkeit bewiesen. Dabei wird aber zu prüfen sein, inwieweit die bisherige Anpassung an die Strukturwandlung geeignet war, die strukturelle Krise zu mildern. Es wird weiter festzustellen sein, wo die Ansatzpunkte zu einem zukünftigen Ausbau der Wirtschaft liegen, — sicherlich dort, wo sie den konjunkturellen Ablauf immer mehr von den strukturell krisenvertiefenden Momenten befreien. Erst damit wird dann jener Zustand gesichert sein,

den man gerne mit „Lebensfähigkeit" bezeichnet. Und hier wird sich dann Ungarn grundsätzlich zu entscheiden haben: Soll es seine Wirtschaftspolitik so weiter treiben, daß es sich allmählich aus dem südöstlichen Block der agrarischen Überschußländer loslöst und sich dem mitteleuropäischen Industrienetz als letzter Ausläufer nach Südosten angliedert. Bis zu einem gewissen Grade ist dieser „industrielle Anschluß" schon vollzogen. Es müßte dann aber die Urproduktion in eine Richtung geleitet werden, daß dann aus ihr keine Massengüterüberschüsse erzielt werden, sondern nur noch solche Waren eines Exportes bedürfen, die eine rentable Ausfuhr auch auf weitere Märkte zulassen. Auch dieser Weg zum verfeinerten agrarischen Standardprodukt wurde z. T. schon beschritten. Es scheint damit also schon die Entscheidung gefallen zu sein. Jedoch wir skizzierten nur Ansätze, die noch einer mehr oder weniger planmäßigen Durchdringung bedürfen. Sowohl private Initiative wie staatliche Förderungspolitik müssen dann noch stärker ineinander greifen, um die heute im Innern wie nach außen bestehende agrarisch-industrielle Diskrepanz zu lockern und in eine harmonische Zusammenarbeit hinüber zu leiten.

(Tafel umseitig)

Zahlen zur ungarischen Industrie.

		1921	1923	1928	1929	1931	1932	1933
1.	Anzahl d. Fabrikbetriebe (in 1000) zusammen:	2124	2739	3553	3512	3424	3335	3366
2.	davon: in Betrieb	1995	2628	3414	3347	3186	3175	3156
3.	davon: stillstehend	129	111	139	165	238	160	210
4.	Anzahl der Arbeitstage (in 1000)	k. A.	677,9	962,6	935,0	865,2	848,0	848,4
5.	Anzahl d. Arbeiter u. Angestellten (in 1000) zusammen:	173,7	235,7	272,5	274,1	218,4	176,7	197,0
6.	davon: Männer	129,5	174,1	193,9	193,8	151,3	118,4	128,9
7.	davon: Frauen	44,1	61,5	78,6	80,2	67,1	58,3	68,1
8.	Motorische Kraft (in 1000 PS)	825,7	910,5	1251,2	1330,0	1472,0	1468,3	n. k. A
		Werte in Millionen Goldkronen		Werte in Millionen Pengö				
	Materialverbrauch an:							
9.	Heizstoffen	71,9	111,3	151,3	160,8	126,1	114,7	n. k. A.
10.	Rohstoffen	438,7	595,7	1423,4	1379,3	916,1	845,2	n. k. A.
11.	Summe der ausgezahlten Löhne und Gehälter	77,3	111,7	448,8	459,4	352,0	292,3	n. k. A.
12.	Produktionswert	844,3	1217,5	2876,8	2867,0	2058,6	1822,6	1734,1
13.	Index I (in Pengö) 1922 = 100	—	103	209	208	149	—	—
14.	Produktionswert Index II (in Friedenspengö) 1922 = 100	—	71	139	143	122	—	—
	Proz.-Verteilung des Produktionswertes:							
15.	auf dem Inlandsmarkt	82,1	78,5	77,9	75,6	77,2	79,5	—
16.	Ausfuhrquote	9,5	11,1	10,0	11,8	8,9	6,2	—
17.	Lagerbestände	8,4	10,4	12,1	12,6	13,9	14,3	—
	Daten für einige Industriezweige:							
18.	Nahrungs-Genußmittelindustrien: Proz.-Anteil am ges. Produktionswert d. Ind.	47,4	42,6	38,4	35,8	35,0	42,9	33,8
19.	Nahrungs-Genußmittelindustrien: Ausfuhrquote	8,3	15,6	11,7	14,2	9,2	5,8	—
20.	Nahrungs-Genußmittelindustrien: ungefähre Außenhandelsbilanz (in M. P)	—	—	+132,8	+171,1	+50,4	+24,6	—
21.	Textilindustrie: Proz.-Anteil an ges. Produktionswert	5,5	11,6	13,1	14,1	15,8	15,9	18,7
22.	Textilindustrie: Ausfuhrquote	6,4	5,3	8,0	7,9	6,4	3,5	—
23.	Textilindustrie: ungefähre Außenhandelsbilanz	—	—	−244,0	−191,4	−73,5	−51,2	—
24.	Textilindustrie: Deckung des Eigenbedarfs in Proz. bei Garnen	—	—	47,0	60	65	k. A.	k. A.
24.	Textilindustrie: Deckung des Eigenbedarfs in Proz. bei Fertigwaren	—	—	63,0	69	81	—	—
25.	Eisen- und Metallind.: Proz.-Anteil am ges. Produktionswert	16,1	17,8	11,0	11,2	9,9	8,1	9,1
26.	Eisen- und Metallind.: Ausfuhrquote	6,0	7,4	13,0	15,8	9,3	6,0	—
27.	Eisen- und Metallind.: Außenhandelsbilanz d. Eisenind.	—	—	−10,2	−6,7	+2,8	+2,8	—
28.	Eisen- und Metallind.: Außenhandelsbilanz d. Metallind.	—	—	−35,7	−30,3	−15,1	−9,2	—

			1921	1923	1928	1929	1931	1932	1933
29.	Maschinen- und Apparatebau.	Proz.-Anteil am ges. Produktionswert	9,5	6,4	8,6	10,1	7,8	6,4	5,6
30.		Ausfuhrquote	28,5	22,3	18,0	21,3	17,9	17,1	
31.		Außenhandelsbilanz der Maschinen und Elektrowaren	—	—	−28,0	−6,2	+12,0	+14,4	
32.		Außenhandelsbilanz der Fahrzeuge	—	—	−30,1	−25,4	−3,1	+0,4	
33.		Außenhandelsbilanz der Instrumente, optische Waren usw.	—	—	−17,4	−14,7	−6,6	−3,7	
34.	Kohlenwirtschaft	Förderung in 1000 Waggons	61,1	77,0	72,9	78,6	68,8	68,2	
35.		Proz.-Anteil d. Inlandskohle am Gesamtverbrauch	90,3	89,8	80,9	79,8	88,8	97,0	
36.		Proz.-Anteil d. Auslandskohle am Gesamtverbrauch	9,7	10,2	19,1	20,2	11,4	3,0	
37.	Eisenerz	Förderung in 1000 dz	360,1	1381,2	1995,4	2517,1	840,3	528,6	
38.		Gesamtverbrauch in 1000 dz (d. h. + Einfuhr, — Ausfuhr)	—	3030,3	5639,9	7757,0	2548,5	1302,4	
39.	Roheisengewinnung in 1000 dz		713,8	1244,4	2854,6	3697,5	1596,2	662,8	
	Industrie und Außenhandel								
40.	Wert der Einfuhr von Industriewaren in Millionen Pengö	Rohstoffe	—	56,7	159,3	165,1	97,0	74,6	
41.		Halbfabrikate	—	131,1	285,7	242,5	140,7	93,3	
42.		Fertigfabrikate	—	207,5	518,1	409,5	169,7	94,0	
43.		zusammen:	—	395,8	963,2	817,2	407,5	262,0	265,9
44.	Proz.-Anteil der Industrieeinfuhr an d. ges. Einfuhr		—	80,69	79,52	76,83	75,56	79,60	84,80
45.	Wert der Ausfuhr von Industriewaren in Millionen Pengö	Rohstoffe	—	23,4	71,1	75,1	36,5	18,6	
46.		Halbfabrikate	—	28,2	59,3	66,5	50,0	25,3	
47.		Fertigwaren	—	79,1	141,2	153,9	119,8	77,6	
48.		zusammen:	—	130,7	271,8	295,6	206,4	121,6	125,9
49.	Proz.-Anteil der Industrieausfuhr an d. ges. Ausfuhr		—	33,35	32,91	28,47	36,19	36,3	32,0
50.	Bilanz des Außenhandels in Waren industrieller Herkunft	Rohstoffe	—	−33,7	−84,2	−90,0	−50,5	−56,0	
51.		Halbfabrikate	—	−102,3	−219,2	−176,0	−90,7	−68,0	
52.		Fertigwaren	—	−128,4	−364,2	−255,6	−49,9	−16,4	
53.		zusammen:	—	−265,1	−667,6	−521,6	−201,1	−140,4	−140,0

Quellenangabe zu den Zahlen über die ungarische Industrie: Nr. 1—17, 19, 22, 26, 30, 37, 38, 39 *Annuaire statistique Hongrois*. — Nr. 18, 21, 25, 29, 50—53 errechnet (nach Angaben in *Annuaire st. H.* bzw. nach *Commerce extérieur)*. — Nr. 20, 23, 27, 28, 31, 32, 33, 40—49 *Commerce extérieur* (hongrois). — Nr. 24 nach den Jahresberichten des *Landesvereins ung. Textilfabrikanten*. — Nr. 34, 35, 36 nach Beiträgen im *Ungarischen Wirtschaftsjahrbuch* zusammengestellt. Die Angaben für 1933 sind alle provisorisch nach Angaben in Magyar Statisztikai Szemle 1934 Heft 3; 9. S. 79; 777.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Wilhelm Schulze (1863— 1935).

Drei Arbeiten von Wilhelm Schulze durften die Ungarischen Jahrbücher zuerst veröffentlichen: 'Das Rätsel vom trächtigen Tiere' im 4. Band, 'Zum Tocharischen' im 7., 'Osteuropäisches' im 8., in den Festgaben des Ungarischen Instituts für Setälä, Szinnyei und Winkler (jetzt wieder abgedruckt in den 'Kleinen Schriften' S. 640—, 248—, 614—), und der Heimgegangene hat so, wie es der Gelehrte tut, seine Teilnahme für das Ungarische Institut und die Erforschung finnisch-ugrischer Dinge auch nach außen deutlich gezeigt.

Eine genaue Darstellung seines wissenschaftlichen Charakters müssen wir auf eine spätere Zeit versparen, wo wir durch den Schmerz um seinen Verlust nicht mehr so schwer bedrängt sind. Dennoch sei es versucht, ihn uns gegenwärtig zu machen, wie ja seine Art doch schon aus diesen Arbeiten heraustritt, da er, wie es scheint, nicht anders als mit vollem Einsatz aller seiner Kräfte arbeiten konnte. Immer mit jener erstaunlichen, aber völlig beherrschten und ganz und gar zu lebendigem Wissen organisierten Belesenheit auf allen Gebieten seiner Arbeit; mit der Gerechtigkeit bei der Beurteilung der Verdienste in der Geschichte der Forschung, die ihn so freundlich gegen jede ehrliche Hilfe, so streng bei der Aufdeckung des Mißlungenen sein läßt; mit Zartheit und doch mit Schärfe deutet er auf die Fragen, die das Thema nur streift; mit absoluter Sicherheit beobachtet und wertet er jede, auch die kleinste, Einzelheit; aber auch bei der weitgreifendsten Kombination und bei der oft nur angedeuteten historischen Rekonstruktion bleibt Vorsicht, ja Skepsis wach, die jedes programmatische und traditionelle Theoretisieren vollständig abschneidet und jede nur geistreiche Verknüpfung und Konstruktion; das überraschende Ergebnis wird in allen Einzelheiten so vollkommen vorbereitet, daß wir fast selbst zu ihm zu gelangen glaubten, das aber nur durch die ruhige Stärke des objektiven Beweises uns demonstriert wird, nicht etwa durch die Erwähnung der blitzhaften Stärke des Einfalls oder des Ausblicks, den der Schaffende erlebt haben muß. Wie bei einem großen Dichter scheint der Stoff und die Situation völlig ausgeschöpft, die Arbeit beendet; langsam erschließen sich uns — neben der Fülle der einzelnen Beobachtungen, die das Fundament bilden, oder die sich nebenbei ergeben haben — die nicht ausgesprochenen Verknüpfungen und Folgerungen und die Fragen, die weiter jede seiner Arbeiten aufwirft, und die das Ganze tragenden, aber auch nie ausgesprochenen, uns nur wenig und leise enthüllten Ideen. Aber die wehmütige oder tragische Empfindung, die uns das Unerreichbare einflößen kann, weicht vor dem Glück, das das Vollendete gewährt. —

Mir ist Wilhelm Schulze — heute darf ich das wohl bekennen — seit Jahrzehnten als der einzige Forscher erschienen, der den Großen aus der Zeit des herrlichen Neubeginns der historischen Sprachwissenschaft in Deutschland in der klassisch-romantischen Zeit, Jacob Grimm und Johann Kaspar Zeuss, ebenbürtig, völlig selbständig, völlig bescheiden, geschaffen hat. Im Augenblick der Trauer und des Schmerzes kann der Anblick des Werkes die negativen Gefühle zwar nur wenig dämpfen. Aber das Werk bleibt, — bleibt auch für uns und weckt als mahnendes Vorbild uns immer wieder bei unserer Arbeit, aber auch als das klassische Werk, das uns zeigt, was der Mensch — mit dem Einsatz seines Lebens — zu leisten vermag.

Ernst Lewy.

E. N. Setälä (1864—1935).

Am 8. Februar verlor Finnland den bedeutendsten Vertreter seiner nationalen Wissenschaft und gleichzeitig einen unermüdlichen Vorkämpfer seiner staatlichen Selbständigkeit, Emil Nestor Setälä. Doch gleichzeitig mit dem finnischen Volke trauert die internationale Wissenschaft um den Verlust dieses hervorragenden Forschers auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft. Wie nahe er Ungarn gestanden hat, davon legt seine ganze Forscherarbeit wie seine politische Tätigkeit genügend Zeugnis ab. Schon seit seinem Jünglingsalter beherrschte er die ungarische Sprache und hat Ungarn häufig Besuche abgestattet. Als Gesandter Finnlands in Ungarn hat er viel für die intensivere Gestaltung der Beziehungen beider Brudervölker, am nächsten auf kulturellem Gebiete, getan. Aber auch der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke hat Setälä, der längere Zeit auch als Außenminister wirkte, stets, und zwar gerade in schwerster Zeit, Freundschaft gehalten. Das Ungarische Institut an der Universität Berlin, das vor 11 Jahren den 60jährigen mit einer Festgabe begrüßen durfte, ist dem Verewigten für sein reges Interesse zu Dankbarkeit verpflichtet und bittet daher, auch einen bescheidenen Kranz ehrenden Gedenkens an der Bahre dieses großen Forschers und Kämpfers niederlegen zu dürfen.

E. N. Setälä gehört zu der glücklich zu preisenden finnischen Generation, die für ihr Volk die edelsten Güter, kulturelle Blüte und staatliche Freiheit, erkämpfen durfte und die jetzt in ihren bekanntesten Repräsentanten nach und nach ins Grab sinkt, einer Generation, die das genial begonnene Werk eines Snellman, eines Lönnrot und eines Yrjö Koskinen zu einem glücklichen Abschluß geführt hat. Setälä war einer ihrer zähesten Vorkämpfer auf der politischen Arena und einer ihrer markantesten Köpfe auf dem kulturell-wissenschaftlichen Arbeitsgebiet.

Bereits als 15jähriger Gymnasiast schrieb Setälä eine finnische Syntax (gedruckt 1880), die in die syntaktische Behandlung des Finnischen einen neuen Geist hineinbrachte und bis auf den heutigen Tag in immer erneuten Auflagen den finnischen Lehrplan beherrscht, ja überhaupt die beste Syntax des Finnischen darstellt. Ferner sammelte er noch als Schüler Materialien zu einer dialektisch-syntaktischen Spezialuntersuchung und veröffentlichte überdies noch in seiner Schulzeit eine sagengeschichtliche Arbeit über die westfinnischen Elemente der Kullervo-Sage. Kein Wunder, daß die Universitätsstudien des frühreifen Jünglings einen glänzenden Verlauf nahmen. In einem für nordische Verhältnisse ungewöhnlich jugendlichen Alter, als 22jähriger, publizierte er seine Doktordissertation, die heute noch für den Finno-Ugristen unentbehrliche Arbeit *Zur Geschichte der Tempus- und Modusstammbildung in den finnisch-ugrischen Sprachen* (1886), mit der er eine neue Epoche in der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft inaugurierte. Im folgenden Jahre wurde Setälä zum Dozenten für finnisch-ugrische Sprachwissenschaft an der Universität Finnlands ernannt, und seit 1893 war er Inhaber der Professur für finnische Sprache und Literatur, die er bereits vorher verwaltet hatte.

Als Universitätslehrer übte Setälä einen tiefgehenden Einfluß aus. Er führte die junggrammatische historische Methode, auf die er bereits in frühen Jahren durch Gustav Meyers 'Griechische Grammatik' aufmerksam geworden war, in die finnische Sprachforschung ein. Seine *Gemeinfinnische Lautgeschichte* (1890) ist das grundlegende Werk für die Erforschung der ostseefinnischen Sprachen genau so, wie seine bereits früher veröffentlichte Untersuchung über den Dialekt von Nordostsatakunta das Vorbild für alle weiteren finnischen Dialektmonographien abgeben sollte. Aber Setälä ließ sich auch die persönliche Förderung seiner Schüler recht angelegen sein und trug auch auf diese Weise entscheidend dazu bei, daß sich unter

seiner tatkräftigen Leitung eine ganze fruchtbare Schulrichtung auf dem Gebiete der finnischen und finnisch-ugrischen Sprachforschung herausbildete.

Schon die angeführten Leistungen hätten genügt, Setälä einen dauernden Ehrenplatz in der finnisch-ugrischen Sprachforschung zu sichern. Er hat aber trotz dauernd zunehmender Inanspruchnahme durch seine politische Tätigkeit immer wieder Zeit gefunden, sich auch seiner Forscherarbeit zu widmen. Es ist hier nicht möglich, die große Fülle seiner im Laufe eines langen Forscherlebens veröffentlichten Untersuchungen im einzelnen aufzuführen, und es sei daher gestattet, nur die Hauptpunkte zu berühren.

Am tiefgehendsten sollte sich seine großzügige Stufenwechseltheorie, die er in mehreren Zeitschriftenaufsätzen entwickelte, für die finnisch-ugrische und samojedische Sprachwissenschaft auswirken. Sie hat befruchtenden Einfluß auf alle seitdem veröffentlichten lautgeschichtlichen und morphologischen Untersuchungen ausgeübt. Überhaupt liegt der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit Setäläs auf dem Gebiete der historischen Lautlehre, wovon außer den genannten Leistungen seine überaus zahlreichen etymologischen Aufsätze Zeugnis ablegen. Teils im Zusammenhang mit seinen lautgeschichtlichen Arbeiten, teils aus kulturgeschichtlichen Interessen heraus widmete Setälä auch den Lehnwörterfragen, und zwar soweit es sich um vorgeschichtliche Berührungen mit indogermanischen Völkern, insbesondere Iraniern und Germanen, handelt, dauerndes Interesse. Er hat auf diesem Gebiete neben Thomsen das Hervorragendste geleistet, und die Ergebnisse seiner über 20 Jahre zurückliegenden Untersuchungen sind gegenüber allen früheren Angriffen durch die jüngste Forschung bestätigt worden.

Auch auf dem Gebiete der finnischen Volksdichtungsforschung hat Setälä Wertvolles geleistet. Außer seiner umfangreichen Untersuchung über das Kullervo-Hamlet-Motiv verdient aus früheren Jahren sein tiefschürfender Aufsatz überVäinämöinen und Joukahainen Erwähnung. Jedoch erst in seinen Alterstagen sollte er auf diesem Gebiete die reifste Frucht seiner jahrzehntelangen Vorarbeiten veröffentlichen: das glänzend geschriebene Sampowerk, in dem er der Runenforschung neue Wege der Interpretation weist.

Weitreichend war Setäläs Wirken als Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften sowie als Organisator wissenschaftlicher Unternehmungen. Das Institut Suomen Suku (etwa 'Institut für Finnische Stammeskunde'), für das er noch an seinem Todestage wichtige Unterhandlungen geführt hat, ist seine letzte diesbezügliche Gründung.

E. N. Setälä hat seinen Namen mit unauslöschlichen Lettern in die Geschichte seines Landes eingemeißelt. Aber auch die internationale Wissenschaft wird ihn nicht vergessen, und besonders wir, das Ungarische Institut an der Universität Berlin und dessen Finnland-Abteilung, die wir auch dem großen Menschen Setälä näher treten und ihn schätzen lernen durften, werden sein Andenken stets in hohen Ehren halten.

Arno Bussenius.

Zur Frage des Patronatsrechts der ungarischen Könige vom 10. bis 14. Jahrhundert[1]).

Diese sehr gründliche Arbeit, die bei aller Klarheit der Schlußfolgerungen durch häufige Wiederholung gewisser Sachverhalte streckenweise etwas ermüdend

[1]) Knappek, L'udevit: *Obsadzovanie uhorských biskupstiev od X. do konca XIV. storočia so zvlástnym zretel'om na pápežské zásahy a na postavenie uhorských kral'ov.* (Die Besetzung der ungarischen Bistümer vom 10. bis zum Ende des 14. Jh.s mit

zu lesen ist, ist bemüht, die Frage zu klären, inwiefern die Behauptung richtig ist, daß infolge eines besonderen Patronatsrechts die ung. Könige bei der Wahl der Bischöfe und Erzbischöfe eine völlig andere Stellung einnahmen als die übrigen Herrscher. Indem stets die gesamte abendländische allgemein-kirchliche Entwicklung vergleichsweise herangezogen und neben dem publizierten Quellenmaterial auch neues aus den vatikanischen Archiven ausgewertet wird, gelingt es, bei einer sinnvollen Gliederung in Zeitabschnitte, für diese jeweils ziemlich scharf umrissene Thesen herauszustellen.

Während die kanonischen Vorschriften die Bischofswahl durch Klerus und Volk bei Zustimmung der Metropoliten und Bischöfe der betreffenden Provinz erfordern, setzen die fränkischen Könige in der Tat durch, daß Bischöfe nur mit königlicher Zustimmung wählbar sind. Da Stefan der Heilige eine mächtige Herrscherpersönlichkeit war und seine Christianisierungstätigkeit im Interesse der Kirche lag, so setzte sie seinem Vorgehen, im Sinne deutscher Einrichtungen auf Grund seiner Regierungsgewalt und wenn nicht des Eigenkirchen- so doch des Gründerrechts einzugreifen, keinen Widerspruch entgegen. Es liegt uns aber keine Nachricht vor, daß die Kirche Stefan dem Heiligen ein besonderes Privileg im Sinne eines Patronatsrechts verliehen hat. Sie war aber noch nicht stark genug, den offenen Kampf mit dem Königtum aufzunehmen, jedoch war sie in dieser Zeit der zentralisierenden Reformbewegungen vorsichtig genug, kein Versprechen zu geben. Da es aber in der Zeit vor der Investitur undenkbar schien, daß Könige aus eigener Macht solchen Einfluß in kirchlichen Dingen hatten, entstand in der ung. Literatur die These von den päpstlichen Legatenrechten. Fast gleichzeitig mit der allgemeinkirchlichen Entwicklung in der um 1080 der Herrschereinfluß bei den Bischofswahlen theoretisch ausgeschlossen wird, bricht der erste Streit zwischen dem ung. Königtum und der Kurie um 1102 wegen der Besetzung des Erzbistums von Split aus, d. h. in dem an sich von Italien aus kirchlich erfaßten Kroatien, der damit zum Abschluß kommt, daß Koloman 1106 auf der Synode von Guastalla auf Aufforderung des Papstes auf die Investitur verzichtet. Das ung. Königtum, im 12. Jh. durch die Entwicklung der Sekundogenitur, durch Thronkämpfe und allzu große Selbständigkeit einzelner Feudalherren geschwächt, verliert nach vorübergehender Sicherung königlicher Rechte gegen Ende des Jahrhunderts an das systematisch vorgehende Papsttum formalrechtlich an Position: sein Anteil an den Bischofswahlen beschränkt sich auf die Genehmigung der Wahl oder auf die Zustimmung für den Gewählten, während es die bisher ausgeübte Investitur aufgeben muß. Die Kurie andererseits greift zu dieser Zeit nur auf königliche Aufforderung ein. Im 13. Jh. sind die Beziehungen der Kurie zu Ungarn nicht anders als zu anderen Staaten: der Papst geht, wenn es ihm richtig erscheint, auf die königlichen Bitten ein, im anderen Falle lehnt er sie ab, gegenüber den politischen Gründen des Königs führt er stets nur rechtliche Gründe an. Dabei gibt es während des 13. Jh.s entsprechend den allgemeinen Kämpfen zwischen Papst- und Herrschermacht (vor allem Kaisertum) verschiedene Höhepunkte und Niederungen der königlichen Macht. So hat ab 1231 der Erzbischof von Gran das Recht, den König bei Verletzung der ständischen Rechte zu exkommunizieren. Béla IV. hat wieder eine selbstbewußtere Stellung gegenüber der Kurie, vor allem deshalb, weil ihn die Kurie gegen Bulgarien

---

besonderer Berücksichtigung der päpstlichen Eingriffe und der Stellung der ungarischen Könige.) Knihovna právnickej fakulty Univerzity Komenského v Bratislave. Sväzok 42 (Bücherei der Rechtsfakultät der Komensky-Universität in Preßburg. Band 42). Bratislava-Preßburg: Náklad. Právn. Fak. (Verlag der Rechtsfakultät) 1934. 265 S. 8°.

ansetzen will. Aus dieser Zeit stammt auch der erste bekannte Beweis für die Doktrin von der Rechtsmacht Stefans des Heiligen als Legat: der Brief Bélas IV. an Gregor IX. vom 7. VI. 1238 (siehe Mon. Hung. I S. 170, fl. Nr. CCCVIII), in dem Béla IV. im Falle, daß er Bulgarien erobere, für dieses Gebiet die Rechte Stefans in Kirchensachen erbittet. Da es sich nur um einen Anspruch handelt, der keine realen Folgen zeitigt, kann dieses Dokument nicht im Sinne einer tatsächlichen Ausübung dieser Rechtsmacht durch die ung. Könige gewertet werden. (Dies geschieht bei Hóman auch nicht mehr!) Da die Anjous ihre Thronbesteigung im wesentlichen dem Papsttum zu verdanken haben, das auch mit Bischofsernennungen und -absetzungen in den Thronstreit eingreift, ist ihre Stellung gegenüber päpstlichen Eingriffen schon dadurch einigermaßen gekennzeichnet; auf der Preßburger Synode wird noch ausdrücklich verboten, irgendein Benefizium aus Laienhänden überhaupt anzunehmen. Im 14. Jh. läßt die Kurie formalrechtlich die Wahl durch das Kapitel für die Bistümer bestehen und bezeichnet die Reservationen als Ausnahmen, die aus päpstlicher apostolicher Macht abgeleitet werden. (Nach Péterffy, Szeredy, Kosutány gibt es keine reservationes infolge der Königsmacht.) In der zweiten Hälfte des 14. Jh.s ist aber die päpstliche spezielle reservatio die entscheidende Form der Bischofseinsetzung überhaupt! Und in dieser Zeit kam es ihr vorwiegend auf den formalen Rechtsanspruch an, wenn sie auch im einzelnen Fall dem Königtum entgegenkam. So ist auch das Verhältnis zwischen Anjous und Kurie ausgezeichnet, nur bittet z. B. der König den Papst im Gegensatz zur Kapitelwahl, die Adlige durchbringen würde, ihm genehme Persönlichkeiten einzusetzen. Unter den Luxemburgern suchen die Stände sich den königlichen Einfluß in dem Sinne zu verpflichten, daß kein Benefizium mit Nichtungarn besetzt werde. Die ersten gesetzlichen Bestimmungen über die Besetzung ung. kirchlicher Benefizien stammen aus den Jahren 1387 und 1404. Sigismund gibt zwar formal 1410 wieder nach, jedoch wird nach seiner Zeit das königliche Patronat stark ausgebaut. Da auch bei Hóman (Magyar Történet I) die traditionelle Auffassung von Stefan dem Heiligen als apostolischen Legaten (mit Berufung auf nicht zeitgenössische Quellen) vertreten wird und über die Zeit von Mitte des 12. bis Anfang des 15. Jh.s andere Auffassungen als von Kn. vertreten werden, so wäre eine ausführliche Antwort der ungarischen Fachwissenschaft sehr wünschenswert.

Helmut Klocke.

Siebenbürgen, eine historische Romantrilogie von Zsigmond Móricz.

Die geschichtliche Inspiration ist sicherlich einer der wichtigsten Nährböden für die ungarische Literatur. Ein jedes Volk ehrt und fürchtet seine Ahnen, und die „geheiligten Überlieferungen" gehören zu den wesentlichsten Kräften gemeinschafts- und staatsbildender Integration. Für keine Nation hat aber die Geschichte eine so grundlegende Bedeutung wie für das Ungartum. Die besondere historische, landschaftliche und völkische Lage, die spezifische gesellschaftliche Gliederung beeinflussen natürlich die Wandlungen dieses geschichtlichen Bewußtseins in hohem Maße, sie sind aber am klarsten in der Literatur zum Ausdruck gebracht und neugeprägt worden. Die letzte, jahrhundertformende Welle historisch inspirierter ungar. Dichtung setzt mit der Vorromantik ein und erreicht ihren ersten Höhepunkt in den klassizistisch geformten, aber von einem ausgesprochen romantisch-nationalem Geist getragenen Epopöen Vörösmartys. Das Epos wird später immer mehr zurückgedrängt, es ersteigt noch in den bedeutenden, geistesgeschichtlich leider etwas verspäteten Kompositionen Aranys einen letzten einsamen Gipfel und weicht dann vollkommen

dem Roman. Dieser stellt sich bei Dugonics in einem komischen, planlos zusammengewürfelten historischen Kostüm vor, das erst M. Jósika, der gebildete und schreibfähige Scott-Schüler, europäisch gesellschaftsfähig macht. Die bedeutendsten ungar. Prosaiker versuchen seitdem fast ohne Ausnahme das Rätsel der Gattung zu lösen, und aus diesem Ringen stammt manches Meisterwerk ungar. Literatur. Die Wege, Absichten und Ergebnisse sind außerordentlich verschieden, dennoch kann man — wenn wir die gestaltlose Menge der Massenproduktion außer acht lassen — vier Wege der Tradition klar erkennen.

Der erste, der der romantischen Poesie, ist der mannigfaltigste. Jósika führt uns noch mit der Kleinmalerei Scotts und der moralisierenden Neigung seiner Zeit in die Gefilde der Vergangenheit; Jókai zündet schon vor den ungeheueren Dekorationen eines Hugo und Dumas die bengalischen Lichter der Sentimentalität, der Heimatliebe, des Abenteuers nud des Märchens an, Gárdonyi flüchtet aus diesem blendenden und bedrückend großartigen Feenreich in die innerlichere und realere Welt des Idylls und der andächtigen Seelen. Herczeg geleitet uns in einen gepflegten Park, in dem sich der Reiz der intimen Einzelheiten und das Pathos der großen Linien nach dem sicheren Geschmack einer überlegenen Persönlichkeit regeln. Der zweite, gefährlichere Weg, der des historischen Tendenzromans, hat nur einmal, in Eötvös' großartigem Rundbild über das Ungarn vor Mohács, die Höhen der großen Literatur erreicht. Der dritte zeigt nur auf die einsame Gestalt Keménys, in jene düstere Welt, in der das Schicksal seine dichten Netze flicht und die Geschichte den Einzelmenschen zertritt. Der vierte Weg bringt uns zu den Kunsthandwerkern der Literatur mit ihren feinen Filigranarbeiten, so zu Laczkós archaistischem Meisterwerk: *Deutsches Gift, türkisches Opium* und zu der modernen Seelenzeichnung des *Blutigen Dichters* von Kosztolányi.

Alle diese Wege versinken aber in der uferlos dahinströmenden Produktion, die in den letzten Jahren die ungar. Literatur überschwemmte und aus deren trüben Wellen sich kaum einige Werke erheben, die der Beachtung wert sind. Irene Gulácsy, die die Sintflut einleitete, kreuzt in ihren immer redseliger werdenden Werken Gárdonyi und Jókai, Kós in seinem rohgezimmerten *Reichserbauer* und Tormay in ihrem feingezeichneten *Uralten Gesandten* verflechten starren Freskostil und heutige Problemschau. Makkai versucht in seinem *Magierkönig* die spröderen und schwerfälligeren Mittel Keménys zugänglicher zu machen. Auch die romanhafte Lebensbeschreibung erscheint mit immer größeren Ansprüchen. Aus diesem großen Treiben erhebt sich jetzt auf einmal nach ungefähr 15jähriger Arbeit Móricz' Trilogie: *Erdély.*[1])

Zsigmond Móricz lebt im allgemeinen Bewußtsein als der vielleicht einzige beständige Wert des ungar. Naturalismus. Seine Werke zeigen fast ausschließlich das Leben der ungar. Provinz unseres Jh.s mit ihren Bauern, Kleinbürgern und Herren, gesehen mit den Augen eines leidenschaftlich revoltierenden und scharfäugigen Beobachters. Wie ist es also zu erklären, daß dieser Dichter, der anscheinend aus der Gegenwart nie heraustreten konnte, in einem historischen Roman das Hauptwerk seines Lebens schuf? Drei bedeutende Komponenten seiner Schöpferkraft befreien ihn aus dem hoffnungslosen Unternehmen des Naturalismus. Es sind dies seine überfließend reiche Sprache, seine instinktive, von Theorien kaum beeinflußte Beobachterleidenschaft und sein unbeirrbarer Drang nach Monumentalität. Diese drei Kräfte wiesen schon den jungen Móricz auf die Geschichte hin.

Sein Stil ist nicht bewußte Sprachpflege, nicht planmäßige Einschmelzung, sondern ein Wirbel, in dem individuelle Sprachschöpfung und abgelauschte Rede,

[1]) Móricz, Zsigmond: *Erdély* (Siebenbürgen) Bp.: Athenaeum, 1934. 904 S. 8°.

hoher künstlerischer Stil und schmackhaft-würzige Volkssprache, Bruchstücke der klassischen Stiltradition und die modischen Figuren der Stilromantik sich mengen. Nicht irgendeine überlegene Kultur, kein systematisierendes Schöpferbewußtsein bannt diesen gefährlichen Wirrwarr, sondern ein rohes und außergewöhnliches „Originalgenie", das gleichsam identisch mit der Natur ist und wie diese mit reicher und planloser Kraftentfaltung schafft. Der dahinströmende Sprachstrom seines Werkes nährt sich aus der gleichen Quelle wie die beinahe raubtierhaft-kräftige Beobachter- und Schildererleidenschaft, mit der dieser unabsichtlich naturalistische Dichter die wimmelnden Gestalten der Erde erlauert, erfaßt und mit der Kraft seiner individuellen Schau durchtränkt. Diese Leidenschaft jagt Móricz auf immer fernere Abenteuer aus dem Dorf, durch die Kleinstadt in die Menschenwildnis Budapests, von der Gegenwart in die weitere Welt der Geschichte. Es scheint ihm, als ob das wilde Tier Mensch dort freier jagen würde, seine Instinkte, seine Lebenskräfte dort ihre Bahnen unbegrenzter laufen könnten und das Echo von Jahrhunderten ihre Kriegsrufe, ihr Wehgeschrei, ihr Gelächter ins Riesenhafte wachsen lasse. Die Vergangenheit vergrößert stets die Wirklichkeit. Und diese Möglichkeit der Monumentalität ist das dritte Moment, das Móricz zur Geschichte hinlockt.

Die Gestaltung des naturalistischen Dichters steht der des Romantikers näher als der des Realisten. Im ganzen Lebenswerke Móricz' revoltiert, brennt das verdeckte Feuer der Romantik. Aber diese Romantik färbt nicht die Oberfläche und bereichert nicht das Milieu; sie steigert den Menschen aus Fleisch und Blut. Sie bewegt nicht die riesigen Schatten der Seele, sondern freut sich am Spiel der ringenden Muskeln. Schon Dani Turi, dieser barbarische Bauernheld seines ersten bedeutenden Werkes, wächst aus der Wirklichkeit heraus und steigert sich zu einem phantastischen Symbol. Das Modell steht aber dem Beobachter noch zu nahe, und die Linse, die es vergrößert, verzerrt es auch. Größe erfordert Entfernung, und Móricz sucht die Weite nicht in der Ebene der geistigen, sondern der irdischen Wirklichkeit. So taucht er in die Geschichte unter und kommt zu Siebenbürgen.

Nicht er hat Siebenbürgen für die ungar. Literatur entdeckt. Seit Jósika, der dieses Land gern zum ung. Schottland umgefärbt hätte, über Kemény, Jókai, bis zu den repräsentativen Werken unserer Tage ist es der Hauptschauplatz des ungar. histor. Romans. Es wäre eine Täuschung, dies nur mit der Reichhaltigkeit der siebenbürgischen Memoiren, Briefe und kulturgeschichtlichen Denkmäler erklären zu wollen. Die an wild-romanhaften geschichtlichen Überbleibseln reichen Landschaften und die Schauplätze des siebenbürg. städtischen Lebens waren auch nicht die wichtigsten Lockmittel für die Dichter. Erscheinen doch die Wandlungen der Landschaft fast immer in romantisch-gesteigerter Rätselhaftigkeit oder versinken in den schattenhaften Hintergrund. Es ist aber sicher, daß wir aus Siebenbürgens Geschichte die farbigsten ungar. Gestalten kennen und gerade aus dem 16.—17. Jh. Das Land vermag damals nicht mehr zwischen Westen und Osten überlegen auszugleichen, es ist nur noch Zünglein an der Wage. In seiner geplagten Welt stauen sich die Lebensformen der verfallenden Renaissance, der auflodernden Glaubenskämpfe und des sich entfaltenden Barocks. Seine immer auf dem Spiele stehende Einheit wird von scharfen religiösen, völkischen, gesellschaftlichen und politischen Gegensätzen untergraben. In seiner eisigen Luft steht der einzelne Mensch gleichsam nackt vor Gott und der Welt, und in der Tiefe dieser Schicksale glimmen die Existenzfragen des Ungartums in dauernder Glut. Siebenbürgen war nicht nur der Träger des Gedankens der „ungarischen Unabhängigkeit" durch dunkle Jahrhunderte hindurch, sondern auch Ausdruck der tiefsten, bis heute noch nicht gelösten Spannungen des ungar. Ethos und Lebensgefühls. Niemals hat Siebenbürgen allein das

gesamte Ungartum bedeutet, aber heute ist seine Bedeutung wieder außergewöhnlich gewachsen. Der Dichter, der sich ihm zuwendet, findet auf Schritt und Tritt Pfade, wo die Vergangenheit kaum ein paar Schritte von der Gegenwart entfernt ist, und derjenige, der seine Zeit und sein Ungartum tief durchlebt, bewegt sich gleichsam heimisch in diesen rauhen Zeiten.

Der uralte und volle Duft der Siebenbürger Sprache, der widerhallende Lärm der Kämpfe dieser halbbarbarischen, aber in ihrer rohen Enge doch reichen Welt und nicht zuletzt diese versteckteren Pfade führten Móricz zum Siebenbürgen des Gabriel Báthory und Gabriel Bethlen. Er tritt zwar stark unter dem Zauber der Gegenwart durch das Tor des „Feengartens", er versucht aber mit dem übervollen Leben dieser anarchischen Zeit im Hintergrunde den Aufbau eines der großangelegtesten Denkmäler ungar. Humanität.

In der Entwicklung des Werkes kann man die Spuren eines langen schaffenden Ringens aufdecken. Es wurde in gut anderthalb Jahrzehnten fertig, der erste und der dritte Teil sind in zwei Fassungen bekannt, der mittlere ist dreimal erschienen[1]). Die barockhaft reiche Sprachornamentik des *Feengarten* hat sich unterdessen vielfach schon zu balladenhafter Gedrängtheit vereinfacht. Eine Reihe der Nebengestalten hat entweder ein schärferes Profil gewonnen oder ist ganz in den Hintergrund getreten. Aber dies sind nicht die hauptsächlichsten Momente. Das Wachstum des Werkes kann man nur an der Vertiefung der Zentralprobleme und an der Wölbung der Laufbahn der Hauptgestalten messen. An diesen Punkten wird es aber offenbar, daß nicht nur das Material des Werkes sich vermehrt hat, sondern daß auch der Dichter mit seinem Stoffe gewachsen ist.

Die Lichtverteilung im *Feengarten* erlaubt den Schluß, daß das erst beabsichtigte große Thema Gábor Báthory war, dieser außerordentliche, junge Fürst, über den man angefangen mit den Memoiren, über Jósika bis heute nur in einem Ton der Furcht und des Schreckens schrieb und erzählte. Móricz erhebt ihn zur tragischen Gestalt. Sein Ringen ist das einer in Schmutz erstickenden ungeheueren Kraft und Sendung. Es scheint, als ob bei seinem Zusammenbruch anfangs das Milieu die größere Rolle spielen sollte: so seine Gemahlin, die schneeweiße Anna Palotsay, die den siedenden Wellenschlag seiner Gefühle zum Gefrieren bringt, die Frau Imreffy, die Kata Török, diese vom sprühenden Ehrgeiz besessenen und mit katzenhafter Weichheit spielenden Frauenzimmer, die siebenbürgischen Trinkgelage, auf denen die Herren ihm ihre Frauen anbieten und ihre Meuterei nur dazu gut ist, daß er nach dem Rausche der Liebelei und des Weines auch den des Blutvergießens schmecken könne. Als ob der Dichter zunächst nur die dämonische Persönlichkeit sehe, die das Schicksal dazu ausersehen hat, „den Kopf der heidnischen Schlange zu zertreten". Die Ideen Báthorys leuchten dann auch auf den Wegen der Zukunft, aber der Mann, Brandstifter und Opfer in einer Person, verliert mit der wachsenden Entfernung von seiner Größe. Jetzt wird schon klar, daß er selbst, der sich widersprechende Wirrwarr seiner Kräfte, die sittliche Gewichtslosigkeit seiner Person die Gründe seines Untergangs sind. Immer mehr wächst aber der, der zu Anfang nur sein Begleiter, der Hintergrund seines Glanzes war, der untersetzte und schwerfällige Nachfolger: Gabriel Bethlen.

Dieser schweigsame Mensch kam aus der sittlich einfacheren Welt des armen Adels. Er bahnte sich allein seinen Weg mit der ruhigen Kraft einer langsamen Flut.

---

[1]) Der *Feengarten* zuerst als Buch, 1922, *Der Schatten der Sonne* zuerst in der Zeitung „Pesti Napló" 1928, dann in der Zeitschrift „Nyugat" 1929. *Der große Fürst* zuerst in der Zeitung „Pesti Napló" 1933.

Im Anfang ist er ein beinahe untätiger Beobachter, der einzig reine und große Realist in diesem Gewirr von Traumsehern, Profithaschern und gemeinen Seelen. Es ist noch nicht deutlich zu sehen, ob er nur den edel dienenden Menschentypus repräsentieren soll oder ein auf den Sieg sich vorbereitender großer Eroberer ist, der seine gewaltigen Absichten in Schweigen hüllt. Zwei entscheidende Erlebnisse folgen ihm als stetige zwiefache Versuchung. Die eine ist seine Gattin, die nestbewachende Lebensgefährtin, die ihn für die Stille des Familienlebens gewinnen möchte, die andere bedeuten die Báthorys: Gabriel und noch mehr die rätselhafte Renaissancehexe Anna, die ihn mit ihren Gedankenflügen und Weltherrscherträumen verlocken wollen. Der innere Raum des zweiten und dritten Teiles der Trilogie formt sich aus dieser Antithese.

Der *Feengarten* entsprang dem Genieerlebnis der Jahrhundertwende und des jungen Móricz. *Der Schatten der Sonne* wird von dem anderen großen Thema des Dichters, von dem Kampf der Ehegenossen, beherrscht. Das Ringen der Geschlechter, das in Báthorys abschreckenden Liebesaffären kaum mehr als ein blutig-wollüstiges Sichzerfleischen des Menschentieres war, gewinnt hier ein immer größeres sittliches Gewicht. Im Anfang erscheint es nur als der Zusammenstoß der egoistisch liebenden Frau und des Mannes, den das öffentliche Leben an sich kettet. Dann wird es zur letzten Kraftprobe des einsamen Reichserbauers gesteigert, zum größten Damm, den er durchbrechen muß. Mit Bethlen wächst aber auch seine Frau, bei der sich Liebe und Eifersucht zur übermenschlichen sittlichen Reinheit und Rigorosität steigern. Der Kampf der beiden Menschen ist nun schon die Auseinandersetzung zweier Lebensprinzipien, der Norm und der Wirklichkeit. Vielleicht ist hier der Schlüssel für den auf den ersten Augenblick unverständlich scheinenden Schluß zu suchen. Der Fürst entschwindet unseren Augen, als er den ihn fesselnden Zauber seiner Frau bricht und auf den Kampfplatz der großen Welt hinaustritt. Hat dies nicht zu bedeuten, daß die beiden sich quälenden Menschen untrennbar miteinander verbunden sind, und muß nicht Móricz die Laufbahn Bethlens so sehen, daß dieser ohne seine Frau das Gleichgewicht verliert? Die Frage bleibt offen, und das ist vielleicht der größte Konstruktionsfehler des Romans. Die zweite Versuchung, die im Zauber der Báthorys liegt, ist versteckter. Sie wächst mehr im Herzen und in der Einbildung des Fürsten heran. Das Verhältnis, das ihn an Anna Báthory bindet, ist ein unentwirrbares Gemisch von körperlichem und seelischem Verlangen und Ekel, von Männernaivität und Niederträchtigkeit. Diese Schilderung ist eine der kühnsten und auch nicht vollständig gelösten Unternehmungen Móricz'. Die Hauptader des Dramas schlägt jedenfalls im Herzen Bethlens, es ist sein Herz, das aus dem sorglos dahinlebenden Mädchen eine ersehnte Herrschergefährtin macht, das ihn dem herrlichen Körper zutreibt, um ihm einen Nachfolger abzuringen. Bethlen verliert diese große Illusion. Unbändiger Schwung ist ebensowenig seine Lebensform, wie friedliche Zurückgezogenheit. Als ob die beiden großen Versuchungen nur eine List des Schicksals wären.

Diese eigentlich nur geahnte Schicksalshaftigkeit ist vielleicht das einzige, was der Gestalt des Fürsten einen übermenschlichen Hintergrund gibt. Ein wohlwollendes und dennoch unerbittliches Geschick zwingt ihn auf seine Wege. Sein Sehnen, seine Schöpferlust und auch sein allmählich sich entfaltendes Herrscherbewußtsein sind nur Mittel einer übermenschlichen Macht, von der man nicht sicher weiß, ob es die wachsame Vorsehung oder der blinde Strom des Geschehens ist. Der Dichter lädt immer mehr Lasten auf die Schultern dieses ausersehenen Menschen und überwölbt schließlich mit seiner Laufbahn die ganze Komposition. Er ist schon nicht mehr „der Schatten der Sonne" des wilden

Genies, er selbst ist eine Sonne, die Verkörperung des erhaltenden, aufbauenden Genies. Ihn auszudenken und zu zeichnen ist eine der größten Kraftanstrengungen Móricz'. Die Grundrisse der übrigen Gestalten der Trilogie sind alle in seinen früheren Werken zu finden. Auch Báthors Gestalt wirft ihren Schatten voraus, und an seinem Werden hat sicherlich auch Adys Lebens- und Geniemythos einen nicht geringen Anteil. Die Bethlen-Vision wird auch von mehreren Quellen gespeist. So durch das Sehnen der vom Rausche des extremen Persönlichkeitskultes ernüchterten Gegenwart nach einem neuen, sittlich-kollektiven Menschenideal. Sie wird gespeist von der eigenartigen, ein wenig sich selbst bespiegelnden Lyrik des Dichters, von der Suggestion der Bethlen-Überlieferung und nicht zuletzt von der inneren Dynamik des Werkes. Aber sie hat keine literarischen Ahnen. Dies ist auch vielleicht der eine Grund dafür, daß die Hauptgestalt der Trilogie die einzige ist, bei der Absicht und tatsächlich Erreichtes sich nicht die Wage halten. Der glühende Lavastrom, der z. B. dem zwiespältigen Helden der *Fackel* eine so einheitliche Glut gibt, scheint jetzt dem ruhigeren Feuer einer langsam reifenden epischen Betrachtung Raum zu geben. Aber hinter der scheinbaren Ruhe ist die Lyrik noch zu heftig. Sie erlaubt dem Dichter nicht, sich zum klassischen Fernbild der großen Gestalter hin zu entwickeln. Wir fühlen manchmal die plötzlich hervorbrechende fürstliche Größe, hinter mancher außerordentlichen Geste dämmern die Umrisse des großartigen Traumes des Dichters auf, dennoch wirkt die Gestalt in ihrer Ganzheit beunruhigend, unabgeschlossen.

Das historische Interesse Móricz' ist fast ausschließlich literarischer Art. Sprache, Politik, Krieg und Frieden, Bildungsgrad und Lebensform interessieren ihn nur soweit, wie sie seiner dichterischen Gestaltungskraft Mittel und Material liefern können. Auf jeder Seite seines Werkes fühlt man die Spuren seiner hartnäckigen und leidenschaftlichen Forschung. Unzählig sind die von Quellenstudien erster Hand zeugenden Zitate, Angaben, Beschreibungen. Deren Mitteilung ist im letzten Buch manchmal sogar ein wenig roh, als ob nicht genug Zeit für ihre künstlerische Umformung angewendet wäre. Das Bild des siebenbürg. Lebens der Zeit scheint überraschend vollständig zu sein. Die Zeichnung fast aller Gestalten ist überzeugend treu. Aber die Illusion des Lebens der Vergangenheit wird doch nicht durch die Richtigkeit der Angaben, sondern durch literarische Mittel, durch die kleinen mit der Sicherheit des Instinktes zur Erzeugung der Atmosphäre angewendeten Momente geschaffen, die eine der größten Stärken von Móricz' Kunst sind.

Dieser große Realist bemüht sich nicht, die Vergangenheit dichterisch zu verschönern, noch in ihr das Wirken einer überirdischen Kraft zu suchen. Um ein modernes Wort zu gebrauchen: er entmythologisiert die Geschichte. Für ihn ist die Vergangenheit ein menschliches Schauspiel, in die er sich mit der selben instinktiven Kraft hineinlebt wie in die Welt der ungar. Kleinstadt von gestern und heute. Im Zeichen dieser Haltung gelingt es ihm, das Zeitalter und seine Gestalten in gleichsam greifbar menschliche Nähe zu bringen, die Atmosphäre der Vergangenheit mit einer intensiven Gegenwärtigkeit heraufzubeschwören, die ihresgleichen sucht. Aber Vergangenheit und Geschichte sind nicht identisch. Die belebende Kraft, die fähig ist, mit Jahrhunderten fertig zu werden, ist nicht immer imstande, den Geist der Geschichte zu bannen. Solange die geistigen Bewegungen einer Zeit im Spiegel der Seele und der Handlungsweise eines Menschen gezeigt werden können, sind Móricz' Lösungen meisterhaft. Wie er z. B. die Fahrt des in der Tiefebene verirrten Gesandten Bethlens schildert und im Spiegel jener gespensterhaften Nacht, die er bei den Rinderhirten verbringt, die erschütternde Verelendung und die Vertierung der Alföldbewohner zeigt, oder wie er in Verbindung mit Bethlens Schäßburger Besuch die Ver-

urteilung eines sächsischen Schulmeisters erzählt, alles dies wirkt mit bezwingender Kraft. Ein unvergeßliches Beispiel der Ballung weltumfassender Kräfte ist die wilde, trunkene nächtliche Diskussion des Fürsten mit seinem Verwandten Farkas Bethlen, den er von der Unvermeidlichkeit und Richtigkeit der Lippaer Unternehmung, die das ganze christliche Europa erregte, überzeugen will. Das langsame Erwachen einer immer mächtiger werdenden großen Massenbewegung wird von wenigen mit so hinreißender Kraft geschildert wie von Móricz der Beginn des protestantischen Krieges in dem kleinen Siebenbürgen. Aber dort, wo die großen Operationen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft vor sich gehen, wo die Wellen Europas nach diesen östlichen Grenzen hin sich glätten, wirken Móricz' psychologische Mittel zu einfach. Die Art, mit der Bethlens tiefgreifende wirtschaftspolitische Anordnungen (z. B. die Ansiedlung von Handwerkern, die Verbesserung der Produktions-Qualität, die Reform des Steuersystems, die Einführung von Staatsmonopolen) während eines mit einer Frau beim Morgenimbiß geführten Gesprächs vergegenwärtigt werden, entbehrt nicht eines gewissen naiven Reizes. Vom Standpunkt des geschichtlichen Horizontes aus ist Siebenbürgens zeitliche und räumliche Isolierung als der größte Mangel zu betrachten. Daß das Schicksal von Bethlens aufbauender Politik sich zum großen Teil außerhalb des Landes entschied, dafür gibt M. nur sehr blasse Hinweise. Wie das kleine Fürstentum des 17. Jh.s sich in die Kontinuität der Jahrhunderte ungar. Geschichte einschaltet, das versucht er nur in einer kleinen Szene fühlbar zu machen, die im Gedankengang nicht eben tief, an künstlerischer Kraft nicht groß genug ist.

Die große histor. Perspektive fehlt auch irgendwie im Bilde der Hauptheiden. Das Gemälde der Durchschnittsmenschen dieser Zeit ist überraschend lebensvoll und plastisch, aber die das Jahrhundert formende Größe der Führerpersönlichkeiten ist nicht völlig überzeugend. Báthory ist eher nur eine ungar. Variante der verblendeten Akteon-Seele und der um ihn wimmelnde Menschenknäuel kaum etwas anderes als der Schweif eines vorüberziehenden Kometen. Aber um seine Gestalt ist dennoch etwas von der blinden Dämonie der Geschichte. Neben ihm empfinden wir Bethlen zu unkompliziert, zu zeitgebunden. Es fehlt ihm die Atmosphäre der „großen Zeit". Móricz steht ihm auch zu nahe, er sieht nur den Menschen, wie er handelt und leidet, und nicht die Jahrhunderte, wie sie sich durch ihn aufbauen. Er zeigt den Organisator, der das Land ordnet wie der gute Wirtschafter sein zerrüttetes Besitztum, und nicht die aus der Zeit herauswachsende Größe, auf deren Stirn die Sehnsucht, der Haß und der Jubel der kommenden Generationen die Lichter der Auserwähltheit wirft. Kaum wurde jemals eine ein Reich aufbauende historische Gestalt mit so viel menschlicher Unmittelbarkeit, mit einer so warmen, gleichsam schon familienhaften Nähe geschildert. Diese Feststellung ist in gleichem Maße Einwand und Lob. Móricz hat nicht die Geschichte heraufbeschworen, aber er hat die Vergangenheit belebt und hat ein menschliches Dokument geschaffen, von dessen künstlerischem Wert man nur mit einer dem Meisterwerk zukommenden Achtung sprechen kann.

Den Schlüssel zu dem künstlerischen Gepräge des Werkes müssen wir in der Begabung seines Schöpfers suchen. In den unlängst abgeschlossenen Diskussionen über das „Originalgenie" verteidigte Móricz das Recht des Naturgenies, das auch ohne den weiten Horizont der großen Bildung Bedeutendes gestalten kann, weil es das, was zu einem Werke notwendig ist, sich selbst zu erringen vermag. Es ist, als ob dieses große Originalgenie moderner ungar. Literatur sich selbst verteidigt hätte. Ist doch der bezeichnendste Zug seines Lebenswerkes dieser sicher schaffende

Instinkt, mit dem er sich in seine Gestalten hineinstiehlt, sich gleichsam mit ihnen identifiziert und die Triebfedern ihrer Handlungen mit der unvergleichlichen Frische der unmittelbaren inneren Erfahrung schildert. Aber dem größten Teil seiner Werke fehlt die Geschmackskontrolle der bewußten großen Kultur, deren aussondernde, aufbauende, harmonisierende Kraft. Wenn er schildert, ist er immer bedeutsam und überzeugend, wenn er Betrachtungen anstellt, erklärt er oft überraschend gewichtslos. Dies ist, wie schon erwähnt, seine Schwäche, aber auch seine Stärke. Seine ursprüngliche, ungebrochene Beobachter- und Schildererkraft richtet sich fast ausschließlich auf den Menschen; die Natur und das Übernatürliche sind in der Regel nur Hintergrund, Atmosphäre oder ferner, milder Glanz. Umso farbiger, lebendiger erscheint aber die Menschenmenge, die die stummen Landschaften Móricz' bevölkert. Wie der Dichter sind auch seine Gestalten noch nicht von der Natur getrennt. In jeder einzelnen lebt etwas von der Erdenschwere ihres Gestalters. Auch dann, wenn das ursprüngliche Gleichgewicht sich in ihnen verliert und die aufflammende Seele ihre Körper verzehrt, ist in ihren Bewegungen ein rührender, menschlicher Schmerz, Güte und Gebrochenheit. Sogar den beiden Opfern ihrer Leidenschaft, Báthory und der Gattin Bethlens, fehlt jenes gespenstische Wetterleuchten, das z. B. Keménys Besessene in so unmenschliche Ferne von uns wegstößt. Tief in Móricz' Menschenschau ruht irgendein gläubiger, einfacher Ernst. In seinen Vorstellungen fehlt gänzlich der gespenstische Zug, der „horror mysterii". Wenn er auch seine Gestalten verzeichnet, so doch eher in der Richtung irgendeiner menschlichen Einseitigkeit, wie z. B. bei der zu Unrecht unsympatisch dargestellten Susanna Lorántffy, oder in der Richtung einfacherer, patriarchalischerer Lebensformen, wie beim Bild des Wiener kaiserlichen Hofes, oder auch bei Bethlen selbst. Sein Humor ruft die Situationskomik und das Sprühen des Witzes nur selten zu Hilfe, wie z. B. bei der Schilderung des Großwardeiner Abenteuers des jüngeren Bruders von Bethlen. Sonst kennzeichnet er seine Menschen außerordentlich frisch durch ihr Äußeres, durch ihre Bewegungen und ihre Handlungen, noch mehr aber durch die schmackhafte, würzige Individualisierung ihrer Rede.

Was die Charakterisierung durch die Redeweise anbetrifft, so haben wir in der ung. Literatur nur einen solchen Meister. Wie er den Bauern, den Herrn, den Szekler, den Hajducken, den wortkargen, murrenden Mann und die schwatzende und stichelnde Frau, das liebkosende, sanfte Gehätschel und die sich entladende Leidenschaft gleichsam mit der hörbaren Wirklichkeit der Modulation wiedergibt, nimmt er den Wettkampf mit Dostojewskijs großartigen akustischen Charakterbildern auf. Im Dienste dieser Charakterisierung erkämpft Móricz den größten Sieg seiner Trilogie: ihre Sprache. Das historisch glaubwürdige Material der Denkmäler ergänzt er durch reichschattierte volkstümliche Redensarten, durch das farblosere Grundmaterial der heutigen Gemeinsprache und durch die Wendungen seines persönlichen Stiles. Hier verläßt er sich wiederum nur auf seinen Instinkt. Es gelingt ihm auch im allgemeinen mit unbewußter Sicherheit die Gefahren des Stilchaos ebenso zu umgehen wie die Langweile der pedantischen Archaisierung.

Es wurde schon erwähnt, dieser Stil gliedert und schichtet sich nicht; er wirbelt dahin. Wir würden in der Komposition der Trilogie auch vergebens die architektonische Raum- und Oberflächeneinteilung eines überlegen entwerfenden Geistes suchen. Der Roman baut sich nicht auf, er strömt dahin. Er hat kein Gebälk und keine Stockwerke, sondern Strömungen und Wirbel. Dies bedeutet nicht, daß man in ihm keine räumlichen Maße finden könnte, sondern, daß diese sich nur in der dynamischen Bewegung des Geschehens herausgestalten und sichtbar werden. Der Roman rollt in ein paar Jahren ohne Stillstand und ohne Abschweifungen ab. Die Zeit aber eilt

mit dem Strom der Ereignisse oder verlangsamt sich mit ihnen. In den blutigen Faschingsmonaten Báthorys ist dieser lauter Fieber, lauter rasende, wirbelnde Krümmungen. In den Jahren Bethlens, in diesen sanfteren friedlicheren Gefilden, beruhigt und verbreitert er sich, nimmt neue ferne Gewässer auf. Der sich träge dahinwälzende Strom wird am Ende der friedlichen Jahre wieder reißender, und nur eine einzige Seele, die Raum und Zeit entwachsene Fürstin, kann er nicht mit sich reißen. Nach den inneren Gesetzen der Trilogie erscheint es daher notwendig, daß ihre Beendigung nicht der Schlußstein eines großen Gebäudes sei, sondern eine Mündung, durch die der bisher einsame Fluß sich in das Meer des großen europäischen Geschehens stürzt: die Gewässer des kleinen Siebenbürgens in das Treiben der Glaubenskriege.

Außer den bedeutenden künstlerischen Werten des Romans und dem farbenreichen Milieu des historischen Siebenbürgens dürfte dies ein wichtiges Motiv sein, das die speziellen sachlichen Interessen der deutschen Leser einnehmen könnte: Bethlens erstes großes militärisches Unternehmen, der 1619 angetretene siegreiche Feldzug gegen Habsburg, gehört zu den wesentlichsten Ereignissen des beginnenden Dreißigjährigen Krieges. Damit tritt Bethlen für Jahre in den Vordergrund des öffentlichen Interesses in Deutschland. Die zahllosen Flugschriften, in denen seine Gestalt verherrlicht oder angegriffen wurde, beweisen, daß es ihm gelang, aus dem kleinen Siebenbürgen wieder einen Faktor zu machen, der von der europäischen, in erster Linie aber von der deutschen Politik beachtet werden mußte.

Innerhalb dieses weiteren, im Roman nur angedeuteten Horizontes spielt sich aber auch ein Stück deutschen Lebens ab: ein Abschnitt der Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Diese eigenbrödlerische, in ihren Privilegien abgeschlossene Volksgruppe wird gewöhnlich einseitig dargestellt: ungarischerseits stark von außen gesehen, deutscherseits zu isoliert, herausgehoben aus den Verflechtungen des gemischtvölkischen Landes. Móricz' Objektivität ist in dieser gefährlichen Frage wirklich groß. Er zeigt zwar in Báthorys Kampf gegen die Sachsen das Aufdämmern der großen Idee des Einheitsstaates, in der Eroberung von Hermannstadt das Aufleuchten eines kriegerischen Genies, sein Standpunkt ist aber mit dem Bethlens identisch: er sieht die Möglichkeit einer Aufbauarbeit nur in der friedlichen Arbeitsteilung der Völker Siebenbürgens. Er entwirft auch ein sehr interessantes und treffendes Bild des sächsischen Lebens — von dessen Schauplätzen Hermannstadt, Kronstadt und Schäßburg erscheinen — nicht so sehr in seiner Breite als vielmehr in der Richtung einer Wesensschau. Und er versteht es, die Werte dieser steifen, etwas engherzig bürgerlichen Welt in warmer Lebendigkeit und mit überzeugender Kraft zu zeigen.

So wäre es nicht nur ein künstlerischer Verdienst, sondern auch eine wirklich wertvolle Aufgabe deutsch-ungarischer Kulturarbeit, diese Trilogie auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Ihre Übertragung wird eine große künstlerische Anstrengung erfordern: ein beträchtlicher Teil ihres Wertes liegt im Sprachlichen und deren Wiedergabe erfordert eine kongeniale Sprachbegabung oder sorgfältigste Stilstudien. Die Schwierigkeiten waren aber schon oft Ansporn des künstlerischen Wagnisses. Die Mühe würde sich diesmal wirklich lohnen, denn die Trilogie ist das Hauptwerk dieses bedeutenden Künstlers und sicherlich eins der wertvollsten Dokumente neuester ungar. Literatur.

Dezső v. Keresztury.

Die Finnen in Rußland [1]).

Diese umfangreiche Abhandlung — das Hauptstück bilden die S. 16—83 — gehört in die Reihe der vom Verf. geplanten und hiermit glücklich begonnenen Arbeiten, die „in geduldiger Kleinarbeit die ehemalige Ausbreitung der einzelnen, durch lebendige Sprachüberlieferung von heute bekannten Finnenstämme ... vor der russischen Kolonisation festzustellen suchen" (S. 80). Einer Fülle schwer erreichbaren Materials ist hier ein sicheres Ergebnis abgewonnen: auf dem ausgedehnten Gebiete, das heute zum allergrößten Teile durchaus „russische" Bevölkerung hat — und das für die Entwicklung des russischen geistigen Lebens besonders wichtig ist, weil wir es mit einem Gebiet starker Bylinenproduktion zu tun haben — bestehen „vom Peipus bei Pskow bis zum Weißen Meer und von Tveŕ bis Keḿ" (S. 83) für Flüsse und Seen in erstaunlichem Maße die gleichen, ostseefinnischen Namen, nicht nur Narva bei Archangel'sk und in Estland, Tichvera in Guv. Olonec = Tveŕ, sondern noch viele andere, die, hinter dem die Abhandlung plötzlich abbrechenden „usw." (S. 83) sich verbergend, in ihr aufgezählt werden und auf die ostseefinnische Bevölkerung, die diese Gewässer zuerst benannt hat, deutlich hinweisen. Etwa die Namen Megrovka (Pskov) 18. 2; Megrjanka (Novgorod) 26. 6; Megrino (ebd.) 27. 14; Mjagrino (Tichvin, Novgorod) 31. 17; Megra (Archangel'sk) 70. 6, — Tolba (Pskov) 18. 3; Tolvuja (Petrozavodsk, Olonec) 54. 23, — Sovo(ozero) (Pskov) 18.5; Saozero (Lodejnoje Pole, Olonec) 46. 9, — [Ale(ozero) Pskov) 18. 6; Alezero (Kem, Archangel'sk) 65. 6,] — Sereža (Pskov) 19. 9; Seregěrъ (Tveŕ) 21.1; Seregiž (Novgorod) 27. 15, — Šeltomež (Tveŕ) 22. 6; Šilda (Kirillov, Novgorod) 36. 6; Šeltozerka (Petrozavodsk, Olonec) 53. 17, — Kudo (Pskov) 19. 10; Kudь (Tveŕ) 21. 3; Kodozero (Povenec, Olonec) 61. 28, — Jemca (Novgorod) 28. 16; Jemca (Onega, Archangel'sk) 69. 8, — Pertozero (Tichvin, Novgorod) 28. 3; (Olonec) 46. 10; (Archangel'sk) 70. 8 in sehr verschiedenen Teilen des Gebietes etwa bis zum 60. Längen- und bis zum 55. Breitengrade gleichen nicht nur einander, sondern auch offenbar den finnischen und estnischen Namen: Mägra 26. 6 ~ Mäyräjoki 70. 6; Tulba 18. 3; Savijärvi 18. 5; Särkijoki 19. 9; Siltamäki 22. 6; Kutujärvi oder Kuotisjärvi 19. 10; Jämsä 28. 16; Pirttijärvi 28. 3. Die „Deutung" dieser Namen ist gewiß erst in zweiter Linie eine Aufgabe; daß der durch lange Arbeit auf dem harten Acker der Ortsnamenforschung geübte Verfasser diese Rätsel, die die scheinbar bedeutungslosen Namenreihen aufgeben, nach Möglichkeit löst, durfte man erwarten. Mit großer Kunst ist die Überlieferung der Namen in zwei Sprachen, wodurch ja vorläufig die einzige „Sicherheit" für Etymologien von Ortsnamen besteht, ausgenutzt oder die Benennung naher Orte zur Hilfe herangezogen (S. 20; 50. 8; 50. 10; 50. 11; 51. 19; 51. 20; 58. 2; 59. 3; 59. 4; 59. 5; 65. 2; 65. 3; 65. 4; 65. 5[2]); 69. 6; — dunkel bleibt noch 69. 7; — 22. 9; 36. 6; 37. 13; 50. 21; 55. 12; 73—74. 5). Dennoch bleiben noch manche Namen ungedeutet oder zweifach deutbar — was ja ziemlich dasselbe ist — (vgl. z. B. 15—16; 28. 16 = 69. 8; 29. 6; 32. 6; 32. 7; 33. 10; 33. 13; 36. 8; 42. 10; 43. 12; 48. 18; 49. 2; 49. 5; 52. 8; 53—54; 57. 13; 68. 4); die Gleichsetzung der Namen bleibt aber doch recht wahrscheinlich: z. B. Ukšozero 53. 20 = Ukšezero 56. 5; 61. 32: Uksjärvi 53. 20; Pyželochta 35. 21 = Pušlochta, Pušlachta 69. 5; Kjargiozero 60. 16 = Kergozero 32. 5; 71. 16 = Kir-

[1]) Max Vasmer, Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas II. *Die ehemalige Ausbreitung der Westfinnen in den heutigen slavischen Ländern.* S. A. aus den Sitzber. d. Preußischen Akademie d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. 1934. XVIII.

[2]) Der Ortsname Veneg-jarvi = Sudn-ozero zeigt in veneg- sehr hübsch die Spur des alten Auslauts im finn. vene.

gozero 46. 7: Kärkijärvi 32. 5. Manches ist zweifelhafter: Urozero 47. 13: Urosozero 61. 36 (vgl. Kärkijärvi: Kärkisjärvi 32. 5; 71. 16; Kenozero: Kenesjärvi 58. 15); Matčezero 51. 17: Metco 23. 11 (: Metsojärvi ebd.); Pirozero 28. 4: Perjozero 37. 14: Perja 27. 13; Sotozero 33. 9: Sovdozero 59. 8. Ist Utroja (19. 8) mit Kezadro, Šeregodro (22—23. 10) zu verbinden? Es ist selbstverständlich, daß genauere Beobachtung der Lautverhältnisse noch manches im einzelnen sichern wird.

Von Einzelheiten, die mir fraglich blieben, möchte ich noch erwähnen: 58. 17 warum soll Tambič-Ozero nur „zufällig" an Tampinkoski erinnern? und eher zu finn. tammikko gehören? Das -mm- in diesem finnischen Worte ist doch wohl alt (vgl. auch mordw. tumo) und dann mit Tambič- nicht zu vereinen. — Über das Verhältnis von Čuxny zu Čudy (S. 20) würden wir gern genauer belehrt. — Tscherem. jogyn vüd (S. 23. 14) hat mit estn. Jõgine, Jõgize kaum etwas zu tun. Es wird wohl einfach eine „Genetiv"bildung sein, da daneben auch bloßes jò·γə̂ vorkommt (Wichmann, Tscherem. Texte nr. 272; bei Ramstedt i̯oγa·βa̯t; auch ich habe d'ō·g$_0$ wȳ·d$_i$št . . . notiert). (Das Verbum jogem 'fließen' klingt ja an das tschuwaschische juχ- sehr an; s. Räsänen, Die tschuw. Lehnworte . . . 133). — Zu dem Bedeutungsverhältnis: Hügel : Insel (S. 48. 21) vgl. Tscherem. Grammatik 77 Anm. 2. — Im ganzen würde man noch wünschen, über das Vorhandensein und die Verbreitung russischer Gewässernamen in dem genannten Gebiet orientiert zu werden und auch noch die heutigen Grenzen der zusammenhängenden finnischen Siedlung veranschaulicht zu sehen; uns sind ja ethnographische Karten der betreffenden Gebiete schwer zugänglich (der Atlas von Finnland, in dem man solche Dinge am ehesten suchen würde, versagt leider in ethnographischen Fragen).

Mit diesen Kleinigkeiten wird selbstverständlich das Verdienst der Arbeit überhaupt nicht berührt. Wir wünschen nur, daß der Herr Verfasser sie mit derselben Energie und demselben Glück fortsetzt. E. Lewy.

Bücherschau.

1. Allgemeines. Bibliographie, Bibliotheken.

1. Ferenczi, Miklós—Valentiny, Antal: *Az erdélyi magyar irodalom bibliográfiája 1933.* (Bibliographie der ung. Literatur Siebenbürgens f. d. J. 1932). Cluj-Kolozsvár: Minerva 1934. 18 S. 8⁰. (Erdélyi tudom. füzetek-Siebb. wiss. Hefte, 70.)

Zahlenmäßig ist die Produktion wieder gesunken: von 257 auf 211 Titel, von 240 auf 191 Werke. Am größten ist der Verlust in der Rubrik der Gesetzveröffentlichungen (von 11,2% auf 4,7%); die schönliterarischen (36 St.), wissenschaftlichen (64 St.) und religiösen Veröffentlichungen (17 St.) blieben zahlenmäßig ungefähr denen des vorigen Jahres gleich. Auch die in Rumpfungarn von siebenbürg. Schriftstellern erschienenen Bücher (7 St.) sind angeführt. Es muß aber wiederholt darauf hingewiesen werden, daß in der Zusammenstellung die Zeitschriften und Zeitungen nicht fehlen dürften. (y.)

2. *A Fővárosi Könyvtár Évkönyve* (Jahrbuch der Hauptstädtischen Bibliothek) III. 1933. Bp.: Szfv. háziny. 1934. 220 S. 3 Beil. 8⁰.

Dem reichhaltigen Verzeichnis der wichtigsten Zugänge wird ein ausführlicher Bericht über Tätigkeit und Zuwachs (17,405 Bd.) vorausgeschickt. Der Prozentsatz ung. Zugänge ist gesunken (62,4%—59,5%), die Zahl der dt. Erwerbungen, die unter den nichtung. Sprachen den weitaus größten Raum einnehmen, etwas gestiegen (24,3%—26,8%). Sehr instruktive Tabellen geben eine interessante Übersicht des gesamten öffentlichen Dienstes 1933, des Gesamtverkehrs in den J. 1921—33 und über die Berufsstatistik der Bibliotheksbesitzer. Der Bd. wird durch B. O. Kelényis Beitrag „Zur Frage der Neuanfänge der Ofner Buchdruckerkunst nach der Rückeroberung der Stadt (1686)" ergänzt, in dem er von drei angeblich Ofner Drucken feststellt, daß ihre Druckortangabe nur fingiert ist. (y.)

3. Magyary, Zoltán: *The Hungarian Institute of Public Administration.* Bp.: Univers. Press 1934. 16 S. 8⁰ (Hungarian Institute of Public Administration No. 15a).

4. *Catalogue de la Bibliothèque de l'Institut Hongrois des Sciences Administratives.* O. O.: O. Verl. 1934. 189 S. 8⁰.

M. gibt im vorliegenden Heft einen Überblick über Geschichte und Aufbau des Ungar. Instituts für Verwaltungswissenschaft, dessen Errichtung und Zielsetzung mit der Lehrtätigkeit des Verf.s an der Universität Bp. und seinem Wirken als Regierungskommissar für die Rationalisierung der ung. Verwaltung stark zusammenhängt. M. berichtet über die Zusammensetzung des Mitarbeiterstabes, die Verbindung mit Amtsstellen und Organisationen und umreißt die Aufgaben des Instituts: die Verbindung der Verwaltungsrechtswissenschaft mit dem „technischen" Wissen von der Verwaltung sowie der Organisationslehre, — Arbeiten in der Richtung einer einheitlichen Durchbildung der Verwaltungsfunktionen auf verschiedenen Stufen und

Sachgebieten —, schließlich vergleichende Forschung der nation. Verwaltungsordnungen. Das Heft enthält eine Zusammenstellung der vom Institut herausgegebenen Arbeiten (vgl. auch UJb. VIII, Rez. 178—183), sowie der in Vorbereitung befindlichen (darunter: ung. Verwaltungsgeschichte) und einen Bericht über Übungen (u. a. nationalsozialist. Verwaltungsreformen). — Der Katalog der rd. 4000 Bände umfassenden Institutsbibliothek spiegelt den Aufgabenbereich und die Entstehungsgeschichte der wiss. Anstalt: den Kern bildet die Literatur sämtl. Verwaltungszweige, das Schrifttum der „Rationalisierung" (auch der allgemeinen und privatwirtschaftlichen) ist vertreten, sowie auch der Nachbargebiete Politik und Gesellschaftswissenschaften. Die Bibliothek ist in ihren Auslandsbeständen mit den einschlägigen nationalsozialist. und faschist. Hauptwerken erfreulicherweise auf den neuesten Stand gebracht. (Z.)

5. Rizner, L'udovit V.: *Bibliografia písomníctva slovenského na spôsob slovníka od najstaršich čias do konca r. 1900* (Lexikonartige Bibliographie des slowak. Schrifttums von den ältesten Zeiten bis zum Ende des J. 1900). T. V: S—S, T. VI: T—Z a značky. Turč. Sv. Martin: Matica Slovenská 1933, 1934. 271 S., 268 S. 8°.

Die seit 1929 im Erscheinen begriffene Bibliographie des slowak. Schrifttums (s. UJb. X. Rez. 185, XI. 366, XIII, 4), das ursprüngliche Werk Rizners, zuerst unter der Redaktion von Jar. Vlček, ab 1930 von Ján Ormis, ist damit zum Abschluß gebracht. Es handelt sich um eine Bibliographie nicht nur im nation. Sinne — wie Verf. angibt — sondern auch im territorialen, es umfaßt die Gegenstände, die über die Slowakei und die Slowaken, wie solche, die von Slowaken geschrieben wurden, ohne Rücksicht auf die Sprache. Aus diesem Grunde finden wir z. B. auch Angaben über slowak. Siedlungen im heutigen Ungarn, so über Békéscsaba. Einige kleinere Veröffentlichungen mögen wohl den Herausgebern auch entgangen sein. Hier möge nur auf die Angaben der Bibliographia Oeconomica Hungariae, Bp. 1934. Bd. I hingewiesen werden. Die sehr wertvolle Bibliographie ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung auch für die Kenntnis der dt. Volksgruppen in der Slowakei, vor allem, weil sie die Deutschen im umgebenden Ring der Fremdvölker gibt. Unter anderem erhalten wir über die Zips, Preßburg, Schemnitz und die übrigen Bergstädte alle wissenswerten Literaturangaben. (Kl.)

2. Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte. Literatur.

6. Bácsy, Ernő: *Die Urkundensprache in den Rheinlanden bis etwa 1500.* Diss. Debrecen 1934. VIII, 72 S. 8°. Swemmel. Német irodalmi és nyelvtudományi dolgozatok — Arb. z. dt. Lit. u. Sprachwissensch. Hrsg. v. R. Huß. II. Bd. 1.

7. Tóth, Kálmán: *Das Bikácser Deutschtum und seine Mundart.* Diss. Debrecen 1934. 45 S. 8°. Swemmel. II. Bd. 2.

B. behandelt den Vokalismus der älteren rheinischen Urkundensprache, wobei sich bei der bekanntlich vieldeutigen rhein. Schreibweise besondere Schwierigkeiten bei der Feststellung des Lautwertes ergeben. Die Arbeit hat den Zweck, Material bereitzustellen zu einem Vergleich zwischen dem siebenbürg. Deutsch und dem Rheinischen, der naturgemäß nur auf historischer Grundlage vollständig möglich ist. — Bikács in der nordöstlichen Tolnau, im Mittelalter im Besitz der Familie Bikachy, wird nach den Türkenkriegen von der Familie Daróczy, ihrem neuen Besitzer, neubesiedelt. Zur magyarischen Bevölkerung kamen zwischen 1725—1736 im wesentlichen Heidebauern aus dem Wieselburger Komitat, die seit 1736 eine eigene evang.

Kirchengemeinde bilden. Der Verf. gibt eine Lautlehre der Ortsmundart, die gemäß der Herkunft der Ansiedler zu den mittelbairischen ui-Mundarten gehört, aber auch einen mittelfränkischen Einschlag hat, was jedoch im einzelnen hätte näher aufgezeigt werden können. — Den Namen für diese Reihe (Swemmel), die sich unter Leitung des Herrn Prof. Huß mit deutsch-ung. Problemen befaßt, gibt ein hunnischer Sänger aus dem Nibelungenlied. Es ist sehr erfreulich, daß diese Reihe des Debrecener Deutschen Seminars in deutscher Sprache herausgegeben wird und somit der deutschen Forschung unmittelbar zugänglich ist. (H. Gr.)

8. Franck, Otto: *Studien zur serbokroatischen Ortsnamenkunde.* Veröffentl. des Slaw. Instituts an der Univ. Berlin 6. Leipzig 1932. XII, 256 S. 8°.

Im Anschluß an die ergebnisreiche Untersuchung Vasmers (vergl. U J b.-kl. Mitteil. S. 74 ff.), der sich an die Gewässernamen gehalten hat, möchten wir auch kurz auf die sehr sorgfältige Arbeit eines Schülers von ihm hinweisen, nicht etwa nur, weil in ihr auch einige serbokroatische Namen, die aus ung. Elementen stammen sollen (S. 10), besprochen werden. Es werden in der gut durchdachten Einleitung alle Schwierigkeiten der Ortsnamendeutung mit seltener Schärfe und gewissenhaftem Skeptizismus hervorgehoben, was diese Einleitung für jeden Namenforscher sehr lesenswert macht. Zu weit ging aber m. A. n. der Verfasser, wenn er zu meinen schien, daß die Auswahl zwischen verschiedenen Deutungsmöglichkeiten „dem subjektiven Ermessen jedes Lesers" überlassen werden könnte. Für die Wahrheit müssen eben noch Kriterien gefunden werden; was freilich keine Kleinigkeit ist (s. S. 37). Recht hat aber Fr. durchaus, wenn er sagt, daß ein Eigenname „noch nicht als erklärt gelten" darf, „wenn er in irgendwie belegbare Bestandteile zerlegt ist, ohne daß die üblichen Lautgesetze dieser Zerlegung widersprechen". Die bestimmte geographische Lagerung mancher Suffixbildungen wird scharfsichtig festgestellt, wenn sie gewiß auch schwer zu begründen ist (s. z. B. S. 158). Ich möchte doch glauben, daß auch hier noch manches Ergebnis zu gewinnen sein wird, gerade durch eine umsichtig angewandte kartographische Darstellung, wie sie hier geübt wird, ein methodischer Versuch, der verdient weiter entwickelt zu werden. (E. L.)

9. Jensen, Hans: *Finnische Grammatik I. Teil. Laut- und Formenlehre.* Glückstadt-Hamburg: J. J. Augustin 1934. 79 S. 8°.

Verf. empfindet ganz richtig das Bedürfnis nach einem klar systematischen, vollständigen Lehrbuch des Finnischen. Die bisherigen finn. Grammatiken in dt. Sprache, auch die vortreffliche von Rosenqvist, sind auf rein praktische Bedürfnisse abgestellt und erstreben in keiner Weise systematisch-theoretische Vollständigkeit. Eine Grammatik, die sich aber solche Ziele steckt, muß auch eine wirkliche Systematik bieten und darf nicht nur die primitiven Behelfsregeln von Elementargrammatiken in eine übersichtlichere Reihenfolge bringen wollen. Die 'Lautlehre' Vf.s vermittelt absolut kein besseres Verständnis für die Erscheinungen der Formenlehre, als dies die Lautregeln der Elementargrammatik bereits tun. So bleiben gerade die für die gesamte Morphologie des Finnischen grundlegenden Lauterscheinungen unerwähnt (wie die verschiedene Behandlung der schwachen Stufe von t je nach der Silbenstellung, wodurch erst vor allem die verschiedenen inf.- und part.-Formen verständlich werden; vgl. §§ 89. 171). Nicht einmal so einfach zu erklärende Formen wie die von dem Typ huoneissa versteht J. richtig abzuleiten (§ 23) (huoneissa < huonehissa und natürlich nicht < huoneeissa). So wird denn auch der Unterschied zwischen Kurz- und Langdiphthong von J. in grotesker Weise mißverstanden (§ 30). Ferner töissä < tōissä, nicht <työissä (§ 25). Das part. plur. asunnoita ist analogisch zu erklären (§ 31, und dabei erwähnt der Verfasser an gleicher Stelle, § 31, asun-

toina!). In § 28 ist der wichtige Unterschied, ob jeweils Schwund von intervokalischem h oder δ vorliegt, vollkommen unbeachtet gelassen usw. usw. In den Bemerkungen über den Lautbestand ist der s-Laut ungenügend charakterisiert, einen groben Schnitzer stellt die Charakterisierung von uo, yö, ie als steigende Diphthonge dar (§ 8). In der Formenlehre befremdet vor allem, daß 'aus praktischen Gründen' (§ 76) vom nom. ausgegangen wird. Überhaupt hebt sich die Formenlehre nicht wesentlich von einer solchen in den praktischen Lehrbüchern ab. So unterscheidet der Verf. nicht ursprüngliche, 'echte', auf Vermischung zwei verschiedener Stämme und 'unechte', auf sekundärem Lautwechsel beruhende Zweistämmigkeit. Wo der Verf. den Rahmen des Elementaren überschreitet, begeht er die gröbsten Irrtümer. Als Beispiel für viele sei nur auf die Herleitung des Passivs verwiesen; nach Jensen (§ 163): *saa-ta-k-han> *saada'han >saa-da-han >saadaan, in Wirklichkeit *saaδaksen> *saadaksen, daraus nach Analogie des praet. *saadahen> saadahan> saadaan. Es erübrigt sich auf alle Fehler im einzelnen hinzuweisen. Nur eins sei noch erwähnt: Was soll bei der Aufzählung der finn. Dialekte der Hinweis besagen, daß das Karelische auch als besondere Sprache betrachtet werde? Das ist doch eine reichlich unklare Umschreibung des Tatbestandes, daß der Terminus 'karelisch' in zweifachem Sinn, einerseits für den finnischen Dialekt (statt dessen übrigens in der mod. Dialektliteratur wegen der Doppeldeutigkeit andere Bezeichnungen gewählt werden), andererseits für eine besondere Gruppe (bezw. besondere Gruppen) des ostseefinnischen Sprachzweiges gebraucht wird. (A. B.)

---

10. Kristóf, Gheorghe: *Istoria limbii şi literaturii maghiare* (Geschichte der ung. Sprache und Literatur). Übers. von A. Bitay. 1934. Cluj-Klausenburg. 239 S. 8°.

Der Verf. unterzieht sich der schwierigen Aufgabe, auf einem verhältnismäßig gedrängten Raum dem rumän. Publikum einen Überblick über die ganze ungar. Sprach- und Literaturgesch. zu geben. Dadurch ist auch der Charakter des Buches bestimmt. Es ist kein streng wissenschaftl., vielmehr ein belehrendes Buch, mit der Absicht geschrieben, durch eine objektive Darstellung, zwischen zwei Völkern das Verständnis und die Achtung vor den gegenseitigen Kulturgütern zu fördern. Aus dem Streben nach Popularität entstehen selbstverständlich Mängel, so z. B. die allzu oberflächliche Charakterisierung der einzelnen literar. Strömungen, wodurch das Werk den Anschein eines Schulbuches bekommt. All das hindert aber nicht, das Werk als große kulturpolit. Pionierarbeit zu werten. (H. v. R.)

11. Juharos, Ferenc: *A magyarországi jezsuita iskoladrámák története* (Die Geschichte der ungarländ. Schuldramen der Jesuiten). Szeged: Ung. Literarhist. Institut. 1933, 138 S. 8°.

Die Jesuiten — in Ungarn seit dem Ende des 16. Jh.s ansässig — wirkten auch hier nach ihren Ordensregeln. Ihre Schuldramen standen im Dienst des Unterrichts, wurden meist in latein. Sprache verfaßt und weisen keine nationale Eigenart auf. Erst im 18. Jh. erscheinen auch ung. Dramen. Verf. bietet eine gute Materialsammlung. (F.)

12. Timár, Kálmán: *Árpád-házi Boldog Margit legendája. A Breviáriumi legendák* (Die Legende der seligen Margarete aus dem Hause Árpad. Die Breviarium-Legenden). Kalocsa: Árpád Részvénytársaság 1934. 47 S. 8°.

13. Ders.: *A Breviáriumi Margit- Legendák. A Legendák szövege* (Die Breviarium-Margareten-Legenden. Der Text der Legenden). Kalocsa: Árpád-Részvénytársaság 1934. 33 S. 8° Pannonia Nr. 6, 7.

AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Verf. wendet sich in seinen Studien über die Margaretenlegende den Breviariumlegenden zu, deren Geschichte er einzeln behandelt und aufdeckt. Er stellt 3 Fassungen heraus. Die 1. ist in dem Reimoffizium des Dominikanerordens, das dieser bis 1805 benutzte, enthalten. Sie ist im Gömöry-Codex erhalten, ist aber, da lateinisch, mitsamt dem Reimoffizium im Nyelvemléktár nicht abgedruckt worden. Die 2. Fassung enthält das seit 1805 bei den Dominikanern gebräuchliche Breviarium. Die dritte Fassung der lat. Breviariumlegende benützen die ung. Kirchendiözesen seit 1789. Was das Verhältnis der ungar. Margaretenlegende zur lat. Breviariumlegende anbelangt, so gehen beide auf eine ursprüngliche lat. zurück. Sowohl die erste Fassung, die auf die lat. Legende des Johannes von Vercelli zurückgeht, wie auch die 3. Fassung, die auf der kürzeren Legende des Guarini beruht, sind zu verschiedenen Zeiten ins Ungar. übersetzt worden. Verf. geht weiterhin den Spuren der Legende in Europa nach, u. a. führt er eine slovak. Fassung an, die indirekt auf die 1. Fassung der Breviariumlegende zurückgeht. — In einem bes. Heft werden die lat. Fassungen mit ihren verschiedenen ung. Übersetzungen mitgeteilt. Eine jedem Kapitel der Studie angefügte reichliche Bibliographie ergänzt die gründliche Arbeit. (-au-)

14. Clauser, Mihály: *A Zrinyász sorsa* 1651—1859 (Das Schicksal der Zrinyade 1651—1859). Bp.: Élet r. t. 1934. 46 S. 8°.

Das Heldenepos des Dichters und Türkenbekämpfers Graf Nikolaus Zrinyi wurde für das ung. literar. Bewußtsein erst am Ende des 18. Jh.s entdeckt. Bis dahin galt es als verschollen und vergessen. Verf. sucht nun nachzuweisen, daß — wenn das Epos zuerst auch nur in wenigen gedruckten Exemplaren erschienen ist (i. J. 1651) — es in Abschriften doch schon vor seiner Neuentdeckung sehr verbreitet war. Die Angaben des Verf.s aus dem 17. und 18. Jh. stellen eine Bereicherung unserer bisherigen Kenntnisse dar. Über das Schicksal des Epos im 19. Jh. sind seine Ausführungen etwas zu knapp. Das Thema verdiente eine eingehendere Behandlung, die wir vom Verf. mit Recht erwarten können. (F.)

15. Drasenovich, Mária: *Zrinyi Miklós könyvjegyzetei* (Die Buchnotizen Nikolaus Zrinyis). Pécs: Kultura kvny. 1934, 78 S. 8°.

Zrinyis Bibliothek war wohl eine der bedeutendsten, die es in Ungarn im 17. Jh. gab. Sie wird jetzt in Agram aufbewahrt. Verf. untersuchte diese Bibliothek und stellte die Buchnotizen des Dichters zusammen, die die Entstehung seiner Werke vielfach neu beleuchten. Verf. bietet eine gründliche Materialsammlung, die Auswertung überläßt sie der weiteren Forschung. (F.)

16. Pelle, Erzsébet: *Un poète cosmopolite du XVIIIe siècle: Michel Csokonai et la littérature française.* Szeged: Inst. français de l'Univ. 1933. 69 S. 8°.

Verf. hebt in ihrer klaren Darstellung, gestützt auf ein gediegenes Tatsachenmaterial, die Linien hervor, die sich von Cs. zu der zeitgenöss. franz. Lit. ziehen lassen. Von dem intensiven Studium Cs.s mit dem franz. Geistesleben spricht die häufige Bezugnahme auf franz. Autoren, seine zahlreichen, z. T. verloren gegangenen Übersetzungen, die Anlehnung an die wesensverwandten Berquin und Gresset, die Verteidigung Voltaires und seine Identifizierung mit dem ungebundenen Leben Rousseaus. Gegenüber einem gewissen geistigen Eklektizismus wird aber die Eigenständigkeit Cs.s betont, der eine romantisch selbstherrliche Vorstellung vom Wesen des Dichters und von der Rolle der Einbildungskraft in der Dichtung hatte. (Kk.)

17. Veégh, Sándor: *Petőfi a románoknál* (Petőfi bei den Rumänen). Csikszereda: Mercurea-Ciuc 1934. 70 S. 8°.

Die ung. Literaturgeschichte vernachlässigte bis jetzt vielfach die Behandlung der Beziehungen, die das ung. Geistesleben mit dem der benachbarten Völker (Rumänen, Serben, Slowaken) verbinden. Umso begrüßenswerter ist die vorliegende Klausenburger Dissertation, die Petőfis Einfluß bei den Rumänen untersucht. Ihre Ergebnisse sind größtenteils negativ. Die erste Übersetzung erscheint erst im Jahre 1870, andere folgen spärlich nach, die besten Werke des Dichters bleiben unübersetzt. Diese Tatsachen beweisen, wie wenig sich die Völker des Donauraumes kennen. Die Geisteswissenschaft hat die große Aufgabe, durch die Aufdeckung der gegenseitigen Beziehungen völkerverbindend zu wirken. Verf. hat zu dieser Arbeit einen wertvollen Baustein geliefert. (F.)

18. Schöpflin, Aladár: *Ady Endre*. Bp.: Nyugat, o. J. 214 S. 8°.

Nach den wiederholt aufflammenden Kämpfen um Adys dichterische und menschliche Größe sieht Sch., der ruhigste und sachlichste Kritiker des Nyugatkreises, die historische Ferne weit genug, um eine endgültige Zusammenfassung seiner Kenntnisse und Meinungen über Leben und Werk dieses bedeutendsten und umstrittensten Lyrikers der modernen ung. Literatur zu versuchen. Sein Buch, in dem das menschliche Schicksal und die künstlerische Entwicklung Adys in einen überzeugenden Einklang gebracht und in dem zeitlichen Ablauf des Lebens gezeigt werden, kann wirklich als erste zuverlässige Einführung in die verzweigte Ady-Problematik bezeichnet werden. Wenn Sch. in den Einzelheiten auch nichts Neues bringt, in seinen Urteilen sich von dem Standpunkt des Kombattanten auch nicht ganz befreien kann und den Gipfelwerken Adys, vor allem dem vorletzten Gedichtband *An der Spitze der Toten* auch nicht ganz gerecht wird, so hat sein Werk denen der begeisterten Zeitgenossen vom Schlage eines Hatvany und Révész die zurückhaltende Objektivität, der Biographie des Bruders, L. Ady, die Heranziehung und Verwertung des lyrischen Lebenswerkes, dem grundlegenden Essay Makkays die Ausarbeitung der lebendigen Entwicklung voraus. Nach dem überschwänglichen Ton fast der gesamten Ady-Literatur ist Sch.s nüchtern-trockene Vortragsweise ein beruhigendes Zeichen dafür, daß dieser Streit der ungar. Literatur endlich beruhigend abgeschlossen wird. (y.)

19. Schuller, Hermann: *Valentin Wagner als didaktischer Dichter*. S.-A. aus: Siebenbürg. Vierteljahrsschrift 1934. S. 77—96, 270—89.

Die Praecepta vitae christianae, die Vorrede zu Honters Compendium iuris civilis, Kopien und Texte nach Holbeins Totentanz des zu Kronstadt geborenen, neulat. dichtenden Geistlichen (gest. 1557) werden ihrem gedanklichen Inhalt nach untersucht und stilkritisch gewürdigt, Geistesverwandtschaft mit Erasmus und Melanchthon, dem W. 1542 näher trat, wird aufgezeigt. Seinen Dichtungen fehlt persönliches Erleben, er stellt sich dar als ein gebildeter ernster Pfarrer und Lehrer, der christliche und antike (Seneca) Gedanken nüchtern mitteilend, versuchte, seinen Landsleuten kulturelle Leistungen des Mutterlandes zu vermitteln. Euricius Cordus (1486—1535) oder Joh. Owenus (1560—1622) kommt er an Wirkung nicht gleich. (Kptz.)

---

20. Harsányi, Zsolt: *Szólalj, Szólalj, Virrasztó! Zrinyi, a költő, életének regénye* (Laß deinen Ruf erschallen, Wächter! Der Lebensroman des Dichters Zrinyi). I—II. Bp.: Singer und Wolfner 1934. 283, 278 S. 8°.

Nach seinem Petőfi- und Madáchroman ist H. schließlich bei Zrinyi angelangt, einer Strömung folgend, die sich die Bearbeitung dieser Jahrhunderte besonders angelegen sein läßt. Verf. schildert das Leben Zrinyis von der Jugend bis zum Tode, zeigt die Entwicklung des für König und Glauben begeisterten Jünglings zum von allem enttäuschten Mann, der die vollkommene Isolierung seines Vaterlandes verzweifelnd erkennt. Neben der Entwicklung Zrinyis als Politiker tritt der Dichter etwas sehr zurück. Selbst bei der Gestaltung seines Helden vermag Verf. den Leser nicht mitzureißen, dies gelingt ihm nur manchmal im 2. Teil, wenn Zrinyi selbst die Feder in die Hand nimmt. Das auf Grund von Quellenstudien gezeichnete Zeitbild bleibt Mosaik, es entsteht kein Gemälde und keine Atmosphäre trotz der archaisierenden Sprache. (-au-)

21. Kassák, Lajos: *Egy ember élete* (Das Leben eines Menschen) VII—VIII. Bp.: Pantheon, o. J. 228, 231 S. 8°.

Die großangelegte dichterische Selbstbiographie dieses bedeutenden Künstlers des ung. Arbeitertums führte in den bisher erschienenen Bänden durch Kindheit und Flegeljahre, durch Wanderungen und Gärungen zum reifen Menschen, der seinen Lebenskreis, Lebensinhalt und sein Ziel im harten Ethos des Arbeiters gefunden hatte. Vorl. zwei Bände behandeln die Ereignisse der stürmischen Jahre der Károlyi-Revolution und des Kommunismus. Der Schwerpunkt wird in ihnen etwas verschoben. War bisher die Gestaltung des Ichs, des persönlichen Schicksals, des neuen Menschenideals das Wesentliche, so tritt jetzt K., der Künstler der neuen Zeit und Wirklichkeit, in das öffentliche Leben ein, und dadurch wird das Persönliche immer mehr zurückgedrängt. Das große Schauspiel des Zusammenbruches vermag aber K. in seiner Tiefe und Breite doch nicht zu erfassen. Man gewinnt durch seine Darstellung sehr interessante Einblicke in das hinter den Kulissen sich abspielende Leben der revolutionären Mächte, der Strom der Ereignisse reißt aber K. ebenso mit sich wie die meisten durchschnittlichen Teilnehmer. So sind die Bände als Zeitreportage sicherlich interessanter als die früheren, die große einheitliche Linie zerbröckelt aber, wenn auch die durch ihre Einfachheit wirksame Vortragsweise an Kraft nichts einbüßt. (y.)

22. Makkai, Sándor: *Sárga vihar* (Das gelbe Gewitter) I—II. Bp.: Révai 327, 375 S. 8°.

Im Mittelpunkt dieser großangelegten Fortsetzung des „Magierkönigs" (UJb. Bd. XIV. Rez. 78) steht der das ganze Ungarn verwüstende Mongoleneinbruch i. J. 1241—42. Die Stärke M.s zeigt sich in der Erörterung der großen geschichtl. Zusammenhänge und in der geschmackvoll leisen historischen Symbolik: die Verknüpfung des europ. Kräftespieles mit der innenpolit. Lage Ungarns und des siegreichen mongolischen Vorstoßes wird mit klarem Blick erkannt und mit sicherer Hand gezeichnet, die Motive einer histor. nationalen Pädagogik wirkungsvoll angewandt. Weniger gelingt ihm aber die Verlebendigung des Gewesenen und die Suggerierung der Größe der Hauptheiden. Das dichterische Element des Werkes bleibt zu trocken, die intimen Familien- und Liebesbilder, deren Hauptrollen die Mitglieder der königlichen Familie spielen, sind etwas schematisch, die großen Massen- und Kampfszenen, so. z. B. die Ermordung der Kumanenfürsten, die Insel der Flüchtlinge, Bélas Botschafter bei Kaiser Friedrich usw., sind zu dekorativ, tableauartig. Die Absicht M.s, die Keménysche Tradition des histor. Romans dem großen Publikum zugänglicher zu machen, scheint in erster Linie an Mangel echter Darstellungskraft gescheitert zu sein; weder die schon zu korrekte Sprache, noch die unzulängliche Psychologie und Milieuzeichnung können im Roman dem essayartigen Element die Wage halten. (y.)

23. Móra, Ferenc: *Daru utcától a Móra Ferenc utcáig* (Von der Daru-Gasse zur Franz Móra Straße) I—II. Bp.: Révai 1934. 280, 289 S. 8°.

In zwei Bänden wurde das autobiographische Material aus M.s feuilletonistischer Produktion der letzten Jahre zusammengestellt, mit einigen sehr persönlichen Reden, dann mit Gedichten und bereits früher erschienenen Stücken ergänzt. Auf diese Weise entstand eine Art lyrische Selbstbiographie, die alle Motive dieser von dem ärmlichen Haus des Handwerksvaters zum Bureau des Museumdirektors, von dem namenlosen Journalisten zum gefeierten Schriftsteller führende Laufbahn zusammenfaßt. Die Erinnerungen aus der Kindheit und Jugend, die Erlebnisse des reifen und des alternden Mannes erscheinen im Glanz derselben warmen, leise humorvollen Innerlichkeit und werden im Ton derselben einnehmenden Plauderei vorgetragen, die das Gesamtwerk dieses feinen Lyrikers der ung. Prosa kennzeichnen. Vor allem das abschließende große Kapitel, der Schwanengesang M.s, das seine letzte, tödliche Krankheit und sein Zusammentreffen mit den letzten Dingen darstellt, ist von einer packenden, unvergeßlichen Größe. (y.)

24. Török, Sophie: *Boldog asszonyok* (Glückliche Frauen, Nov.). Debrecen: Nagy Kiad. o. J. 72 S. 8°.

Die drei Novellen bedeuten drei Etappen der Entwicklung dieser sich überraschend schnell wandelnden Dichterin. Die längste, eine etwas fragliche Dorfidylle, ist noch überreich an Milieumotiven, an Stilkünsten, die das Liebesspiel einer Budapester „Sekretärin" und eines Bauernburschen umranken und das Ganze zu stark in die Richtung naturalist. Zustandschilderungen verschieben. Das zweite meisterhafte Stück zeigt das beste Niveau moderner ung. Novelle. Es schildert das kurze, unerwartete Glück und den Tod eines verführten jungen Mädchens und wird durch eine sehr glückliche Mischung gegenständlicher Darstellung und lyrischen Impetus gekennzeichnet. Das dritte, ein äußerst subjektives Frauenportrait, sucht ganz neue Wege der Darstellung zu finden, scheint aber mit einem verblüffenden stilistischen Können ein schon krankhaft-überspanntes Spiel der Phantasie verdecken zu wollen. (y.)

25. Sík, Sándor: *Fekete Kenyér* (Schwarzes Brot). Bp.: Dóm Kiad. o. J. 204 S. 8°.

In diesem Zyklus läßt der Dichter in meisterhafter, klarer Komposition die einzelnen Stationen seines Lebens an uns vorüberziehen, so den Schüler, den Studenten, den ringenden jungen Mann, der langsam von weltenferner Selbstbetrachtung her den Weg zur bejahenden Tat findet, der nicht beiseite stehen will, sondern dessen Dichterwort den Menschen täglicher Bedarf, einfaches, schwarzes Brot sein will. So gelingt ihm sein Bestes dort, wo er einfach und unvermittelt zu uns spricht und nicht in predigerhaften Wortreichtum verfällt. Dem Ganzen schadet vielleicht ein zu großes Streben nach Vollständigkeit, so die vielen Rückblicke und die unter anderen Umständen vielleicht ganz aufschlußreichen Widmungen an Dichter und Lehrer. Die Holzschnitte wollen visionär wirken, was dem Charakter des Werkes nicht entspricht.

(-au-)

26. Szép, Ernő: *Dali dali dal.* Bp.: Pantheon Kiad., 254 S. 8°.

Ein jüdischer Familienvater mit den Gesten eines Ghettopatriarchen, der für seine kinderreiche Familie sorgen muß und dem die Geige sein Allerheiligstes ist, geht wie ein milder, demütiger Nazarener durch die harten, doch melancholisch verklärten Wirklichkeiten und schöpft aus ihnen seine Lebensweisheit, daß „der Arme keine andere Macht habe als Gott selbst, nämlich zu schaffen". Doch fehlt dem aus einem Biedermeierlebensgefühl gedichteten Roman jede empörerische Note,

sein versöhnlicher Ausklang führt in die Entsagung. Die Liebe zu den kleinen, unbedeutenden Dingen, eine umständliche Erzählerweise und ein zager Humor, der nur selten jüdische Schärfe annimmt, gibt der Erzählung ein versponnenes Gepräge. Bei aller Empfindsamkeit, der den Untergrund dieses Armeleuteromans abgibt und zur Rührseligkeit führen könnte, hat doch Sz. das sichere Bewußtsein für die Grenzen unserer Empfindungen. (Kk.)

27. Tersánszky, J. Jenő: *Szerenád* (Serenade). Bp.: Révai Kiad., o. J. 224 S. 8°.

T.s skurriles Temperament, das die Gestalten seiner Schöpfung zumeist wie in einem Hohlspiegel verzerrt, zersetzt durch eine nüchtern lässige Darstellung das dieser romant. Liebesgeschichte innewohnende Pathos. Menschlich ergreifend ist der Abschluß der Geschichte, wo T. schlicht und unmittelbar die Empfindungen zweier Menschen wiedergibt. Wie immer aber belebt er seinen Roman, der etwas enthaltsam in der Empfindung ist, durch eine Reihe von seltsamen, humorvollen Menschenabarten. (H. v. R.)

3. Geschichte.

28. Krofta, Kamil: *Das Deutschtum in der tschechoslowakischen Geschichte.* Prag: Orbis 1934. 146 S. 8°. (Polit. Bücherei, Bd. IX.)

Zwei Vorträge des Verf.s in der Urania, dem deutschen Haus Prags, aus dem Frühling 1934 sind in dieser Veröffentlichung zusammengefaßt. Entgegen früheren Darstellungen, die den Weißen Berg nur als tschechisch-nationale Niederlage sehen, beurteilt Kr. den Sieg der Habsburger als den Sieg der lateinisch-romanischen Kultur über Deutsche und Tschechen. Indem er die Kategorien des 19. Jh.s vermeidet, steht er in einer Front mit der übrigen ernsthaften tschechischen Geschichtswissenschaft. In der Bewertung des deutschen Einflusses auf Böhmen und das Tschechentum geht er nicht so weit wie Josef Pekař, der vor allen Dingen nach dem Dreißigjährigen Krieg von einer „Germanisierung der geistigen Orientierung" des Tschechentums spricht. In der Frage der Luxemburger, der böhmischen Gotik und der Prager Universität sucht Verf. nach Formulierungen, die es ermöglichen, die Stärke des deutschen Einflusses abzuschwächen. Leider führt die Darstellung nur bis zum Jahre 1848, ja eigentlich nur bis zum Ende des 18. Jh.s. Wenn bis zur Wiedergeburt des Tschechentums ein starkes Bemühen zur Objektivität sichtbar ist, so verfällt aber doch das 19. Jh. und vor allem das Jahr 1848 einer gewissen Einseitigkeit. So kommt weder zum Ausdruck, daß die Ausbildung des tschechischen Nationalgefühls dem großdeutschen parallel läuft, noch welchen Anteil das Deutschtum an der tschechischen Renaissance hatte. (Kl.)

29. Racz, Erich: *Die siebenbürgisch-sächsischen Straßennamen als Quellen der Kulturgeschichte.* Ein Beitrag zum siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch. Sibiu-Hermannstadt: Honterusdruckerei 1934. 85 S. 8° (phil. Diss. Cluj-Klausenburg).

Mit vorwiegend alten Straßennamen, sprachlich erklärt und urkundlich z. T. belegt, wird hier ein Einblick in das Leben siebenbürg.-sächs. Städte und Dörfer zu geben versucht. Was Burg-, Tor-, Wald-, Berg-, Talbezeichnungen usw. über Siedlungsart und -anlage aussagen, bezeugen Volksnamen in Straßen oder Stadtvierteln von dem hier einst ansässigen Siedlungselement. Auch die Gewerbe, der Handel und die Landwirtschaft haben die Namensgebung beeinflußt. Straßenbezeichnungen aus dem Gebiete des Rechts, der Kunst und der Wissenschaft erinnern an alte der-

artige Institutionen, Stätten der Kultur und des geistigen Schaffens. Selbst die soziale Stufung der Bevölkerung und die einstigen großen Notzeiten spiegeln sich in den Tafeln alter Straßen. Schließlich haben auch das religiöse Leben und die Kultstätten viel zur Namensgebung beigetragen. Die fast durchweg angeführte etymolog. Wortentwicklung oder Herkunft und mundartliche Erklärung stellen manche bis dahin gefundene Laienerklärung richtig und eröffnen dem Sprach- und Volkskundler viele neue Hinweise und Quellenunterlagen. Es erschwert das aber auch dem Leser, einen zusammenhängenden Eindruck zu gewinnen, umso mehr als der Verf. — wie leider so oft bei derartigen Untersuchungen — darauf verzichtet, seine Ergebnisse zusammenzufassen und in den gesamten sprach- und volkskundlichen Zusammenhang einzubauen oder wenigstens genügende Verbindungslinien herzustellen. (o. sp.)

30. Svitíl-Karník, Josef: *Duch Slovenska* (Geist der Slowakei). Prag: Čat 1929. 268 S. 8°.

Verf. will mit dieser Sammlung seiner für Zeitschriften und Zeitungen in den letzten 20 Jahren geschriebenen Aufsätze über Persönlichkeiten und Probleme der Slowakei unter den Tschechen für ein besseres Verständnis der slowak. Dinge wirken. Die literar. und polit. Selbstbesinnung, das geistige Leben der Slowakei von den Romantikern Štúr, Hurban bis Hviezdoslav, Kukučin, Nádaši-Jége wird in populär gehaltenen Abhandlungen dargestellt. Des eigenständigen Werdegangs und der selbständigen geistigen Prägung der Slowakei ist sich Verf. durchaus bewußt, in der Ergänzung und Wechselseitigkeit des besinnlichen, religiösen, mehr slawischen slowak. Konservativismus und des rationalistischen, aktiven, europäischen tschechischen Radikalismus sieht er den Weg zur nationalen Stärke und einer gesunden, ruhigen, fruchtbaren Entwicklung der Tschechoslowakei. (L. S.)

31. Gabriel, František: *Vývoj kolonisace drugetovského panství užhorodského* (Die Entwicklung der Kolonisation auf der Ungvarer Herrschaft Druget). (S.-A. aus „Naukovyj Zbornik" Ungvar, Bd. IX.) Užhorod-Ungvar: Buchdr. Jul. Földes 1932. 23 S. 8°.

32. Ders.: *Poddanské poměry na užhorodském panství ke konci XVII. století* (Fronbäuerliche Verhältnisse auf der Herrschaft Ungvar am Ende des 17. Jh.s). (S.-A. aus „Naukovyj Zbornik" Ungvar, Jahrg. XI. Užhorod-Ungvar.: Ungv. Buchdr. Vasilián, 32 S. 8°.

Auf Grund der Literatur, der gedruckten Quellen und unveröffentlichter Akten aus dem Ungvarer Komitatsarchiv wird hier versucht die Etappen der Besiedelung vom Tiefland um Ungvar aus bis hinauf zur Karpathen-Landesgrenze auf dem Gebiet des alten Latifundiums der Druget, die aus Italien im Gefolge Karl Roberts nach Ungarn kamen, darzustellen. Über die Kolonisationsgeschichte dieser Herrschaft im 14. Jh. kann nur soviel gesagt werden, daß in seinem Verlaufe die Gegend am Fuß der Karpathen besiedelt wird, im 15. Jh. setzt die Gebirgsbesiedlung ein, zum Teil mit Wächterorten im strittigen Grenzwaldstreifen. Statt 22—23 Gemeinden in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s haben wir 1582 66 Gemeinden, von denen 26 30 Jahre früher noch nicht erwähnt waren; sie liegen meist abseits vom Wege auf der Verchovina, deren Besiedlung sich Mitte des 16. Jh.s dem heutigen Stande nähert. (Im Ggs. zu Bidermann: *Die ung. Ruthenen*, der viele Verchovina-Dörfer erst für das 19. Jh. ansetzt.) Diese 26 Gemeinden sind keine Gründungen, sondern über die Niederlassungen ruthenischer Wanderhirten, die durch die Raumverengung zu Dauersiedlungen wurden, dehnt die Herrschaft ihre Macht aus. — Aus dem Jahr 1691, in dem

die Familie Druget ausstirbt, ist ein ausführliches Urbar der Herrschaft (48 Gemeinden und 1 Marktflecken) vorhanden, dessen bei Hodinka nicht veröffentlichte Angaben Verf. hier auswertet. Da es sich zum größten Teil um Dorfgründungen nach dt. Recht handelt, finden wir in 32 Gemeinden Schultheiße, die durch die Realteilung meist zu Zwergbauern wurden, Privilegien und Freiheiten fast ausnahmslos verloren, ja in der Gemeindeführung vielfach durch herrschaftliche Richter ersetzt wurden. Wirkungen des walachischen Rechtes galizischer Ruthenengemeinden sind in einigen Abgaben der Bergdörfer zu bemerken. In der Ebene herrschen halbe, im Gebirge Viertelbauern vor; wegen des unfruchtbaren Bodens wird fast nirgends Getreidezehnt gefordert, jedoch ist die ganze Session zu wöchentl. 3 tägigem Robot mit ein Paar Ochsen verpflichtet (!!). Infolge der Kurutzenkriege stehen 587 besetzten 608 verlassene bäuerliche Stellen gegenüber. Da im Gebirgsgebiet die Viehhaltung den ausschlaggebenden Teil der bäuerlichen Wirtschaft darstellt, hätte man doch wohl auch darin einen Grund für den Wegfall des Getreidezehnts zu suchen? (Kl.)

---

33. Locher, Th. J. G.: *Die nationale Differenzierung und Integrierung der Slovaken und Tschechen in ihrem geschichtlichen Verlauf bis* 1848. Haarlem: Tjeenk Willink & Zoon N/V 1931. 208 S. 8°.

Im Sinne der Studien Huizingas zur Entwicklung des niederländischen Nationalgefühls behandelt Verf. mit absoluter Sachlichkeit und vorzüglicher Beherrschung vor allem der tschech. und slowak. Literatur die Frage nach der Einheit der „tschechoslowakischen Nation". Der Zusammenhang zwischen Tschechen und Slowaken wird vom Verlauf der polit. Beziehungen, von den kulturellen Zusammenhängen, der Stammverwandtschaft und von der nation. Ideologie der Slowaken aus betrachtet. Die polit. Geschichte spielt sich seit dem Beginn des 11. Jh.s eindeutig im Rahmen Ungarns ab; der Griff nach der Slowakei von Böhmen aus bedeutet im Mittelalter fast immer nur die Gewinnung einer Brücke nach Polen hin; auch der Widerstand Csâks von Trentschin gegen die Anjous ist nur als feudale Opposition zu werten. Hingegen besteht vom 15. bis 19. Jh. zwischen Slowaken und Tschechen ein enger Kulturzusammenhang durch die gemeinsame tschech. Kultursprache und Literatur, die dem heutigen Slowakisch, das die alten Formen beibehielt, viel näher stand als das heutige Tschechisch. Gerade zu den Zeiten, als Prag Mittelpunkt des Deutschen Reiches ist, wirkt es sprachlich stark nach Osten: das gilt für die Zeit der Reformation wie auch bis zu einem gewissen Grade für die Zeit der Gegenreformation. Jedoch ist damit nicht gesagt, daß somit der tschech. Charakter dieser Wirkungen eindeutig bestimmt wäre, ist doch der Protestantismus in der Slowakei vorwiegend dt. Herkunft, und hatte die Gegenreformation doch nur universell kathol. Ziele. Sicher ist aber, daß das Tschechische als geweihte evang. Kirchensprache eine starke Stellung in der Slowakei einnahm. Die ersten Formulierungen eines slowak. Nationalgefühls stammen aus dem 17. und 18. Jh. (Horčička, Daniel Krman), die keineswegs die Slowaken als ethnisch-sprachliche Individualität fassen, sondern die vielmehr von der Behauptung aus, daß die Slowaken als Urslawen anzusehen seien, allgemein-slawisch lauten. Die Differenzierung der kathol. Slowaken durch Bernoláks Sprachschöpfung wird wegen der Nähe des westslowak. Dialekts zum Tschechischen und der bisher in der kathol. Literatur schon eingedrungenen Slowakismen nicht als entscheidend angesehen. In den 20er und 30er, vor allem aber in den 40er Jahren nimmt durch das Erscheinen von Kollárs und Šafaříks Werken und durch die Tätigkeit von L'udevit Štúr das slowak. Nationalbewußtsein eine neue und wirksame Form an. Der

Einfluß der Hegelschen Philosophie und der dt. Einheitsbewegung ist dabei unverkennbar. Während Kollár und Šafařík je nach polit. Situation die Bindung zwischen Tschechen und Slowaken — bei grundsätzlicher Feststellung tatsächlicher verschiedener Wesensart — mehr oder weniger stark betonen, vollzieht Štúr eine eindeutige Wendung durch die Erhebung des Mittelslowakischen zur Schriftsprache. Dazu ist er 1843 schon entschlossen; 1845 erscheinen dann auch die „Slovenské Narodnie Noviny". Damit ist mit der Tradition der tschech. Schriftsprache gebrochen. Durch die Einführung des Slowakischen wollte Štúr Katholiken und Evangelische vereinen, damit neben breiten Volkskreisen auch den Adel gewinnen und durch die Ausrichtung auf den ung. Raum die Magyaren beschwichtigen, die durch den Übergang von der ung. zur magyarischen Nationalidee durch Magyarisierungsbestrebungen geistig auch zum Angriff gegen das slowak. Wesen des Adels vorgehen. Die Wahl dieser Sprache bedeutete eine polit. Entscheidung: man wollte die Loyalität gegenüber Ungarn kundgeben, zugleich aber eine Waffe zur Verteidigung gegen die Magyarisierung schaffen. Bei alldem ist auch zu berücksichtigen, daß Prag zu dieser Zeit als geistig-nation. Zentrum kaum Mähren mit gestalten konnte, geschweige denn die Slowakei. Es werden dann noch Ausblicke bis in die 80er Jahre gegeben, und für die heutige Lage wird gefolgert, daß eine tschechoslowak. Einheit nur als staatliche möglich ist und im übrigen infolge der entwickelten kulturellen Eigenständigkeit der Slowaken keineswegs nur den Akzent auf dem ersten Bestandteil tragen sollte. — Entsprechend der wissenschaftlichen Herkunft des Verf.s gelangen soziologische Begriffe zu Geltung, so kommt auch die Führung der nation. Bewegung durch Pfarrer und Lehrer oder deren Nachkommen wie bis zu einem gewissen Grade auch die Stellung des Adels zu einer sinnvollen Wertung, im übrigen wäre aus dem reichen Material wohl noch mancherlei Begriffliches herauszuholen. (Kl.)

34. Hiller, Gerhard: *Die Entwicklung des österreichisch-serbischen Gegensatzes* 1908—1914. Halle: Akadem. Verl. 1934. 93 S. 8°.

Absicht des Verf.s ist es eigentlich nicht, eine Darstellung der Entwicklung des Gegensatzes der beiden Staaten von der Annexionskrise bis zum Mord von Serajewo in der Behandlung der äußeren Beziehungen zu geben, als vielmehr aufzuzeigen, „welche Lösungen in Wien für die südslaw. Frage geplant werden". In der serb. Politik sieht der Verf. seit Ilija Garašanins Denkschrift von 1844 eine konsequente Offensive gegen die Doppelmonarchie, nur 1881 bis 1895 von einer austrophilen Tendenz unterbrochen. Die der Annexionskrise vorausgehende Zeit, die Verf. einleitend darstellt und auf die er sich oft in seinen Ausführungen beziehen muß, ist nicht immer richtig gesehen. (Vergl. W. Markovs ausgezeichnete Studie: „Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897—1908, Stuttg. 1934.) — Der Wirkung der zollpolit. Maßnahmen Österr.-Ungarns auf Serbien darf man keinesfalls ihre Bedeutung für die Entwicklung des Gegensatzes nehmen. Baerenreithers Ansichten und Pläne über das südsl. Problem sollte man nicht abschwächen. Über Berchtolds Politik, die österr. Haltung gegenüber Serbien während der Balkankriege, die Frage eines serb. Adriakorridors und des Planes eines österr. Präventivkrieges gegen Serbien, wie er besonders von dem amerik. Kriegsschuldforscher B. E. Schmitt angenommen wird, wird eingehend und mit gründlicher Kenntnis berichtet. Bei der kurzen Analyse der geistigen Grundlagen des serb. Nationalismus werden die byzant. und russisch-radikalistischen Einflüsse überbewertet. (L. S.)

35. Gabányi, János: *A világháború története. Az összeomlás kezdetétől a béke-*

kötetésig (Gesch. des Weltkrieges. Vom Beginn des Zusammenbruches bis zum Friedensschluß) I—II. Bp.: Selbstverl. o. J. 318, 320 S. 8°.

Im I. Bd. werden die letzten entscheidenden Schlachten im Westen, die Anbahnungen zu den Friedensverhandlungen, Rückzug der Armeen, die außen- und innenpolit. Probleme, die Lage in Österreich und Ungarn, das Verhältnis der beiden Staaten zueinander, sowie die ung. Innenpolitik übersichtlich behandelt. Der II. Bd. bringt die Abschnitte Ungarn und Österreich bis zum Zusammenbruch, die Lage in Rußland, Spanien und Rumänien, Waffenstillstand, die Verluste, die Diktatur des Proletariats, die Friedensverhandlungen von Paris bis Trianon. Der letzte Abschnitt behandelt die neue Zeit und gibt einen Überblick über neue Staatsgrenzen, Größe, Einwohnerzahl. Verf. weist nach Schilderung der Leistungen der Wehrmacht im Weltkrieg auf die Politik der einzelnen Nationen hin und bemängelt die ungelösten Aufgaben, die nach den ungeheuren Verlusten des Weltkrieges eine geographische, wirtschaftl. und soziale Bereinigung in Europa notwendig machen würde. Den beiden Bänden ist zur Veranschaulichung ein reichhaltiges Bildermaterial beigegeben. (R. W.)

36. Doromby, József Vitéz: *A volt cs. és kir. 83-as és 106-os gyalogezredek története és emlékkönyve* (Gedenkbuch der Geschichte des ehemaligen k. u. k. Infanterieregiments Nr. 83 und 106). Bp.: Selbstverl. 1934. 400 S. Gr. 4°.

Das Werk bringt im 1. T. auf Grund des gesammelten Materials im Kriegsarchiv, mit einer kurzen Vorgeschichte des Infanterieregiments 83 „Baron Schikofsky" einen Bericht über die Kämpfe in Galizien, in den Karpathen, über die Brussilow-Offensive und die Gefechte an dem italien. Frontabschnitt. Dieser Teil enthält viel Kartenmaterial, verschiedene Darstellungen der einzelnen Gefechte, ein Namensregister, sowie kurze Lebensabrisse, Auszeichnungen und Porträts der Offiziere und Mannschaften. Im 2. T. bringt der Autor eine auszugsweise Übersetzung der Geschichte des Schwesterregiments „Baron Anton Lehar Regiment Nr. 106", dessen Entstehungsgeschichte und Aufstellung vom Februar 1918 bis zum Zusammenbruch, besonders die entscheidenden Kämpfe an der Piave, anschließend ebenfalls ein Namensregister. Der Nationalität nach sind die eine Hälfte Magyaren, die andere Deutsche, und zwar aus den Komitaten Eisenburg, Ödenburg, Wieselburg. Im allgemeinen wird auf einen geschichtl. Tatsachenbericht Wert gelegt, so daß verschiedene interessante und stimmungsvolle Einzelberichte wegbleiben mußten. Der Bericht über die Kämpfe der Regimenter liefert einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges. (R. W.)

37. Lübbing, Heinrich: *Englands Stellung zur bosnischen Krise.* Emsdetten i. W.: H. u. J. Lechte 1933. 99 S. 8°.

Die auf den engl., dt. und österr.-ung. Aktenpublikationen fußende Arbeit behandelt die Stellungnahme Englands in der bosn. Krise 1908—09 im Rahmen der großen europ. Politik. So bringt sie nicht nur den Verlauf der Krise und Englands Haltung in den verschiedenen Phasen und zu den einzelnen Teilfragen, zum österr.-türk., bulgar.-türk., österr.-serb. Konflikt und den engl. Balkanbundplan, sondern auch die Vorgeschichte der Annexion, die Buchlauer Besprechungen, serb. Bestrebungen und die Stellung der Mächte der Annexion gegenüber zur Darstellung. Der 2. Teil der Arbeit untersucht die bereits schon in der Krise angebahnte „Gruppierung der Mächte" — Generalprobe für den Weltkrieg —, die engl.-russ. Beziehungen und das Verhältnis Englands zu Deutschland und Österreich-Ungarn. Die Darstellung und Beurteilung der balkanischen Dinge läßt ein nicht immer genügendes Eindringen in den Stoff erkennen. (L. S.)

38. Molisch, Paul: *Briefe zur deutschen Politik in Österreich von 1848 bis 1918.* Wien-Lpz.: Braumüller 1934. VIII, 396 S. 8°.

Dieser Veröffentlichung von nichtamtlichen Schriftstücken soll eine Darstellung des gleichen Zeitabschnittes folgen. Aus diesem Grunde wird wohl auch 1848 als Ausgangspunkt im Titel gewählt sein, denn eigentlich stammen doch die ersten hier veröffentlichten Quellenstücke aus dem Jahre 1861. Während sich für die Deutschnationale Bewegung, Christlich-Soziale und Sozialdemokraten keine ergiebige Quelle auffinden ließ, konnte aus Adelsarchiven und aus dem Nachlaß Plener für Konservative und Liberale fast alles Wichtige zusammengestellt werden. Vor allem in der böhm. Frage werden sowohl unter deutschnat. innerböhm., wie unter gesamtösterr. Gesichtspunkten neue Blickrichtungen eröffnet, anderseits gewinnt man von demselben Sektor aus zugleich wichtige Einblicke in das Zusammenspiel der verschiedenen föderalist. Gruppen, mögen sie nun nation. uneinheitlich sein oder nicht. Die Brechung der heftigen nation. Bewegungen durch eine hochadlige klerikale Oberschicht, die sowohl dadurch, wie durch die zentralistischen Bestrebungen der Dynastie ihre polit. Stellung gefährdet sieht, wie die Haltung des im wesentlichen zuerst einmal gesamtösterr.-liberal (und zwar antipreußisch) und dann erst deutschnat. eingestellten dt. Liberalismus (besonders I. von Plener) werden aus diesen Quellen besonders deutlich. — Über die Hinneigung der Sudetendeutschen zum Bismarckschen Reich, die sich in gewissen slawophilen bestimmten Situationen der Wiener Politik entschieden zu äußern droht, erfahren wir viel Aufschlußreiches. Besonders interessant ist auch ein Brief Hans Kudlichs aus dem Jahre 1888, in dem K. ausspricht, daß gerade infolge des guten außenpolit. Verhältnisses zwischen dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie das österr. Deutschtum von Bismarck keine Stützung erwarten durfte. — Aus dem Jahre 1867 sind Äußerungen zur Frage des Dualismus von Herbst, Carneri, Rechbauer, dem Tiroler Konservativen Dr. Friedrich Graf aus späteren Jahren von Graf Leo Thun, Fürst Mensdorff-Dietrichstein und anderen überliefert, die den ablehnenden Standpunkt der Konservativen und neben manchen Hoffnungen auf eine Festigung der cisleithan. Reichshälfte auch den Zweifel in deren günstige Stellung in den Ausgleichsverhandlungen zum Ausdruck bringen (Herbst). Zur Klärung der ungeheuer schwierig zu entwirrenden Kräfte und Strömungen der inneren Politik des alten Österreichs, die auch begrifflich nur sehr schwer zu fassen sind, ist in M.s Buch wertvolles Material enthalten. (Kl.)

39. Wulff, Olaf Richard: *Die österreichisch-ungarische Donauflotille im Weltkriege 1914—1918.* Wien-Lpz.: Braumüller 1934. 362 S. 8°.

In diesem Werk bringt Verf., der während des Weltkrieges an den Aktionen auf der Donau, im Schwarzen Meer und auf den ukrainischen Flüssen entscheidenden Anteil genommen hatte, ein übersichtliches und packendes Bild der Ereignisse auf dem Donaukriegsschauplatz. Die k. u. k. Donauflottille, die in stetiger Verbindung mit dem Landheer kämpfte, erfüllte ihre Aufgaben bei Flußübergängen, im Sicherungsdienste und im Transportwesen, sie verfügte über ein ausgezeichnetes kriegserprobtes Offizierkorps, über eine von soldatischem Geist und Disziplin erfüllte Mannschaft. Drei gewaltige Stromübergänge der eigenen Truppen wurden gedeckt, auf dem rechten Saveufer wurde in kritischer Zeit den Serben Halt geboten, ein gefährlicher Stoß im Rücken und in der Flanke der Armee durch Mackensen abgewehrt, die große Wasserstraße der Donau zweimal freigemacht und im Schwarzen Meere und auf den ukrainischen Flüssen wertvolle militärische Hilfe geleistet. Im 8. Abschnitt dieses Werkes kommt neben Verf. auch der bekannte Organisator des Donauverkehrs im Weltkrieg Fregattenkapitän d. R. Gabor von Döbrentei zu Wort. Ein

Verzeichnis über Kommando und Einteilung der Donauflotille, Karten und Bilder bereichern diese wichtige Neuerscheinung. (R. W.)

40. Weber, Fritz: *Isonzo 1916.* Klagenfurt-Wien: A. Kollitsch-Verlag o. J. 124 S. 1 Ktbl. 8°.

Der 2. Band der Isonzotrilogie des Verf.s entspricht in Aufmachung und Durcharbeitung des Stoffes durchaus dem ersten (UJb XIV, Rez. 289). W. gibt eine populärwissenschaftliche, von Achtung und Stolz auf die Isonzoregimenter unter Boroević getragene Darstellung des Kampfes von 1916: gegen den mehrfach überlegenen Feind, die Unbilden der Gebirgslandschaft und den unerbittlichen Karst, der den Soldaten dieser Front gewissermaßen zum Sinnbild ihres Ringens wurde und den einheitlichen Typus des Karstkämpfers hervorbrachte, in dem deutsche Tatkraft und slawische Zähigkeit, orientalischer Fatalismus und magyarisches Temperament ihre Vereinigung fanden. Die militärischen Vorgänge von der V. Isonzoschlacht bis zu den drei Herbstschlachten und dem Tode Franz Josefs werden wirksam verdeutlicht durch wertvolles Photobild- und Kartenmaterial. (Kptz.)

41. Bandholtz, Harry Hill: *An undiplomatic diary. By the American member of the Inter-Allied Military Mission to Hungary.* Hrsg. von F.-K. Krüger 1919—1920. New York: Columbia Univer. Press 1933. 394 S. 8°.

General B. gehörte als amerikan. Vertreter der Militärkommission an, die der Oberste Rat der Alliierten in Paris im August 1919 zur Zeit der rumän. Besetzung nach Bp. schickte. Bis zum Februar 1920 blieb B. in Ungarn. Von den Ereignissen in dieser Zeit berichtet das jetzt nach seinem Tode von Prof. F. C. Krüger aus seinem Nachlaß herausgeg. Tagebuch, das trotz vieler durchaus persönlich gehaltener und nicht ohne Vorurteil geschriebener Aufzeichnungen in der Darstellung über die damalige Lage in Ungarn, das Verhalten der rumän. Besatzungsarmee, die Parteinahme des engl., franz. und italien. Delegierten in der Kommission und das diplomatische Spiel für den Historiker von Wert ist. Der amerikan. General, der nach Ungarn kam, um die Anklagen, die man gegen die rumän. Besatzungsarmee erhob, eigentlich zu entkräften, wird zum Fürsprecher der Ungarn. Die Schlichtheit und Anständigkeit seines puritanischen Charakters kann für die Handlungsweise des rumän. Militärs gewisse ungezügelte Eigentumsvergehen und die Haltung der rumän. Diplomatie kein Verständnis finden. Prof. Krüger schickt den Aufzeichnungen eine Einleitung voraus, die ein ausführliches Bild der außen- und innenpolitischen Lage Ungarns entwirft. Zeittafel, Dokumente und ein Index sind der Arbeit beigefügt. (L. S.)

---

42. Révay, József: *Gömbös Gyula életé és politikája* (Leben und Politik von Julius G.). Vorwort v. Fr. Herczeg. Bp.: Franklin 1934. 399 S. 1 Abb. 8°.

In der vorlieg. Lebensbeschreibung wird die Gestalt und Wirksamkeit des ung. Ministerpräsidenten mehr durch die Mittel verehrender Sympathie und mitschwingender Begeisterung dem Leser nahegebracht als die geschichtliche Bedeutung und starke Prägung seiner Persönlichkeit herausgestellt. Die lyrische Betrachtungsweise R.s, die stellenweise auf Kosten einer klaren Zeichnung geht, äußert sich besonders in der breiten Schilderung der Kinderjahre, in der auch die Abstammung aus ungar. Adelsgeschlecht von väterl. Seite und von deutschstämmiger Familie mütterlicherseits erwähnt wird. Einsatzbereitschaft, reger Geist, Organisationstalent, Wille zur Tat und Rednergabe lassen G. als Führernatur erkennen schon in der Kadettenschule, als Leutnant in Kroatien und auf verschiedenen Offizierskursen,

wo er stets für die nationalen Belange Ungarns in der gemeinsamen österr.-ungar. Armee eintritt. Die außerordentliche Aktivität innerhalb der gegenrevolut. Bewegung, in der Vorbereitung der nation. Revolution und im Aufbau der nation. Armee tritt aus den durch Schriften G.s belegten Ausführungen klar hervor, ebenso wie seine entschiedene Stellungnahme in der Königsfrage. Als Grundgedanken seiner polit. Wirksamkeit schält R. heraus: die Idee der eigenständigen Nation und der nation. Einheit, die G. zunächst parteimäßig (Einheitspartei) zu untermauern sucht, den Rassenschutz-Gedanken und die Sorge um das ung. Landvolk. Die Lebensbeschreibung enthält vorwiegend nur bekannten Stoff, entsprechend zusammengefaßt. Wenn auch Vf. auf eine Ergründung geschichtl. und personaler Bewegkräfte verzichtet und auf diese Weise ein ziemlich konturloses Bild ohne Tiefenwirkung zeichnet, — hat er das Verdienst, den äußeren Verlauf der Ereignisse im bewegtesten Zeitabschnitt ung. Geschichte um G. als treibende Kraft herum geordnet dargestellt zu haben. (Z.)

43. Weil, Fritz: *Édouard Bénès ou la renaissance d'un peuple.* Traduit de l'allemand par J. Marteau. Paris: Éditions R.-A. Corrêa 1934, VII, 267 S. 8°.

Ein für die Verschweizerung des Sudetendeutschtums werbendes, wohl von franz. Seite geschriebenes Vorwort geht dem Buch des böhmischen Journalisten voraus. Wenn in dieser publizist. Darstellung auch manches Ereignis der europäischen Politik auf Effekte hin verzeichnet wurde oder eine Beurteilung erfährt, die den Tatsachen nicht immer gerecht wird, so hat sie doch in der französischen Übersetzung eine gewisse Bedeutung. Denn sie zeigt dem breiten Leserkreis einerseits, daß deutsche Einflüsse in der tschech. Volkwerdung zu Beginn des 19. Jhs. maßgebend mitwirkten, und anderseits, daß die Eingliederung der Sudetendeutschen in den tschechoslowak. Staat gegen ihren Willen geschah. Der tschechoslowak. Außenminister ist in seiner Entwicklung als kühl berechnender Intellektueller geschildert, der zu einer immer souveräneren Beherrschung der Wirklichkeit vorstößt. (Kl.)

4. Volks- und Landeskunde.

44. Benkő, László: *A „halott vőlegény" története* (Die Geschichte des Totenfreiers. Lenorensage). Marosvásárhely 1934. 80 S. 8° (A szegedi egyetem népr. intéz. kiadv. — Veröffentl. d. volkskundl. Institut a. d. Univ. Szeged 8).

Verf. leitet das Lenorenmotiv aus dem Glauben der Völker an ein fast unverändertes Weiterleben nach dem Tode ab und verweist dabei auf die Menschen- und Tieropfer, auf die Grabbeigaben oder etwa auf die symbolische Hochzeit beim Tode von Unverheirateten in dem ung. Dorfe Pécska. Aus der primitiven Glaubensvorstellung, daß man die lebende Frau dem toten Manne opfern müsse, damit er sie nicht selber hole, ergibt sich der Kern der Lenorensage. Wenn in späteren Fassungen die Tränen dem Toten keine Ruhe lassen oder der Totenfreier deshalb erscheint, weil die Liebe durch den Tod nicht besiegt werden kann, so kommt hierin eine „humanistischere" Denkweise zum Ausdruck. In Ungarn weist der Verfasser 8 Varianten der Lenorensage nach (darunter 3 deutsche), und zwar 3 bruchstückhafte und 5 ausführlichere. Wegen ihrer Übereinstimmung schließt er auf eine gemeinsame Quelle, die er in einer slowen. Sage in der Umgebung von Weichselburg (Krain) erblickt, wie er überhaupt die Ausbildung der Sage den Slawen zuschreibt. Da fast alle Varianten Verse enthalten, soll die ursprüngliche Form eine Ballade gewesen sein, die dann in Ungarn von Spielleuten verbreitet wurde. (H. Gr.)

45. Petersen, Carl; Scheel, Otto (Hrsg.): *Handwörterbuch des Grenz- und Ausland-Deutschtums*, I. Bd. Lieferung 4—6. Breslau: Ferd. Hirt 1934. 4. Heft S. 241—320, 5. S. —400, 6. S. —480. 4^0.

Die letzten drei Lieferungen enthalten eine Reihe für den Südostraum wichtige Arbeiten, u. zw. über Banat, Batschka und Bessarabien, sowie den grundsätzl. Artikel „Bevölkerung" von G. Ipsen und H. Haufe. Die Volksgruppen werden nach einem einheitlichen Schema aufgearbeitet, das eine lückenlose Erfassung des gesamten, über ein Gebiet überhaupt vorhandenen Stoffes gewährleistet. Neben den Artikeln über wirtschaftl., kulturelles und polit. Leben der Deutschen, über Volkshygiene, Vereinsleben usw., die zum großen Teil von einheimischen Kräften wie Weidlein, Spek, Nischbach geliefert sind, kommt besondere Bedeutung den entwicklungsgeschichtlichen Darstellungen zu. — Der Besiedlungsvorgang für Banat und Batschka im Zuge der Auffüllung des pannonischen Raumes nach Verdrängung der Türken um 1700 ist von K. Schünemann herausgearbeitet. Die ganze Bevölkerungsaktion ist vorwiegend staatlich geleitet, d. h. sie ist systematisch und planvoll. Der Staat braucht Bevölkerungsverdichtung und intensive wirtschaftliche Erschließung der unentwickelten Gebiete. Er peupliert, indem er kolonisiert, bevorzugt also Einwanderer aus anderen Staaten (Banat). Wo die private Grundherrschaft eingreift (Innerungarn), tritt wirtschaftl. Zielsetzung in den Vordergrund; auf die Herkunft der Siedler wird nicht weiter geachtet. Die Besiedlung der Batschka, nicht zentralstaatlich, sondern von der ungar. Landesbehörde unternommen, zeigt eine gesunde Mischung beider Prinzipien. Nationalpolit. Ziele liegen nirgends vor. Im Gegenteil: die Absicht ist, Kulturdünger in den unentwickelten Teilen der Monarchie zu verstreuen (Joseph II.). — Die Landnahme ist in der Entwicklung der beiden Donaugebiete wie auch Bessarabiens der wichtigste Faktor. Die Batschka zeigt die umgekehrte Entwicklung wie in den westlichen Ländern: Ausdehnung der Landwirtschaft auf Kosten des Gewerbes, das hier in der Merkantilzeit bis Ende des 18. Jh.s stark gefördert war. Die Ausmaße der Landnahme zeigt das Beispiel Bessarabiens, das bei Abschluß der Besiedlung (1850) 147705 ha in deutschem Besitz aufweist; dieser wächst bis 1914 auf 354177 ha. — Den Veränderungen durch den Weltkrieg ist Rechnung getragen, indem die Fragestellung des Grundschemas die Teilgebiete in den Nachfolgestaaten gesondert erfaßt. Die wirtschaftl. Nachteile der willkürlichen Zerschneidung des einheitlichen Banats sind von H. Grosz klar herausgearbeitet. Demgegenüber stehen die anfänglichen Vorteile auf völkisch-kulturellem Gebiet durch Loslösung vom magyarischen Einfluß. Über berufliche und soziale Gliederung in der Gegenwart vermitteln die Artikel von H. Klocke, ergänzt durch mehrere Tabellen, ein anschauliches Bild. Für Bessarabien bedeutet der Kriegseinschnitt und die spätere Zuteilung zu Rumänien eine wirtschaftliche Schwächung (rumän. Bodenreform), bewahrt es jedoch vor dem Schicksal der dt. Kolonien Südrußlands. — Im Artikel Bergbau wird die Bedeutung der Bergwerks-Siedlung innerhalb der gesamten dt. Siedlungsbewegung des Mittelalters betont. Das dt. Bergrecht von Iglau (1249) nimmt seinen Siegeszug durch die Sudetenländer bis in die Karpathen und die Donauländer hinein. Die heutige volkspolitische Bedeutung findet seinen Ausdruck in dem Satz: „Deutscher Bergbau ist deutsches Grenzschicksal und umgekehrt" (Oberschlesien, Erzgebirge, Lothringen usw.). — Die Bevölkerungslehre von G. Ipsen zielt auf Neuwertung statistischer Angaben über bevölkerungsmäßige Vorgänge. Nicht die Geburtenziffern an sich sind maßgebend; erst im Zusammenhang mit der Absterbeordnung geben sie die richtige Vorstellung einer volksbiologischen Entwicklung, den „Gattungsvorgang"; dieser zu dem Lebensraum in Beziehung gesetzt, ergibt erst Bevölkerung als dynamischen

Begriff.—In Auswertung der Bevölkerungszahlen von H. Haufe im 2. Teil werden die beiden Bevölkerungswellen Europas in den letzten 150 Jahren aufgezeigt. Drei agrare Wachstumszonen im Osten (der pannonische Raum, Ostelbien, das nordgermanische Kernland) stehen in der ersten Phase dem durch zwei Vorgänge gekennzeichneten Westen gegenüber: die bürgerliche Verstädterung (am Beispiel Frankreichs nachgewiesen) und die industr. Ballung (England). Mit der 2. Bevölkerungswelle (ab 1875) vollzieht sich in Deutschland endgültig der Umbau zur industr. Gesellschaft, mit welcher die Gegenwart das Erbe eines Geburtenrückgangs übernimmt, der nach der Einengung des dt. Lebensraumes durch Versailles katastrophale Ausmaße annimmt. Demgegenüber steht ein Bevölkerungsvorstoß vom russischen Raum über die südpolnische Zunge, dem Posen und der deutsche Mittelosten direkt ausgesetzt sind, während Ostpreußen bevölkerungsmäßig durch einen schmalen masovischen und weißrussischen Gürtel geschützt ist. So wird die dt. Bevölkerungsfrage zur Frage des dt. Ostens. Im Kampf um die Entscheidung genügt nicht der fromme Wunsch nach stärkerer Vermehrung: Kampf gegen Versailles, wirtschaftl.-soziale Binnenneuordnung, neue Front gegen die Bevölkerungslage im Osten treten in den Vordergrund. (H. M.)

46. Kuhn, Walter: *Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren.* Plauen i. Vogtl.: G. Wolff 1934. 407 S.

K.s erste methodische Schrift über Sprachinselforschung vom Jahre 1926 war im wesentlichen aus dem Studium der mittelostdeutschen Sprachinseln entstanden. Die Erweiterung der Forschungstätigkeit auf den Südosten hat zur vorliegenden Verfahrenslehre einer Sprachinselforschung wesentlich beigetragen. Dies kommt vor allem in den drei systemat. Abschnitten über Aufgaben, Formenwandlungen und Sprachinseltypen zum Ausdruck. Die notwendige Umreißung der Begriffe Volk und Nation leitet die begriffliche Auseinandersetzung zwischen Auslandsdeutschtum und Sprachinseldeutschtum ein: ersterer ist politisch geprägt und staatsbezogen gedacht, daher wissenschaftlich nicht gut verwendbar; letzterer ist auf die Siedlungslage bezogen, in der Entwicklung von biologischen Kräften vorwiegend bestimmt. Sprachinselkunde ist also selbständiger wissenschaftl. Forschungsbereich, bildet mit der Grenzlandskunde den Hauptinhalt der Kunde vom Auslanddeutschtum und ist dadurch gleichzeitig ein Teil der allgemeinen Deutschtumskunde. Damit kann der methodische Ausbau der Sprachinselforschung nach oben befruchtend wirken, ohne zur selbständigen Wissenschaft zu werden; ihre Methodik heißt: auf getrennten Wegen der Einzelwissenschaften (Geographie, Volkskunde, Soziologie u. a. m.) zum gemeinsamen Ziel der Gesamtdarstellung zu gelangen. Die Bestandaufnahme aus vielfach gemeinsamen Grundtatsachen (z. B. Kirchenbücher) gewährleistet planmäßige Zusammenordnung der einzelnen Verfahren. Im Wesensvergleich innerhalb der einzelnen Fachgebiete entwickeln sich bei vielfachen Berührungspunkten die einzelnen Wege, um in einer sachlichen und räumlichen Synthese auszumünden. Die Hauptaufgabe fällt der Entwicklungsforschung zu, die die Lebensformen der Sprachinsel in Raum und Zeit festzustellen hat. Ihr wichtigstes Mittel ist der zeitliche, räumliche und sachliche Vergleich zwischen Sprachinsel, Mutterland und Umvolk, wonach sich die drei Hauptgruppen der geschichtl., geograph. und typolog. Methoden sondern. Aufgabe einer Gesamtmethodik ist es, die Gemeinsamkeiten herauszuholen. Im Abschnitt „Sprachinseltypen" unternimmt K. eine solche Zusammenschau durch Scheidung bzw. Zusammenfassung von Sprachinselgruppen nach „typenbildenden Kräften" wie: Herkunft und Kolonisation, nach Umwelt und nach Zeit (Alter der Siedlungen). Diesem systemat.

Teil sind Abschnitte beigefügt, die zwar im inneren Zusammenhang mit dem Ganzen, doch gut als Arbeiten für sich gelten können. Abschnitt 2 bildet eine in sich geschlossene Darstellung der über 100 Jahre alten Geschichte der dt. Sprachinselforschung. Reiche Quellenangaben und Literaturhinweise machen diesen Abschnitt besonders wertvoll. Abschnitt 3 (Gewinnung des Stoffes) und 4 (Sprachgrenz- und Herkunftsforschung) sind, wie eigentlich das ganze Buch, aus der Praxis heraus für den Praktiker geschrieben. Schon des darin enthaltenen Fragebogens wegen, der Anweisung zum Quellenstudium und -Auswertung wegen müßte das Buch größte Verbreitung finden; eine Sonderausgabe dieses Teils würde den praktischen Bedürfnissen der Sprachinselforschung am ehesten Rechnung tragen, ihrer Ausbreitung bzw. Vereinheitlichung die beste Grundlage bieten. Das Werk ist von grundlegender Bedeutung für die Sprachinselforschung selbst, die vielfach zersplittert jeder methodischen Zusammenschau bisher entbehrte. Darüber hinaus bildet es einen wesentlichen Beitrag für den Stand der Volksforschung und füllt gleichzeitig eine Lücke im Bilde des deutschen Ostens — nicht durch Aufstellung kühner Hypothesen, sondern durch nüchternes streng wissenschaftl. Bemühen um Einreihung der dt. Sprachinselwelt in das dt. Gesamtbewußtsein. (H. M.)

47. Péterdi, Ottó: *Az észak-bakonyaljai német falvak dülőnevei* (Die Flurnamen der deutschen Dörfer des nördlichen Bakony-Gebirges). Bp.: 1935. 63 S. 8°. (Német philol. dolgozatok — Arb. z. dt. Philol., LXI.)

Im ersten Teil der Arbeit erläutert Verf. seine Methode, die sich in erster Linie auf die mündliche Überlieferung des Volkes stützt, erst in zweiter Linie auch auf urkundliche Quellen und die auf eine Erforschung des historischen Flurbildes abzielt. Im zweiten Teil behandelt er die für die Namensformen wichtigen Lautverhältnisse der mittelbairischen ui-Mundart des Gebietes und die Wortbildungsarten der Flurnamen. Der dritte Teil enthält die Flurnamen (mit Gemarkungsplänen) der in der ersten Hälfte des 18. Jh.s vom Wieselburger Komitat aus neubesiedelten 7 Gemeinden: Bakonygyirót, Bakonykoppány, Bakonypéterd, Bakonyszentiván, Fenyőfő, Románd und Szücs. Die dt. Ansiedler haben den von ihnen bearbeiteten Gewannen fast ausschließlich neue Namen gegeben, während bei andern Bodenformen die Namen meist übernommen wurden. Die Rodung ausgedehnter Wälder und die Entwässerung von Sümpfen läßt sich als kulturelle Leistung der Ansiedler aus den Flurnamen bestimmen, ebenso die Lage einiger ausgegangener Ortschaften. Sogar das mittelalterliche Pflugland einiger Gemeinden wird zu erschließen versucht, doch hätten allgemein die schriftlichen Quellen ausgiebiger herangezogen werden können. (H. Gr.)

---

48. Bangha, Béla S. J.: *Dél keresztje alatt* (Unter dem Kreuz des Südens). Bp.: Pázmány P. Irod. Társ. 1934. 243 S. 25 Taf. 1 Blge. 8°. P. 3,50.

Verf., einer der aktivsten Persönlichkeiten des ung. Katholizismus, berichtet von seiner Missionsreise zu den in Südamerika lebenden Ungarn (in Argentinien etwa 40000, in Brasilien 100000). Die flüssig geschriebenen Tagebuchaufzeichnungen sind mit guten, wenn auch mit dem Inhalt stellenweise nur lose zusammenhängenden Bildern ausgestattet. Nach einer kurzen geschichtl. Einführung über Südamerika, wobei besonders auf die Rolle des Jesuitenordens — darunter einige ung. Patres — hingewiesen wird, schildert B. in anschaulicher Weise die Reise selbst und vor allem die Begegnungen mit den ung. Siedlern, deren Schicksal und Lebensverhältnisse. Selbstverständlich sieht B. in erster Reihe die kirchlichen und religiösen Probleme der ohne jeden geistlichen Beistand des Mutterlandes lebenden

Auslandsungarn. Er schließt seine Aufzeichnungen mit der Aufforderung an Ungarn, für die Landsleute in Südamerika durch Entsendung junger ung. Geistlicher zu sorgen. (J. v. N.)

49. Rexa, Dezső — Somogyi, Aladár: *Tabán.* Bp.: Egyet. ny. 1934. 113 S. 1 Blge. 8°.

Tabán, die am Nordosthang des Blocksberges liegende alte Rácváros (Raitzenstadt), ein Refugium Bpester Altstadtromantik und Vorstadtelends, wurde infolge neuer Stadtordnungspläne im vergangenen Jahr abgerissen. Der wesentlichste Teil vorl. Werkes wird durch das reiche Photomaterial ausgefüllt, das zwar oft etwas klein und verwischt gedruckt ist und sich im wesentlichen auf der Ebene durchschnittlicher Reportaufnahmen bewegt, aber doch ein ziemlich vollständiges Bild von den kleinen alten Häusern und von den „malerischen" Straßen gibt. Die Einleitung stellt hauptsächlich interessante und anekdotische Motive zusammen, in einem familiär-saloppen Ton, der bis zu den Bildunterschriften vordringt und dem Buch einen ausgesprochen journalistischen Charakter verleiht. Eine geschickt entworfene Kartenskizze erleichtert die Orientierung, einige Abbildungen alter Stiche deuten die wichtigsten Etappen der Ausgestaltung des abgerissenen Stadtteiles an. (y.)

---

50. Steinitz, Wolfgang: *Der Parallelismus in der finnisch-karelischen Volksdichtung, untersucht an den Liedern des karelischen Sängers Arhippa Perttunen.* FF (= Folklore Fellows) Communications Vol. XLIV nr. 115 Helsinki 1934 Acad. Scient. Fenn. 219 S. (Auszug als Berliner Diss. erschien. (73 S.)).

Die Beschränkung auf die Lieder eines Sängers hat den Vorteil, daß sich das Untersuchungsschema aus den Versen selbst herausarbeiten und die untersuchten nahezu 6000 Verse sich sämtlich in dasselbe einordnen ließen. Grundlegend wichtig erscheint mir das von St. aufgestellte Prinzip, daß der bisher immer nur untersuchte Parallelismus der Worte erst nach dem Parallelismus der Verse untersucht werden kann. Ferner ist die Unterscheidung von analogparallelen neben synonymparallelen Versen eine fruchtbare Neuerung des Verf.s. Die Untergruppierung der analogparallelen Verse: Gegensatzpaare, Aufzählungsversreihen und variierende Verspaare erscheint mir ebenfalls recht geglückt. Aber auch über den Parallelismus der Worte bietet St. lehrreiche Aufschlüsse (vgl. insbes. § 89). Interessant ist die Feststellung, daß lautvariierende Parallelwortpaare bei A. P. äußert selten sind. — Die Arbeit ist für die Erforschung der finn.-karelischen Volksdichtung von eminenter Wichtigkeit, und zwar gerade deshalb, weil erst einmal ein beschränktes, aber dabei repräsentatives Material nicht nur in äußerlich sorgfältiger, sondern auch in vertiefter Einzelheit vollständig erfaßt ist. Von mir vorgenommene Stichproben an anderen finn.-karelischen Runen, insbesondere solchen epischen Inhalts, führten mich zu der Überzeugung, daß St.s Schema auch auf die Lieder anderer Sänger in großen Zügen anwendbar ist (leider sind bei der für die Drucklegung notwendigen starken Kürzung die Hinweise auf andere Sänger so gut wie völlig weggefallen). (A. B.)

5. Wirtschaft. Statistik. Bevölkerungslehre.

51. Gratz, Gustav — Bokor, Gustav (Hrsg.): *Ungarisches Wirtschaftsjahrbuch,* Jh. 10. Bp.-Zürich: Gergely-Oprecht & Helbing 1934. 423 S. 8°.

Leider vermißt man dieses Mal den zusammenfassenden Krisenbericht. Die nur schwache Getreideernte, die aber guten Hackfruchtergebnisse und die gute Weinlese erleichtern die Lage der Landwirtschaft insoweit, als sich

noch die guten Ernteergebnisse des Jahres 1933 auswirken. Die mitgeteilten Rentabilitätsbefunde für 1933—34 sind nicht gerade erfreulich, weisen aber in die Richtung einer Besserung. Die schlechte Lage spiegelt sich auch in dem großen Ausmaß der Verschuldung und in den hierfür erforderlichen staatl. Maßnahmen. Der XVI. internat. ldw. Kongreß scheint den ung. Erwartungen nicht entsprochen zu haben, da seine Themenstellung zu allgemein war. Im Industriebericht für 1933 finden wir eine allgemeine Krisenmilderung, die den einzelnen Zweigen (Leder, Textil, Konfektion, Chemie) schon Aufschwungsmomente, bei anderen wieder noch kleine, wenn auch geringe Rückgänge. Der Kohlenverbrauch steigt und wird als günstiges Konjunkturmerkmal gedeutet. Der Außenhandel hat 1933 bei weiter fallender Einfuhr und stark gestiegener Ausfuhr (infolge der befreiten Sperrpengökonten und auch durch die Ausweitung des Kompensationsverkehrs) einen erheblichen Aktivsaldo auszuweisen, — im Anfang 1934 steigen Ein- und Ausfuhr wieder. Die staatl. Fürsorge für den Außenhandel trägt hierzu bei. Im Handel ist die Zahl der Insolvenzen sehr gefallen, die Tätigkeit war durch den vergrößerten Außenhandel ausgedehnter, die öffentl. Lasten aber drückend und die staatl. Eingriffe hinderlich. Die Ergebnisse der Eisenbahnen, des Automobilwesens und der Post zeigen weitere Verschlechterung, dagegen ist im Autobusbetrieb und der Donauschiffahrt einige Belebung eingetreten. Der Staatshaushalt muß auch weiterhin mit einem, wenn auch schon sehr verringerten Defizit rechnen und nähert sich der angestrebten Besserung. Geldmarkt und Nationalbank bemühen sich um eine Normalisierung der Beziehungen zwischen Gläubigern und Schuldnern, während mit der Devisenbewirtschaftung wenigstens ein Teil der Auslandsverpflichtungen geregelt wird. Die Geldinstitute Bps. berichten von geschmälertem Geschäftsgang, gesunkenem Nettogewinn, bei leichter Besserung der Lage. In der Lebenshaltung und im Versicherungswesen haben die günstigen Symptome sich noch nicht durchgesetzt (im Gegenteil) — während auf dem Arbeitsmarkt gewisse Entlastungen eintraten. Der Fremdenverkehr Ungarns war 1933 günstig. So kann man in Ungarn die Ansätze einer leisen, allerdings nur bescheiden zu nennenden Besserung feststellen. (o. sp.)

52. Greiff, Walter: *Die neuen Methoden der Handelspolitik.* Bln.: Junker und Dünnhaupt 1934. IX, 60 S. 8°. (Zwischenstaatl. Wirtschaft, Voraussetzungen und Formen internat. Wirtschaftsbeziehungen, hrsg. v. H. v. Beckerath, H. 1.)

Eine trotz ihrer Knappheit klare und umfassende Untersuchung über Tendenzen und Methoden, die seit dem Ausbruch der Krise in der internation. Handelspolitik vorherrschen und angewandt werden, zwar prinzipiell eine Absage an den bis dahin eingeschlagenen Kurs bedeuten, aber mit den vielen neuen Formen zur Regelung des gegenseitigen Güteraustauschs nur einen Versuch bedeuten, noch keine große durchgehende Zielsetzung offenbaren. Lediglich scheint überall die Macht des Staates über die Wirtschaft zu wachsen. Das auf Seite 5—9 behandelte System und Netz der Präferenzverträge im engeren Mittel- und Südosteuropa unterstreicht die These W. Greiffs „das Präferenzsystem Südosteuropas ... ist zum Spielball der europäischen Politik geworden". (o. sp.)

53. Nikolszburger, Georg: *Die ungarische metallverarbeitende Industrie.* Bln.: Druck B. Levy 1934. 78 S. 1 Karte. (Diss. H. H. Bln.)

Diese Monographie eines wichtigen ung. Industriezweiges geht von einem — vielleicht nicht ganz genügenden — histor. Rückblick aus, erörtert die sozialökonomisch zwingenden Tatsachen und den polit. Willen zu einer industr. Entwicklung Ungarns, skizziert auch die entsprechenden staatl. Maßnahmen und

geht dann etwas breiter auf die Rohstoffgrundlagen der ung. Industrie der Vor- und Nachkriegszeit ein. (Kohle, Eisen, Verhüttung, Mangan, Kupfer u. ä. m., Bauxit.) Die einst auf diesen Vorkommen aufgebaute Eisen- und Maschinenindustrie mußte bei dem 1919 verkleinerten Territorium zu einer Exportindustrie werden. Einzelne Zweige haben noch eine Rohstoffbasis im eigenen Lande, viele bedürfen heute des Bezugs aus dem Auslande. Fast durchweg für alle Zweige besteht bei dem Umfang der Anlagen ein Exportzwang. Vom Verf. wird für jede wichtige Branche die Anzahl der Unternehmen, deren Geschichte und heutige Stellung nach Leistung und gesamter Bedeutung innerhalb dieser Industriegruppe genannt. In Ungarn sind fast alle Zweige dieser Industrie vertreten, und der Dampfmaschinenbau und die Herstellung landwirtschaftlicher Be- wie Verarbeitungsmaschinen besonders entwickelt. Der Werkzeug- und Apparatebau ist nicht so vollkommen. Von besonderer Leistungsfähigkeit für den Eigenbedarf und für den Export ist die Elektroindustrie (von der Glühbirne bis zur elektrischen Lokomotive). Eine Karte veranschaulicht die Rohstofflager und die Lage der Produktionsstätten der ung. metallverarbeitenden Industrie. — Mit einer derartigen Untersuchung wird wieder ein wichtiger Ausschnitt aus der bedeutenden Strukturwandlung Ungarns vom reinen Agrar- zum agrarisch-industriellen Land veranschaulicht. Wenn auch Verf. diese Tatsache mit zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung nimmt, so wird gerade das zu wenig im Verfolg der Untersuchung unterstrichen und auch nicht zu einem abrundenden Endergebnis ausgewertet. (o. sp.)

---

54. Illyefalvi, I. Lajos: *A székesfőváros multja és jelene grafikus ábrázolásban* (Vergangenheit und Gegenwart der Hauptstadt in graphischer Darstellung). Bp.: Székesfőv. Statiszt. Hivatal — Statist. Amt der Hauptstadt Bp. o. J., XII, 201 S. 4^0.

Zur Feier des 60jährigen Bestehens der im Jahre 1873 aus Pest, Ofen und Altofen neugebildeten Hauptstadt Bp. wurde dieses großzügige Übersichtswerk herausgegeben. In 14 Sachabteilungen werden im wesentlichen die gegenwärtigen Verhältnisse dargestellt, hier und da durch einige historische Angaben ergänzt. Wenn irgend möglich, wurde die kartenmäßige Darstellung gewählt, im übrigen Säulen-, Kreis- und Liniendiagramme, in einigen Fällen auch das System der Schichtlinien. Wenn unter den vielen hundert bunten Karten und Diagrammen einige wenige infolge des Charakters des dargestellten Gegenstandes etwas schwieriger zu übersehen sind, so wird der später zu erwartende Tabellenteil sicher das Verständnis erleichtern. Aus gewissen, durch die ursprüngliche Anlage des Werks bedingten Gründen nimmt die Darstellung der Gebäude- und Wohnungsverhältnisse einen unverhältnismäßig breiten Raum ein. Leider fehlt eine Betriebsgrößentabelle für Handwerk, Industrie und Handel. (Kl.)

55. Illyefalvi, I. Lajos (Hrsg.): *Budapest székesfőváros statisztikai és közigazgatási évkönyve* (Statistisches und Verwaltungs-Jahrbuch der Haupt- und Residenzstadt Bp). 21. Jg. 1933. Bp.: Szfőv. Stat. Hivatal 1933. VIII, 590, XVI, 628 S. 1 Kte. Gr. 8^0. P. 30,—.

56. Ders. (Hrsg.): *Budapest székesfőváros statisztikai zsebkönyve* 1934 (Statistisches Taschenbuch der Hauptstadt Bp.). Bp.: Szfőv. Stat. Hivatal 1934. 571 S. 16^0. P. 1,—.

Das umfangreiche Jb. bringt im ersten Teil Berichte über die Vorgänge in den einzelnen Zweigen der Bpester Stadtverwaltung; sie ergeben eine ins einzelne ge-

hende Gesamtübersicht über den Aufbau, Tätigkeit und Technik der Verwaltung vom Gesichtspunkt der Verwaltungsbehörde selber, eine Zusammenstellung des gleichsam aktenmäßig erfaßbaren Stoffes. So erscheint die organisatorische Auswirkung der verwaltungsrechtl. Bestimmungen von 1930 in der neuen Geschäftsordnung des Munizipalausschusses, deren Text abgedruckt wird, und in der Errichtung einer Sonderabteilung für städtische Betriebe. In den mitgeteilten Ziffern des städtischen Haushalts und der Betriebsausweise spiegelt sich die Wirtschaftsdepression im J. 1932, welche Rationalisierungsmaßnahmen und Gehaltsminderungen erzwingt. Für „Notarbeiten" (Wegebau und Kanalisierung) ist der Rahmen von 10 Mill. P. bewilligt worden, für den weiteren Bau von „Notwohnungen" ein staatl. Zuschuß von 400000 P. Durch die Aktion zur Unterbringung von stellungsloser Jugend und Ausschaltung von Doppelverdienern sind 1932 vorläufig nur 100 bzw. 70 Stellen freigemacht worden. Auf die Abschnitte: Verkehr, Volksgesundheit, Schulwesen usw. kann hier nur hingewiesen werden. Der zweite Teil des Jahrbuches enthält detaillierte Bevölkerungs- und verwaltungsstatist. Angaben, von denen u. a. bemerkenswert sind die Ziffern der Eheschließungen und -scheidungen im Berichtsjahr 1932: 10,4 bzw. 8,1 auf 1000 Einwohner. Ungünstig erscheint auch die Gestaltung der Lebendgeburtenziffer: 15,7 (1931: 16,3) und der Sterbeziffer: 17,3 (1931: 16,4). — Das handliche statist. Jahrbuch enthält in übersichtlicher Zusammenstellung wissenswerte Zahlenangaben über meteorolog., topograph., Bevölkerungs-, Wohnungs- und Wirtschaftsverhältnisse. Die mitveröffentlichten Daten der ung. Provinz- und dt. Großstädte ermöglichen hier Vergleiche, wie z. B. betr. der Wohnungsverhältnisse Bp.s. Während die Kleinwohnungen (1—3 Zimmer) in Berlin 69,4%, die mittleren (4—6) 25,5% und die großen 5,1% des Wohnungsbestandes ausmachen (1927), lassen sich aus den im Handbuch mitgeteilten Angaben folgende entsprechende Verhältniszíffern für Bp. (1930) errechnen: 91,5%, 8,0%, 0,5% (Hamburg: 35,6%; 56,7%; 7,7%). Zu bedenken ist das weitere Sinken der Geburtenziffer im J. 1933 auf 14,7 (bei den Juden auf 7,9) und der vergleichsweise recht niedrige Stand der Arbeiterlöhne. (Z.)

57. Központi Statiszt. Hivatal (Hrsg.) . *A magyar középiskolák statisztikája az 1932—33. tanévig* (Die Statistik der ung. Mittelschulen bis zum Schuljahr 1932—33). Text v. J. Asztalos. Bp.: Stephaneum 1934. 122 S. 8°. P. 2,—.

Neben der laufenden Veröffentlichung hochschulstatist. Angaben ist die Auswertung des statist. Materials über mittlere Schulen in den Hintergrund getreten. Dies Versäumnis wird im vorliegenden, sorgfältig durchgearbeiteten Heft nachgeholt, das auch schulpolitisch wichtige Unterlagen bietet und z. T. bis auf 1867 zurückgreift. Aus den Erhebungen ergibt sich ein starkes Ansteigen der Schülerzahl seit 1920—21 (um 22%), insbesondere der Mädchen (vor dem Kriege nur 10%, im J. 1932—33: 23% der Schüler), während sich die Zahl der Lehrkräfte nur unwesentlich vermehrt hat; entsprechend sinkt die Lehrintensität. Die Gesamtzahl der Schüler steht z. Zt. um 50% höher als vor dem Kriege auf dem Gebiet Rumpfungarns. Im Schuljahr 1932—33 entfallen 39,9% der Schüler auf staatliche, 7,2% auf Gemeindeschulen, die übrigen auf Konfessionelle. In der Veröffentlichung werden die Schüler eingehend auf Religion, Muttersprache, Beruf der Eltern usw. untersucht. Für den Zeitraum 1890—91 bis 1894—95 sind Schüler deutscher Muttersprache mit 13,7%, für 1914—15 mit 6,8% und für 1932—33 mit 1,4% angezeigt. Die Zahl der jüdischen Schüler betrug 1913—14: 21,4%; 1932—33: 16% der Gesamtschülerzahl gegenüber dem Anteil der jüdischen an der Gesamtbevölkerung von 5 bzw. 4,6%. Hinsichtlich des Berufs der Eltern steht dem hohen Prozentsatz der Kategorie „öffentl. Dienst und freie Berufe" (13,8% im J. 1932—33) der niedrige der Kleinlandwirte-Söhne (1,5%) gegen-

über. Der — wegen der Verschiedenartigkeit des Aufbaus des Schulwesens recht vorsichtig zu bewertende — Vergleich mit anderen Ländern zeigt Ungarn auf einem relativ günstigen Platz (7,4 Schüler auf 1000 Personen). (Z.)

58. M. Kir. Központi Statiszt. Hivatal (Hrsg.): *Az 1930. évi népszámlálás II. Foglalkozási adatok* (Die Volkszählung vom J. 1930. Berufszählung). Bp.: Stephaneum ny. 1934. XXII, 92, 492 S. 4°. P. 8,— (Magy. Statiszt. Közl. N. F. Bd. 86).

Der außerordentlich schnell fertiggestellte Band mit der Berufsstatistik bietet in seiner Vollständigkeit ganz ausgezeichnete Orientierungsmöglichkeiten für die verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen. Gegenüber der durch die Nachkriegszustände (Besetzung, Demobilisierung) in einer außergewöhnlichen Richtung beeinflußten und so eher als provisorisch zu wertenden Zählung von 1920 haben wir 1930 ein viel zuverlässigeres Material vor uns, dessen Ausdehnung über die von 1920 weit hinausgeht. Methodisch ertragreich sind besonders die neue Gesamtberechnung für die Bpester Agglomeration, zu der hier 21 Gemeinden gerechnet werden, und alle Zahlen, die sich auf das Extravillan-Gebiet beziehen. Waren bisher nur für die volkreicheren Wohnplätze auf dem Außengebiet die Berufsangaben — und zwar ohne Differenzierung der Berufszugehörigen — gegeben worden, so wurde diesmal jede Außensiedlung mit über 10 Bewohnern genau aufgenommen. Das Extravillan ist dabei zunächst als verwaltungstechnischer Begriff gefaßt, seine weitere Differenzierung führt uns aber unmittelbar in das Problem des bäuerlichen Einzelhof-Gebietes (Tanyavilág). Der Textteil, welcher leider noch immer an dem schon durch frühere Einleitungen hindurchgeschleppten Begriff „polgárság" (in einer franz. Einleitung „bourgeoisie"!), der alle „Selbständigen" umfaßt (auch die landwirtschaftlichen Zwergbesitzer!), festhält, ist im übrigen recht aufschlußreich und zeigt das Sinken der zur Urproduktion gehörigen Bevölkerung von 55,7% 1920 auf 51,8% und das Steigen der zum Gewerbe gehörigen von 19,1 auf 21,7% wie auch die starke Zunahme der Pensionisten und Rentner. In den letzten 20 Jahren nahm das Gewerbe die Hälfte der gesamten Bevölkerungsvermehrung auf. Das platte Land scheint mit gewerblichen Kleinbetrieben völlig gesättigt zu sein, bzw. größere Unternehmungen laufen ihnen den Rang ab; sie nahmen nur in Bp. noch zu, jedoch nicht mehr in der Provinz. Der Ausbau und die Konzentration der ung. Industrie in Bp. während der Nachkriegszeit kommen in voller Auswirkung erstmalig hier zum Ausdruck, so z. B. die Steigerung der Belegschaft der Bpester Spinnereien und Webereien auf das Vierfache und die fast ausschließliche Zusammenballung der elektrotechnischen Industrie in der Hauptstadt. (Kl.)

---

59. Benisch, Artur: *A zsidók térfoglalása és elhelyezkedése a mai Magyarország területén* (1830—1930) (Das Vordringen und die Verbreitung der Juden auf dem Gebiet des heutigen Ungarns). M. Stat. Sz. Jg. XII (1934). Nr. 11. S. 916—925.

B. behandelt Bevölkerungsbewegung und geograph. Verbreitung der Juden lediglich auf dem Gebiet Rumpfungarns und liefert daher Ziffern für den Zeitraum 1830—1920, die als Vergleichsmaterial zur Lage nach Trianon wertvoll sind, jedoch zur Beleuchtung von Strukturfragen des ungarld. Judentums im angegebenen Zeitraum nicht ganz ausreichen. Im Zeitabschnitt 1830—1880 vervierfacht sich das Judentum, das im Ausgangsjahr noch zu 51,4% in Dörfern wohnt, vorwiegend „Produktenhandel" treibt und von 22 Städten des Landes überhaupt fernbleibt. 1880

beträgt der Anteil des Judentums an der Gesamtbevölkerung des behandelten Gebiets 5,6% (1830: 2,3%), es besetzt die „strategischen Punkte" der sich in kapitalistischer Richtung entwickelnden Wirtschaft und ist bereits zu 49% verstädtert (24,9% in Bp., 14,3% in Provinzstädten). Nach 1910 (Anteil an Gesamtbevölkerung 6,2), besonders im Jahrzehnt 1920—30, verlangsamt sich die jüdische Bevölkerungszunahme und hört 1927 auf. Infolge Geburtenrückgang des zu 74,2% verstädterten Judentums (52,8% in Bp.) und Abwanderung weist die jüdische Bevölkerung gegenüber der tatsächlichen Vermehrung der Gesamtbevölkerung von 8,7% einen Verlust von 6,1% im Jahrzehnt 1920—30 auf; der Landesanteil beträgt 1930 nur 5,1%. Vf. weist darauf hin, daß das Dorfjudentum sich 1880—1930 zu 43% vermindert hat und in den Dörfern Transdanubiens unter den Bestand von 1830 gesunken ist. Im Nordosten, besonders im Hegyalja-Gebiet, bestehen noch starke ländliche jüdische Enklaven, und es sei zu befürchten, daß die zunehmenden Lücken im städtischen Judentum durch diese östliche Bevölkerung aufgefüllt wird. (Z.)

6. Politik. Recht und Verwaltung. Sozialwesen.

60. Fábry, Zoltán: *Korparancs* (Befehl der Zeit). Bratislava: Az út 1934. 210 S. 8°. Kc. 18,—.

Unter „Befehl der Zeit" versteht der in der Tschechoslowakei ansässige F. die Wendung vom literar. Spiel zur wirklichkeitsformenden Tat, narzistischer Selbstbespiegelung zur sozialen Verantwortung — jedoch nur im Sinne des Klassenkampfes und der „Befreiung des Proletariats". Diese These wird in den hier gesammelten Schriften (1927—1934) mit der üblichen Eintönigkeit der Tendenz und mit erstaunlich veraltet wirkenden marxistisch-expressionistischen Plakatstilmitteln von 1919 durchgeführt. Die „bürgerliche Literatur" der Nachkriegszeit, deren einzelne Werke F. einer voreingenommenen Kritik unterzieht, sei lediglich Flucht vor der Wirklichkeit, echte „Kultur" nur im „Proletarischen" vorhanden; die „faschistischen" Regierungen Deutschlands und Ungarns werden gleicherweise geschmäht. Trotz der geforderten Wendung zur Wirklichkeit bemerkt F. selber nicht, wie sehr er als vermeintlicher Wortführer eines durchaus unwirklichen „Proletariats" im rein „Literarischen" stecken bleibt und eine aussterbende Gattung mitteleurop. „Intellektueller" repräsentiert, die allmählich nur für ihresgleichen schreiben. Nur als Dokument in diesem Sinne ist die Schrift bemerkenswert. (Z.)

61. Kornis, Gyula: *A kultura válsága* (Die Krise der Kultur). Bp.: Franklin 1934. 253 S. 8°.

Der Band, der mehrere Aufsätze und Reden K.s vereinigt, behandelt zunächst die „Krise der geistigen Arbeit". Verf. hebt die Bedeutung des Mittelstandes als „Träger des geschichtl. Bewußtseins der Nation" hervor, weist auf die europ. Lösungsversuche betr. Überfüllung der geistigen Berufe hin und fordert für Ungarn, dessen ungünstige Verhältnisse beleuchtet werden, strenge Sichtung in den Mittelschulen und beschränkte Zulassung zum Hochschulstudium. Im Aufsatz „Kultur als Staatsziel", der vom Wertsystem-Charakter der Kultur ausgeht, bezieht Verf. diese eindeutig auf die Kulturgemeinschaft bildende Nation und entwickelt von dieser Grundlage her die Aufgaben der Kulturpolitik, mit der liberalen Auffassung polemisierend. Verf. schildert sodann die Entstehung des ung. Mittelschulgesetzes von 1883 und die Angriffe von protestant. Seite sowie von seiten der Siebenbürger Sachsen wegen Einführung der ung. Sprache und Literatur als Pflichtfach und Forderung der ungarsprachigen Schlußprüfung in diesen Fächern. Bemerkenswert ist die mitgeteilte Statistik über die Unterrichts-

sprache der 1883 bestehenden 177 Mittelschulen: diese war ungarisch in 124 Schulen, deutsch in 7, rumänisch in 3, ungar.-deutsch in 19, ungar.-deutsch-slovak. in 14 Schulen usw. Als Hauptergebnis der Neuordnung bezeichnet K. die Vereinheitlichung der Schulverwaltung ohne Uniformierung, Hebung des Gesamtniveaus und Schaffung eines geistig einheitlichen Lehrerstandes. Von den übrigen Aufsätzen und Reden (über Erziehungs- und Geistesgeschichte, Madách, R. Wagner, über Graf Klebelsberg als Kulturpolitiker mit universaler Sicht, dessen Zielsetzungen über die materiellen Mittel hinausgreifen, usw.) heben wir in diesem Rahmen die Grabrede auf Jakob Bleyer hervor, den er als gewissenhaften Forscher und kämpferischen Politiker würdigt. In B.s Person haben sich ehrliche ungarisch-nationale und treue deutschvölkische Gesinnung in einzigartiger Synthese vereinigt. K. stellt die Frage, ob dies auch bei den von B. geweckten Geistern im Südostraum der Fall sein werde. B.s Sendung und Erbe ist im Sinne K.s die Verpflanzung des Gedankens: die Lösung der Nationalitätenfrage sei Hauptbestandteil der Idee vom wiederhergestellten geschichtl. ungar. Staate. (Z.)

62. Matolcsy, Mátyás: *Agrárpolitikai feladatok Magyarországon* (Agrarpolit. Aufgaben in Ungarn). Bp.: Soli Deo Gloria Szövetség Kiad. 1934. 154 S. 8°.

Dieses Buch ist ein wichtiger Diskussionsbeitrag zur ung. Agrarfrage und ein entschiedener Vorstoß, der über Seress' (s. UJb. XII, Rez. 105) fragmentarische Auslassungen weit hinausgeht und wohl am besten neben manches einzureihen ist, was über die Siedlung der Fachkonferenz des Bundes der Ung. Landwirte ausgesprochen wurde (UJb. XIV, Rez. 142). Wird dieses Buch auf einer polit. Grundthese aufgebaut, so ist es die Forderung, daß das heutige Ungarn, das Land des landwirtschaftl. Großgrundbesitzes, zu einem Land der selbständigen Kleinbauern umgestaltet werden müsse. Die Einsicht, daß Ungarn infolge seiner Vorkriegsstruktur, die in großen Teilen der heute verlorenen Gebiete durch den festen Oberbau einer magyarischen Großgrundbesitzerschicht über fremdvolklichem Bauerntum gekennzeichnet war, viel schwieriger territoriale Ansprüche abwehren konnte, als wenn auch in diesen Außengebieten ein starkes maygarisches Bauerntum gesiedelt hätte, bestimmt weitgehend diese Haltung. Abgesehen von dieser polit. Grundthese ist das Buch nur in einem geringen Grade politisch, denn es werden eine Reihe von Problemen technisch behandelt, die diese Art der Betrachtung zwar auch verdienen, bei denen man aber im einzelnen gern die polit. Zielsetzung herausgespürt hätte. Um anderseits rein technisch zu sein, bleibt die Darstellung manchmal zu allgemein. Bei einem zulässigen Grundbesitz-Maximum von 500 kj landwirtschaftlicher Nutzfläche könnten 3,1 Mill. kj Land (bei gründlicher Prüfung der nötigen Abstriche: Wald usw.) für Kleinbauern und Gemeinweiden frei werden. Die über 200000 neuen Stellen sollen je 10—20 kj betragen, von denen jährlich gegen 10000 angesetzt werden sollen, so daß in 20 bis 25 Jahren die Umgestaltung durchgeführt sein könnte, ohne daß das Land heftigen und plötzlichen Erschütterungen ausgesetzt wäre. Bei diesen an sich schon optimistischen Berechnungen ist zwar zugleich mitgedacht, daß durch Industrialisierung ein Teil der überschüssigen landwirtschaftl. Bevölkerung absorbiert werden könne, aber die durch die Bevölkerungsvermehrung bedingte, in dieser Zeit beträchtlich fortschreitende weitere Zersplitterung des kleinbäuerlichen Besitzes ist nicht berücksichtigt. Wenn auch mit Recht die hohe Intensität des Gesamtertrages kleinbäuerlicher Stellen betont wird, so ist doch das Anwachsen des Pferdebestandes, das die kleinen Stellen schwer belastet, und die Zunahme der Weinanbaufläche, die im heutigen Ausmaß für Ungarn schon zu ausgedehnt ist, nicht völlig richtig in Rechnung gestellt. Es ist auch nicht angängig, das Einkindersystem

nur aus Bodenmangel zu erklären! Wir erhalten überdies leicht ein verzeichnetes Bild der Grundbesitzverteilung, wenn die kleinsten Stellen bis 1 kj ohne jede weitere Anmerkung mit in der Tabelle der „Wirtschaften" angeführt werden. Man würde lieber ausgeführte begriffliche Abgrenzungen wie „Bauern", „Kleinhäusler", „Landarme" sehen, die dem teilweise abstrakten Bild mehr Wirklichkeit verleihen würden. (Kl.)

---

63. Junghann, Otto: *Das Minderheitenschutzverfahren vor dem Völkerbund.* Tübingen: J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1934. VII, 268 S. 8°. RM. 11,—.

J. gibt zunächst eine knappe, gut aufgebaute Darstellung des Inhalts der Minderheitenschutzverträge: der jurist. Tragweite der Garantie des VB. und der Regelung des Schutzverfahrens. Er stellt fest, daß prozeßrechtl. Ansprüche der Vertragsparteien gegen den VB. bestehen auf Rechtsschutz, Rechtsgewährung und Rechtsverwirklichung. Dem Recht des VB. zur Durchführung entspricht die Pflicht der Vertragsparteien zur Unterwerfung. Verf. schließt sich der herrschenden Auffassung an, die Minderheiten selber erwerben aus den Zweiparteienverträgen, Deklarationen und dem Garantiepakt keine Rechte. Er vertritt die Ansicht, daß für die Völkerbundsratmitglieder Initiativpflicht zur Einleitung des Minderheitenschutzverfahrens besteht. Der Gang des Schutzverfahrens wird übersichtlich erörtert. J. gruppiert sodann die Änderungsvorschläge bezüglich Anwendung und Inhalt der Schutzverträge, vorwiegend ohne jede Wertung. Den Hauptteil der Arbeit, die sich unter Ausschaltung der polit. Momente auf die Darstellung der Rechtsverhältnisse beschränkt, bildet die Dokumentensammlung (S. 63—268), welche die einschlägigen VB.-Beschlüsse, Verträge sowie Beschlüsse und Kundgebungen der Nationalitätenkongresse, der International Law Association, der Interparlamentar. Union und des Weltverbandes der Völkerbundligen enthält. (Z.)

64. Mikó, Imre: *A székely közületi kulturális önkormányzat* (Die kulturelle Selbstverwaltung des Szekler Gemeinwesens). Lugos: Husvéth & Hoffer 1934. 40 S. 8°. (SA. aus Magyar Kisebbség Jg. XIII.)

M. schildert die Vorgeschichte des § 11 des Pariser Vertrags zwischen der Entente und Rumänien (9. Dez. 1919), der den Szeklern und Siebenbürger Sachsen kulturelle Selbstverwaltung gewährt. Gegenüber rumän. Auffassungen betont Verf. die (öffentl.-rechtl.) Rechtspersönlichkeit dieser Volksgruppen im Sinne des Vertrags. Der Begriff „autonomie locale" sei weder als „Gebietsautonomie" noch als „Gemeinde-Autonomie", sondern als auf Religion und Bildung bezügliche Selbstverwaltung des geschichtl. Szekler Gemeinwesens auszulegen. Sie erstreckt sich nach Verf. auf alle Gemeinden der sog. Szekler Stühle, deren Einwohner mindestens zu 20% Ungarn sind. M. fordert eine Bestandsaufnahme der zu diesem Gemeinwesen gehörigen Bevölkerung und einen schrittweisen Aufbau der Organe der Selbstverwaltung von unten her. Mit Nachdruck weist er auf die rechtl. Verankerung der Selbstverwaltung in zwei grundgesetzartigen Regelungen: den Resolutionen von Karlsburg und dem Pariser Vertrag, zeigt sodann die Abweichungen von diesen Verpflichtungen an den Kultus- und Schulgesetzen des rumän. Staates auf. Von der Richtung der „Dezentralisation" unter rumän. Staatsrechtlern erhofft M. günstigere Voraussetzungen zur Lösung der Minderheitenfragen. Die Auseinandersetzung mit minderheitsfeindlichen rumän. Auffassungen erfolgt in sachlicher Weise. (Z.)

7. Kunst. Kunstgeschichte.

65. Csabai, István: *Az erdélyi reneszánsz művészet* (Die Kunst der Renaissance in Siebenbürgen). Bp.: Egyet. ny. 1934. 92 S. 8°.

Die Renaissance in Siebenbürgen entstand unter Einwirkung völkischer Motive. Denn die geistige Aristokratie wuchs aus den Reihen der Bauern. Die führende Rolle unter den Künsten nimmt die Baukunst ein, alle anderen Künste erhalten ihre Ziele nur durch sie. Am reinsten ist die Individualität der Architektur an den Burgen und Schlössern zu sehen. Wenn im 17. Jh. die neuen Häuser des Adels in einem franz. klassizisierenden Stil gebaut werden, so bleiben sie doch von einem einheitlichen Gepräge bestimmt. Die Bildhauerei, die sich in eine realistische und klassizisierende Richtung entwickelt, nimmt auch barocke Elemente auf, die Malerei beschränkt sich auf Innendekoration, einige nach dt. Kupferstichen gemalte Flügelaltäre und provinzielle Porträts. Der Protestantismus hindert sie an ihrer Entfaltung. Dagegen nimmt das Kunstgewerbe, vor allem die Goldschmiedekunst, einen großen Aufschwung und schafft hier einen eignen ung. Stil. — Der Wert der Arbeit ist hoch anzuschlagen, da dieses Feld bisher vernachlässigt worden ist. Doch enthält sie eher ein Arbeitsprogramm als eine tiefer gehende Würdigung siebenbürg. Kunstdenkmäler. (V. M.)

66. Németh, Imre: *Kőszeg Város Művészettörténetéből* (Aus der Kunstgeschichte der Stadt Güns). Szombathely: Martineum kvny. 1934. 31 S. 8°.

Dieser kurze Abschnitt aus der Kunstgesch. der Stadt Güns soll einer zweifachen Aufgabe genügen. Als Handbuch für die studierende Jugend und Führer für die die Sehenswürdigkeiten der Stadt Güns besichtigenden Fremden erfüllt es seinen Zweck. Es lenkt die Aufmerksamkeit auf eine ganze Reihe alter, kunstgeschichtlich bemerkenswerter Bauten und wirbt damit um Interesse und Verständnis für die Schönheiten der Stadt Güns. Diese Einstellung verleiht dem Werk den Charakter eines Heimatbuchs. Die zweite Aufgabe, die sich der Verf. in der Abhandlung stellt, nämlich die Baudenkmäler kunstgeschichtlich zu analysieren und zu werten, ist nicht befriedigend gelöst. Die Gruppierung um den burgartigen, barocken und klassizisierenden Stil ist manchmal etwas willkürlich, vor allem wenn die stilgeschichtlichen Untersuchungen auf Neubauten und Gartenhäuser angewandt werden. Auch ist zu bedauern, daß die zeitgeschichtlichen Angaben des Buches so knapp gehalten sind. (H. v. R.)

67. Petrovics, Alexis: *Samtida konst i Ungern.* Malmö: J. Kroon 1934. 181 S. 8°.

Der Direktor des Bpester Museums der schönen Künste zeichnet in der Einleitung des Buches mit sicherer Hand, knapp und prägnant die Wesenszüge der neuen ung. Kunst von den romant. und histor. Bewegungen in der zweiten Hälfte des XIX. Jh.s angefangen bis auf die modernsten Strömungen unserer Tage. Am ausführlichsten wird die Entwicklung der Malerei behandelt, hier entwirft P. auch kleine Porträts. Knapper sind die Abschnitte über Bildhauer- und Baukunst. Das Hauptgewicht des Werkes liegt denn auch auf dem umsichtig und mit beachtenswerter Objektivität zusammengestellten Bilderteil, der größtenteils aus dem Material der ung. staatlichen Kunstsammlungen ausgewählt wurde und deswegen nicht immer das repräsentativste Werk der Künstler enthält. Auch das wäre zu bezweifeln, daß die jüngste ung. Malerei mit den manirierten, klassizisierenden Werken Medveczkys und Molnárs gekennzeichnet werden könnte. Im ganzen wird aber das handliche, schön ausgestattete Buch seine Zielsetzung: eine orientierende Einführung zu geben, gut erfüllen. Es wäre sogar wünschenswert, dieses oder ein ähnliches Werk auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. (y.)

Das Ungarische Institut gibt den Tod seines hochgeschätzten Mitarbeiters und Förderers

ZOLTÁN VON GOMBOCZ

am 1. Mai 1935 zur Kenntnis.

Seit der Zeit, da der hervorragende, in der ganzen Welt anerkannte Vertreter der ungarischen Wissenschaft in den Jahren 1927/28 als Gastprofessor in Berlin weilte, hat er regen Anteil an den wissenschaftlichen Aufgaben des Institutes genommen und seine Mitarbeit zur Verfügung gestellt.

Das nächste Heft der Zeitschrift wird seinem Andenken gewidmet sein.

M. T. AKAD. KÖNYVTÁRA
Növedéknapló
1935 k. 2591

Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker.

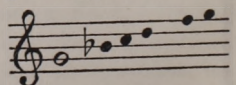
Von

Béla Bartók (Budapest).

Bevor man über die Wechselwirkung der magyarischen Volksmusik und der Volksmusik der Nachbarvölker sprechen kann, muß man über die magyar. Volksmusik im allgemeinen einiges sagen. Was ist eigentlich Volksmusik? Auf diese Frage kann man etwa folgende Antwort geben: die Volksmusik ist die Gesamtheit aller der Melodien, die als spontaner Ausdruck musikalischen Empfindens in irgendeiner menschlichen Gemeinschaft in mehr oder minder großer räumlicher Ausdehnung während einer gewissen Zeit im Gebrauch waren. Volkstümlich gesprochen: Volksmusik setzt sich aus Melodien zusammen, die von vielen lange Zeit hindurch gesungen wurden. Aber wenn Melodien von vielen Leuten und von Generation zu Generation gesungen werden, dann entstehen einerseits kleinere oder größere Veränderungen — hier so, dort anders, anderswo wieder anders — das heißt: es entstehen Melodienvarianten; andererseits wiederum gleichen sich ursprünglich verschiedenartige Melodien einander an: d. h. es entstehen Melodien mit gemeinsamen Merkmalen, die einen einheitlichen musikalischen Stil ergeben.

Eine Volksmusik kann also nur aus vielen einander mehr oder weniger ähnlichen Melodien bestehen. Solch eine Volksmusik ist z. B. die Musik des magyarischen Dorfes. Wenn man die neueren magyar. Dorflieder ungefähr kennt, kann man sehen, daß deren Melodien im Rhythmus, im Aufbau einander sehr ähnlich sind. Die zwei wichtigsten Klassen der magyar. Dorflieder sind die Klasse der alten und die der neuen Melodien. Die alten Melodien (A-Klasse) kennt das ungarische gebildete Publikum aus verschiedenen Gründen recht wenig, obwohl sie unsere wertvollsten musikalischen Schätze ausmachen.

Ihre auffallendsten Eigentümlichkeiten sind:

1. eine gewisse altertümliche — als asiatisches Erbgut mitgebrachte — unvollständige, fünfstufige pentatonische Tonleiter: 

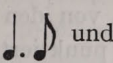
2. eine vierteilige, d. h. eine aus vier Melodienzeilen bestehende Struktur (eine Melodienzeile nennen wir einen auf je eine Verszeile gesungenen Melodienteil), bei der im allgemeinen der musikalische Inhalt der vier Teile voneinander verschieden ist (der des 1. und 4. Teiles auf alle Fälle);

3. die auf die vier Teile fallenden einzelnen Textzeilen haben die gleiche Silbenzahl (sind isometrisch).

Hinsichtlich des Rhythmus haben wir drei Arten von alten Melodien:

1. Parlando-Melodien, d. h. rezitativartig frei im Rhythmus (Beisp. 1, 2a, 43a, 44a, 46a, 47a, 50a, 51a, 73a); diese bilden den wichtigsten Teil der A-Klasse;

2. Melodien mit tanzmäßig unverändertem Rhythmus (Beisp. 2b, 48a, 49a, 60a, 61a);

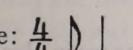
3. Melodien mit tanzmäßigem, jedoch dem Text sich anpassendem sogenanntem „punktiertem" Rhythmus. Dieser entsteht aus den Kombinationen folgender drei Schemata:  und  , und zwar nach der Quantität der Silben der Textzeilen.

Die Textzeilen unserer alten Melodien sind 6-, 7-, 8-, 9-, 10-, 11- und 12-silbig.

Die Melodien der 12-silbigen haben ausnahmslos Parlando-Rhythmus. Wir kennen ihrer kaum 6—7 (zahlreiche Varianten nicht inbegriffen), trotzdem sind sie für die magyar. Volksmusik sehr charakteristisch: kein einziges Nachbarvolk hat sie übernommen (1. Beisp.).[1])

Die Anzahl der 8-silbigen Melodien ist um vieles größer, der größte Teil von ihnen hat Parlando-Rhythmus (43a, 44a, 46a, 47a, 50a, 51a).

Die Melodien der weniger zahlreichen 6-silbigen haben ebenfalls entweder Parlando-Rhythmus (Beisp. 2a, 73a) oder straffen Rhythmus (Beisp. 2b).

Die 7-, bzw. 11-silber haben dagegen meistens einen tanzmäßigen, sich anpassenden (punktierten) Rhythmus mit dem stereotypen Rhythmus am Ende der Zeile:  (für die 7-silbigen siehe Beisp. 60a, 61a, für die 11-silbigen Beisp. 48a, 49a, für die 11-silbigen mit Parlando-Rhythmus Beisp. 46a). Auch deshalb sind sie wichtig, weil sie offenbar in der Ausgestaltung der Klasse der neuen Melodien eine große Rolle gespielt haben.

[1]) Volksmelodien können wir leichter vergleichen, wenn wir sie auf einen gemeinsamen Schlußton transponieren; deshalb enden die mitgeteilten Notenbeispiele — mit ein bis zwei Ausnahmen — alle auf g^1. Über den Melodien ist an erster Stelle die Nummer der eventuell vorhandenen Phonographenaufnahme zu sehen (M. F. — das Eigentum der Völkerkundlichen Abteilung des National-Museums; F andere — meistens im Besitz des Sammlers befindliche — Aufnahmen), danach der Name des Dorfes, der Name des Komitats (in Klammern), der Name des Sängers, eventuell die Zeit, das Jahr der Sammlung, zum Schluß — wenn es sich nicht um von mir selbst gesammelte Melodien handelt — der Name des Sammlers (in Klammern). || bezeichnet die Hauptzäsur (meistens den Schluß der 2. Melodiezeile), ¯| die Nebenzäsur vor der Hauptzäsur, |¯ die Nebenzäsur nach der Hauptzäsur. Ausführlichere Zeichenerklärung findet der Leser in meinem Buch: Das ungarische Volkslied. Berlin und Leipzig: Walter de Gruyter, in der Sammlung Ungarische Bibliothek Nr. 11.

Die alten Melodien zeigen auf dem von Magyaren bewohnten Gebiet einen einheitlichen Charakter: im wesentlichen sind sie genau so aufgebaut im Komitat Sopron (Ödenburg) wie in Csik und in der Moldva (Moldau), im Komitat Bereg so wie in Szerém (Syrmien). Sie sind im Aussterben, sozusagen nur noch alte Leute kennen sie. Wir haben bisher 1000 solche Melodien, die zu ungefähr 200 Variantengruppen gehören, gefunden.

Die neuen Melodien (B-Klasse) sind dagegen 20 bis 25 Jahre früher in erster Linie Lieder der Jugend gewesen, es ist wahrscheinlich, daß sie nicht älter als 10 bis 12 Jahrzehnte sind. Sie weisen folgende auffallende Eigentümlichkeiten auf:

1. den schon von den alten Melodien her bekannten tanzmäßigen, sich anpassenden punktierten Rhythmus;

2. einen gewissen symmetrischen Melodienaufbau, bei dem der 1. Abschnitt mit dem 4. übereinstimmt. Die wichtigsten Aufbauarten können wir mit folgenden Buchstabenschemata bezeichnen: 1. A A^5 A^5 A (Beisp. 7),[1]) 2. A A^5 B A (Beisp. 5, 62a); 3. A B B A (z. B. die Melodie mit dem Text „Zsindelyezik a kaszárnya tetejét"); 4. A B B A (bei diesen Signaturen bezeichnet je ein Buchstabe je einen Liedabschnitt, identische oder Abschnitte gleichen Inhalts werden durch den nämlichen Buchstaben bezeichnet; A^5—A eine Quinte höher). Von denen scheint A B B A — wenigstens bis jetzt — eine nur im magyarischen Material anzutreffende Struktur zu sein. Sie können verschiedene Tonarten haben: häufig ist die gewöhnliche dur-Tonart, die sog. dorische und aeolische, weniger häufig die mixolyde, selten die phrygische Tonart.

Sie sind mit den alten Melodien durch folgende Motive verbunden:

1. durch den bereits erwähnten sich anpassenden punktierten Rhythmus,

2. durch gewisse pentatonische Wendungen in der Melodienlinie, die an die alte unvollständige fünfstufige Tonreihe erinnern.

Diese Melodien haben jetzt ihre Blütezeit, wir haben ungefähr 3200 derartige neu-magyarische Melodien, die zu ungefähr 800 Variantengruppen gehören, aufgezeichnet.

Die weder zu den alten noch zu den neuen Melodien gehörenden magyar. Volksmelodien (C-Klasse) — mehr als die Hälfte des bekannten, sich auf ungefähr 10 000 Melodien belaufenden Materials — sind nicht einheitlichen Charakters. In ihnen zeigen sich mehr oder weniger Spuren fremder Einflüsse. Ihre vier hauptsächlichsten Gruppen sind:

I. Gruppen von vierzeiliger, isometrischer Struktur, isometrisch vierzeilig gebaute: a) im Parlando-Rhythmus, b) im tanzmäßigen unveränderten Rhythmus,

[1]) Beispiel 7 ist eine slowakische Übernahme aus dem magyar. Material; wegen Raumersparnis teile ich das sehr ähnliche magyarische Original nicht mit.

II. von vierzeiliger, isometrischer Struktur in einem sich anpassenden punktierten Rhythmus,

III. von vierzeiliger, heterometrischer Struktur (d. h. vier Zeilen der Versstrophe von ungleicher Silbenzahl), vierzeilig in einem unveränderten Rhythmus,

IV. von vierzeiliger, heterometrischer Struktur in einem sich anpassenden punktierten Rhythmus.

Einen spezifisch magyarischen Eindruck vermitteln die Melodien, die zur Unterklasse I.a), II. und IV. gehören, einen weniger magyarischen, die zur Unter-Klasse I.b), und kaum einen magyarischen Eindruck, die zur Unterklasse III. gehören. In der letzteren finden wir das meiste, von fremden Völkern stammende Material wie auch einen großen Teil der in unseren Dörfern verbreiteten ungarischen Kunstlieder.

Volkstümliche Kunstlieder. Es gibt nämlich außer unserer Dorfmusik auch eine ungarische Musik anderen Charakters: volkstümliche Kunstlieder, die fälschlicherweise auch „Zigeunermusik" genannt werden. Sie bilden die eigentliche Musik der ungarischen Oberschicht und bilden so eine Art städtischer Volksmusik. Bekannte oder unbekannte Verfasser kommen aus der Oberschicht, Hauptverbreiter sind die städtischen Zigeunerkapellen.

Sie sind im Aufbau und Charakter ziemlich heterogen, der größte Teil von ihnen stammt noch aus dem vorigen Jahrhundert. Ihre Zahl ist auf 1000 bis 2000 anzusetzen. Einen Teil dieser städtischen Kunstlieder — die wertvolleren unter ihnen — übernahm auch das Dorf, meistens mit unwesentlichen Veränderungen. Solche übernommenen Kunstlieder, wenn sie sich wirklich auf dem Dorfe verbreiteten und wenn in geringerem oder größerem Maße sich dort Varianten aus ihnen herausbildeten, gehören gleichsam zur Volksmusik des Dorfes: zum größten Teil sind sie einzureihen in die C-Klasse Ib und in die dritte Unterklasse. Es kommt auch vor, daß die übernommenen Kunstmelodien sich vollständig umwandeln, und zwar nach dem Muster der neuen Melodien (Klasse B).[3])

Es ist die Kehrseite dieser Erscheinung, wenn unsere Kunstliederkomponisten dörfische Melodienstrukturen nachahmen. Solche Kunstlieder ahmen die Konstruktion der neuen Volkslieder nach; oft sind sie so getreue Nachahmungen der Volksformen, daß man beinahe einen dörfischen Ursprung annehmen könnte. Es ist nur die kaum spürbare hier und da sich zeigende gekünsteltere Wendung der Melodienlinie, die den Verdacht auf einen nicht volkstümlichen Ursprung lenkt, auch dann, wenn wir ihre Komponisten nicht kennen würden. Das heutige Publikum kennt größtenteils nur diese verhältnismäßig jungen kaum mehr als hundert

[1]) Siehe Beisp. 80 und die darangeknüpften Bemerkungen meines obenerwähnten Buches „Das ungarische Volkslied".

Jahre alten Kunstlieder. Das Volk des Dorfes bewahrte dagegen treu auch die alten Melodien, seine eigenen alten dörfischen Melodien ebenso wie die Kunstmelodien alter Zeiten. Dies ist der eine Grund, weshalb die Musik, die wir auf dem Dorfe finden, viel reicher und wertvoller ist als das Material, das man gemeinhin „ungarische Volkslieder" nennt und das das heutige Publikum und seine Zigeunerkapellen kennen. So viel mußte ich über die Musik des magyarischen Dorfes vorausschicken. In meinem Buch: „Das ungarische Volkslied" findet der Leser Ausführlicheres.

Wechselbeziehungen in der Volksmusik. Die vergleichende Volksmusikforschung untersucht den Einfluß, den die Volksmusik des einen Volkes auf die des anderen ausübt. Dieses Verfahren ist dem der vergleichenden Sprachwissenschaft verwandt. Aber die Grundlage derartiger Arbeiten des Volksmusikforschers ist unsicherer, weil Aufzeichnungen der alten Volksmusik — wenigstens was Ost-Europa betrifft — kaum vorhanden sind. Wir müssen Hypothesen einen viel größeren Platz einräumen, was für die wissenschaftliche Arbeit nicht gerade günstig ist. Trotzdem ist es gelungen, wie wir später sehen werden, einige wichtige für das Magyarentum ziemlich günstige Feststellungen zu machen.

Wechselbeziehungen in der Volksmusik können auf verschiedene Weise vor sich gehen: 1. Es werden Melodien im großen und ganzen getreu übernommen. 2. Bei den übernommenen Melodien zeigt sich eine unwesentliche Veränderung, z. B. eine Erweiterung oder Verstümmelung, was oft als Verzerrung erscheint, die meist ihre Ursache im Nichtverstehen der ursprünglichen Konstruktion der übernommenen Melodie hat. 3. Die übernommenen Melodien ändern sich wesentlich entsprechend dem Geist des übernehmenden Volkes. 4. Es werden nur fremde Strukturen und Rhythmusgebilde übernommen.

Wechselbeziehungen zwischen der Volksmusik der Deutschen und der Magyaren. Jetzt nehmen wir uns der Reihe nach die Volksmusik unserer Nachbarn vor und untersuchen, in welcher Beziehung sie zur magyarischen Volksmusik stehen. Zwischen der Volksmusik des unmittelbar benachbarten Deutschtums, der Österreicher und der Steierer und der unserigen besteht, wie es scheint, keinerlei Beziehung und hat auch nie bestanden: die Melodien deutscher Art, die im magyarischen Material zu finden sind, sind allen Anzeichen nach nicht unmittelbare Übernahmen, sondern gelangten durch Vermittlung des tschechisch-mährisch-slovakischen Gebietes in das magyarische Material (Beisp. 3a und 3b). Dies ist eine sehr bemerkenswerte Tatsache, besonders wenn wir in Betracht ziehen, einen wie großen deutschen Einfluß die Volksmusik der Tschechen zeigt und daß die Volksmusik der Slowenen im wahren

Sinne des Wortes vollkommen deutsch wurde. (Siehe z. B. das slowenische Material der großen Sammlung von Kuhač).[1])

Was ist nun der Grund, daß die deutsche Volksmusik das tschechische Gebiet zum Teil, das slowenische gänzlich eroberte, das magyarische dagegen überhaupt nicht? Die Antwort darauf überlassen wir anderen Wissenschaftszweigen, wir dagegen begeben uns um einen Reichsteil weiter zur slowakischen Sprachgrenze.

Die Volksmusik der Slowaken und die magyarische Volksmusik. Die slowakische Volksmusik läßt sich im großen und ganzen in drei Gruppen teilen. In die eine Gruppe gehören die ganz alt scheinenden typisch slowakischen Melodien. Die wichtigsten unter ihnen sind die sog. valaská- oder detvanská-Lieder: Melodien mit eigenartigem Parlando-Rhythmus, mit mixolyder Tonleiter und mit Texten, die sich auf das Hirten- und Räuberleben beziehen. Sie sind nur aus dem Komitat Zólyom bekannt. Die in diese Gruppe eingereihten sind nur auf slowakischem Gebiet anzutreffen.

Die zweite Klasse ist uneinheitlichen Charakters. In dieser finden wir schon sehr viele auch in Mähren verbreitete Melodien. Sogar böhmische, auch tschechisierte deutsche Melodien. In diese Klasse sind die an Zahl geringen, vielleicht höchstens zehn Melodien einzureihen, die aus dem alten magyarischen pentatonischen Material ins slowakische Gebiet eingesickert sind (Beisp. 2c). Daß diese Übernahmen aus dem alten magyarischen Material stammen, darüber kann kein Zweifel bestehen. Die etlichen hundert Melodien nämlich, die das alte magyarische pentatonische Material ausmachen, sind im wesentlichen einheitlich, ob sie nun aus Transdanubien oder aus Siebenbürgen stammen. Es ist offensichtlich, daß die paar bei den Slowaken angetroffenen Melodien gleichen Charakters nur von den Magyaren zu den Slowaken gelangen konnten. Wir können also feststellen, daß früher die magyar. Dorfmusik zwar einen Einfluß auf die Musik des slowakischen Dorfes ausübte, aber dieser Einfluß ist nicht hoch anzuschlagen. Ich muß hier bemerken, daß eine solche Übernahme vereinzelter Melodien bei benachbarten Völkern besonders in der Nähe der Sprachgrenze eine selbstverständliche Erscheinung ist, die aber im allgemeinen von keiner Bedeutung ist.

Wir können aber nicht leugnen, daß die Magyaren in jener Zeit mehr von den Slowaken übernahmen, als sie ihnen gaben. So ist ein guter Teil des in die Unter-Klasse CIb und III. eingereihten magyarischen Materials wahrscheinlich eine Übernahme aus dem slowakischen Material oder möglicherweise unter slowakischem Einfluß entstanden. Hierher müssen wir übrigens auch die oben erwähnten Melodien deutscher Art rechnen, die offensichtlich durch slowakische und mährische Vermittlung aus dem deutsch beeinflußten tschechischen Material zu den Magyaren gelangten. Weiterhin

sind hier einige bei allen Völkern Ostmitteleuropas, also auch bei uns allgemein bekannte Melodien einzureihen. Bezüglich dieser kann man nicht mehr von slowakischem, kroatischem oder irgendeinem andern Einfluß sprechen; solche Melodien sind bei den Magyaren ebenso vorhanden, wie bei den Slowaken, bei den Polen, wie bei den Kroaten und Ruthenen (bei den Rumänen dagegen kaum). Sie sind für die Volksmusik der eben aufgezählten Völker nicht bezeichnend, wir könnten sie eher als Bestandteil eines osteuropäisch internationalen Musikjargons ansehen. Bei welchem Volk die eine oder die andere von ihnen zuerst auftauchte, das werden wir kaum jemals feststellen können, aber dies ist auch nicht so wichtig.

Die sich auf magyarisches Material beziehenden zahlenmäßigen Angaben zeigen folgendes:

Alte Pentaton-Melodie: ungefähr in 200 Variantengruppen, ungefähr 1000 (9%)	Neue Melodien: ungefähr in 800 Variantengruppen, ungefähr 4000 (38%)
Zur C-Klasse gehörende Melodien magyarischen Charakters, ungefähr in 600 Variantengruppen, ungefähr 2500 (23%)	Zur C-Klasse gehörende fremdartigen Melodien: ungefähr in 1000 Variantengruppen, ungefähr 4000 (38%)

Aus diesen Zahlen sehen wir, daß in der magyarischen Volksmusik in der Zeit vor der Ausbildung der neumagyarischen Melodien sich ein ziemlich großer, fast verhängnisvoll scheinender fremder Einfluß, der in erster Linie wohl aus dem Norden herrührt, zeigt.

Was konnte diese nationale Entartung verursachen? Darauf können wir keine bestimmte Antwort geben, höchstens Vermutungen äußern. Es ist wahrscheinlich, daß dieses fremde Material größtenteils in dem aus der Geschichte bekannten, sog. unnationalen Zeitalter (18. Jh.) bei uns einströmte; viele Zeichen deuten darauf hin, daß die ungarische Oberklasse bei der Einschleppung fremder Musikelemente eine große Rolle gespielt hat [1]). Die vollkommene Erschlaffung der damaligen Oberklasse würde psychologisch jedenfalls diese Erscheinung hinreichend erklären. Auffallend ist auch, daß das wenige, was die heutige Oberschicht von den dörfischen Volksmelodien neben den Kunstliedern kennt und liebt, in der Hauptsache aus fremdartigen Melodien dieser Art besteht (z. B. jene

[1]) Beweisen kann man es nicht, aber ich nehme es trotzdem als sicher an, daß das Beisp. 216 aus „Das ungarische Volkslied" (s. die dort angeführten Bemerkungen) — eine Art von mit Gesellschaftsspiel verbundener Melodie — sich bei uns zuerst in der Oberschicht einbürgerte als eine Übernahme aus dem tschechisch-slowakischen Material. Denn gesellschaftsspielartige Tänze repräsentieren schon eine höhere Kulturstufe und können ursprünglich auf dem Dorfe kaum vorhanden gewesen sein.

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

slowakische Melodie, die gegenwärtig als die Melodie der tschecho-slowakischen Nationalhymne gilt, weiterhin Beisp. Nr. 2, das in den UJb XI, 3 mitgeteilt ist). Auch das spricht dafür, daß der Hauptverbreiter dieser fremdartigen Melodien die Oberschicht sein konnte. Das Volk des Dorfes übernahm gern — auch damals schon — die aus den höheren Klassen stammenden Kulturprodukte, aber — zu ihrem Glück — bewahrte es damit gleichzeitig unversehrt auch den alten magyarischen Melodienschatz, die alten Pentaton-Melodien.

Direkte Übernahmen aus slowakischem Material — ohne Vermittlung der Oberschicht — sind nur in an slowakisches Sprachgebiet angrenzenden magyar. Dörfern in größerer Zahl nachweisbar (Beisp. 4a und 4b)[1]; aber auch dort gefährdeten sie nicht den Bestand des alten magyarischen Materials.

Obwohl die Zahl all dieser aus der Fremde hierher verpflanzten Melodien ziemlich groß war, vegetierten sie bei uns dennoch mehr als Fremdkörper; eine radikale Veränderung in der Dorfmusik führten sie nicht herbei, die Ausgestaltung eines neuen einheitlichen Stiles bewirkten sie nicht.

Was dämmte den Zustrom fremder Elemente in die magyarische Volksmusik ein? Die Ausbildung der neumagyar. Melodien des Dorfes. Über meine sich darauf beziehenden Vermutungen, wie sich etwa der neumagyar. Stil herausgebildet haben könnte, werde ich später ausführlicher sprechen (S. 210).

Jetzt wenden wir uns der Untersuchung zu, ob die neu-magyar. Melodien des Dorfes von irgendeiner Wirkung auf die Volksmusik der Slowaken waren.

Auf wirklich revolutionäre Weise und mit ebensolcher Schnelligkeit bildete sich in den letzten 10 bis 12 Jahrzehnten die magyarische neue Musik des Dorfes aus, sie drängte in erster Linie das alte Pentatonmaterial, dann aber auch vollkommen alles bisherige Material überhaupt zurück, ja vernichtete es allmählich. Dies ist schon für sich genommen eine recht erstaunliche Angelegenheit. Aber noch erstaunlicher ist es, daß die Revolution in der Musik des magyarischen Dorfes an der magyar. Sprachgrenze nicht haltmachte, sondern hinübergriff und auf den fremden Sprachgebieten mit derselben Vehemenz im großen und ganzen die gleichen Erscheinungen hervorrief; ja sie drang auch über die Grenzen des damaligen Ungarns hinaus nach Mähren und Galizien. Man könnte diese musikalische Revolution fast als verhängnisvoll für Slowaken und Ruthenen bezeichnen, wenn sich nicht dort unter dem Einfluß dieser Revolution — neben den ungeheuer vielen getreuen oder entstellten Melodienübernahmen — auch solche

[1]) Weitere Beispiele: Nr. 154, 160 in dem Buche: *Das ungarische Volkslied.*

Melodien herausgebildet hätten, die zwar ganz klar die Spuren des magyarischen Einflusses an sich tragen, aber doch als selbständige Bildungen zu betrachten sind.

Alle diese Melodien, die im slowakischen Material aus dem magyar. Material übernommen oder unter magyar. Einfluß entstandene Neubildungen sind, bilden die 3. Klasse des slowakischen Materials.

Fassen wir im nachfolgenden dieses für uns so interessante Musikproblem gründlicher ins Auge.

Wie ich schon gesagt habe, ist der Rhythmus des größten Teils der neu-magyarischen Melodien der sog. punktierte, sich anpassende Rhythmus. Bei den Slowaken paßt sich der punktierte Rhythmus in den meisten Fällen der Quantität der Textsilben nicht an: die  und  -Schemata gruppieren sich schon in der ersten Strophe vom Texte unabhängig zu einer gewissen harmonischen Folge, diese Folge bleibt in den folgenden Strophen unverändert.

Über die im großen und ganzen getreuen Übernahmen ist nichts besonders Bemerkenswertes zu sagen. Beispiele dafür geben Nr. 5—9.

Die entsprechenden magyarischen Varianten veröffentliche ich aus Gründen der Raumersparnis nicht, das allgemein bekannte magyar. Original von Beisp. 5 zeigt Beisp. 79 in meinem Buch: *Das ungarische Volkslied;* Beispiel 7 und 8 ist weniger bekannt: beide haben 3 bis 4 Varianten und ungefähr ebensoviel slowakische Varianten. Die magyar. Variante zu Beispiel 6 kennen wir nicht, aber es ist wahrscheinlich, daß sie vorhanden ist, wir haben sie nur noch nicht entdeckt. Beisp. 9 zeigt die „Nationalitäten"-Varianten des allgemein bekannten Liedes „Végigmentem az ormódi temetőn: a) die slowakische, b) die ruthenische,[1]) c) die kroatische,[2]) d) die rumänische Variante. In der slowakischen und rumänischen Variante stehen an Stelle der magyar. elfsilbigen Textzeilen achtsilbige, die fehlenden Silben werden mit einem „seja hoj", bzw. durch einen Refrain „trailala" ersetzt. In der kroatischen Variante sind die Textzeilen gleichfalls achtsilbig; um sie den (für Elfsilber zugeschnittenen) Melodiezeilen anzupassen, hilft man sich hier mit dem Einfügen von Takten (2. Takt) und von Tönen (4. Ton des 4. und 9. Taktes). (Die punktierten Linien in den aus der Sammlung von Žganec zitierten Beispielen zeigen die fehlerhafte Takteinteilung von Žganec: in Beisp. 9c teilte er die Melodie vorwiegend in $^2/_4$-Takte ein, was sowohl dem Rhythmus der Textzeilen als auch dem Aufbau der Melodie derart widerspricht, daß die Melodie in seiner Aufzeichnung kaum

[1]) Kolessa, Dr. Philaret: *Volkslieder aus dem galizischen Lemkengebiete.* Lemberg 1929, Veröffentlichung der Schewtschenko-Gesellschaft.

[2]) Žganec, Dr. Vinko: *Hrvatske pučke popijevke iz Među murja* (Kroatische Volkslieder der Mur-Insel, 1. Bd. Weltliche Melodien). Veröffentlichung der Wissenschaftlichen Akademie in Zagreb, Zagreb 1924.

erkennbar ist. Für die rumänische Variante ist die reiche Ausschmückung und Dehnung einzelner Noten und Werte charakteristisch (rubato-Vortrag). Die ukrainische Variante endet auf einen anderen Ton, als es sein müßte (aber in derselben Sammlung hat diese Melodie noch zwei Formen, Nr. 598a und b mit der regelrechten Schlußnote). Wir kennen noch eine slowakische (Slovenské Spevy I. 308) und zwei mährische Varianten (Bartoš II. 1 und Janáček-Bartoš 29).[1]) Die magyar. ursprüngliche Gestalt — wahrscheinlich ein Kunstlied — wurde schon i. J. 1847 in dem Schauspiel „Csikós" von Szigligeti benutzt.[2])

Interessanter ist jene Gruppe der Übernahmen, bei der sich Veränderungen zeigen, die wie Konstruktionsverstümmlungen anmuten. Meistens fällt eine Melodienzeile oder eine Wiederholung weg: so wird aus der charakteristischen magyar. A B B A-Form A B A, d. h. aus dem ursprünglichen Vierzeiler ein Dreizeiler (Beisp. 11b).

Wenn wir Beisp. 11b mit 11a, dem magyar. Beispiel, vergleichen, so stellt es sich heraus, daß in der slowakischen Variante der 2. Abschnitt der magyarischen fehlt, die slowakischen 2 × 6-silbigen Textzeilen (an Stelle der ungarischen 10-silbigen Textzeilen) haben als Folge Tonverdoppelungen in der slowak. Variante.

Es kommt vor, daß bei einer solchen verstümmelten ABA-Form nicht jene Zeile sich wiederholt, die sich wiederholen sollte: so entstehen aus ABBA (Beisp. 15) AABA, sogar ABAA-Formen (Beisp. 14, 18). Oft fällt die 1. und 2. Zeile der Melodie fort, eine solche Halb-Melodie zeigt Beisp. 12 (und Beisp. 13?).

1.—4. Strophe von Beisp. 13:

Slowakischer Text	Übersetzung
Zabili Šipoša	Man brachte Šipoš um
Za šestdesiat zlaty,	wegen sechzig Gulden,
Hodili ho do Dunaja	man warf ihn in die Donau
Za tie tri dukaty.	um drei Golddukaten.
Dunaj ho neprijal,	Die Donau behielt ihn nicht,
Na vrch ho vyhodil;	sie warf ihn ans Ufer,
Prišol k nemu hajov legeň	da kam ein Schifferjunge,
Do šifa ho hodil,	nahm ihn in sein Schiff.

[1]) *Slovenské Spevy*, Bd. I—III, Turócszentmárton, 1880, 1890 und 1899, bzw. 1926 (ungefähr 2000 Melodien).

Bartoš, František, II.: *Národni Písne Moravské*, Brünn 1882 (ungefähr 1050 Melodien) und III.: *Národni Písně Moravské*, Prag 1899 und 1901 (ungefähr 2100 Melodien), ein Teil der letzteren ist die aus 58 Melodien bestehende, besonders numerierte Janáček-Sammlung.

[2]) Die auf die ungarischen Kunstmelodien bezüglichen Daten verdanke ich Herrn Major Ervin.

Prišla k nemu mati:
— Stávaj syn moj zlatý!
Jeho pekný čierny kabát
Primrznuty našli

Es kam seine Mutter dazu:
— Steh auf, lieber Sohn!
Seinen schönen schwarzen Rock
fand sie festgefroren an ihm.

Prišol k nemu tatik:
— Stávaj syn moy zlatý!
Jeho pekné čierne vlasy
Primrznutie našli.

Es kam der Vater dazu:
— Steh auf, lieber Sohn!
Sein schönes schwarzes Haar
fand er da angefroren.

Text der magyarischen Volksballade	Übersetzung
Megöltek egy legényt	Man erschlug einen Burschen
Hatvan forintjáért,	wegen seiner sechzig Gulden,
A Tiszába bevetették	man warf ihn in die Theiss
A nyerges lováért.	wegen seines gesattelten Pferdes.
Tisza be nem vette,	Die Theiss behielt ihn nicht,
Partjára vetette,	sie warf ihn ans Ufer,
Arrament egy hajóslegény,	es ging zu ihm ein Schifferbursche,
Hajójába tette.	legte ihn in sein Schiff.
Odament az anyja,	Da kam seine Mutter gegangen,
Költi, de nem hallja,	sie weckt ihn, aber er hört nicht.
Szép fekete göndör haja	Sein schönes schwarzes krauses Haar
Vállára van hajtva.	schmiegt sich über seine Schultern.
Odament az apja,	Da kam sein Vater gegangen,
Költi, de nem hallja,	er weckt ihn, aber er hört ihn nicht,
Sárga sarkantyus csizmája	seine gelben Stiefeln mit den Sporen
Lábára van fagyva.	sind an seinen Füßen festgefroren.

(Erdélyi: Népdalok és Mondák [Volkslieder und Sagen] Pest 1846. S. 377.)

Die Slowaken haben in diesem Fall auch den Text — in einer fast wortgetreuen Übersetzung — aus dem Magyarischen übernommen.

Die Melodie des Beisp. 13 ist wahrscheinlich keine halbe Melodie, sondern eine vollständige, die aus der magyarischen C IV Unterklasse stammt.

Manchmal wiederholen sich beide Zeilen solcher aus der dritten und vierten Mel.-Zeile bestehenden Halbmelodien: aus ABBA entsteht BBAA.

Es kann auch vorkommen, daß einzelne Melodiezeilen verkürzt (Beisp. 18b und 19) oder verlängert werden (Beisp. 10).

Beisp. 10 stammt aus der wohlbekannten (vielleicht Kunst-?) Melodie

mit dem Text „Kinek van: karikagyűrűje", bei Beisp. 18b und 19 ist die dritte Melodiezeile verstümmelt, die zweite Melodiezeile ist weggefallen, statt dessen wiederholt sich die erste. N. B. das Original für Beisp. 19 habe ich bisher nicht aufgefunden!

Auf eine Kuriosität wäre bei Beisp. 20b hinzuweisen: 20a ein tschechisches Lied nach deutscher Art, 20c die slowakische Variante einer wohlbekannten magyarischen Melodie mit dem Text „Zsindelyezik a kaszárnya tetejét" (die dritte Melodiezeile ist weggefallen, die erste wiederholt sich), 20b aber stellt die Vermengung (Kontamination) von diesen beiden dar. Die Vermengung kam offensichtlich dadurch zustande, daß die dritte Melodiezeile der tschechischen und der magyarischen Melodie sich zufällig ein wenig gleichen.

Wir kennen noch zwei slowakische und zwei mährische Varianten, die Beisp. 20c ähnlich sind (Bartoš II. 265 und III. 592a), ferner eine kroatische von der Mur-Insel (Žganec, S. 490), in der letzteren sind nur BBA-Zeilen.

Sehr charakteristisch ist es, wenn die übernommene magyar. Melodie in eine gewisse typisch slowakische Struktur gezwungen wird. Allgemein bekannt ist die Melodie: Kertem alatt faragnak az ácsok; aus dieser gestaltet sich die slowakische Melodie mit dem Text: Pri Prešporkom, pri tychom Dunajku, in der wir die sogenannte slowakische Rhythmusverengung finden. Am interessantesten ist aber, daß diese slowakisierte Form von den Magyaren wieder zurückübernommen wurde, aber wieder umgeändert, sozusagen zurückmagyarisiert (s. die Melodien auf S. 92—93 in „Das ungarische Volkslied".)

Auf ähnliche Weise wurde — wie Beisp. 21 zeigt — eine 1857 erschienene, sehr bekannte Melodie (Text: Szomorú fűz ága hajlik a virágra) von Kálmán Simonffy slowakisiert; es sind noch drei ähnliche slowakische Varianten, dann eine kroatische von der Mur-Insel (Kuhač 512) bekannt.

Es taucht die Frage auf, mit welchem Text die Slowaken solche übernommenen Melodien singen. Es ist verhältnismäßig selten, daß sie auch den ursprünglichen Text übernehmen, natürlich ins Slowakische übersetzt (s. das obengenannte Beisp. S. 203). Meistens nimmt man entweder die Texte älterer Melodien, die den neuen Melodien untergelegt werden, oder man nimmt einen Text (größtenteils mit Zeilen von 11 oder 10 Silben), der sichtlich in der neuesten Zeit den neuen Ansprüchen entsprechend entstanden ist, so daß sie mit kleinen Änderungen der eventuell andersartigen Struktur angepaßt sind. Sehr charakteristisch und wichtig ist aber, was wir bei den Melodien mit Refrain-Texten beobachten können. Sehr oft wird der magyar. Refrain magyarisch übernommen. Die ihn übernehmen, können meistens nicht magyarisch, infolgedessen verzerren sie die magyar. Worte des Refrains (Beisp. 22a, 23, 24, 25).

22 a, b, c, d sind slowakische, mährische und ruthenische Varianten des Liedes: Vörös bort ittam az este. Dieses Kunstlied ist nach Bertalan Fabó (A magyar népdal zenei fejlödése [Die musikalische Entwicklung des ungarischen Volksliedes] 1908, S. 397/8) eine Komposition von Szentirmay, es ist 1876 im Heft „Soldosné" (Blaháné) „kedvelt dalai" als Nr. 3 erschienen. Die hier veröffentlichten Varianten bringen ausnahmslos nur die 2. Hälfte der Melodie.

Der Refrain von 22a „čilagom, rad'agom, galambom" ist die Entstellung des ursprünglichen „ragyogó csillagom, galambom" (= mein funkelndes Sternchen, mein Täubchen). Der Refrain von Beisp. 22b, der in tschechischer Sprache abgefaßt ist, lautet magyarisch: „Ragyogtak a csillagok, Istenem!", dies ist zweifellos eine etwas freie Übersetzung des Original-Refrains „Ragyogó csillagom etc." Der zweite und die zwei letzten Takte des Beispiels 22c zeigen schon eine bedeutende Abweichung, Beisp. 22d ist derart verändert (nur der dritte Takt ist unverändert geblieben), daß man ohne Einschaltung von Beisp. 22c kaum auf seine Herkunft schließen könnte. Zu Beisp. 22a und b nahestehenden Varianten kennen wir noch zwei: eine slowakische und eine mährische (Černik 279).[1]) Vgl. die Beispiele 62 a—f und die beigefügten Bemerkungen (S. 28).

Der Refrain von Beisp. 23 „Leva levele, ruzan dzerebebe" stammt von dem bekannten magyarischen Refrain „Rin vaj revere, rózsám gyere be"; in Beisp. 24 ist der magyarische Refrain unverändert geblieben, in Beisp. 25 entspricht „Látod baba" offensichtlich „Látod babám". Das magyarische Original der Melodie habe ich noch nicht gefunden.

Die Beispiele 26, 27 und 28 weisen Entlehnungen auf, die aus der II. bzw. IV. Unterklasse des magyarischen Materials C stammen.

Beisp. 26a ist wahrscheinlich irgendein älteres magyarisches Kunstlied, wir kennen mehrere magyarische Varianten (vgl.: Das ungarische Volkslied; Beisp. 280, aus dem Komitat Tolna); Beisp. 26b hat noch zwei mährische Varianten: Bartoš II. 610 und Sušil 759, S. 571;[1]) dagegen ist die slowakische Variante bisher noch nicht zum Vorschein gekommen, wenn sie auch vermutlich existiert. Weiterhin kennen wir eine kroatische Variante aus dem Komitat Vas (Eisenburg): Kuhač 337.[2]) Beisp. 26c hat noch eine rumänische Variante aus dem Komitat Torda Aranyos zu genau demselben Text; der Text wird wohl nicht dörfischen Ursprungs sein, schon deshalb nicht, weil in den rumänischen Volkstexten überhaupt keine 11-silbigen Zeilen vorkommen. Es ist vielmehr eine künstliche Übertragung aus dem Magyarischen, die offensichtlich von einem Geschulten herrührt.

---

[1]) Černik, Joža: *Zpěvy Moravských Kopaničárů*, Prag (313 Melodien).

[2]) Sušil, František: *Moravské Národní Písně*, Brünn 1859 (1890 Melodien).

Der magyarische Text lautet in deutscher Übersetzung:

Siebenbürgens Hauptstadt ist Klausenburg,
Geliebte hatte ich manchmal fünfzig, manchmal hundert;
Geliebte hatte ich auch manchmal hundert,
Wie gut wäre jetzt wenigstens eine davon.

Es gefällt der Berg der Tanne und auch der Linde:

Ich hatte tausend Geliebte, jetzt aber keine.
Allezeit hatte ich sie, jetzt aber habe ich keine,
Mir zu lieb soll ich auch keine haben.

Der Zusammenhang beider Texte ist offensichtlich.

Die Melodie des Beisp. 27 ist die slowakische Variante des bekannten Liedes „Csicsónénak három lánya"; die erste Hälfte der Melodie — unter dem Einfluß anderer slowakischer Lieder — ist ziemlich verändert. Eine andere gleichfalls aus dem Komitat Zólyom stammende slowakische Variante weicht nur in einigen Tönen von der magyarischen Gestalt ab.

Bei Beisp. 28a — die Melodie unseres „Kossuth-Liedes" — ist es auffallend, daß der Text gleichfalls von Kossuth spricht, aber — Kossuth verlästert. Der Sammler, bzw. der, der das Lied veröffentlicht hat, hat dieser Melodie überhaupt keine Bemerkung beigefügt, offensichtlich vermutete er gar nicht, daß diese Melodie mit der magyarischen „Kossuth"-Melodie identisch ist. Wahrscheinlich haben wir es auch hier mit einer künstlichen Übersetzung zu tun, in der der ursprüngliche enthusiastische Text absichtlich zu einem herabsetzenden umgestaltet wurde. 28b ist eine slowakische Variante des 2. Teiles des Kossuth-Liedes; von ihm sind noch zwei von der erwähnten kaum abweichende slowakische Varianten bekannt.

Solche mehr oder weniger getreuen Übernahmen sind recht zahlreich im slowakischen Material. Vor 20 bis 30 Jahren wurden sie nur von der Jugend, eventuell von den etwas Älteren gesungen, die Alten haben sie nicht gekannt. Die statistischen Angaben der Sammlungen geben über ihre Verbreitung leider kein ausreichendes Bild, denn die slowakischen Sammler haben — verständlicherweise — magyarische Melodien nur spärlich aufgezeichnet, am meisten dann, wenn sie von ihrem magyarischen Ursprung nichts wußten. Sogar ich selbst habe während meiner ersten Sammlerjahre in der Slowakei fälschlicherweise die aus dem magyarischen Material schon bekannten Melodien nicht aufgezeichnet. Damals habe ich noch nicht unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten gesammelt, und ich dachte, daß man nur unbekannte Melodien aufzeichnen sollte, ganz im Gegensatz zu jener exakt wissenschaftlichen Methode, der ich

[2]) Kuhač, Fr. S.: *Južno-Slovjenske Narodne Popievke*, Zagreb 1879—1881 (1600 Melodien).

mich später angeschlossen habe und nach der alles aufgezeichnet werden muß, gleichviel ob es schon vorhanden ist oder nicht, ob es gefällt oder nicht.

In meiner ungefähr 2500 Stücke umfassenden slowakischen Sammlung befinden sich trotzdem 320 ganz getreue und ungefähr 90 mehr oder weniger veränderte Entlehnungen aus dem Magyarischen.

Die Slowaken haben 1880—1926 in ihrer Sammlung Slovenské Spevy ungefähr 2000 Melodien veröffentlicht; unter diesen sind 80 Melodien neumagyarischer Herkunft, wie das die Herausgeber in vielen Fällen auch angeben.

Die alten tschechischen und mährischen Sammlungen[3]) haben unter ihren einige Tausende umfassenden Melodien keine derartigen Entlehnungen; unter den 3500 Melodien jedoch, die Bartoš und Černik 1880—1908 veröffentlichten, befinden sich schon 85 neumagyarische Übernahmen.

Wie kann man die magyarische Herkunft dieser Melodien beweisen? Für die Dorfmelodien gibt es zwar keine handgreiflichen Beweise, um so mehr indirekte: 1. Auf magyarischem Sprachgebiet geht die Zahl dieser Melodien in die Tausende, auf dem slowakischen und ruthenischen Sprachgebiet in die Hunderte, auf mährischem Gebiet gibt es nicht einmal soviel. 2. Bei den Magyaren findet man kaum entstellte und gekürzte Formen, auf slowakischem, mährischem und ruthenischem Gebiet sind diese in der Mehrzahl oder wenigstens sehr oft vorhanden. 3. Ein sehr wichtiger Beweis ist jener Umstand, daß bei den Melodien mit Refrain-Texten die Entlehner den *magyar. Refrain*, wenn auch oft entstellt, bewahrten. Wie könnte man sonst das Vorhandensein eines magyar. Refrains inmitten eines slowakischen oder ruthenischen Liedes erklären, wenn nicht so, daß die Melodie mitsamt Refrain übernommen wurde? 4. Ein fast handgreiflicher Beweis ist folgender: die Slowaken haben auch viele solche magyar. Kunstlieder übernommen, welche in den magyar. Dörfern allgemein bekannt sind. Der magyar. Ursprung dieser Lieder ist unzweifelhaft, ja in vielen Fällen kennen wir die Verfasser dem Namen nach.

Allerdings kann man die Frage aufwerfen, ob wohl ungarische Verfasser nicht vielleicht aus slowakischem oder einem anderen fremden Material geschöpft haben? Darauf können wir mit einem entschiedenen Nein antworten, denn zur Zeit des Erscheinens ihrer Werke oder vorher ist in den tschechischen, mährischen oder slowakischen Sammlungen von solchen Melodien keine Spur. Wenn also bei den Slowaken die Neigung zur Übernahme solcher Kunstmelodien vorhanden war, um wieviel stärker muß diese Neigung sie zur Übernahme der bei uns noch viel verbreiteteren

[1]) Erben, K. J.: *Nápěvy prostonárodních písní českých*, Prag 1863 (ungefähr 800 Melodien) und die oben erwähnte Sušil-Sammlung.

neuen Dorfmelodien gedrängt haben. 5. Wenn wir die allgemeine Verbreitung dieser neumagyarischen Melodien untersuchen, sehen wir, daß ihr Mittelpunkt das ganze magyarische Sprachgebiet ist; auf diesem Gebiet leben diese so, wie nur ein vollkommen entfalteter Musikstil in seiner vollen Blüte leben kann. Von hier strahlt ihre Kraft sozusagen in jede Himmelsrichtung aus; im Norden auf das slowakische und ruthenische Sprachgebiet ebenso, wie im Süden auf das kroatische Gebiet der Mur-Insel; auf das übrige kroatische, bzw. rumänische Gebiet allerdings weniger, aber die Spuren ihres Einflusses sind auch hier bemerkbar. Je mehr wir uns von dem magyarischen Mittelpunkt entfernen, um so mehr verliert diese Ausstrahlung an Kraft. Nach all dem ist es vollkommen unzweifelhaft, daß die Wiege dieses Stils nur das magyarische Sprachgebiet sein konnte.

Sehr interessant sind auch die den magyarischen Einfluß verratenden selbständigen Gestaltungen. Hier ist es vor allem der sog. punktierte Rhythmus, den wir als magyarisch empfinden, weiterhin jene stereotype Rhythmusformel am Zeilenende, die wir aus den neuen magyarischen Volksliedern so gut kennen (S. 195) und endlich eine gewisse, die neumagyarischen Melodien kennzeichnende Melodielinienführung. Ein abschließendes Urteil kann man darüber noch nicht abgeben, denn es sind noch nicht genügend Melodien dieser Art gesammelt. Das eine kann man auf jeden Fall feststellen, daß sie nämlich bei den Magyaren bis jetzt unbekannt sind; daraus darf man — wenigstens vorläufig — folgern, daß ihr Entstehungsort das slowakische Sprachgebiet ist. Solche Melodien sind unter Nr. 29—33 angeführt.

In dem vollkommen unverständlichen Refrain des Beisp. 31 kommen magyarische Wörter vor; vielleicht haben wir hier auch die Verzerrung irgendeines — bisher unbekannten — magyarischen Refrains. Bei Beisp. 33 können wir nur mehr in dem Rhythmus des 3., 4., bzw. 6., 7. Taktes magyarischen Einfluß erkennen, übrigens ist die ganze Melodie vollkommen fremdartig.

Beisp. 34 zeigt eine eigentümliche slowakische Variante der Melodie des bekannten (wahrscheinlich älteren Kunst-) Liedes mit dem Text „Cserebogár, sárga cserebogár"; wir kennen noch sechs slowakische Varianten, weiterhin eine mährische (Bartoš III. 1151). Der rumänische Musikschriftsteller Oktavian Beu hält es für eine Melodie rumänischen Ursprungs, aber diese Ansicht ist unhaltbar: keine einzige rumänische Variante habe ich in den rumänischen Dörfern gefunden, in Ungarn dagegen kommt sie schon in vielen Handschriften vom Anfang des vergangenen Jahrhunderts an vor.

In meiner eigenen slowakischen Sammlung befinden sich ungefähr 300 solche Melodien, die entweder derartige selbständige Bildungen oder

Übernahmen aus den magyarischen C II- und IV-Gruppen sind. In den slowakischen Sammlungen sind ungefähr 70, in den mährischen ungefähr 80 dieser Art. Unter den Melodien meiner slowakischen Sammlung — auch die 400 früher erwähnten mit eingerechnet — kann man den Prozentsatz jener Melodien, die magyarischen Ursprungs oder magyarisch beeinflußt sind, auf 25% veranschlagen.

Die Volksmusik der Ruthenen und die magyarische Volksmusik. Die Volksmusik der Ruthenen stand in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts unter einem noch stärkeren magyarischen Einfluß als die Volksmusik der Slowaken. Aber bevor wir darüber sprechen können, muß ich darüber Rechenschaft ablegen, ob die ruthenische Volksmusik irgendeine Wirkung auf die magyarische gehabt hat.

Die charakteristischste Tanzmusik der Ruthenen ist die sogenannte Kolomejka (Beisp. 63 und 64a). Viele hundert Kolomejka-Melodien sind im Druck erschienen.[1]) Die sogenannten Schweinehirtenlieder-Melodien[2]) des magyarischen Materials stimmen erstaunlich überein mit den ruthenischen Kolomejka-Melodien: offensichtlich sind es mehr oder weniger umgestaltete Formen der letzteren. Ungefähr 30 solche Variantengruppen liegen im magyarischen Material vor (s. Beisp. 64b, 65, 66a, 67a und die beigefügten Bemerkungen auf S. 29). Diese Zahl ist im Verhältnis zu dem ganzen Melodienmaterial verschwindend gering, so daß man den Einfluß der ruthenischen Kolomejka als nicht gerade groß bezeichnen kann. Von der Wichtigkeit dieser offenbar unter ruthenischem Einfluß gestalteten Schweinehirten-Melodien sprechen die folgenden — meiner Meinung nach als Grundlage weiterer Untersuchungen annehmbaren — Hypothesen:

1. Es ist wahrscheinlich, daß aus den Melodien der Schweinehirtenlieder sich zunächst die Musik der sogenannten Kurutzenlieder entwickelte (z. B. sind mit Nr. 304 aus „Das ungarische Volkslied" verwandt das berühmte „Tyukodi"-Lied), dann aber die sogenannte „Verbunkos-(Soldatenwerber)-Musik". Namentlich sind die älteren magyarischen Verbunkos-Melodien, weiterhin die von den Mezőséger Rumänen aufbewahrten ähnlicher Gattung (s. S. 220) entschieden verwandt mit magyarischen alten Schweinehirten-Melodien. Später wurde die Verbunkos-Musik natürlich mit westeuropäischen Einflüssen aus dem 18. Jh. stark untermischt, sie verstädterte in zu hohem Maße, so daß ihr Zusammenhang mit den Schweinehirten-Melodien sich verwischte.

2. Es ist möglich, daß die neumagyarischen Volksmelodien unter

[1]) Ljudkewitsch, St.: *Halitscko-russki Narodni Meljodii.* Lemberg 1906, hrsg. von der Schewtschenko-Gesellschaft (mehr als 1500 Melodien). Nr. 1019—1211.

[2]) Das ungarische Volkslied, Beisp. 301—304.

dem Einfluß der Verbunkos-Musik entstanden sind. Aber dieser Einfluß wurde offensichtlich von so vielen andersartigen Einflüssen durchkreuzt (z. B. der Einfluß des pentatonischen Systems der alten magyarischen Volksmelodien, der Einfluß des punktierten Rhythmus und eventuell der der neueren Kunstlieder), daß der Zusammenhang zwischen dem neumagyarischen und dem Verbunkos-Stil noch schwerer zu erforschen ist als jener zwischen der Verbunkos-Musik und dem Schweinehirtentanz. Der Entwicklungsgang kann — mehr meinem Gefühl als meinem Wissen nach — folgender gewesen sein: ruthenische Kolomejka > magyarisches Schweinehirtenlied > Verbunkos-Musik > neumagyarische Volksmelodien. Dieser Entwicklungsgang mag — insofern er sich als richtig erweist — von der Bedeutung des ruthenischen Einflusses sprechen und nicht die Zahl der unter unmittelbar ruthenischem Einfluß gebildeten Melodien.

Die neumagyarischen Volksmelodien übten auf die ruthenische Volksmusik im großen und ganzen den gleichen Einfluß aus wie auf die slowakische Volksmusik.

1923 erschien eine Sammlung, deren Material aus dem Gebiet der ungarländischen Ruthenen, 1929 eine, deren Material aus dem galizischen Gebiet vom Nordabhang der Karpathen stammt. Beide teilen nur ein noch vor dem Kriege gesammeltes Material mit. Die Sammlung und die Veröffentlichung ist das Werk des besten Volksliedforschers der Ukrainer, Philaret Kolessa, [1]) der offenbar alles, ohne eine Auswahl zu treffen, aufgezeichnet hat.

Von den 153 Melodien der ersten Sammlung sind 63, also mehr als 40%, von den 817 Melodien der zweiten 149, d. h. fast 20%, magyarischen Ursprungs. Zwei von ihnen führe ich in den Notenbeispielen Nr. 35 und 36b an.

Beisp. 35 besteht eigentlich aus zwei inneren Zeilen einer magyarischen Melodie mit der Struktur ABBA, aber in umgekehrter Reihenfolge; der 4. Takt der Melodie ist allerdings nur eine Einschaltung, also: 3. Zeile (= 1., 2., 3. Takt) + Einschaltung von einem Takte + 2. Zeile (= 5., 6., 7. Takt)! In dem Band stehen auch solche magyarischen Melodien, die auf eine einzige Zeile gekürzt sind, z. B. Nr. 315, 351. Entstellte magyarische Refrains freilich finden sich in diesem Material ebenfalls, z. B. Nr. 602: чардаш шпіцекі голомбом (= csárdás spiceki golombom) > csárdás picike a galambom; Beisp. Nr. 574: кісом галом (= kiszom galom) > kis angyalom!; auch die Melodie des letzteren Liedes ist dieselbe wie im Magyarischen die Melodie mit dem Text „Három bokor saláta, kis angyalom".

[1]) Das eine Dr. Kolessa, Philaret: *Népdalok a Kárpátok déli lejtőjéről* (Volkslieder von dem südlichen Abhang der Karpathen), SA. aus dem „Naukovi Sbornik" (der Titel der Ausgabe in ruthenischer Sprache), 1923, das zweite siehe Anm. auf S. 202.

Die obigen statistischen Angaben beweisen klarer als alles, von welch großem Einfluß auch noch in Galizien die neu-magyarischen Volksmelodien gewesen sind. Die alten magyarischen pentatonischen Melodien wiederum hatten kaum einen Einfluß auf die Ruthenen, ebenso wenig wie auf die Slowaken (die ruthenischen Varianten zu Beisp. 2a finden wir in der galizischen Veröffentlichung von Kolessa unter Nr. 122 a, b, c und 132a, b).

Wir wollen jetzt untersuchen, welche Faktoren es verursacht haben könnten, daß die neu-magyarischen Melodien eine so große Wirkung auf die Slowaken und Ruthenen ausgeübt haben.

Erstens: der flotte Rhythmus der Melodien selbst, die Frische der Melodienlinie — sozusagen ihre Modernität — können die Hauptursache gewesen sein, die conditio sine qua non. Einen großen Anteil an der Verbreitung hatte dann die Tatsache, daß die auf dem Gebiet des alten Ungarns wohnenden Völker ihren Militärdienst zusammen leisteten. Auf dem magyarischen Sprachgebiet selbst spielte zweifellos gerade das Soldatenleben eine sehr große Rolle in der Verbreitung der neuen Lieder. Wahrscheinlich halfen auch die Dorfzigeunermusikanten bei der Verbreitung mit, sowohl innerhalb als auch außerhalb der magyarischen Sprachgrenze. Und schließlich mag auch folgender Umstand mitgespielt haben: es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß vor dem Kriege und noch bis zum Ende des Krieges sich des Sommers sehr viele slowakische Landarbeiter auf dem Alföld als Saisonarbeiter verdingten. Offensichtlich förderte auch dies die Übernahme der Melodien. Freilich müssen wir außer diesen Gründen irgendeine Prädisposition voraussetzen, eine seelische Verwandtschaft zwischen den Völkern der magyarischen, der slowakischen und der ruthenischen Dörfer. Nur ein Faktor hat bei der Verbreitung keine Rolle spielen können: die gewaltsame von oben kommende Magyarisierung. Auch schon deshalb nicht, weil bei den Ungarn dazu die Absicht fehlte; gerade die führenden Männer liebten die magyarische Volksmusik nicht sonderlich, kannten sie auch nicht. Aber eine derartige künstliche Verbreitung ist auch von einem rein sachlichen Standpunkt aus unmöglich. Die Dorfkunst kann nur eine spontane Offenbarung sein; sobald sich jemand hineinmischen und sie künstlich lenken will, hat für die Dorfkunst die letzte Stunde geschlagen. Eben deshalb wäre es eine vollkommen fruchtlose Angelegenheit, wie man das neuerdings immer wieder versucht, die Dorfmusik nach dieser oder jener Richtung entwickeln zu wollen, alte Melodien auf dem Dorfe neu zu beleben und ähnliches. Wenn das Volk des Dorfes nicht selbst von sich aus seine Kunst schafft oder sich wählt, ist es auch mit seiner Kunst dahin.

Die Volksmusik der Rumänen. Erscheinung, Art und Lebensumstände des magyarischen, slowakischen und ruthenischen Volksmusikmaterials sind ihrem Wesen nach gleichartig. In der Volksmusik aller

drei Völker vertragen sich gleichzeitig verschiedenartige Stile nebeneinander und sie haben sich über das ganze Sprachgebiet verbreitet. Mit anderen Worten, wir finden z. B. auf dem magyarischen Sprachgebiet überall im großen und ganzen dasselbe Material, nur die alten pentatonischen Melodien zeigen landstrichweise geringfügige, ihr Wesen nicht weiter berührende dialektische Abweichungen.

Bei den Rumänen steht es nicht so. Die rumänische Volksmusik ist nicht einheitlich, sondern zeigt, gebietsweise mehr oder weniger, oft ganz verschiedene, fast entgegengesetzte Charakterzüge. Wenigstens was das von Rumänen bewohnte Gebiet betrifft, das zum alten Ungarn gehörte. Denn wir wissen bei dem Mangel entsprechender Veröffentlichungen blutwenig über die Volksmusik des Regats. Daher kann nur das oben erwähnte Gebiet Gegenstand unserer Untersuchung sein.

Gerade die Uneinheitlichkeit der rumänischen Volksmusik macht die Frage der Wechselwirkungen zwischen magyarischer und rumänischer Volksmusik ziemlich kompliziert.

Wenn wir auf ungarischem oder slowakischem Gebiet, sagen wir, das Material zweier oder dreier benachbarter Dörfer möglichst sorgfältig und ausdauernd sammeln, haben wir im großen und ganzen das Liedmaterial des ganzen Sprachgebietes in nuce. Es ist vorgekommen, daß wir in einem Dorf, ja sogar auch von einem Sänger mehrere hundert Lieder sammeln konnten. Wenn wir anderswohin gehen — sagen wir 100 km weiter —, stoßen wir auf ebensolchen örtlichen Reichtum, aber im Wesen des Materials unterscheidet er sich nicht sehr von dem Material des ersteren Gebietes. Dazu in vollkommenem Gegensatz ist in einer rumänischen Gegend das Musikmaterial nicht nur zweier bis dreier Dörfer, sondern ganzer Bezirke um vieles ärmer. In einem Biharer Dorf findet man z. B. durchschnittlich kaum mehr als 40 bis 50 Melodien und auch diese sind sich einander sehr ähnlich, in dem benachbarten Dorf finden wir wieder nur das gleiche Material. Um neues Material zu bekommen, müssen wir auf ein anderes Dialektgebiet übergehen. Dort aber wieder ist das Material des ersteren Gebietes vollkommen unbekannt usw. Daraus folgt, daß schließlich, wenn man das ganze rumänische Gebiet in Anschlag bringt, das rumänische Material auch nicht ärmer ist als das magyarische oder slowakische. Man könnte sagen, daß das magyarische und slowakische Material in vertikaler, das rumänische dagegen in horizontaler Richtung reicher, mannigfaltiger ist.

Wenn wir die Wechselwirkungen zwischen magyarischer und rumänischer Volksmusik untersuchen wollen, können wir offensichtlich nichts anderes tun als uns die rumänischen Musikdialektgebiete der Reihe nach vornehmen. Im großen und ganzen können wir die rumänischen Musikdialektgebiete unterscheiden: das Banater, Biharer, Hunyader, das den

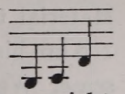
Szeklern benachbarte Mezőséger, das Szatmarer und das Maramaros-Ugocsaer Gebiet.

Zunächst muß ich bemerken, daß in der rumänischen Volksmusik im ganzen genommen vier verschiedenartige Klassen von Bedeutung sind: 1. die Klasse der Kolindas, d. h. der Weihnachtslieder, 2. die Gruppe der Klagelieder, 3. die instrumentale Tanzmusik und 4. Melodien der an keinen bestimmten Anlaß gebundenen eigentlichen Lieder. Zwischen den Melodien der Kolindas und denen der Klagelieder einerseits und der magyarischen Volksmusik andererseits gibt es keinerlei Beziehung, mit ihnen beschäftigen wir uns also jetzt nicht. Von den beiden anderen Klassen nehmen wir zuerst die Melodien der Lieder in Augenschein, die an keinen bestimmten Anlaß gebunden sind.

Zwischen Melodien dieser Art des Banater, Biharer und Hunyader Gebietes und den ungarischen Volksmelodien besteht keinerlei Wechselwirkung. Wenn man sehr selten auf diesen drei Gebieten auch eine Melodie findet, die offenbar aus dem magyarischen Material stammt, hat das nichts zu bedeuten. Der Umstand, daß man hier keine als wirkliche Wechselwirkung anzusehende Erscheinung vorfindet, ist besonders betreffs des Biharer Gebietes sehr beachtenswert. Die Sprachgrenze ist in Bihar die denkbar schärfste Grenzlinie auch für die Volksmusik. Sogar auch solche magyarischen Sprachinseln wie das bei Belényes gelegene Köröstárkány unterscheiden sich vollständig in ihrer Musik wie in ihrer Tracht von dem sie umgebenden Rumänentum.

Die Biharer Beispiele 37—40, die Hunyader 41—42 sind dreistrophige rumänische Melodien. Dies sind die charakteristischsten Melodien dieser beiden Gebiete, sie sind — nach unseren bisherigen Forschungen — sogar die bezeichnendsten Melodien des ganzen Siebenbürger Rumänentums, Melodien, wie sie bei anderen Völkern auch als Übernahmen nicht vorkommen. Sie weichen stark von den magyarischen und Szekler Parlando-Melodien ab: ihr Aufbau und ihre Ausschmückung ist eine ganz andere. Die für das Banater Material bezeichnenden Melodien sind zum größten Teil vierzeilig; zum Teil ähneln sie dem Beisp. Nr. 42 (Beisp. 53), zum Teil enden sie mit einem sog. Halbschluß (die letzteren haben vielleicht zu den serbischen Melodien irgendeine Beziehung).

Ganz anders ist dagegen die Lage im Mezőség. Hier werden von den Rumänen größtenteils die alten pentatonischen Melodien des Szeklervolkes, richtiger gesagt auch von diesen meistens nur die Achtsilber gesungen. Denn — wie merkwürdig es auch klingen mag, aber es ist so — die rumänischen Volkstexte sind — abgesehen von einem (kleineren) Teil der Kolinden und von gewissen Refrains — sozusagen nur aus achtsilbigen Textzeilen gebildet. Andere Versformen liegen überhaupt nicht vor, — ausgenommen einige Sechssilbertexte. Dagegen kommt es vor, daß man auch

Szekler Elf- oder Zehnsilber übernimmt. Was geschieht in solchem Falle? Dem Silbenmangel hilft man damit ab, daß man dem Schluß der Zeilen ein „trai lai lai" oder ähnliche Silben hinzufügt, was dem typischen  -Rhythmus des Zeilenschlusses der magyarischen Elfsilber entspricht. Melodien, die aus Zeilen mit 9, 6 und 12 Silben bestehen, hat man überhaupt nicht übernommen. Die Beispiele 43, 44, 45 und 47 führen Entlehnungen von magyar. Achtsilbern, 46, 48 und 49 von Elfsilbern an.

Beisp. 44c — eine tscheremissische Melodie [1]) — gleicht in erstaunlicher Weise Beisp. 44a und b (vergl. noch die im Appendix zu „Das ungarische Volkslied" mitgeteilten drei tscheremissischen Melodien). Das längs der Wolga lebende tscheremissische Volk gehört zur Familie der Finno-Ugrier, aber ihre Sprache und — wie neuere Untersuchungen zeigen — auch ihre Musik waren dem starken Einfluß der nördlichen Turktataren ausgesetzt gewesen. Die den alten magyarischen Melodien verwandten tscheremissischen Melodien bezeugen, daß der alte magyar. Melodienschatz asiatischen nördlichen turktatarischen Ursprungs ist.

Bei Beisp. 46b wird mit Hilfe von „na nai na" aus achtsilbigen Textzeilen eine elfsilbige (bei Beisp. 48b ist die Ergänzung „trai lai lai", bei Beisp. 49b „daina na"); bei Beisp. 49b hat sich der letzte Abschnitt verändert: er bringt das Ende der Melodie zu einem Halbschluß.

Welche Beweise haben wir dafür, daß diese Übernahmen aus dem magyarischen, bzw. Szekler Material stammen und nicht umgekehrt? Der stärkste Beweis ist, was man nicht genug hervorheben kann, der, daß das alte magyarische Melodienmaterial seinem Wesen nach vollkommen einheitlich ist, in Transdanubien ist es im großen und ganzen dasselbe wie im Szeklerland; das rumänische Material dagegen ist, wie ich vorher gesagt habe, durchaus nicht einheitlich. Also ist es nicht wahrscheinlich, ja es scheint sogar durchaus unmöglich, daß sich von den verhältnismäßig wenig zahlreichen Mezőséger Rumänen diese Melodien zu den Szeklern und — den Biharer Teil des großen rumänischen Ringes überspringend — über das übrige Gebiet Ungarns verbreitet hätten.

Ein anderer Beweis ist der: die Magyaren kennen vielerlei Formen der alten pentatonischen Melodien (es existieren bei ihnen auf 6-, 7-, 8-, 9-, 10-, 11- und 12-silbige Zeilen aufgebaute Formen), die Rumänen dagegen eigentlich nur eine Form von einer Art, die auf achtsilbige Zeilen aufgebaute. Nehmen wir an, daß das Szekler-magyarische pentatonische Material rumänischen Ursprungs ist, daß ihr Mittelpunkt bei den Mezőséger Rumänen liegt und daß ursprünglich nur auf achtsilbige Zeilen aufgebaute

[1]) Wassiljew, W. M.: *Sbornjik marijskich narodnich pjessen* (Sammlung tscheremissischer Volkslieder), Moskau 1923. (167 Melodien).

Konstruktionen hier gebildet wurden. Ist es bei gesundem Menschenverstande vorstellbar, daß die Magyaren dieses nur auf eine Art aufgebaute Material übernommen haben, daß das übernommene Material über viele 100 km bis ins westlichste ungarische Gebiet gedrungen ist und daß während seiner Wanderschaft 6-, 7-, 9-, 10-, 11- und 12-Silber da entstanden sind (also abgesehen von der angeblichen Urkonstruktion noch sechs verschiedenartige Konstruktionen)? Darauf können wir nur mit einem Nein antworten. Wenn man aber trotzdem diese Hypothese annimmt, so bleibt erst recht noch eine andere Frage ungelöst: welchen Ursprungs ist in diesem Fall das Hunyader und hauptsächlich das Biharer Material? Denn wenn das Szekler-magyarische Pentatonmaterial rumänisch ist, kann denn dann das ganz andersgeartete Hunyader-Biharer Material etwa rumänisch sein? Wenn es aber nicht rumänisch ist, woher soll es dann stammen? Weder bei einem benachbarten, noch bei einem entfernter ansässigen Volk haben wir nur die Spur von etwas Ähnlichem gefunden. Ist es da nicht viel vernünftiger anzunehmen, daß das Material der Hunyader und hauptsächlich der Biharer Rumänen das echte rumänische Material ist; denn gerade die Rumänen aus dem Komitat Bihar lebten so abgeschlossen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Magyaren, als wäre eine chinesische Mauer zwischen den beiden Völkern gewesen. Ist nicht viel eher anzunehmen, daß die Szekler und die Mezőséger Rumänen schon seit langem in einer Beziehung zueinander gelebt haben, welche die Rumänen empfänglich machte, die ihrer einzigen Versform entsprechende Melodiestruktur auszuwählen und von den Szeklern zu übernehmen.

Zwischen einem Teil der Melodien von den längs der Wolga wohnenden Tscheremissen und den alten ungarischen Melodien besteht ohne Zweifel eine Verwandtschaft, wie wir das oben gesehen haben. Das beweist ebenfalls, daß jenes Melodienmaterial ein vom Rande Asiens mitgebrachter Kulturschatz der Magyaren ist, den sie folglich gar nicht von den Rumänen übernommen haben konnten (siehe diesbezüglich das Schlußwort auf S. 225).

Gehen wir jetzt zwei Komitate weiter nach Szilágy, bzw. Szatmár. Das wenige Material, das von dieser Gegend bekannt ist, zeigt, daß hier eine eigentümliche Form der pentatonischen magyarisch-Szekler Achtsilber-Melodien lebt als eine für diese Gegend hauptsächlich charakteristische Melodiengruppe. Von den alten magyarischen Melodien haben wir weiter oben festgestellt, daß sie aus vier Melodienzeilen bestehen. Bei den Szatmárer und Szilágyer Rumänen kann diese vierzeilige Form sich zu 5,- 6-, sogar 7-zeiligen erweitern, indem zwischen die 2. und 3. oder 3. und 4. Zeile eine oder mehrere neue Melodienzeilen eingeschoben werden. Diese eingeschobenen Zeilen wirken im großen und ganzen wie die Wiederholungen der 3. oder 4. Zeile. Die Erweiterung ist manchmal improvisations-

artig, denn oft ist sie nicht alle Strophen hindurch gleichartig. Es kann vorkommen, daß die erste Strophe in fünfzeiliger, die zweite aber vielleicht schon in 6- oder 7-zeiliger Form, ganz nach der augenblicklichen Eingebung, einzig die Umrisse der Melodie unverändert beibehaltend, gesungen wird. Von dieser Erweiterung abgesehen, sind diese Melodien genau so wie die pentatonischen Parlando-Achtsilber-Melodien der Szekler, ja sogar in ihrer Ausschmückung (höchstens noch reicher, noch altertümlicher).

Beisp. 50c und 51b zeigen solch einen erweiterten Fünfzeiler. In 50c — wie man auf Grund des mit 50a und b angestellten Vergleiches feststellen kann — hat sich der 3. Abschnitt verdoppelt, in Beisp. 51b der 4. Abschnitt. Bei 51b bringt die untere Zeile die 2. Strophe der Aufnahme. Daraus können wir ersehen, wie weit die 1. und 2. Strophe von einander abweicht, wie elastisch der Vortrag solcher Melodien ist. Man könnte beinahe sagen: derartige Melodien haben keine feste Form, die Umrisse der Melodien spielen ähnlich der Musikpraxis des Orients, besonders der der Araber, nur die Rolle des arabischen maqam (eine Art musikalisches Motto, Thema), jeder Vortragende kann — innerhalb gewisser Grenzen — nach Belieben das gegebene Thema variieren.

Als letztes ließen wir das Gebiet von Maramaros-Ugocsa. Musikalisch weicht es vollkommen ab von den bisher erwähnten von Rumänen bewohnten Gebieten, denn — mit Ausnahme des sogenannten „hora lungă" (s. Schlußwort) — kennt es nur Melodien mit tanzmäßigem Rhythmus und von ganz abweichender Struktur. Der Rhythmus dieser Melodien ist im Grunde genommen nichts anderes als der aus der magyarischen Volksmusik wohlbekannte sogenannte punktierte Rhythmus. Und das ist das, was gewisse Beziehungen zwischen den Maramaroser und den magyarischen Volksliedern herstellt.

Es gibt unter ihnen einige solche Typen, die — abgesehen von ihrem Rhythmus — als selbständige Bildungen erscheinen, so vor allem Beisp. 54.[1]) Die Melodien von Beisp. 55—58 können vorläufig ebenfalls als selbständig bezeichnet werden, ihre magyarischen Entsprechungen sind bis jetzt noch nicht zum Vorschein gekommen. Obwohl Beisp. 56—58 von der Mezőség stammen, gehören sie doch hierher (s. weiter unten).

Andere Melodien dagegen sind Übernahmen aus dem alten magyarischen Siebensilber-Material. So wirken z. B. die pentatonischen Wendungen der 59. Melodie sehr magyarisch, von Beisp. 60b und 61b liegen sogar die magyarischen Varianten vor.

Hier muß ich bemerken, daß in rumän. Volksdichtungen sieben Silben vom Standpunkt der Struktur so viel bedeuten wie acht Silben. Der Grund

[1]) Bartók, B.: *Volksmusik der Rumänen von Maramures*, München, Drei Masken-verlag 1923. Nr. 53c; Beisp. 60b bzw. 61b entspricht Nr. 107 bzw. 125 derselben Ausgabe.

dafür ist, daß aus einer 8-silbigen Zeile eine 7-silbige werden kann, wenn eine Silbe verschluckt wird, anderseits kann aus einer 7-silbigen Zeile eine 8-silbige werden durch Hinzufügung gewisser „Ergänzungs"silben. (Auch dies ist eine Erscheinung, die durchaus im Gegensatz zu den magyarischen oder slowakischen Versformen steht.)

Ein Teil der Maramaroser Melodien ist entweder eine Entlehnung aus dem Melodienschatz der alt-magyarischen 8- oder 7-Silber im punktierten Rhythmus oder aber zeigt eine Struktur, die der Struktur dieser Melodien verwandt ist. Doch paßt sich der punktierte Rhythmus auch bei den Rumänen ebensowenig der Metrik der Textzeilen an wie bei den Slowaken. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß wir es hier gar nicht mit einem direkten, sondern mit einem durch die Ruthenen vermittelten magyarischen Einfluß zu tun haben, denn die Marmaroser-Ugocsaer Rumänen lebten mit den direkt benachbarten Ungarn ebensowenig in irgendeiner Beziehung wie die Biharer Rumänen.

Die Maramaroser Melodien im punktierten Rhythmus drangen in das Gebiet der benachbarten Komitate, ja sogar noch weiter bis zum Komitat Kolozs. Vereinzelt tauchen sie auch im Szeklerland auf, ebenso wie die rumänischen erweiterten pentatonischen Melodien von Szatmár und Szilágy. D. h. wir können jene eigenartige Erscheinung beobachten, daß die Magyaren die aus dem Magyarischen stammenden rumänisierten Formen von neuem in dieser rumänisierten Form zurücknehmen (eine ähnliche Erscheinung ist auf S. 205 erwähnt).

Es ist eigentümlich, daß die neu-magyarischen Melodien, bzw. die diesen nahestehenden magyarischen aus Klasse CII und IV von gar keiner Wirkung auf die rumänische Volksmusik waren — abgesehen von einigen spärlichen Entlehnungen. Diese letzteren stammen auch zum großen Teil aus sogenannten „verdorbenen" Gebieten (z. B. aus Bergbaugebieten) her: aus Gebieten, wo städtischer Einfluß die Einheitlichkeit des ursprünglichen Materials zerstört hat. Beispiele dazu: die schon behandelten 9d- und 26c-Melodien, weiterhin 62b—f).[1])

Beisp. 62a ist eine allgemein bekannte magyarische (vielleicht Kunst-) Melodie, welche — anscheinend unter der Wirkung der Melodie von „Vörös bort ittam az este" entstand. (Vergl. S. 206.) Aus Beisp. 62b—d sehen wir, daß die Rumänen ohne Ausnahme nur die 2. Hälfte der Melodie übernommen haben. (N. b. der Refrain wäre deutsch ungefähr so wiederzugeben: Mein Süßer, mein Lieber, mein Blättchen!, der im großen und ganzen der Bedeutung oder dem Sinn des magyarischen Originalrefrains entspricht.) Beisp. 62e—f sind schon viel ferner liegende Varianten, so

[1]) 62c und d: Bartók, B.: *Chansons populaires roumaines du département Bihar* (Bukarest 1913), Nr. 195 und 196 dieser Sammlung.

daß man ohne Beisp. 62d kaum auf einen mit Beisp. 62a vorhandenen Zusammenhang — der auch so fraglich scheint — kommt.

Was kann der Grund dafür sein, daß das rumänische Volk sich — im Gegensatz zum slowakischen — so vor dem neumagyarischen Musikmaterial verschloß? Diese Erscheinung könnte man einerseits mit der konservativen Neigung des rumänischen Volkes, anderseits mit der Einförmigkeit ihrer Versformen erklären. Die radikale Umgestaltung des Musikgeschmackes schreitet bei ihnen anscheinend bedeutend langsamer vorwärts als bei ihren Nachbarn. Wahrscheinlich ist damit zum guten Teil die Erhaltung solcher altertümlicher, fast mittelalterlich zu nennender Musikzustände zu erklären, wie wir sie bei den Biharer Rumänen vorfinden können.

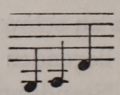
Bis jetzt schien die Frage der magyarisch-rumänischen Wechselwirkung verhältnismäßig einfach. Aber die Verwicklungen kommen erst jetzt. Die einzelnen rumänischen musikdialektischen Gebiete — vielleicht mit Ausnahme des Biharer — sind nicht streng voneinander geschieden: Melodien vom Marmaroser Typ findet man zerstreut auch bei den Banater Rumänen, Melodien vom Banater Typ auch in Hunyad und auf der Mezőség. Vom Mezőséger Gebiet dagegen sind magyarisch-Szekler pentatonische Achtsilber-Melodien mehr oder weniger auf das Hunyader und Banater, ausnahmsweise sogar auf das Biharer Gebiet durchgesickert; diese Verschleppung wurde in manchen Fällen — allen Anzeichen nach — von geschulten Leuten: Lehrern, Pfarrern usw. verursacht. Die eigentliche Verwicklung jedoch wurde nicht durch diesen Umstand hervorgerufen, sondern dadurch, daß sehr viele Übergangsformen auf dem Hunyader und Banater Gebiet entstanden sind, Formen, die entweder dem Hunyad-Banater oder Szekler Typ näher stehen (Beisp. 52). So war es anfangs verhältnismäßig sehr schwer, zwischen den magyarischen und rumänischen Melodientypen eine Grenze zu ziehen. Das Übel wird dadurch noch größer, daß wir die Musik der Gebiete von Küküllő, Fogaras und Szeben kaum kennen, ganz zu schweigen davon, daß die von den Szeklern nach Norden und Osten liegenden Grenzgebiete: Beszterce-Naszód, Bukovina und Moldau vom Standpunkte der rumänischen Musik vollkommen unbekannt sind (s. Schlußwort). All dies schreckt einen im ersten Augenblick ab, ein endgültiges Urteil auszusprechen. Nach einer gründlichen Untersuchung können wir dennoch folgendes zusammenfassende Schlußurteil fällen:

1. die rumänische Volksmusik von Mezőség und Szatmár geriet unter den Einfluß der alten Szekler Volksmusik; jenes dieser Musik ähnliche Material jedoch, das mehr oder weniger zerstreut im Hunyader und Banater Gebiet auftaucht, ist offenbar von der Mezőség eingedrungen;

2. die neu-magyarischen, bzw. die neueren magyarischen Melodien im punktierten Rhythmus haben kaum eine Wirkung auf die rumänische Volksmusik ausgeübt;

3. in der Maramaroser rumänischen Volksmusik findet man indirekt — wahrscheinlich durch die Vermittlung der Ruthenen — kleinere oder größere magyarische Einflüsse.

Das bis jetzt Gesagte bezieht sich auf die rumänischen Melodien mit Text. Was die rumänische Tanzmusik betrifft, so haben die ortsgebundenen Typen der Biharer, Hunyader, Banater und Maramaroser Tanzmelodien keine Beziehung zur magyarischen Volksmusik. Auch in diesem Falle finden wir auf dem Mezőséger Gebiet die meisten magyarischen Beziehungen. Ein Teil der rumänischen Tanzmelodien der Mezőség entspricht nämlich genau den magyarischen sogenannten Verbunkos-Melodien. Es ist bezeichnend, daß ein Teil dieser magyarischen Verbunkos-Melodien von den Rumänen der Mezőség als „ţigăneasca" (zigeunerisch) bezeichnet wird, was vielleicht dafür spricht, daß sie von Zigeunern verbreitet wurden. Vergl. das Gesagte auf S. 210 f. und Beisp. 63—72.

Beisp. 63 und 64a sind zwei typisch ruthenische Kolomejka-Melodien; Beisp. 64b ist die magyarische Übernahme einer solchen, Beisp. 65 ist eine durch Verdoppelung „magyarisierte" Form des ruthenischen Kolomejka-Typus. Bei Beisp. 66a und 67a ging die Magyarisierung noch um einen Schritt weiter: außer der Verdoppelung hat sich auch das Tempo verlangsamt, und infolgedessen wurde der Rhythmus ein punktierter und sich anpassender; Beisp. 67b ist die Form eines solchen mit rumänischem Text (an Stelle des 6-silbigen ungarischen Textes stehen sieben Silben, aber mit fehlerhafter rumänischer Deklamation!). Beisp. 66b und 67c ist die auf der Geige vorgetragene rumänische Variante von Beisp. 66a, bzw. 67a, b — in eigentümlichem sog. bulgarischem Rhythmus (auch das folgende Instrumentalbeispiel spielte man auf der Geige: die ursprüngliche Höhe ist bei allen um eine große Sekunde höher), das erste Beispiel ist eine (Hochzeitstisch-)Musik („la mas ă"), das andere ein „de-alungu"-Tanz. Beisp. 67c wurde — nach Mezőséger Brauch — von einem zweiten Geiger begleitet, er spielte auf einer 3-saitigen auf  gestimmten Geige, die Saiten waren auf einer Ebene. Beisp. 71a, b, c sind Varianten einer Tanzmelodie anderer Art, die aber offenbar der Verbunkos-Melodie nahesteht. Beisp. 72 ist ebenfalls eine verbunkosartige Tanzmelodie. Sehr lehrreich ist die im „Zenei Lexikon" [1]) II S. 68 (unter dem Titel „Magyar népzene") von Kodály angeführte Beispielgruppe: zwischen der nyitra-tschechischen Kolomejka-artigen Textmelodie und der siebenbürgisch-ungarischen verbunkosartigen instrumentalen Tanzmelodie können wir klar die Zusammenhänge feststellen.

---

[1]) Szabolcsi, Bence und Tóth, Aladár: *Zenei lexikon* (Musiklexikon), Budapest: Győző Andor 1931.

Die so gearteten, sagen wir „rumänischen" Verbunkos-Tanzmelodien sind auch in andere rumänische Gebiete eingedrungen, unter dem Namen „ardeleana" (= siebenbürgisch) (Beisp. 68—70). Infolgedessen ist eine endgültige Entscheidung auch in dieser Frage ziemlich schwer zu treffen. Es ist außerordentlich schade, daß die nach 1918 eingetretenen Zustände die weitere Forschung für uns unmöglich gemacht haben. Denn wir kennen selbst von dem zum alten Ungarn gehörenden rumänischen Gebiet höchstens die Hälfte ganz gründlich. Um wieviel klarer würden wir diese komplizierten Fragen sehen, wenn wir seither nicht nur diese siebenbürgischen Gebiete, sondern auch die den Szeklern benachbarten Moldau-Gebiete gründlich hätten durchforschen können!

Bevor ich zum letzten Kapitel komme, möchte ich noch einige Fragen aufwerfen.

1. Wie wir bald sehen werden, entlehnen auch die Kroaten von der Mur-Insel die neu-magyarischen Melodien in *verstümmelter* Form. Was kann der Grund zu dieser vollkommen einheitlichen Neigung zur Verstümmelung bei so vielen Völkern sein, auch bei solchen Völkern, die geographisch ziemlich voneinander entfernt sind, wie z. B. die Slowaken und Rumänen oder die Südslawen?

Diese Erscheinung könnte man folgendermaßen erklären: der Aufbau der neu-magyarischen Melodien ist für diese Völker offenbar zu lang, zu kompliziert, man könnte sagen: zu modern! Es ist nämlich auffallend, daß die zum neu-magyarischen Material gehörenden Melodien, deren Textzeilen acht Silben nicht überschreiten, selten verstümmelt werden. Verstümmelung tritt mehr bei Überschreiten dieser Grenze ein und dann um so häufiger, je länger die Textzeilen der Melodien sind. Diese Neigung zur Verstümmelung muß wahrscheinlich mit irgendeiner konservativen Neigung im Zusammenhang stehen, denn die Textzeilen der alten Volksmusik sind bei allen diesen Völkern im allgemeinen kurz.

Die Silbenzahl 5 bis 10 pro Zeile wird selten überschritten, ihre Melodien sind höchstens vierzeilig. Deshalb bestehen die Strophen ihrer alten Melodien im Durchschnitt aus $4 \times 8 = 32$ Silben, die der neu-magyarischen Melodien dagegen im Durchschnitt aus $4 \times 12 = 48$, aber häufig genug auch z. B. aus 68 Silben. Diese Völker können infolge ihres Festhaltens an alten, kürzeren Formen sich die langatmigen neu-magyarischen Konstruktionen nicht voll zu eigen machen. Bei der Verstümmelung spielt vielleicht auch mit, daß die Magyaren gewöhnlich den 2. Teil der neu-magyarischen Melodien wiederholen; ihre Nachbarn konnten infolgedessen diese Hälfte der Melodien öfter hören und sich leichter merken.

II. Eine andere Frage ist die: was ist der Grund dafür, daß solche rumänischen Gebiete, die verhältnismäßig nicht weit voneinander abliegen, sich in der Musik so sehr voneinander unterscheiden? Was ist der

Grund dafür, daß die Bewohnerschaft einiger rumänischen Gebiete, was die Musik anbetrifft, in engster Verbindung mit der Bewohnerschaft der benachbarten Gebiete lebt, andere wiederum starr abgeschlossen? Hängt dies alles nicht mit der Zeit der Besiedlung zusammen? Könnte man nicht mit den Angaben, die die Volksmusikforschungen liefern, gewisse strittige Frage entscheiden oder z. B. gewisse Argumente durch sie stützen? Oder wenn vielleicht schon von verschiedenen Fragen die Rede ist, würden diese Musikangaben nicht das Ergebnis stützen? Wenn ich auch keine Antwort auf diese Fragen geben kann, will ich sie dennoch anführen, schon um zu zeigen, daß die vergleichende Volksmusikforschung kein so grauer, abstrakter, zweckloser Wissenschaftszweig ist, wie vielleicht viele denken, sondern sehr wohl in andere praktischere Wissenschaftszweige eingeschaltet werden kann und von Einfluß auf die Entscheidung von Fragen sein könnte, die für die großen Massen anziehender sind.

Die Volksmusik der Serbo-Kroaten und die ungarische Volksmusik. Hier sind wir leider nur auf die im Druck erschienenen Sammlungen angewiesen, die in vieler Hinsicht unzuverlässig sind. Ich habe ungefähr 2500 Melodien, die in Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Bosnien und in anderen von Serben bewohnten Gebieten gesammelt wurden und die zum größeren Teil aus der Sammlung des Kroaten Kuhač und des Tschechen Kuba [1]) stammen, durchgesehen und systematisiert.

Dieses Material können wir ganz kurz behandeln. Eine Verbindung zwischen ihm und dem magyarischen Material besteht sozusagen überhaupt nicht. Daß einige zum osteuropäischen internationalen Musikjargon gehörende Melodien im kroatischen Material wie im ungarischen (ja wie ich schon weiter oben sagte, auch im slowakischen und polnischen) existieren, das ist natürlich nicht als Beziehung zu bezeichnen.

Beispiel 73b ist ein Zitat aus der Sammlung von Kuhač. Einen Fundort teilt Kuhač nicht mit, also können wir nichts aus der erstaunlichen Ähnlichkeit zwischen 73a und b folgern. An Beisp. 74 sehen wir, daß die bekannte magyarische Melodie mit dem Refrain „Sej haj, göndör a babám" — mitsamt Refrain — selbst nach Bosnien gedrungen ist (vielleicht durch Vermittlung der seinerzeit dort stationierten ungarischen Infanteristen): „aj vaj, rindiri baba" rührt offensichtlich von „sej, haj, göndör a babám" her.

Ganz anders ist dagegen die Lage auf der Mur-Insel. Auf diesem verhältnismäßig kleinen Gebiet — (zwei frühere Bezirke des Komitats

---

[1]) Kuba, L.: *Pjesme i napjevi iz Bosne i Hercegovine*, Sarajevo (1893?), ungefähr 1000 Melodien.

Kuba, L.: *Album Černohorské*, Prag 1890; *Písně chrvatské*, ib. 1892; *Písně dalmatské*, ib. 1893; *Písně srbské*, ib. 1923; *Písně bosensko-hercegovské*, ib. 1927; *Písně ze Starého Srbska*, ib. 1928.

Die Sammlung von Kuhač siehe Anmerkung S. 207.

Zala) — hat ein von der Mur-Insel her stammender kroatischer Sammler, Dr. Vinko Žganec, 600 Melodien gesammelt; seine Sammlung gab die Wissenschaftliche Akademie in Zagreb im Jahre 1924 [1]) heraus. Schon Žganec selbst erkennt an, daß 175 Melodien aus der Sammlung magyarischer Art sind. Allerdings bezeichnet er offensichtlich nur die neumagyarischen Melodien als magyarische, denn die alt-magyarischen Melodien konnte er ja damals gar nicht kennen. Aber wenn jemand von uns diese Sammlung durchblättert, stellt er bestürzt fest, daß der Notenteil dieser kroatischen Liedsammlungen beinahe magyarischer ist als unsere magyarischen Sammlungen selbst! Doch man vergleiche die Zahlen: von diesen 600 Melodien sind 190 alte magyarische Melodien, 158 neumagyarische Melodien (meistens in verstümmelter Form, s. Beisp. 80), 41 sonstige magyarische Melodien in punktiertem Rhythmus, also im ganzen 389, d. h. 66% der Melodien sind magyarisch (vgl. die auf S. 200 befindliche Aufstellung). Am erstaunlichsten aber ist die große Zahl der aus dem alten magyarischen Material stammenden Übernahmen. Die Slowaken und Ruthenen haben, wie wir sahen, nur aus dem neu-magyarischen Material massenhaft Melodien übernommen. Auf der Mur-Insel dagegen ist, abgesehen von den sogar in beträchtlicher Menge vorhandenen neu-magyarischen Übernahmen, das alte Material ohne Ausnahme magyarischen Ursprungs. 33% der von Žganec veranstalteten Sammlung sind alte magyarische pentantonische Melodien, wogegen nur 9% des magyarischen Materials dieser alten pentatonischen Klasse angehören.

Beisp. 2d, 51c, 75—79 führen einige der alt-magyarischen Melodien mit pentatonischer Struktur aus Žganec's Sammlungen an.

Davon kann überhaupt keine Rede sein, daß dieses pentatonische Material der Mur-Insel nicht magyarischen Ursprungs sei. Denn einerseits ist es vollkommen identisch mit dem alten Melodienmaterial, in erster Linie mit dem transdanubischen, andererseits findet man sozusagen überhaupt keine Spur davon in dem sonstigen serbo-kroatischen Material. Das kann man wirklich nicht annehmen, daß diese Melodienart dieses kleinen kroatischen Gebiets das große magyarische Sprachgebiet bis zum Szeklerland derart hätte beeinflussen können.

Auch ist es auffallend, daß $^2/_3$ des alten pentatonischen Materials der Mur-Insel aus Sechssilbern besteht, wogegen im magyarischen Material die 8- und 11-Silber im Übergewicht sind.

In den vier wichtigsten gedruckten magyarischen Volksliedausgaben haben wir ungefähr 230 alte pentatonische Melodien, in der von der Mur-Insel 190, so daß, solange die Gesamtausgabe des magyarischen Volksliedes nicht erschienen ist, diese kroatische Sammlung von der Mur-Insel für den

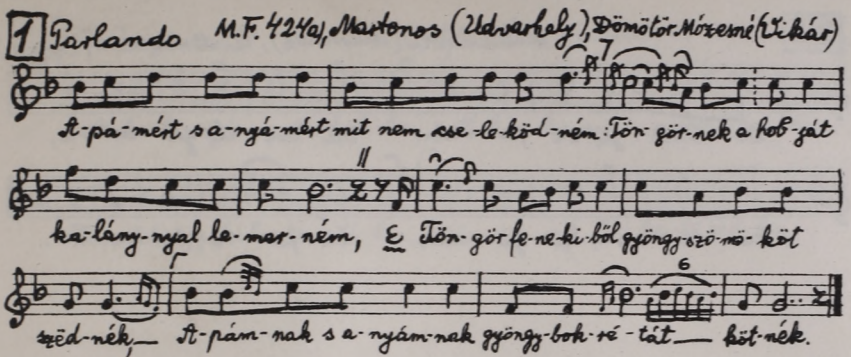
[1]) Siehe Anmerkung S. 202.

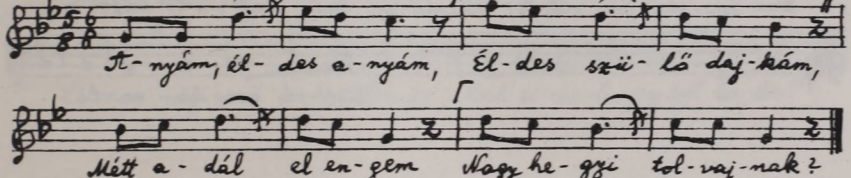
Forscher der alten magyarischen Melodien eines der wichtigsten Quellenwerke bleiben wird. Schon deshalb ist es eine unserer wichtigsten Aufgaben, eine Gesamtausgabe des magyarischen Volksliedes — mehr als 10000 Melodien — zu verwirklichen, denn das wird der gewichtigste Beweis für die altmagyarische Herkunft der wichtigsten Texte unseres Volksliedmaterials sein.

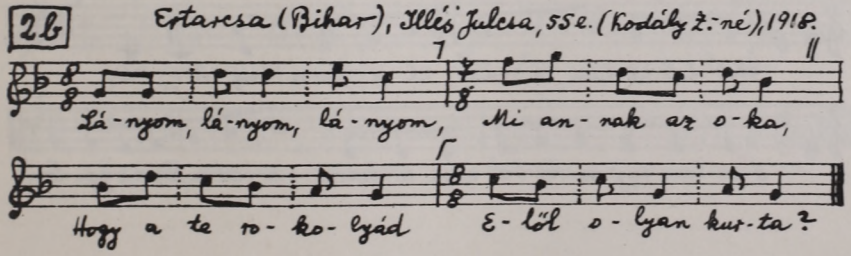
* * *

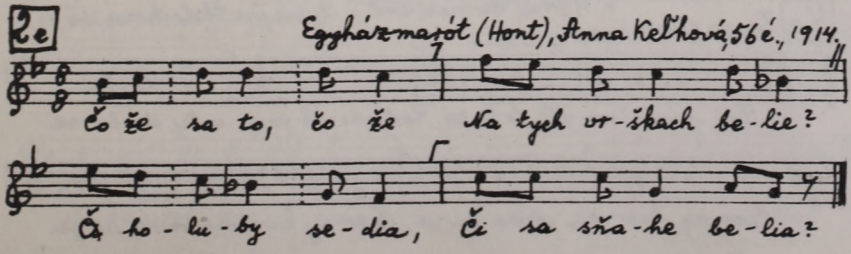
Wie oft hörte man vor 25 bis 30 Jahren aus dem Munde von Ausländern, daß eine echte magyarische Volksmusik nicht existiere; was vorhanden sei, sei slawische oder rumänische Übernahme. Damals konnten wir uns noch nicht in eine Diskussion einlassen, denn wir kannten ja selbst nicht die Musik unserer Dörfer. Jetzt nach 30jähriger Arbeit habe ich versucht, diese Behauptungen mit der größtmöglichsten Objektivität zu widerlegen. Es ist möglich, daß die Forschungen der Zukunft in dem einen oder anderen meine Feststellungen modifizieren werden. Aber ich glaube fest daran, daß ich mich im Wesen der Sache nicht geirrt habe; das Wesentliche aber könnte man so zusammenfassen: das alte und neue Melodienmaterial des magyarischen Dorfes ist ein ungarischer Kulturschatz, und zwar einer, den wir nicht von unseren gegenwärtigen Nachbarn übernommen haben, sondern aus dem wir ihnen gegeben haben.

Budapest, den 15. Januar 1934.

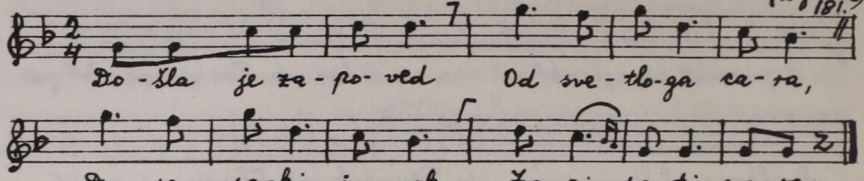

1 Parlando M.F. 424a, Martonos (Udvarhely), Dömötör Mózesné (Csikár)
Át-pá-mért s a-nyá-mért mit nem cse-le-köd-ném: Tön-gör-nek a hoß-zát
ka-lány-nyal le-mar-ném, E Tön-gör fe-ne-ki-ből gyöngy-szö-kö-köt
szëd-nék, Át-pám-nak s a-nyám-nak gyöngy-bok-ré-tát hüt-nék.


2a ♪=116-120 Istensegits (Bukovina), Both Ferencné, 51 é. (Kodály), 1914.
Át-nyám, él-des a-nyám, Él-des szü-lő daj-kám,
Mëtt a-dál el en-gem Nagy he-gyi tol-vaj-nak?

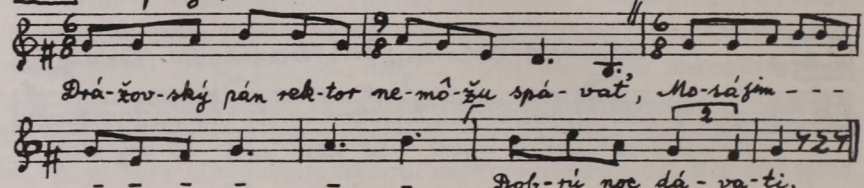

2b Ertarcsa (Bihar), Illés Julcsa, 55 é. (Kodály Zné), 1918.
Lá-nyom, lá-nyom, lá-nyom, Mi an-nak az o-ka,
Hogy a te ro-ko-lyád E-löl o-lyan kur-ta?


2c Egyházmaróth (Hont), Anna Kelhová, 56 é., 1914.
Čo že sa to, čo že Na tych vr-škach be-lie?
Ča ho-lu-by se-dia, Či sa sňa-he be-lia?

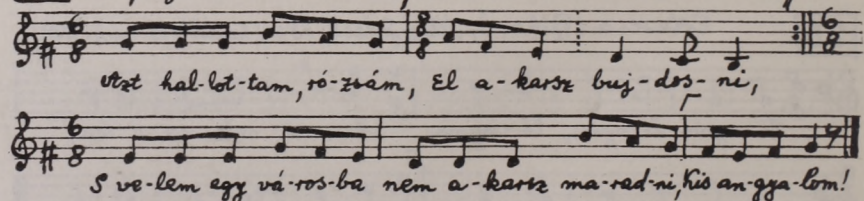
2d Dekanovci (Muraköz), Fl. Andrašec (Zgan.) 181.



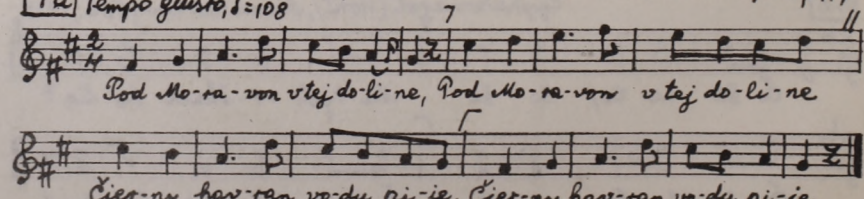
3a Tempo giusto Darázs (Nyitra), 1907



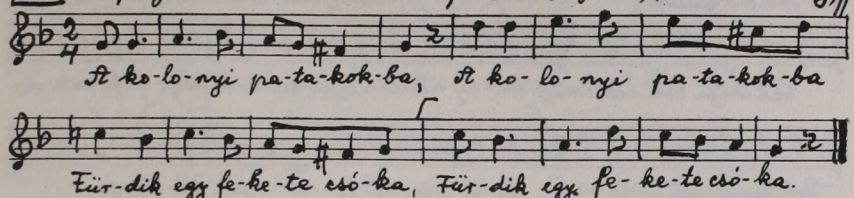
3b Tempo giusto M.F. 1533 e), Gyergyóalfalu (Csík), 1911 (Molnár A.)



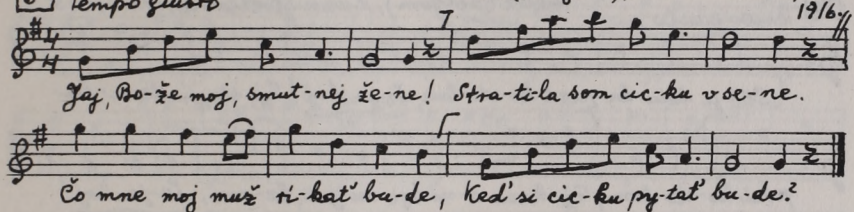
4a Tempo giusto, ♩=108 F. 1124a), Berencs (Hont), Zuzanna Školniková, 36é., 1914



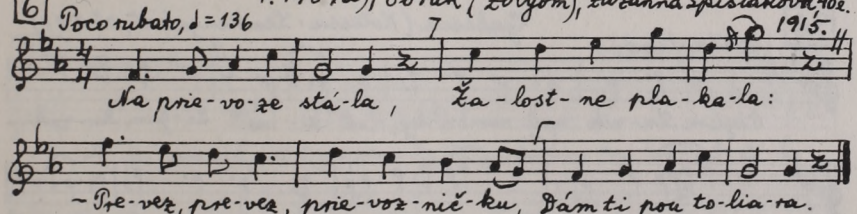
4b Tempo giusto — Menyhe (Nyitra), 1909 (Kodály)



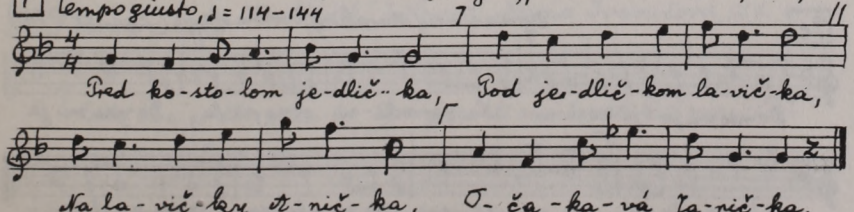
5 Tempo giusto — Ponik (Zólyom), Anna Tonková, 20 é. 1916.



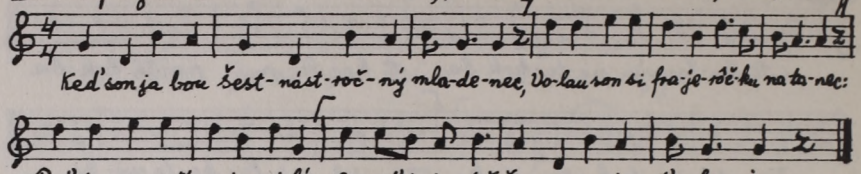
6 Poco rubato, ♩ = 136 — F. 1489 d), Ponik (Zólyom), Zuzanna Spišiaková 40 é. 1915.



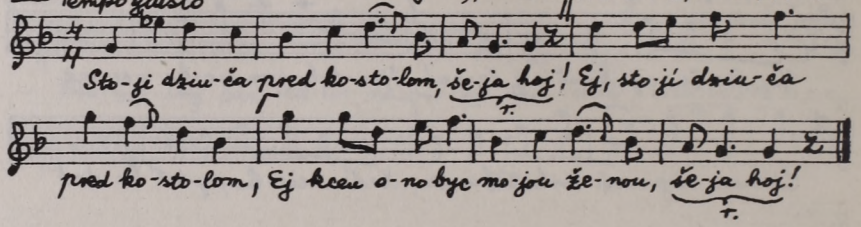
7 Tempo giusto, ♩ = 114–144 — F. 1436 b), Padkóc (Zólyom), Mara Tonkovičová, 17 é., 1915.



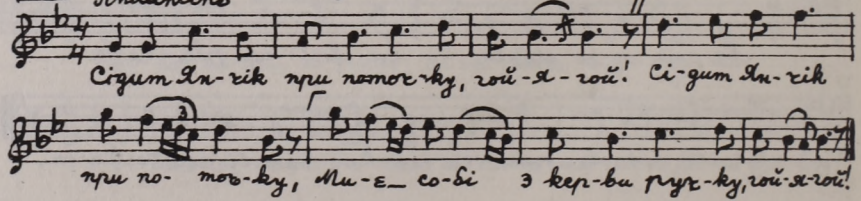
8 Tempo giusto Lissó (Hont), Žuzanna Viciánová, 28é., 1914.



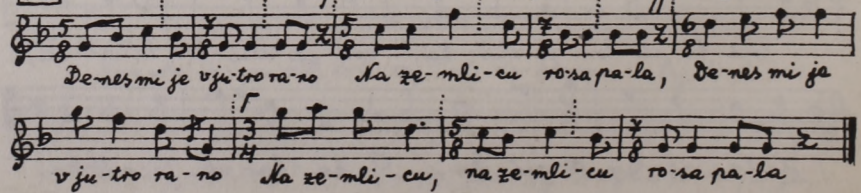
9a Tempo giusto Hédel (Zólyom), Žuzsa Strelcová, 18é. 1915.



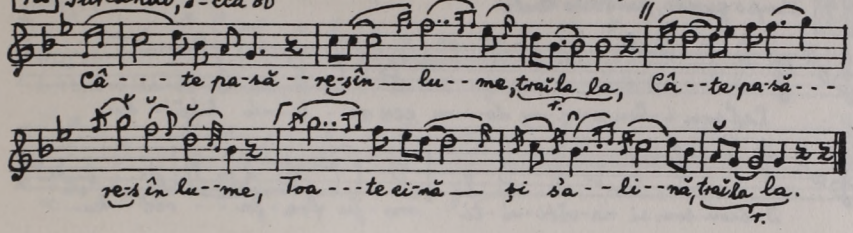
9b Andantino Galicia (Kolessa: Lemkengebiet, № 577)



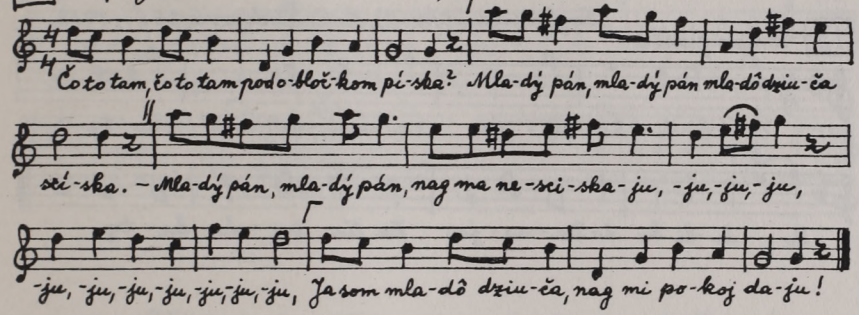
9c Domašinci (Murakőz), Dodina Mara (Žganec № 169)



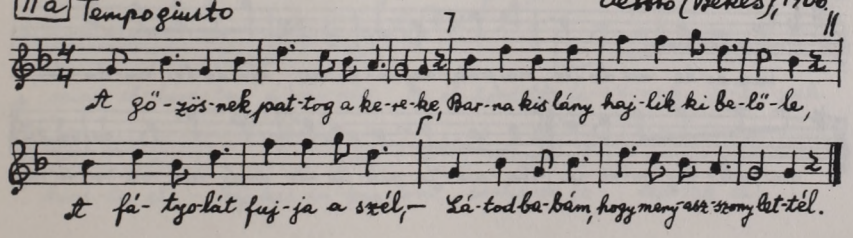
9d Parlando, ♩= cca 80 M.F. 872 a), Vaskoh (Bihar), férfi, 1910.



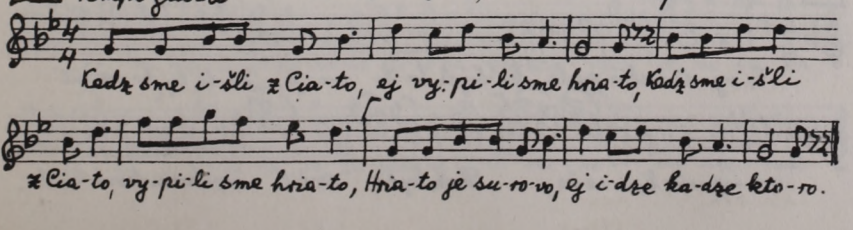
10 Tempo giusto Hédel (Zólyom), Žuza Strelcová, 18 é., 1915.



11a Tempo giusto Vésztő (Békés), 1906.

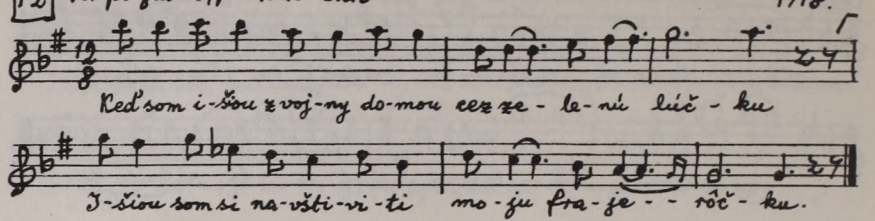


11b Tempo giusto Hédel (Zólyom), Maria Ivaničová, 55 é., 1915.



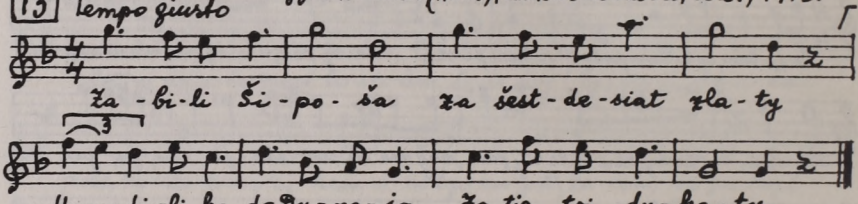
12 Tempo giusto, piuttosto lento — Kisülés, (Bars), Bora Páleniková, 23 é., 1918.

Keď som i-šiou z voj-ny do-mou cez ze-le-nú lúč-ku
I-šiou som si na-všti-vi-ti mo-ju fra-je-rôč-ku.



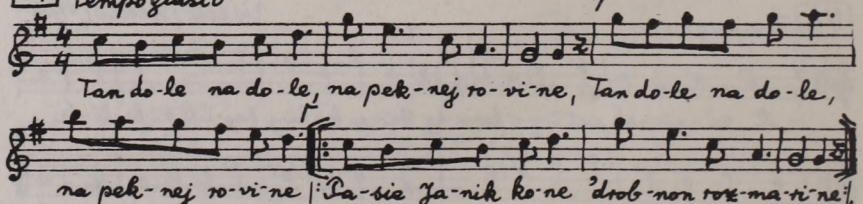
13 Tempo giusto — Egyházmarót (Hont), Anka Paulinová, 26 é., 1913.

Za-bi-li Ši-po-ša za šest-de-siat zla-ty
Ho-di-li ho do Du-na-ja Za tie tri du-ka-ty.



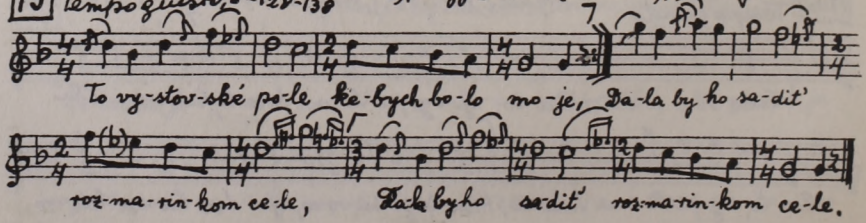
14 Tempo giusto — Lissó (Hont), Zuzanna Vicianová, 28 é., 1914.

Tan do-le na do-le, na pek-nej ro-vi-ne, Tan do-le na do-le,
na pek-nej ro-vi-ne |: Pa-sie Ja-nik ko-ne 'drob-non roz-ma-ri-ne :|.

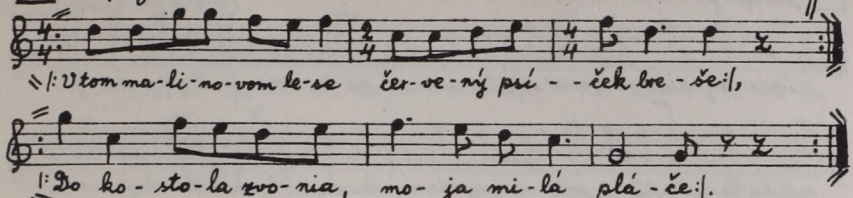


15 Tempo giusto, ♩=128-138 — M. F. 1097 b), Nagyszlatina (Trencsén), Leány, 1909

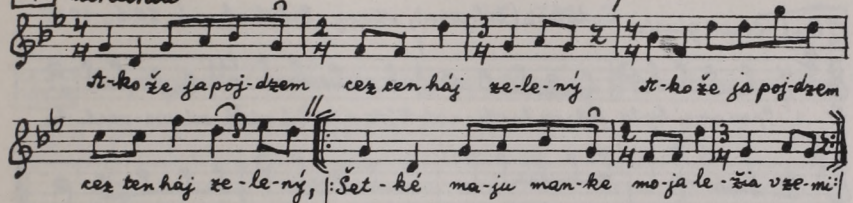
To vy-stov-ské po-le ke-bych bo-lo mo-je, Da-la by ho sa-dit'
roz-ma-rin-kom ce-le, Da-la by ho sa-dit' roz-ma-rin-kom ce-le.



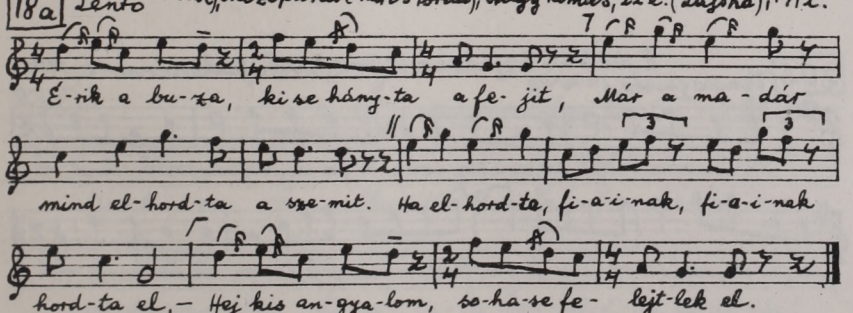
16 Tempo giusto — Mezőkövesd (Zólyom), leányok, 1915.



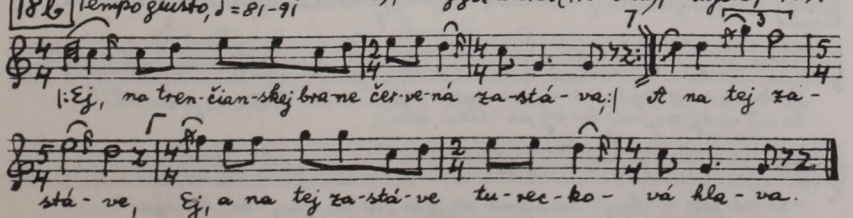
17 Parlando — Hédel (Zólyom), Mari Sedliaková, 15 é., 1915.



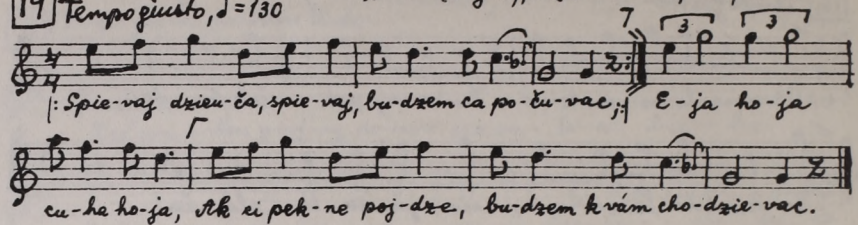
18a Lento — M.F. 1612c), Mezőpanit (Maros-Torda), Nagy Tamás, 22 é. (Lajtha), 1912.



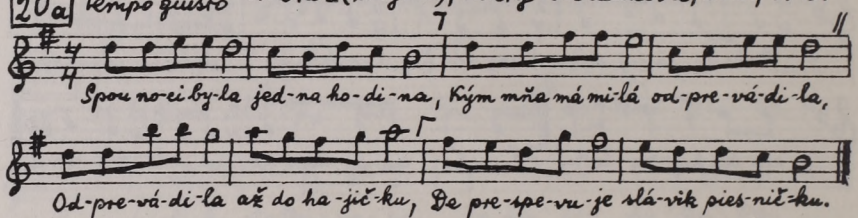
18b Tempo giusto, ♩ = 81-91 — M.F. 1094c), Nagyszlatina (Trencsén), leányok, 1909.



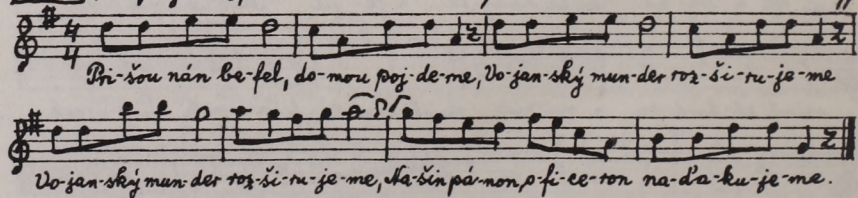
19 Tempo giusto, ♩ = 130 F. 1461b), Hédel (Zólyom), Žuzka Strelcová, 18 é., 1915.



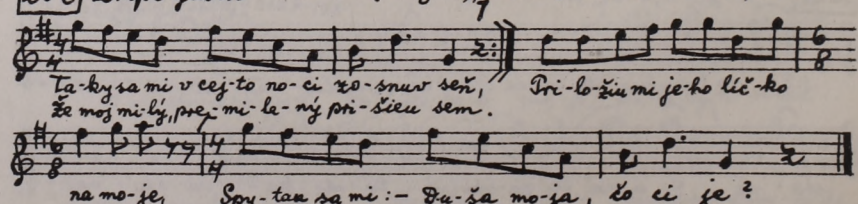
20a Tempo giusto Erdőkörz (Zólyom), Marg. Dibdiaková, 20 é., 1915.



20b Tempo giusto, ♩ = 76-80 F. 1082c), Egyházmaróth (Hont), Žuzka Jankovičová, 18 é., 1914.

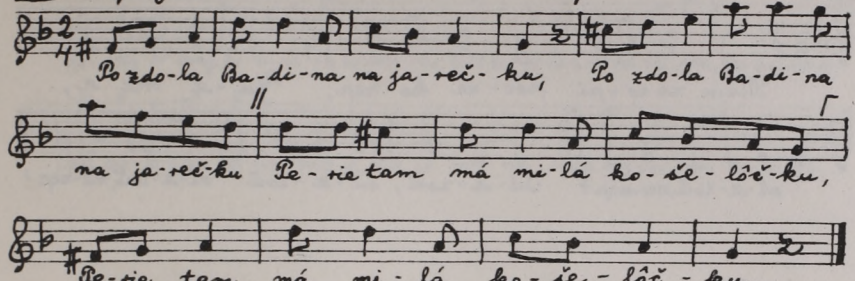


20c Tempo giusto Hédel (Zólyom), Maria Fudorová, 52 é., 1915.



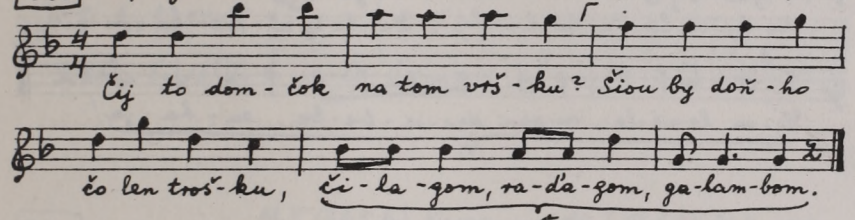
21 Tempo giusto

Badin (Zólyom), Katarina Lepiešová, 16 é. 1915.



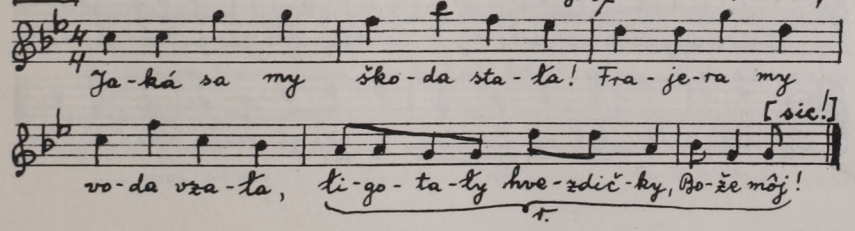
22a Tempo giusto

Ponik (Zólyom), Žuzanna Spišiaková, 40 é., 1916.



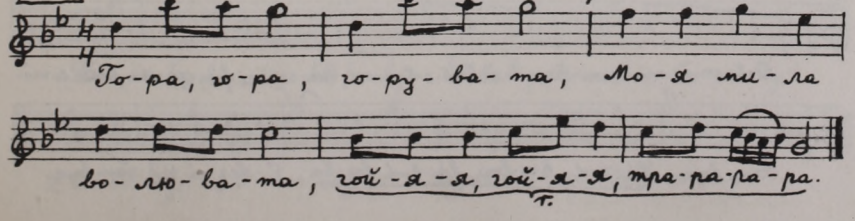
22b

Morvaország (Bartoš: III. 1347.)

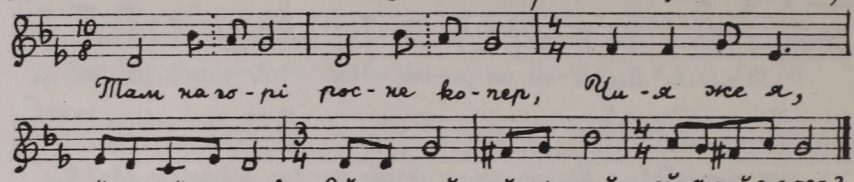


22c Andantino

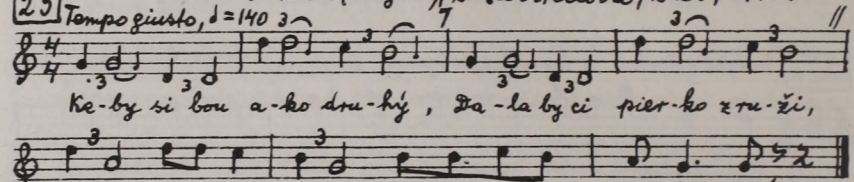
Galicia (Kolessa: Lemkengebiet, N°: 556a)



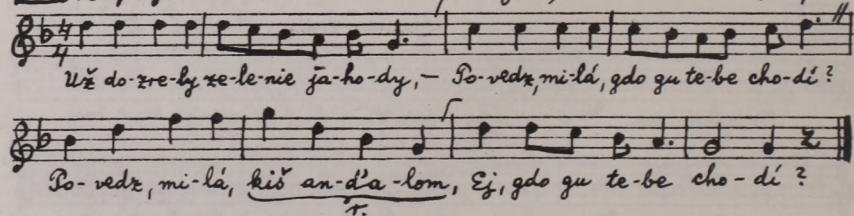
22d Andantino Galicia (Kolessa: Lemkengebiet N.: 556b.)



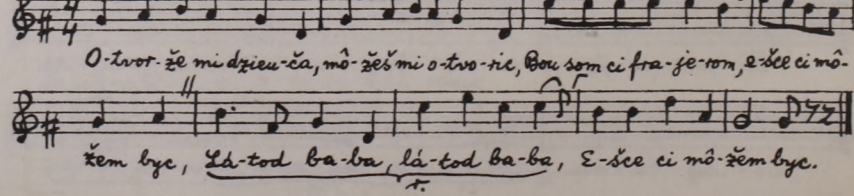
23 F. 1461 a), Hédel (Zólyom), Žuža Strelcová, 18 é., 1915.
Tempo giusto, ♩ = 140



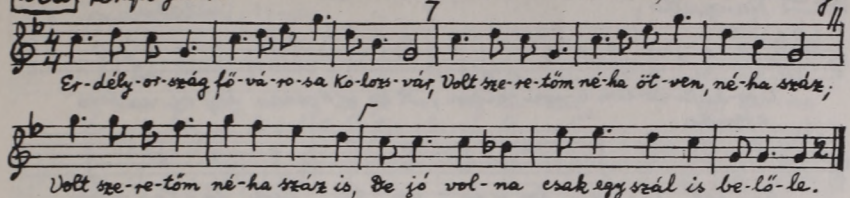
24 Tempo giusto Szelesse (Zólyom), Maria Mesiková, 17 é., 1915.



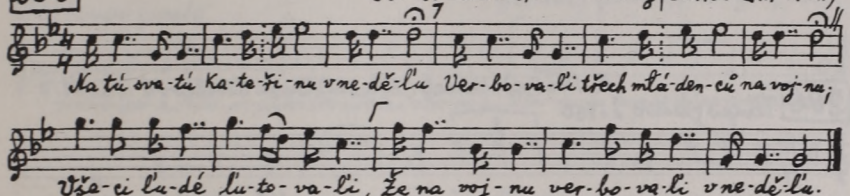
25 F. 1376 c), Hédel (Zólyom), Žuža Strelcová, 18 é., 1915
Tempo giusto, ♩ = 132-144



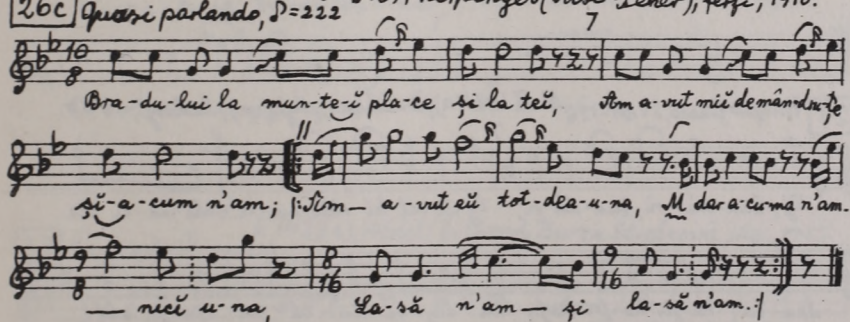
26a Tempo giusto — Žalaba (Hont), 1912. (Kodály)



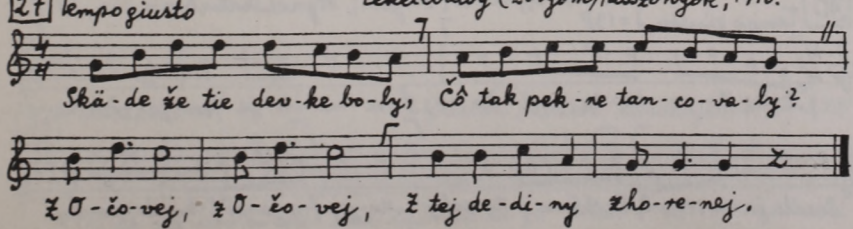
26b — St. Přeclava, Morvaország (Bartoš: IV. N° 1164)

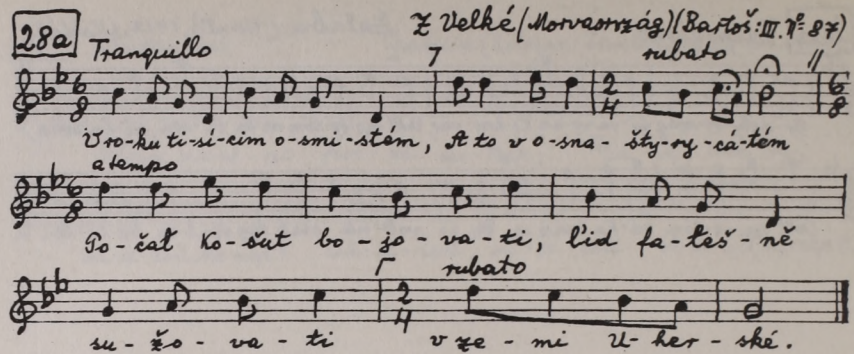


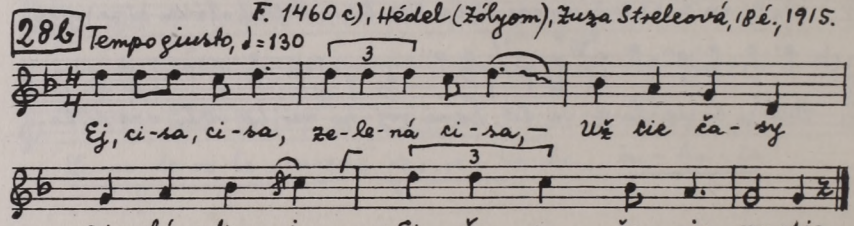
26c Quasi parlando, ♪=222 — M. F. 1365 b), Kenyeres (Alsó-Fehér), férfi, 1910.

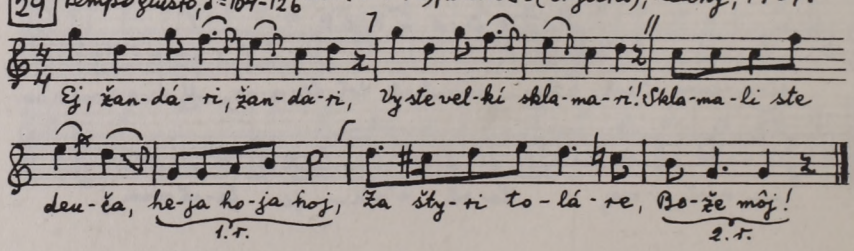


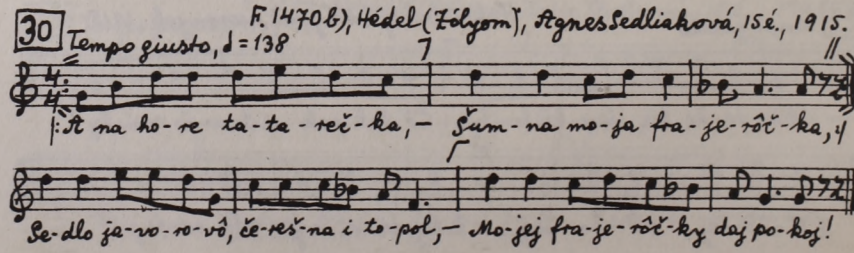
27 Tempo giusto — Feketebalog (Zólyom), asszonyok, 1915.




28a
Z Velké (Morvaország) (Bartoš: III. N.º 87)
Tranquillo
rubato
Vro-ku ti-sí-cim o-smi-sté'm, A to v o-sna- šty-ry -cá-tém
a tempo
Po-čal ko-šut bo-jo-va-ti, lid fa-teš-ně
rubato
su-žo-va-ti v že-mi U-her-ské.


28b
F. 1460 c), Hédel (Zólyom), Zuza Streleová, 18 é., 1915.
Tempo giusto, ♩ = 130
Ej, ci-sa, ci-sa, ze-le-ná ci-sa, — Už cie ča-sy
pri-chá-dza-ju Ej, že sa že-nie mu-sia.


29
Tempo giusto, ♩ = 104-126
M. F. 1074 a), Barázs (Nyitra), leány, 1907.
Ej, žan-dá-ri, žan-dá-ri, Vy ste vel-kí skla-ma-rí! Skla-ma-li ste
deu-ča, he-ja ho-ja hoj, Za šty-ri to-lá-re, Bo-že môj!
1. r.
2. r.


30
F. 1470 b), Hédel (Zólyom), Agnes Sedliaková, 15 é., 1915.
Tempo giusto, ♩ = 138
:A na ho-re ta-ta-reč-ka, — Šum-na mo-ja fra-je-rôč-ka,
Se-dlo ja-vo-ro-vô, če-reš-na i to-pol, — Mo-jej fra-je-rôč-ky daj po-koj!

31 Tempo giusto, ♩ = 92-100 F. 1102 d), Lissó (Hont), Zuzanna Vicianová, 28 é. 1914.

accel.

Ka-zau mi môj mi-lý do je-se-ny ča-kať, Ej, du-na
Že mi ku-pi hre-beň žl-tie vla-sy če-sať.

♩ = 132 a tempo

vi-na vi-ze ti-ze daj Ze-ze du-na vi-na vi-ze.

32 Tempo giusto Gerlice (Gömör), leányok, 1906.

Pri Pre-špor-ku v Du-na-ju, Pri Pre-špor-ku v Du-na-ju, V Du-na-ju tam se chlap-ci schá-dza-ju.

33 Tempo giusto, ♩ = 132 M. F. 1074 b), Darázs (Nyitra), leány, 1907.

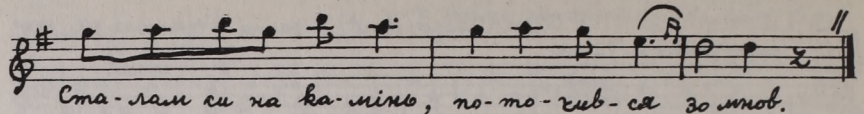
Kú-pa-la sa Ha-nu-len-ka Ve vo-din-ce stu-de-nej,
I-šol zta-de jej naj-mil-ší Na ko-nič-ku na vra-nem.

34 Parlando, ♪ = cca 210 F. 1422 c), Hédel (Zólyom), Zuza Strelcová, 18 é., 1915.

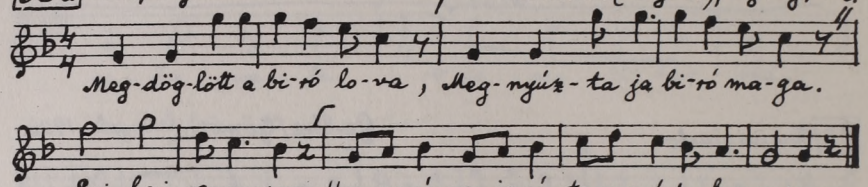
N Ke' som i-šiou z A-me-ri-ky do-mou, Ke' som i-šiou z A-me-ri-ky do-mou
Mo-dliu som sa ma-tro-zi-u k Bo-hu, Mo-dliu som sa ma-tro-zi-u k Bo-hu.

35 Andantino Galicia (Kolessa: Lemkengebiet, № 280)

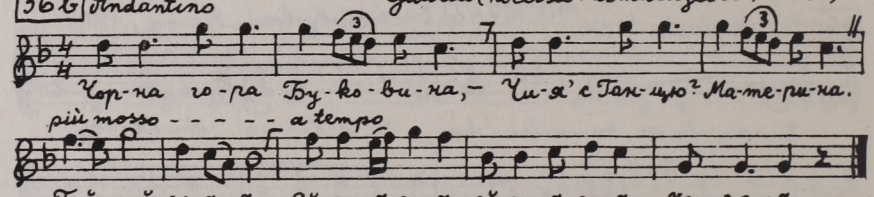
Ой Бо-же мой Бо-же, зми-луй-ся на-до мнов ей ся-я-я-яй!



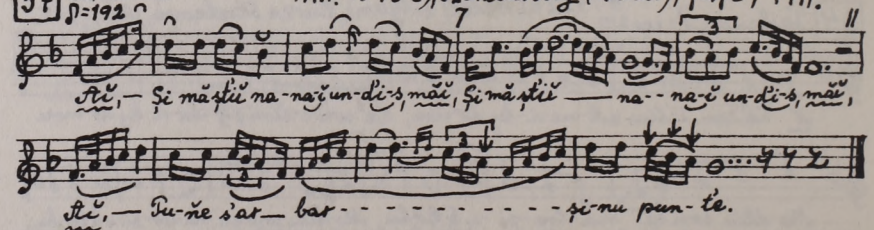
36a Tempo giusto — Sámson (Hajdú), legény, 1906.



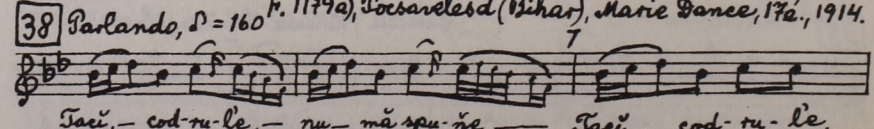
36b Andantino — Galicia (Kolessa: Lemkengebiet, № 276)

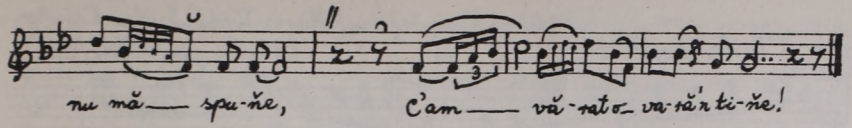


37 Parlando ♩=192 — M.F. 1898 b), Szombatság (Bihar), férfi, 1911.

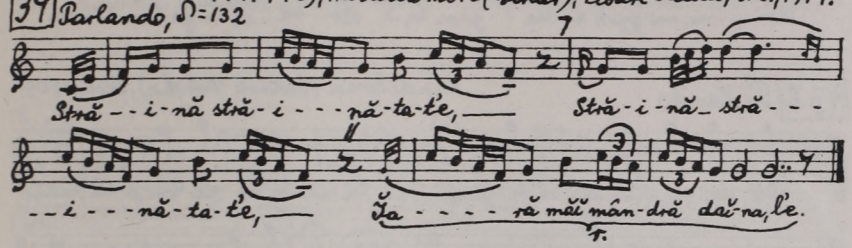


38 Parlando, ♪=160 — F. 1179a), Pocsaveles d (Bihar), Marie Dance, 17 é., 1914.

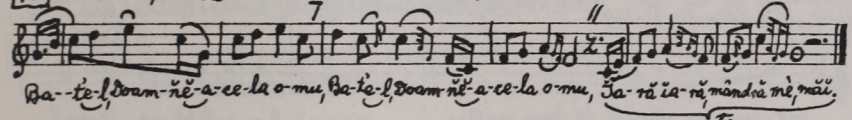




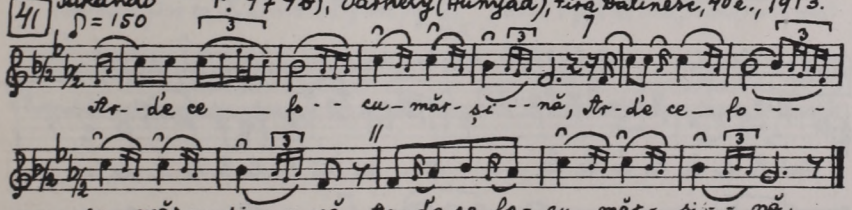
39 Parlando, ♪=132 F. 1171b), Havasdombró (Bihar), Eloare Vaida, 21é., 1914.



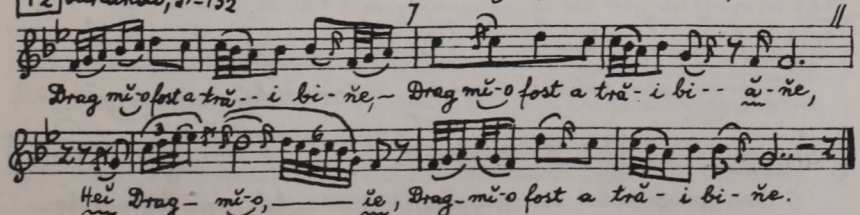
40 Parlando, ♪=152 F. 1185b), Sölyom (Bihar), Saveta Dehelean, 50é., 1914.



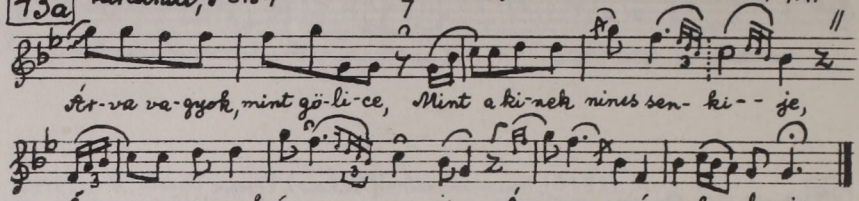
41 Parlando ♪=150 F. 979b), Vásthely (Hunyad), Fira Bălinese, 40é., 1913.



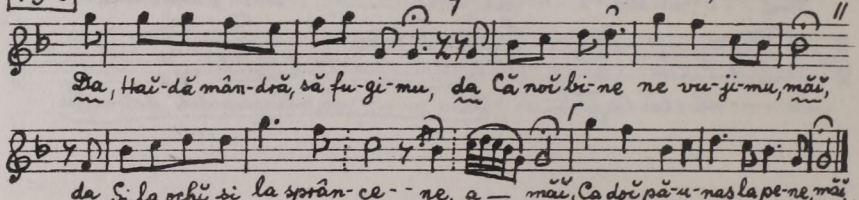
42 Parlando, ♪=132 F. 924a), Cserbel (Hunyad), Mărie Nădela, 17é., 1913.



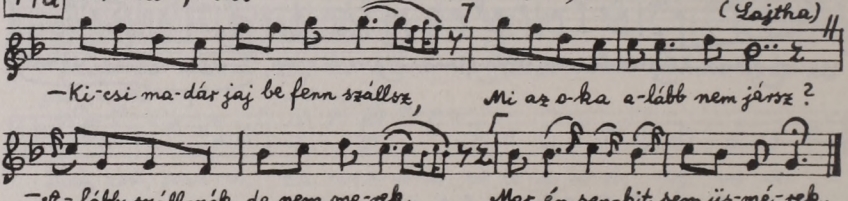
43a Parlando, ♩=184 F. 1208 c), Kisgörgény (Maros-Torda), Szalai Károly, 50 é., 1914.



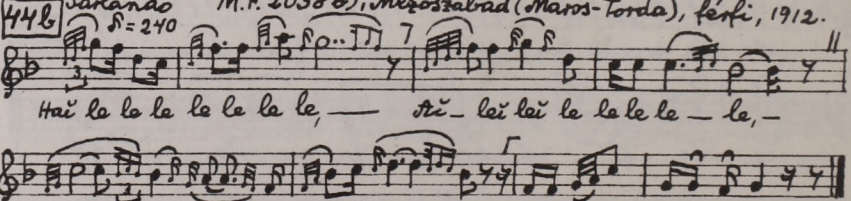
43b Parlando Kendilóna (Szolnok-Doboka), férfi, 1909.



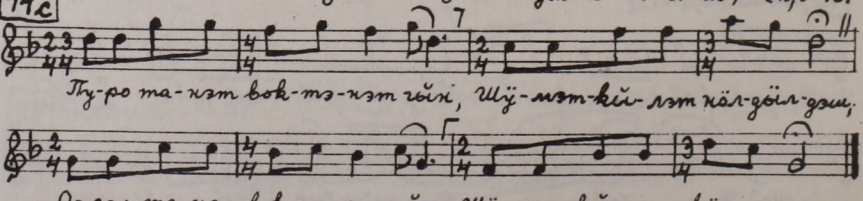
44a Parlando, ♩=168 M. F. 1610 b), Csikverebes (Csík), Kovács Balázs, 61 é., 1912. (Lajtha)



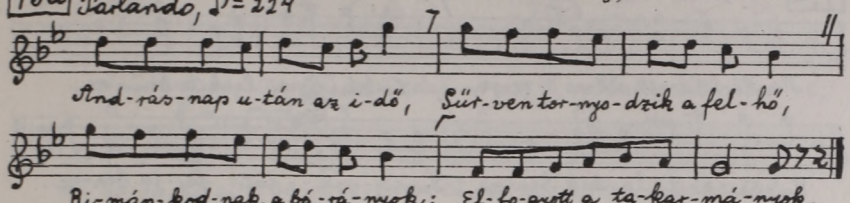
44b Parlando ♩=240 M. F. 2038 b), Mezőszabad (Maros-Torda), férfi, 1912.



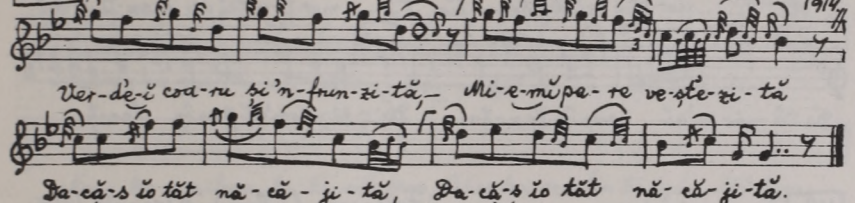
44c Vasziljev: Zbornyik marijszkih narodnich pesen, Nr. 96.



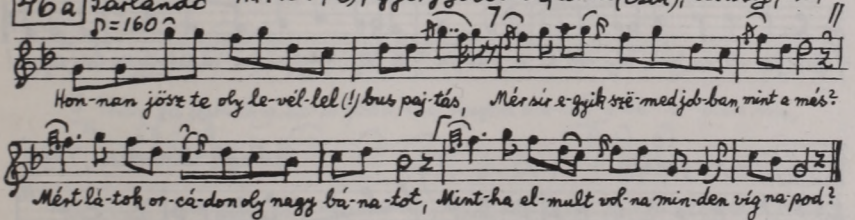
45a M.F. 1650a), Dercen (Bereg), öregasszony, 1912.



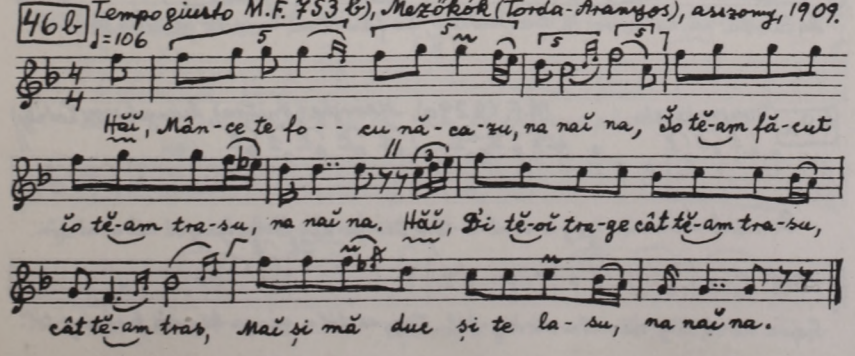
45b F. 1253a), Györgényorsova (Maros-Torda), Lucreţia Bloj, 1914.



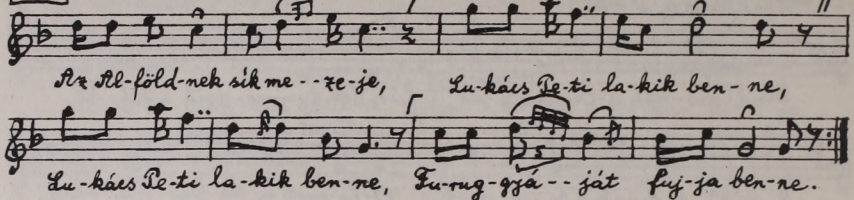
46a M.F. 1047c), Gyergyószcsomafalva (Csík), asszony, 1907



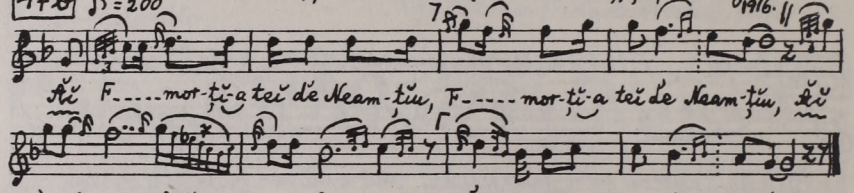
46b Tempo giusto M.F. 753b), Mezőkökk (Torda-Aranyos), asszony, 1909.



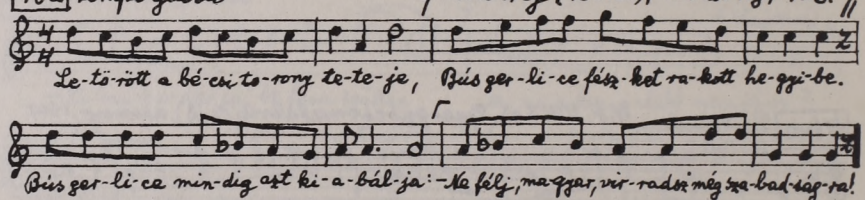
47a Parlando M. F. 1111b), Bátta (Tolna), Pápa József (Garay)



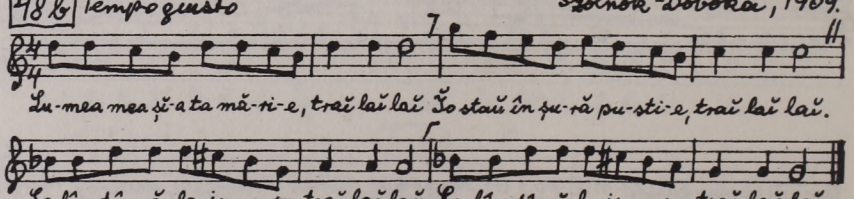
47b Parlando ♪ = 200 F. 1561a), Erdőszakáll (Maros-Torda), Ștefan Bungărdean 1916.



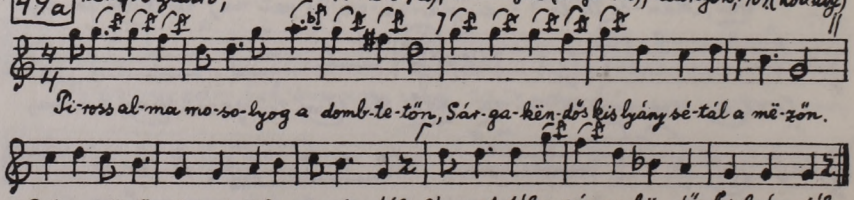
48a Tempo giusto Felsőireg (Tolna), asszony, 1906.



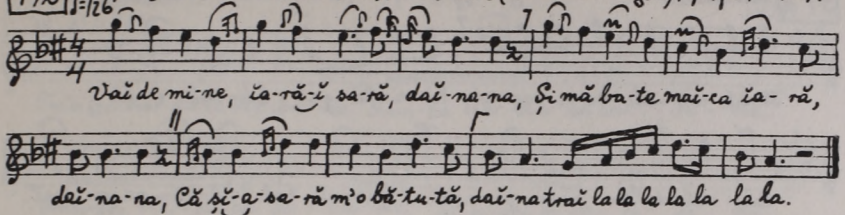
48b Tempo giusto Szolnok-Doboka, 1909.



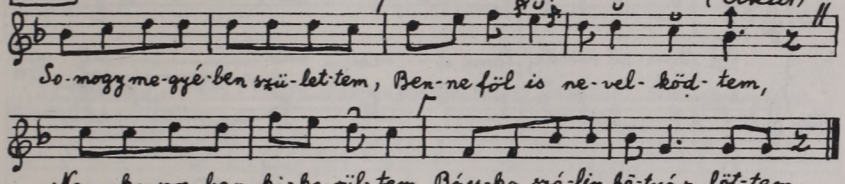
49a Tempo giusto, M. F. 1229a), Menyhe (Nyitra), leányok, 1909 (Kodály)



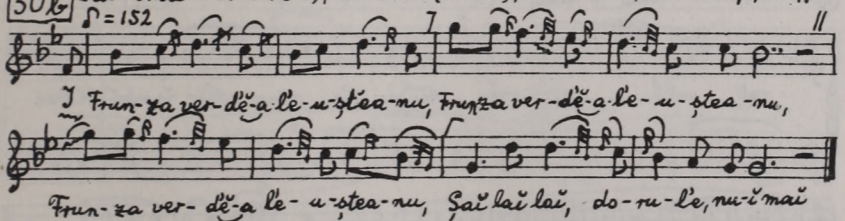
49b Tempo giusto ♩=126 M.F. 744b), Mezőkök (Torda-Aranyos), férfi, 1909.



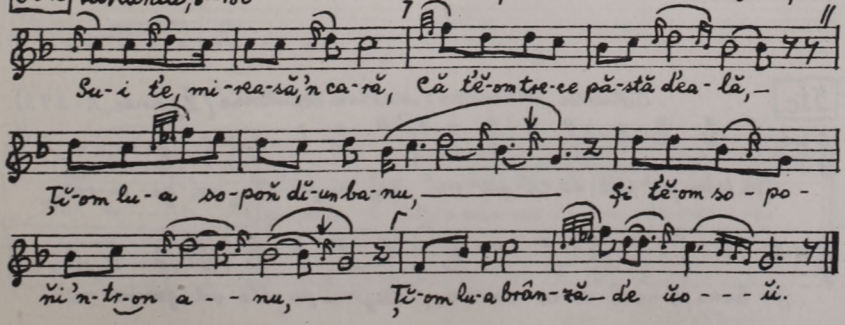
50a Parlando M.F. 335b), Kaposfüred (Somogy), Kovács György (Vikár)



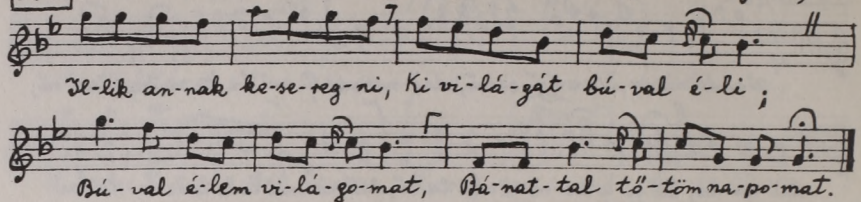
50b Parlando F. 1575c), Soborsin (Arad), Mărioara și Iulia Șup, 1917.



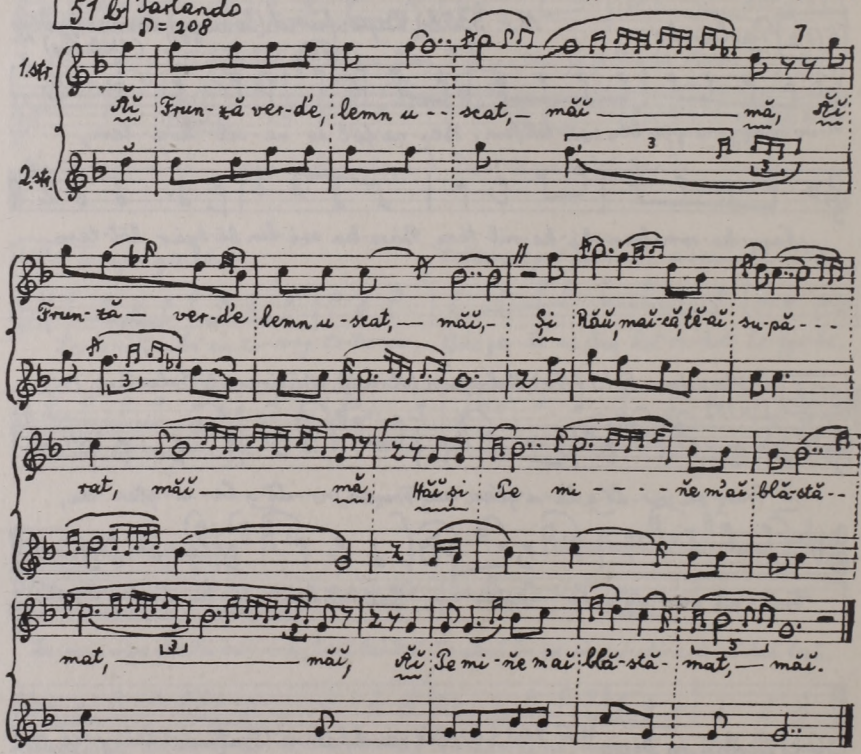
50c Parlando, ♩=180 M.F. 2053b), Lérárdfalva (Szatmár), leány, 14é., 1912.



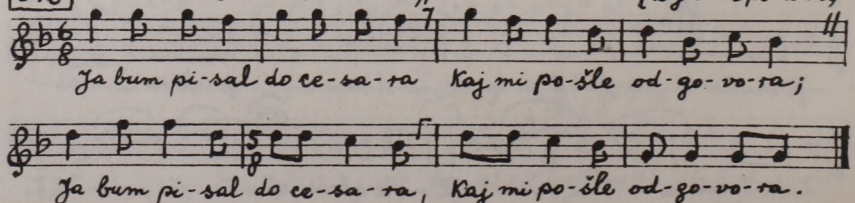
51 a Parlando Gyimesfelsőlok (Csík), 1911. (Lajtha)



51 b Parlando ♪ = 208 F. 1553 b), Mezőkölcsölkút (Kolozs), Zacharia Chisa, 30 é., 1916.



51 c Poturen (Muraköz), Martin Retković (Žganec, Nº 293)



52 Parlando F. 982 a), Várhely (Hunyad), Fira Dălinesc, 40 é. 1914.

♪ = 184

Frun-ză vĭer-d'e ca ĭar-ba-rĭe, Frun-ză vĭer-d'e ca ĭar - - ba - rĭe,

Frun-ză vĭer-d'e ca ĭar - ba-rĭe, Și-a-poĭ și do- ru- l'e nu.

53 Parlando M.F. 860 a), Nagyszentmiklós (Torontál), leányok, 1910.

♪ = cca 160

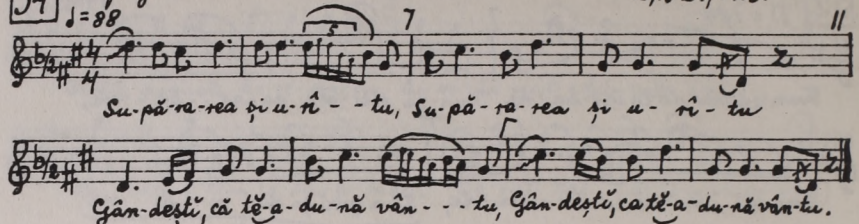
1. Ăĭ Traĭ naĭ naĭ naĭ naĭ naĭ na-re, Traĭ naĭ naĭ naĭ naĭ naĭ na-re

A - no, — Lĭe - no — - - - - Ăĭ Gu-ra - - - - - - -.

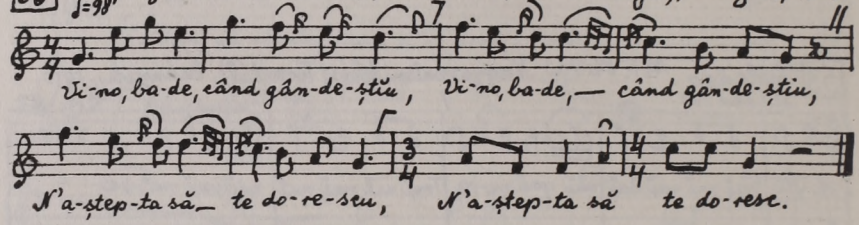
2. Ăĭ Pă-să-ruĭ-că di pe crean-gă, Pă-să-ruĭ-că di pe crean-gă, A - - no, —

Lĭe - - no, — Ăĭ, gu-ra ta-re Mĭ-a mân-cat i- ni-ma mea-re.

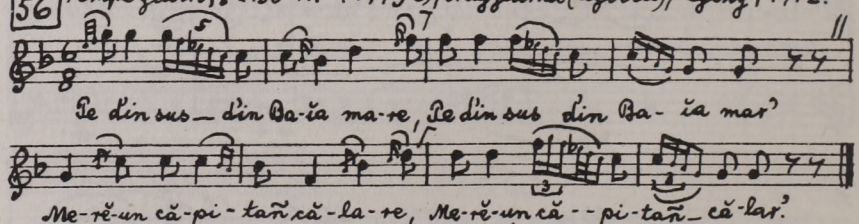
54 Tempo giusto ♩=88 M.F. 2125a), Kisborskó (Máramaros), Irina și Ioană Chiesa, 15, 18 a., 1913.



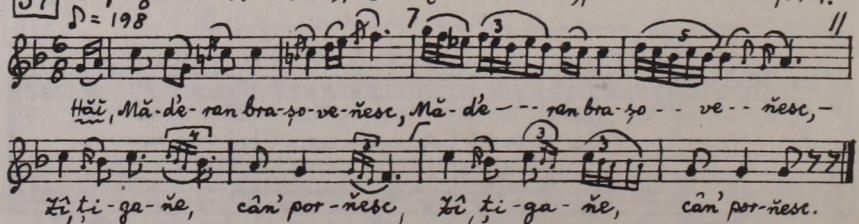
55 Tempo giusto ♩=98 M.F. 745b), Mezőkök (Torda-Aranyos), leányok, 1909.



56 Tempo giusto, ♪=156 M.F. 1973c), Nagytarna (Ugocsa), legény, 1912.



57 Tempo giusto ♪=198 F. 1348c), Bala (Maros-Torda), Marian Solonica, 1914.



58 Tempo giusto ♩ = 130 M.F. 748 c), Mezőkók (Torda-Aranyos), 1909.

Pă-să-ruĭ-că cu cu-nu-nă Nu cân-ta sa-ra pe lu-nă, —

Că d-i-ni-ma — mea nu-ĭ bu-nă, Naĭ da da daĭ da da da.

59 Tempo giusta, ♪ = 216 F. 1554 a), Mezőköbölkut (Kolozs), Zacharia Chisa, 30 é. 1916.

Ăĭ, La-să maĭ-că m'aĭ fă-cu-tă, La-să maĭ-că m'aĭ fă-cut, Ăĭ

Da-că no-roc n'am a-vut, Da-că no-roc n'am a-vut.

60a Tempo giusto M.F. 1132 b), Kórógy (Szérém), Györke Ádámné (Garay)

Pi-ros csá-kó sü-ve-gem, Most é-lem gyöngy-é-le-tem;

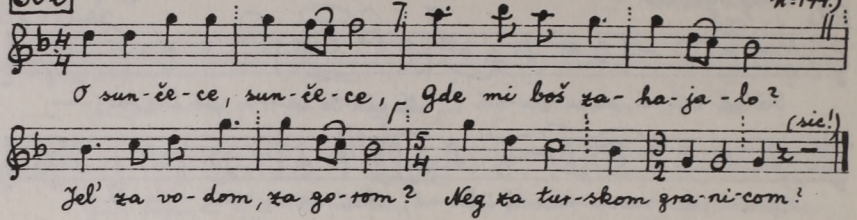
Bok-ré-ta van mel-let-te, Sző-ke kis lány kö-töt-te.

60b Tempo giusto ♪ = 240 M.F. 2114 d), Alsóvisó (Máramaros), Vârvară Braicu, 19 é. 1913.

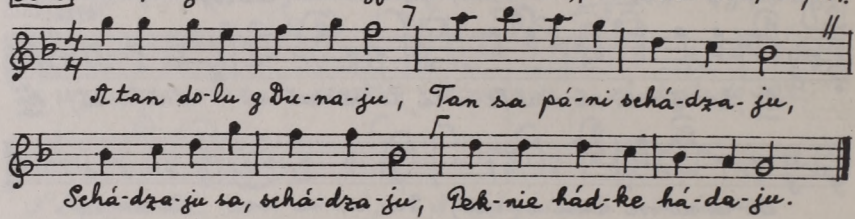
Nu-ĭ baĭ, nu, mân-druț, nu-ĭ baĭ, Știŭ că nu ňĕ-am i-bd'it-aĭ.

Ňĕ-am i-bd'it v'o do-ŭe lunĭ, Ňĕ-am i-bd'it, c'am fo' ňe-bunĭ.

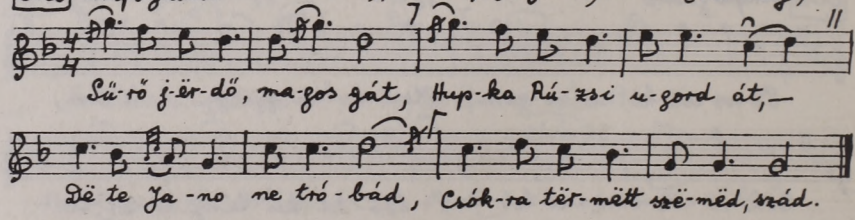
60c M. Subotica (Muraköz), Anton Kocijan (Žganec, n° 194.)


O sun-če-ce, sun-če-ce, Gde mi boš za-ha-ja-lo?
Jel' za vo-dom, za go-rom? Neg za tur-skom gra-ni-com?

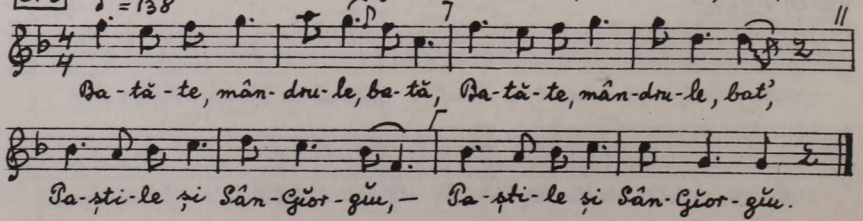
60d Tempo giusto Egyházmarót (Hont), Anna Kel'hová, 56 é., 1914.


A tan do-lu g Du-na-ju, Tan sa pá-ni schá-dza-ju,
Schá-dza-ju sa, schá-dza-ju, Pek-nie hád-ke há-da-ju.

61a Tempo giusto M.F. 1298 a), Vicsáp (Nyitra), 1907. (Kodály)

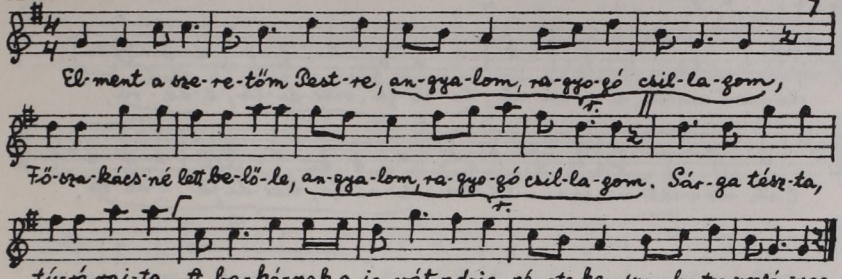

Sü-rő j-ër-dő, ma-gos gát, Hup-ka Rú-zsi u-gord át, —
Dë te Ja-no ne tró-bád, Csók-ra tër-mëtt szë-mëd, szád.

61b Tempo giusto M.F. 2098 d), Jód (Máramaros), Ioană Chiș, 30 é., 1913

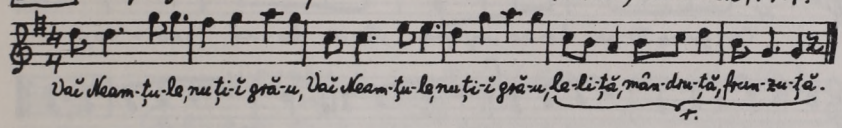


Ba-tă-te, mân-dru-le, ba-tă, Ba-tă-te, mân-dru-le, bat',
Pa-ști-le și Sân-Gĭor-gĭu, — Pa-ști-le și Sân-Gĭor-gĭu.

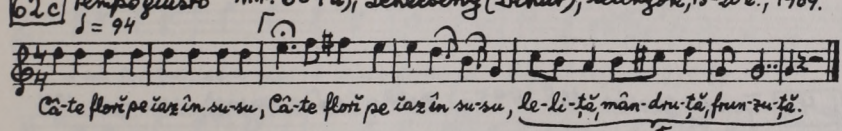
62a Tempo giusto — katonák, 1916.



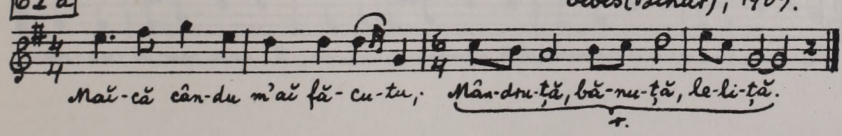
62b Tempo giusto — (Arad) katonák, 1917.



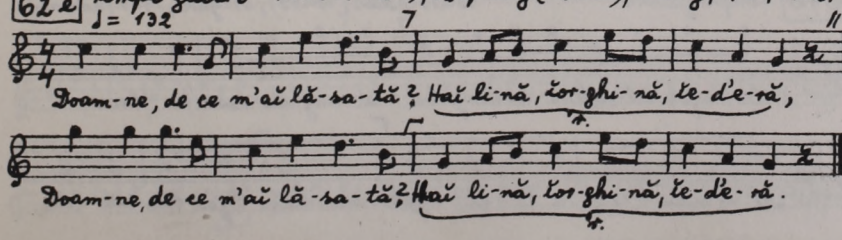
62c Tempo giusto ♩ = 94 — M.F. 634 a), Lehecseny (Bihar), leányok, 15-20 é., 1909.



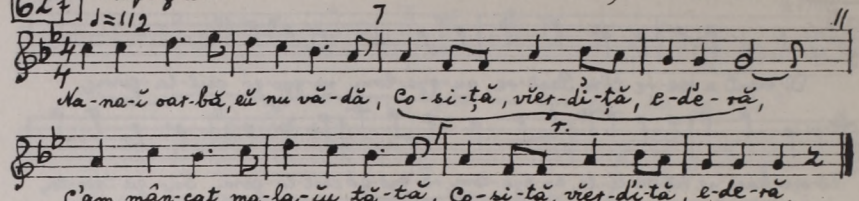
62d — Sebes (Bihar), 1909.



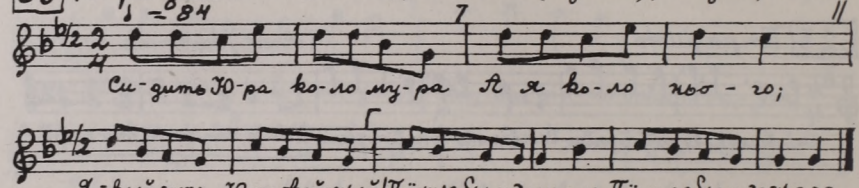
62e Tempo giusto ♩ = 132 — M.F. 1742 a), Széphely (Temes), leány, 17 é., 1912.



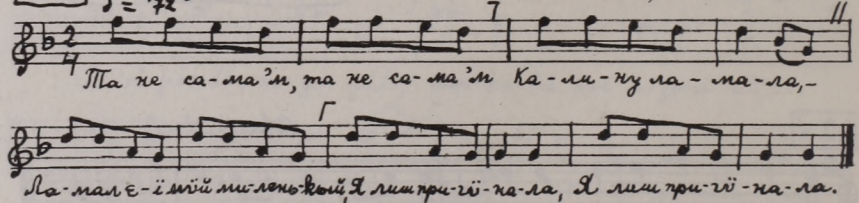
62f Tempo giusto ♩=112 M.F. 1757 b), Bánlak (Torontál), Kányok, 1912.



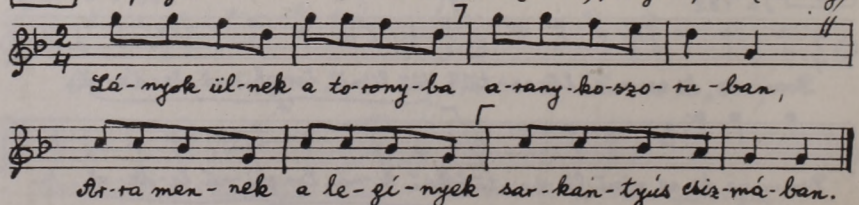
63 Tempo giusto ♩=84 M.F. 1862 b), Veresmart (Ugocsa), Kányola, 1911.



64a Tempo giusto ♩=72 M.F. 1895 a), Dolha (Máramaros), asszonyok, 1911.



64b Tempo giusto Barslédec (Bars), öregek, 1907. (Kodály)



65 Tempo giusto — Kisölved (Hont), Vicenc János (Kodály)

So-ha Is-ten há-zá-ra csak egy pízt sem ad-tam, Ha ja kol-dus tő-lem kért,
ha-nyatt ta-szí-tot-tam. Lan-tost, do-bost, trom-bi-tást meg-gaz-da-gí-
tot-tam, Egy hit-ván-y, csal-fa cső-kért szá-z a-ra-nyat ad-tam.

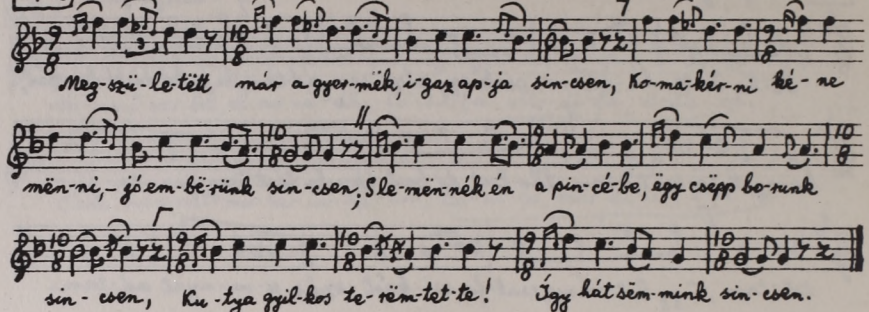
66a Tempo giusto M.F. 1304a) — Zsére (Nyitra), 1911. (Kodály)

A jó lo-vas ka-to-ná-nak dë jó va-gyon dol-ga, I-szik - e-szik
a sá-tor-ba, sëm-mi-të sincs gond-ja. Héj, il-let, bë gyöngy il-let,
en-nél szëb-sëm lë-het, Csak az gyüj-jön ka-to-ná-nak, a-ki ën-gëm sze-ret.

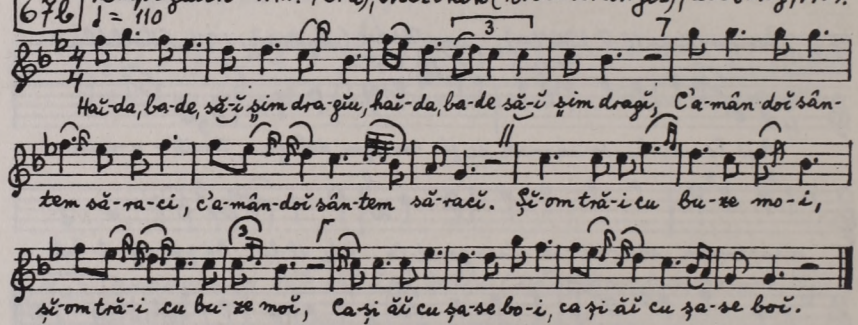
66b Tempo giusto, ♪=345 F. 1279d), Felsőoreszi (Maros-Torda), m. Toma Tofolean, 64 é. 1914.

67a Tempo giusto M.F. 528 a), Csíkgyimes (Csík), Kis Fülöp (Vikár)

Meg-szü-le-tëtt már a gyer-mëk, i-gaz ap-ja sin-csen, Ko-ma-kér-ni ké-ne mën-ni, – jó em-bë-rünk sin-csen; Sle-mën-nék én a pin-cé-be, ëgy csëpp bo-runk sin-csen, Ku-tya gyil-kos te-rëm-tet-te! Így hát sëm-mink sin-csen.



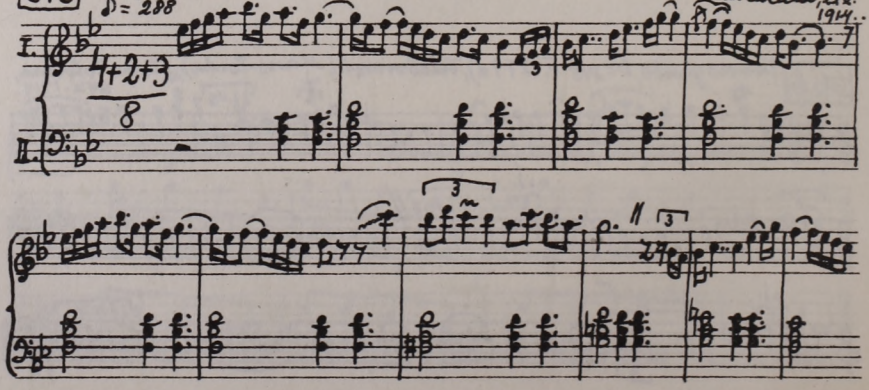
67b Tempo giusto M.F. 761 a), Mezőkók (Torda-Aranyos), asszony, 1909.
♩ = 110

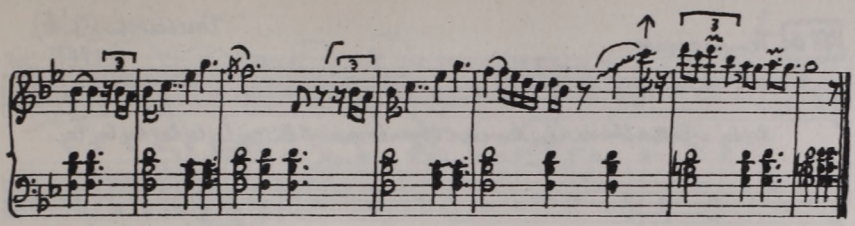


Haĭ-da, ba-de, să-ĭ şim dra-gĭu, haĭ-da, ba-de să-ĭ şim dragĭ, C'a-mân-doĭ sân-tem să-ra-ci, c'a-mân-doĭ sân-tem să-racĭ. Şĭ-om tră-i cu bu-ze mo-i, şĭ-om tră-i cu bu-ze moĭ, Ca-şi ăĭ cu şa-se bo-i, ca şi ăĭ cu şa-se boĭ.

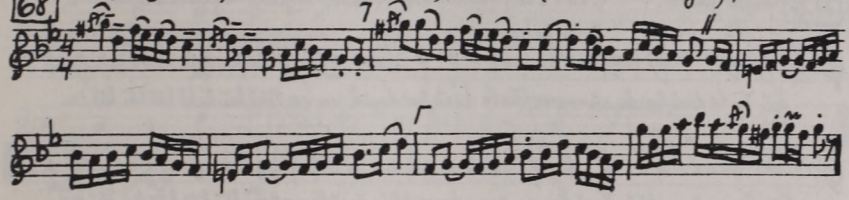
67c Tempo giusto F. 1234 d), Idecspataka (Maros-Torda), (Juon Lup, 42 é. Ila Cacula, 22 é. 1914.
♪ = 288

I. II.

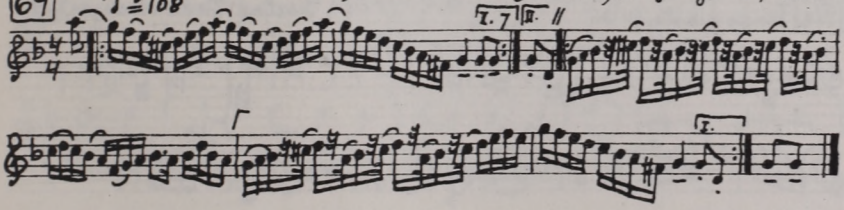




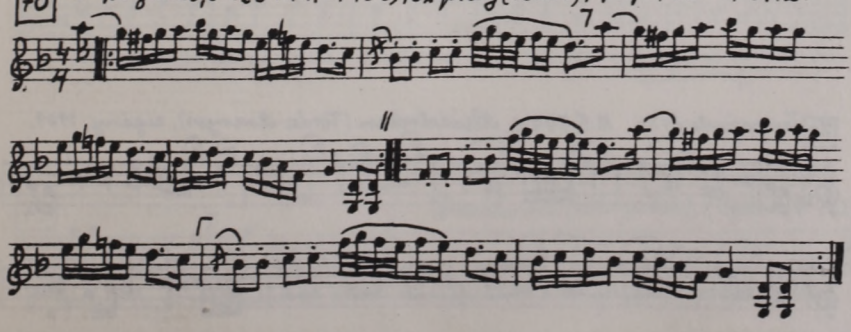
68 Tempo giusto, ♩ = 92 M.F. 1397 c), Albák (Torda-Aranyos), 1910.



69 Tempo giusto ♩ = 108 M.F. 1826 b), Mezőszadány (Temes), cigány, 35 é., 1913.

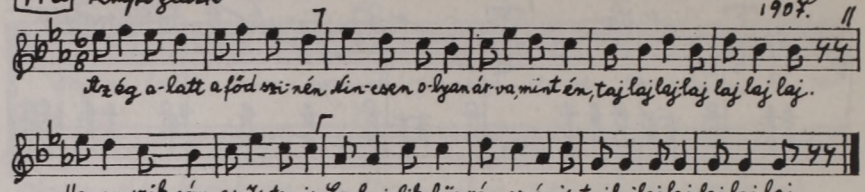


70 Tempo giusto, ♩ = 126 M.F. 1740 b), Széphely (Temes), férfi, 32 é., 1912.



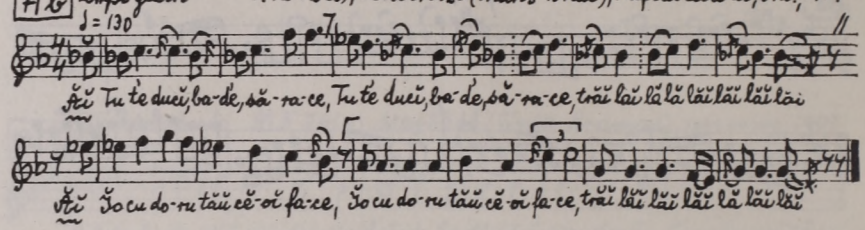
71a Tempo giusto

Vacsárcsi (Csík) 1907.



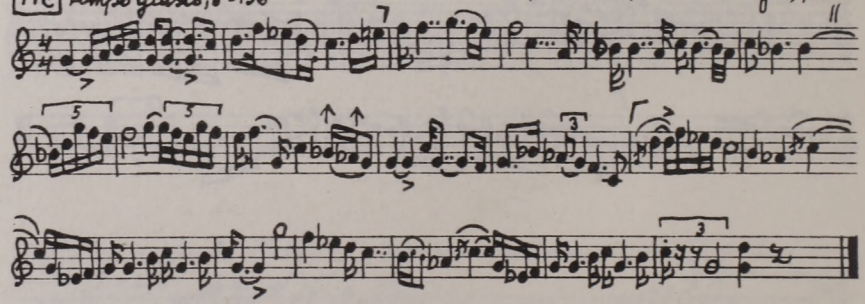
71b Tempo giusto ♩ = 130

F. 1282 a), Felsőoroszi (Maros-Torda), Rafila Ciolocă, 24 é., 1914



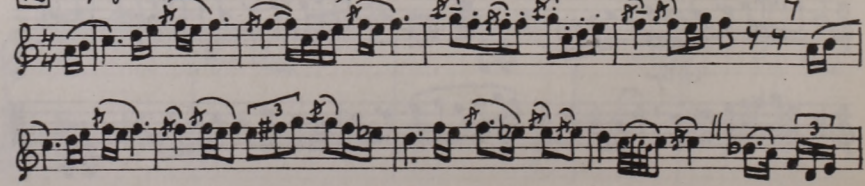
71c Tempo giusto, ♩ = 136

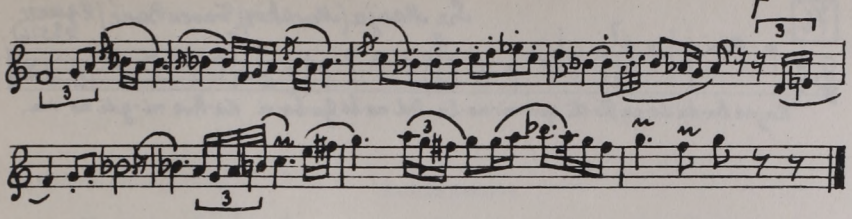
M. F. 1445 a), Bisztra (Torda-Aranyos), 1911.



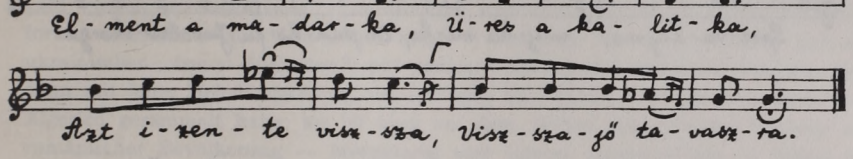
72 Tempo giusto, ♩ = 75

M. F. 749 a), Alsódetrehem (Torda-Aranyos), cigány, 1909.

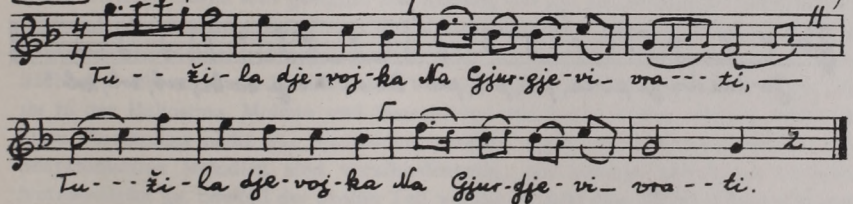




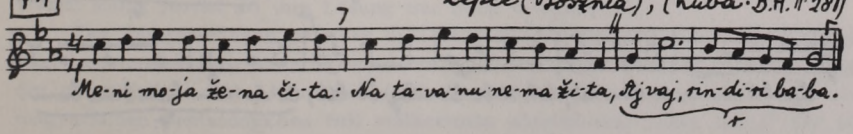
73a Parlando ♩=84 Józseffalva (Bukovina), asszonyok, 1914. (Kodály)


El-ment a ma-dar-ka, Ü-res a ka-lit-ka,
Azt i-zen-te visz-sza, Visz-sza-jő ta-vasz-ra.

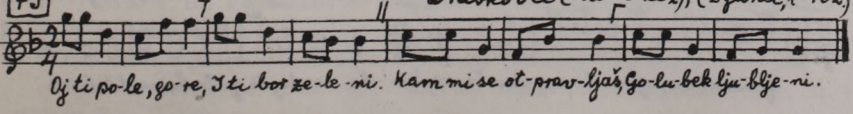
73b ? (Kuhač, N° 749.)


Tu-- ži-la dje-voj-ka Na Gjur-gje-vi- vra--- ti, —
Tu--- ži-la dje-voj-ka Na Gjur-gje-vi- vra-- ti.

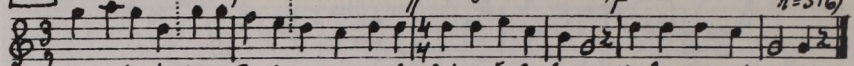
74 Žepče (Bosznia), (Kuba: B.H. N° 281)


Me-ni mo-ja že-na či-ta: Na ta-va-nu ne-ma ži-ta, Aj vaj, rin-di-ri ba-ba.

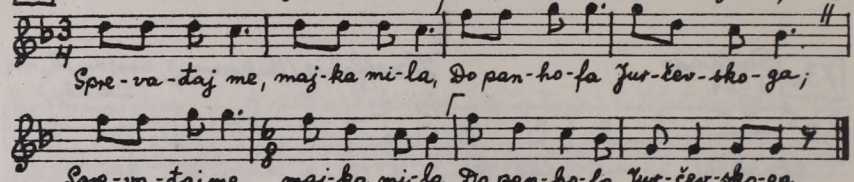
75 Draškovci (Muraköz), (Žganec, N° 152.)


Oj ti po-le, go-re, I ti bor ze-le-ni. Kam mi se ot-prav-ljaš, Go-lu-bek lju-blje-ni.

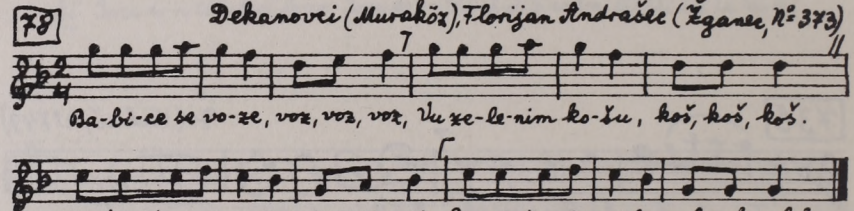
76 Sv. Marija (Muraköz), Franca Barić (Žganec, nº 516)



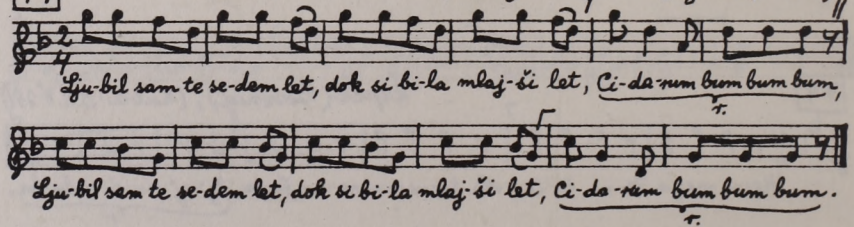
77 Jurčevci (Muraköz), Kata Lajtman (Žganec, nº 296)



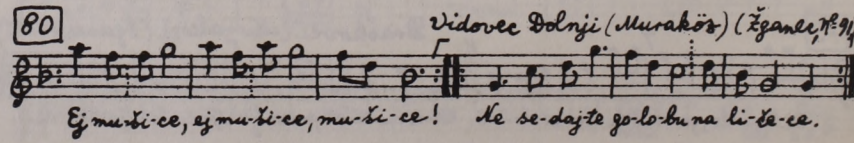
78 Dekanovci (Muraköz), Florijan Andrašec (Žganec, nº 373)



79 Dekanovci (Muraköz), Florijan Andrašec (Žganec, nº 354)



80 Vidovec Dolnji (Muraköz) (Žganec, nº 91)



Schlußwort.

Nach der Fertigstellung meiner Abhandlung ist es mir möglich gewesen, in Bukarest jene 3500 Walzen, also ungefähr 8000 Melodien umfassende Phonogramm-Sammlung flüchtig zu untersuchen, die der Verband rumänischer Komponisten auf Veranlassung und unter Leitung von Constantin Brailoiu 1928—34 geschaffen hat. Der größte Teil des Materials stammt aus dem Gebiet des alten Reiches. Dieses Material zeigt, daß auf dem ganzen Gebiet Vorkriegsrumäniens eine gewisse wahrscheinlich sehr alte und überall gleiche Melodieform existiert: das sogenannte „lange Lied" (auch „cântecul lung", „hora lungă" und ähnlich genannt). Diese Melodienform ist identisch mit dem „hora lungă"[1]) aus dem Maramaros-Gebiet, mit den ukrainischen „dumy"-Melodien,[2]) mit gewissen persischen[3]) und irakischen Melodien, dann mit jener Melodiengattung, die ich 1913 bei Arabern von der Oase Dzselfa in Algerien gesammelt habe; sie ist aber auf dem früher magyarischen Gebiete mit rumänischer Bevölkerung — Maramaros und Ugocsa ausgenommen — bisher unbekannt. Daraus sind drei wichtige Folgerungen zu ziehen: 1. die älteste Melodieart Vorkriegs-Rumäniens und von Maramaros-Ugocsa ist dieses „Lange Lied"; 2. dieser Stil hat mit dem magyarischen pentatonischen Stil nichts gemein; 3. folgt, daß diese Melodienart offensichtlich südöstlichen (arabisch-persischen) Ursprungs ist. Diese Beiträge wären sehr geeignet zur Klärung der um das ungarische pentatonische Material aufgetauchten Fragen — wenn nämlich auf dem alten rumänischen Gebiet pentatonische Melodien überhaupt nicht oder nur zerstreut vorhanden wären. Aber nach den Phonogramm-Sammlungen von Bukarest kann festgestellt werden, daß sie in der Bukowina, Moldau und Bessarabien und sogar in den übrigen Teilen des alten Rumäniens nicht nur vorhanden, sondern sogar sehr verbreitet sind. Diese pentatonischen Melodien sind verschiedenartig: am meisten ähneln sie noch dem Notenbeispiel 52, obwohl der größte Teil 3-zeilig ist und ihre Melodienlinie sich mehr in der unteren Hälfte der Tonleiter bewegt. Von den meisten glauben die rumänischen Sammler selber, daß sie erst in letzter Zeit aus Siebenbürgen eingedrungen sind, aber für diese Hypothese führen sie kein direktes Beweismaterial an. Statt daß also die Kenntnis des altrumänischen (Regat) Materials zur Klärung der Streitfrage beitragen sollte, macht sie ihre Lösung nur noch komplizierter.

Der Zusammenhang zwischen dem magyarischen pentatonischen Material und dem tscheremissischen Material ist unzweifelhaft. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß der ursprüngliche Stil Altrumäniens offenbar der vom Südosten stammende, vom magyarischen pentatonischen Stil vollkommen abweichende „hora lungă"-Stil ist. Wie kam er also in das rumänische Material und wie konnte dort der ungarische oder, sagen wir, „nordtürkisch-tatarische" pentatonische Stil so überhandnehmen? Ob nur durch Vermittlung der Ungarn? Oder durch Vermittlung irgendeines anderen

---

[1]) Bartók, B.: *Volksmusik der Rumänen von Maramures*, X—XII und S. 15—28.

[2]) Beiträge zur ukrainischen Ethnologie, Bd. XIII, XIV. Kolessa, Ph.: *Melodien der ukrainischen rezitierenden Gesänge* (Dumy), Lemberg 1910, 1913.

[3]) Hornbostel, Dr. E. M. von: *Musik des Orients* (Grammophonplatten), Nr. 19 (Odeon O — 5168).

Volkes? Oder haben wir es hier mit einem von mehreren Seiten kommenden gemeinsamen Einfluß zu tun?

Wie ich schon oben gesagt habe, hat der „Verein rumänischer Komponisten" bisher 8000 Melodien gesammelt; im volksmusikalischen Archiv des rumänischen Kultusministeriums (Archiva fonogramică a Ministerului instrucției cultelor și artelor) sind angeblich 8000 Melodien vorhanden, zusammen also 16000 zum großteil aus Altrumänien stammende Melodien, obzwar beide Institute bisher verhältnismäßig kleine Gebiete durchforscht haben: jenes Gebiet, wo überhaupt noch nicht gesammelt wurde, ist mindestens zehnmal so groß. Wenn mit ebenso großer Energie die Arbeit fortgesetzt wird, wie sie bis jetzt geführt wurde, wenn zu Studienzwecken mindestens 50—60000 Melodien dieses Gebietes vorliegen werden, wenn wir die Musik der an der Grenze von Asien und Europa wohnenden nordtürkischen und tatarischen Völker kennen werden: vielleicht können wir dann diese Fragen beantworten.

März 1934.

Siedlungsgeschichte und Rechtsverhältnisse der Stadt Dobschau-Dobsina.

Von

Julius Lux (Budapest).

1. Geschichte.

Mit der Geschichte der Stadt Dobschau haben sich seit 150 Jahren schon mehrere Historiker befaßt. Da aber besonders über die Siedlungsgeschichte viele unzuverlässige Daten und Behauptungen umgehen, müssen wir uns mit ihren Schriften auseinandersetzen und einige Daten und Annahmen berichtigen. Dabei werden wir auf die besonderen Aufgaben der Sprachinselforschung Rücksicht nehmen, d. h. die verbindenden Linien mit der allgemeinen Geschichte, besonders mit der Geschichte des Vaterlandes und des Mutterlandes aufdecken.

Die Geschichte einer Sprachinsel beschränkt sich natürlich auf einen viel engeren Kreis als eine Staatsgeschichte. Aktiv tritt die Sprachinsel in der politischen Geschichte in der Regel kaum oder nur selten auf. Umso bedeutender ist aber ihr Anteil in der Kulturgeschichte. Wir können also in der mehr als sechshundert Jahre alten Geschichte der Stadt Dobschau von besonderen politischen Ereignissen wenig berichten, umsomehr aber von kulturgeschichtlichen. Die Vorrechte und die geographische Schutzlage, der Bergsegen und besonders das völkische Erbgut hat das Entstehen einer führenden Oberschicht ermöglicht, die seit dem 16. Jh. in das Schicksal, in das Werden, in die Entwicklung der Sprachinsel mit ihren Lebensformen prägend eingegriffen hat. Im Rahmen dieses Aufsatzes beschränken wir uns aber nur auf die Siedlungsgeschichte und auf die geschichtliche Betrachtung der Rechtsverhältnisse der Stadt.

Dobschau ist eine typische alte gewerbliche Siedlung. Die Geschichte der Dobschauer hängt im wesentlichen mit der Geschichte des Berg- und Hüttenwesens zusammen. Der Bergbau war das allerwichtigste Lebensgebiet, der Bergsegen bedeutete das Leben, die Kultur, der Bergbau war die Grundlage der rechtlichen, der wirtschaftlichen und kulturellen Einrichtungen, diese wieder ermöglichten die Erhaltung des Volkstums.

Von den vielen Werken, die sich mit der Geschichte der Stadt Dobschau befassen, ziehen wir nur die in Betracht, die auf selbständigen Forschungen beruhen und die bisher als maßgebend betrachtet wurden. Das

älteste Werk, das über die Geschichte unserer Stadt verfaßt wurde, ist eine handschriftliche Chronik im städtischen Archiv zu Dobschau. Es führt den Titel: „AußFürliche beschreibung. Wie das im Gömerer Comitat gelegene Bergstättel Topschau beschaffen, woher selbiges seinen ersten Ursprung genohmen, in waß stand selbiges von zeith zu zeith gekommen, was vor Privilegia und freyheithen genossen, endlichen auch was vor große Verfolgungen und schwäre Verwirrungen die arme Inwohner außgestanden und wie mann wieder davon gerettet: Welches alles zu großen Trost aller Jezigen und künfftigen Inwohnern durch eine wohlmeinende, getreü- und gelehrte Feder mit ungemeinem Fleiß zu dem Ende haubtsächlich beschrieben worden, umb künfftig in allen nothfällen einige manuduction und grundständigen unterricht hierauß nehmen zu können." Diese kritiklose „gelehrte Hand" befaßt sich hauptsächlich mit der Siedlungsgeschichte und mit den geschichtlichen Ereignissen ihrer Zeit.

Eine ausführlichere und gründlichere Geschichte schrieb der gelehrte Ochtinaer Pfarrer Ladislaus Bartholomaeides: *„Inclyti Superioris Ungariae Comitatus Gömöriensis Notitia historico-geographico-statistica.* Leutschoviae 1806—1808, I.—II. Band. Auf dieses Werk stützen sich größtenteils die nachfolgenden Historiker, so in erster Reihe der verdienstvolle Dobschauer Historiker Josef Mikulik, der als Archivar der Stadt Dobschau das Buch verfaßte: *„Dobschau,* eine monographische Skizze mit einem Anhang: Die Dobschauer Eishöhle, mit fünf Illustrationen. Kaschau 1878." Ein auf kritischen Untersuchungen fußendes Werk, das hier in Betracht kommen kann, ist auch das Werk von Gusztav Wenzel: *Magyarország bányászatának kritikai története* (Kritische Geschichte des Bergbaus in Ungarn). Budapest 1881. Daß aber auch dieses kritische Werk sehr unkritisch ist, wird unten noch nachgewiesen werden. Und wenn wir noch die *Geschichte der ungarischen Bergstädte und ihrer Umgebung,* Schemnitz 1853, von Johann Kachelmann nennen, so haben wir die wichtigsten geschichtlichen Werke erwähnt; die übrigen Werke, die sich mit der Geschichte unserer Stadt befassen, haben ihre Daten aus den oben erwähnten Werken geschöpft. Man könnte hier einen ebensolchen Stammbaum der Irrtümer zusammenstellen, wie ihn Michal Matunák betreffs der Geschichte von Kremnitz in seinem Werke: *Z dejin slobodného a hlavného banského mesta Kremnice* (Aus der Geschichte der freien und königlichen Bergstadt Kremnitz), Kremnica 1928, S. 70, zusammengestellt hat.

Was die Urgeschichte unserer Stadt anbelangt, so sind die genannten Werke sehr verschiedener Ansicht. Die meisten behaupten, daß die Dobschauer bereits im 3.—4. Jh. n. Chr. hier gelebt haben, die Dobschauer seien hier zurückgebliebene Quaden. Sie berufen sich auf die eigenartige Mundart der Dobschauer und wollen ihre Behauptung auch mit Beispielen

aus der Mundart beweisen. Diese Behauptung beruht auf einer Bemerkung des berühmten Schriftstellers Aeneas Sylvius Piccolomini (Papst Pius II.), der von den Zipsern behauptet hat, sie seien die Nachkommen der Gepiden.[1])

Diese Behauptung haben spätere Schriftsteller übernommen, so vor allem Mikulik.

Wir haben aber weder geschichtliche, archäologische, noch sprachliche Beweise, die die Annahme bekräftigen könnten, daß Quaden je auf dem Gebiet Dobschaus gelebt hätten und daß die Dobschauer die Abkömmlinge der Quaden wären. Walter Kuhn stellt fest (Deutsche Sprachinselforschung, S. 220), „daß bei keiner einzigen deutschen Sprachinsel an ein Zurückreichen in die germanische Zeit gedacht werden darf. Die Sprachinselkunde verliert dadurch wohl an Romantik und germanischem Nimbus, aber sie gewinnt an Verbundenheit mit der deutschen Volksgeschichte . . . .".

Die Quadentheorie stützt sich also nur auf nicht beweisbare Annahmen. Nun berufen sich aber manche Historiker auch auf Urkunden, die zeigen sollten, daß Dobschau bereits in der ersten Hälfte des 13. Jh.s eine bekannte bergbautreibende Gemeinde gewesen war. Die Urkunde, auf die sie sich berufen, ist die Donationsurkunde des Königs Béla IV. vom 5. Juni 1243, in welcher der König das Besitztum des ohne Erben verstorbenen Gespans Bors den Söhnen des Mathäus, Detrik und Philipp schenkt. Dies hat zuerst Bartholomaeides behauptet.[2]) Demnach soll also der ursprüngliche Name unserer Stadt Topsucha gelautet haben. In demselben Werke (Bd. I S. 213) schreibt aber Bartholomaeides den Namen so: „Top-

---

[1]) In hoc parte Ungariae, quae Gepidarum fuit, adhuc territorium Sepusium appellant pro Gepudio. Aeneae Sylvii Piccolomini opera quae extant omnia. Basiliae 1551, p. 712.

[2]) Scilicet quod primam originem Topschinae adunet, vehementer mihi falli videntur, qui eam ad Nicolaum et Ladislaum Csetnekios, atque ad Seculum XIV. referunt. Nam primum quidem ipsum, quod vocant Impopultionis Instrumentum anno 1326, confectum, altiorem et antiquiorem loci huius originem loquitur. Nam et fluvii, jam tum nomine Topschina vocati iterato meminit, et Incolarum non tantum congregandorum sed etiam actu congregatorum mentionem facit, et metas territorii per alveum Sajonis et cacumina montium ductas ita determinat, ut poteat, totam illam, quae vallibus Szlanensi, Redoviensi, Topschensi et Göllniczіensi continetur regionem, tamesti sylvis constaret densissimis, ad incognatas et inhabitas terras referendum haud esse. Eandem altius collocandam Topschinae originem, Diploma Belae IV. Regis, quo idem Princeps, Dynastias Pelsöczіensem et Csetnekiensem Bebekiis contulit, clarius contestatur. Nam in eodem ita Rex loquitur: „Nomina autem Possesionum Praeattactarum, quae quondam Bors comitis fuerunt, haec sunt: Plesuck (Pelsöcz) cum suis attentiis, videlicet: Chitnek, Topsucha, Somkuth, Plesuck, Mirk, Erdes, et Lokuna"; Bartholomaeides, a. a. O. Bd. II, S. 546.

schuha (Topscha)". Hierzu bemerkt Mikulik[1]): „Daß diese Ansicht die richtige sei, beweist nicht nur der Umstand, daß sie unter den Einwohnern allgemein verbreitet und seit undenklichen Zeiten von einer Generation auf die andere übergegangen ist, sondern auch die in der Urkunde Bélas IV. vom Jahre 1243 befindliche Benennung „Topschucha" (!), welche dem Namen Topschav näher steht, als dem Worte „Dobsina" oder Tobiasau . . . .".

Dieselbe Annahme finden wir aber auch in der kritischen Geschichte des ungarländischen Bergbaues von G. Wenzel[2]). Überall wird behauptet, daß in Dobschau schon vor dem Mongolensturm (1241) Bergbau betrieben wurde und daß die königliche Kammer dorther Abgaben erhielt. Diese Annahme haben dann alle Historiker kritiklos übernommen. Bei der Untersuchung des Originals dieser Urkunde und deren Abschriften aus dem Jahre 1336 und 1354[3]) konnte man feststellen, daß es sich hier überhaupt nicht um Dobschau handelt, sondern daß dieses angebliche „Topschuha" oder „Topsucha" eigentlich Toplucha und Toplucza geschrieben ist und nichts anderes ist als das Dorf, das heute unter den Namen Kun-Taplóca bekannt ist und fünf Kilometer südlich von Csetnek liegt. Ein Blick auf die Landkarte dieser Gegend überzeugt uns, daß in dieser Urkunde, auf die sich Bartholomaeides und seine Nachfolger berufen, nicht von Dobschau, sondern nur von Kun-Taplóca die Rede sein konnte. Es ist doch nicht wahrscheinlich, daß man bei der Benennung der Ortschaften, die zum grundherrlichen Besitz gehören, von Csetnek auf einmal nach Dobschau gesprungen wäre, das doch 19 km nördlich in der Luftlinie liegt, um dann wieder einen Sprung nach Süden zu machen und die übrigen Ortschaften zu benennen.

Dieser Schreib- und Lesefehler, den Bartholomaeides begangen hat (Topsucha = Toplucha, Toplucza), hat auch den Sprachforschern viel Kopfzerbrechen gemacht, denn die Endung -ucha wurde mit dem althochdeutschem -acha in Verbindung gebracht und als ahd. Flußname gedeutet.[4])

Unsere Historiker berichten einstimmig, daß der Begründer unserer Stadt Nikolaus Bebek ist.[5]) Bei näherer Untersuchung hat es sich aber ergeben, daß das den Tatsachen nicht entspricht. In der Geschichte der

[1]) A. a. O. S. 3.

[2]) A. a. O. S. 102 und auch in der „Monographie des Komitates Gömör" (Gömör vármegye monográfiája. Budapest, Szerkesztette Borovszky Samu) S. 464.

[3]) Vgl. Szentpétery Imre: *Az Árpádházi királyok okleveleinek kritikai jegyzéke.* Regeste regum stirpis Arpadianae critico diplomatica. Budapest 1923, I. Bd. S. 223 und Fejér: *Codex diplomaticus*, IV/1 S. 290 und XI S. 400.

[4]) Vgl. Moldoványi Gusztáv: *A dobsinai nyelvjárás* (Die Dobschauer Mundart) in: A 600-éves Dobsina (Das 600-jährige Dobschau). Putnok 1926. S. 33.

[5]) Vgl. Wenzel S. 103, Mikulik, Dobschau S. 6, Bartholomaeides II, 546.

adeligen Familien im Komitate Gömör kommt nämlich der Name Nikolaus Bebek erst im 15. Jh. (1416—1434) und zwar zweimal vor; der eine ist der Sohn des Palatins Detre III. und der andere der Sohn des Obertavernikus Johanns I. († 1409).[1])

Der Nikolaus, Sohn des Ladislaus, von dem in der Gründungsurkunde unserer Stadt die Rede ist, der in den historischen Werken als Nikolaus Bebek bezeichnet wird, heißt nicht Bebek, denn diesen Beinamen hat nur einer der Brüder, die als Grundbesitzer in der Gründungsurkunde genannt werden, und zwar Dominik (Domokos) gehabt („Magister Dominicus dictus Bebeck".) Den Namen Bebek oder Bubek führen nur die Nachkommen des genannten Dominik.[2])

In der Gründungsurkunde kommt tatsächlich ein Nikolaus, Sohn des Radislaus vor; dies ist aber kein Grundbesitzer, kein Edelmann, wie ihn die bisherigen Historiker bezeichnet haben, sondern er ist einfach der Schulze, mit dem die Grundherren einen Vertrag gemacht haben. Er wird in dieser Urkunde auch nicht mit den üblichen Titeln „nobilis vir, magister" bezeichnet wie der Grundbesitzer, der immer „nobilis vir magister Ladislaus filius Benedicti de Chetnek" genannt wird. Dieser Ladislaus ist der Stammvater der Familie Csetneki, ebenso wie sein Bruder Dominik der Stammvater der Familie Bebek ist. In der Familie Csetneki, die als die Grundherrschaft von Dobschau bezeichnet wird, kommt zwar ein Nikolaus, Sohn des Ladislaus, vor und wird in einer Urkunde aus dem Jahre 1368 als Nicolaus dictus Rufus de Chetnek genannt.[3]) Dieser hat aber mit der Gründung der Stadt Dobschau nichts zu tun, denn er war im Jahre 1326, als der Vertrag geschlossen wurde, vielleicht noch gar nicht auf der Welt. Die These ist also ganz unhaltbar, daß der Begründer unserer Stadt Nikolaus Bebek war, wie es auch Mikulik behauptet, wenn er sagt:

„Zu dieser Zeit war Dobschau der Lieblingsaufenthaltsort des Nikolaus Bebek, welcher hier in der Nähe des Wildbaches Dobsch ein Wohnhaus bauen und einen Theil der Umgebung ausroden ließ kraft einer vor dem Erlauer Capitel 1326 geschlossenen Fassion — Vertrag — übernahm er von seinem Vater — Ladislaus — und von seinen Onkeln Nikolaus Kun, Johann und Peter das Territorium Dobschau."[4])

---

[1]) Vgl. Forgon Mihály: *Gömör-Kishont nemes családai* (Adelige Familien im Komitate Gömör-Kishont) S. 100 und 159.

[2]) Vgl. Karácsonyi János: *A magyar nemzetségek a XIV. század közepéig* (Ungarische Geschlechter bis in die Mitte des 14. Jh.s). Budapest 1900, Bd. I S. 111; Wertner Mór: *A magyar nemzetségek a XIV. század közepéig* (Die ungarischen Geschlechter . . .). Temesvár 1891; Fejér: *Codex diplom.* VIII 3, 133. Iványi Béla: *A márkusfalvi Máriássy-család levéltára.* Löcse 1917. S. 34.

[3]) Vgl. Nagy Iván: *Magyarország családai czimerekkel és nemzedékrendi táblákkal.* Pest 1858. (Ungarns Familien mit Wappen und Geschlechtstabellen.) III. Bd. S. 29.

[4]) A. a. O. S. 5.

Das ist ganz entschieden ein Irrtum. Wenn dieser Nikolaus als Sohn des Grundherrn das Territorium übernahm, warum war es denn notwendig in dem Vertrag hervorzuheben, daß dieser Nikolaus in jeder Gemeinde, die er gründen wird auf diesem Gebiet, für seine Person und seine Erben zwei Lahn Feld bekommen wird, wenn er der Grundherr war? (Item eidem Nicolao et suis Haeredibus, . . . dantes eisdem in qualibet villa, inibi aedificanda, duas Laanas terrae . . . .) Als Grundherrn gehört ihm doch das ganze Gebiet; wozu braucht man ihm dann zwei freie Hufe zu bestimmen?

Daß es sich hier nicht um den adeligen Nikolaus (Bebek) handelt, sondern um einen Schulzen, beweist eine Anklageschrift des Grundherrn Ladislaus von Csetnek aus dem Jahre 1334. In dieser Schrift klagt Ladislaus von Csetnek den Schulzen Nikolaus, Sohn des Razlo[1]), beim Zipser Kapitel an, daß der genannte Schulze, mit dem er und seine Brüder vor acht Jahren einen Vertrag geschlossen haben, seine Verpflichtungen nicht erfüllt habe und davongegangen sei. Wenn der Schulze aber seine Verpflichtungen, nämlich Leute dort anzusiedeln, die dort bleiben wollen, nicht erfüllt hat und davongelaufen ist (ein Grundherr wird doch nicht davongehen!), so ist es freilich fraglich, wann die Ansiedlung tatsächlich errichtet wurde. Bei der 600-Jahrfeier der Stadt im Jahre 1926 konnte man sich eigentlich nur auf die Gründungsurkunde vom J. 1326 berufen.

Es ist übrigens ganz überflüssig, einen weiteren Streit über die Person des Lokators zu führen, denn in der Gründungsurkunde, die das Erlauer Kapitel im Jahre 1326 ausgestellt hat, sowie in der Abschrift dieser Urkunde, die das Zipser Kapitel im Jahre 1330 gemacht hat, ist ganz deutlich zu lesen, daß der Lokator nicht Nikolaus, Sohn des Ladislaus, sondern Nikolaus, Sohn des Radislaus von Dobschau, ist. Daß es sich hier nicht um einen Schreibfehler handelt, beweist der Umstand, daß in denselben Urkunden auch der Name Ladislaus vorkommt, nämlich der Name des Grundbesitzers. Damit ist aber auch das Rätsel gelöst, warum in der Urkunde vom Jahre 1334 des Zipser Kapitels, in welcher der Grundbesitzer Ladislaus von Csetnek den Dobschauer Schulzen anklagt, weil er seine vertragsmäßigen Pflichten nicht erfüllt hat, der Name des Schulzen Nikolaus, Sohn des Razlo genannt wird.

In allen Geschichtswerken, die sich mit der Siedlungsgeschichte der Stadt Dobschau befassen, wird der Lokator als Sohn des Ladislaus be-

---

[1]) Razlo ist die ungar. Form von Radislaus, ebenso wie László von Ladislaus. Es ist zwar vorgekommen, daß Radislaus mit Ladislaus schon im 14., 15. Jh. verwechselt wurde, resp. daß man ein und dieselbe Person einmal mit Razlau, das andere Mal mit Lazlow bezeichnet hat. Vgl. Orsz. Levt. Thöke lvt. Dl. 13470 Lazlow. H. O. VI 272. Muntuhas' Sohn Vitk. Zipser Kap. Met. Scep. 3, 1. Razlaus Sohn Tobias. Freundl. Mitteilung des Herrn Archivars Dr. Fekete Nagy Antal.

zeichnet, und man meint, dieser Ladislaus wäre der Grundbesitzer gewesen. Dieser Irrtum ist wahrscheinlich auf die Abschrift der Gründungsurkunde vom Jahre 1632 zurückzuführen, in welcher neben anderen Textfälschungen auch der Name Radislaus als Ladislaus wiedergegeben wird, obzwar der Name Radislaus neben Ladislaus dreimal vorkommt.

Es muß jedenfalls auch darauf hingewiesen werden, daß zur Zeit der Ausstellung der Gründungsurkunde (1326) bereits irgendwelche Ansiedler hier gelebt haben, auf die sich auch die Gründungsurkunde beruft. Es werden wahrscheinlich Bergleute gewesen sein, die dort ihr Handwerk getrieben haben und im Walde zerstreut lebten. Woher diese Bergleute gekommen sind, wissen wir nicht. Das wissen wir aber, daß in der Umgebung schon seit vielen Jahrzehnten blühende deutsche Ortschaften waren, und zwar südlich von Dobschau Csetnek (Schettnig) und Rosenau und östlich Igló (Neudorf = Naindrof), wo schon im 13. Jh. blühende Silber-, Kupfer-, Quecksilber- und Eisenbergwerke waren. Daß aus diesen Gemeinden Erz suchende Bergleute auch nach Dobschau gekommen waren und dort die reichen Erzlager entdeckt haben, ist nicht unmöglich. Vielleicht sind sie auf den Ruf des Grundherrn gekommen, der vom König Béla IV. das Regalrecht erhalten hatte und einer der wenigen war, denen es erlaubt war, eigene Bergwerke zu eröffnen. Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß die Grundherrschaft sich eben deshalb entschlossen hat, hier einen Hau zu gründen und den Wald ausroden zu lassen, damit diese Bergleute hier Acker, Wiesen und Weiden bekämen, denn sonst könnten sie ja hier nicht leben. Es mußte also aus dem Urwald ein landwirtschaftlich brauchbares Land geschaffen werden.

Auf die Frage, wann aus den zerstreuten Kolonien eine geschlossene Gemeinde wurde, können wir noch nicht antworten. Aus den Prozeßprotokollen der Familien Bebek und Csetneki aus dem 14. und 15. Jh.[1]) wissen wir nur soviel, daß gegen Ende des 14. Jh.s hier bereits blühende Bergwerke und Hütten waren. Daß die Ansiedlung schon am Anfang des 15. Jh.s verhältnismäßig groß und stark war, beweist der Umstand, daß die Gemeinde im Jahre 1417 vom König Sigismund, der damals in Constanz weilte, das Markrecht erhielt, und in der Urkunde, die auch heute noch im Dobschauer Archiv ist, mit dem Namen „oppidum", d. h. Stadt, Marktflecken bezeichnet wird. Freilich ist darunter nicht eine Gemeinde zu verstehen von der Größe einer heutigen Stadt. Damals haben ja ganz kleine Gemeinden den vornehmen Titel erhalten. Auch unsere „Stadt" hatte zu dieser Zeit zusammen 53 abgabepflichtige Häuser. Das wissen wir aus der Steuerliste des Jahres 1427, in welcher die Zahl

[1]) Vgl. die Urkunden im Ung. Landesarchiv: Neo. Reg. Acta. Fasc. 1542, 1546, 1549, 1550, 1551, 1556, 1557, 1561, 1565, 1566, 1569, 1571, 1579 und G. Wenzel a. a. O. S. 375, 378, 381, 384, 386 und 408.

der abgabepflichtigen „Tore" aufgezeichnet ist. Dort steht, daß die Csetneker Grundherrschaft (dominorum Chitnyk) nach 7, die Pelsőczer Grundherrschaft (dominorum de pelsewlch) aber nach 46 Toren „torgelt" zu zahlen hatte.[1])

Das entspricht übrigens ganz den allgemeinen Verhältnissen dieser Zeit, denn die Haue und Schulzeien haben damals durchschnittlich höchstens 60 Mansen (mansio, porta) gehabt.[2]) Auch die Ortschaften der Umgebung hatten ungefähr soviel Tore wie Dobschau, so hatte Pelsőcz 52, Csetnek 55, Oláhpatak (Alahpathaka) 33, Veszverés (Vesweres) 32, Berzethe 53 usw.[3])

Auffallend ist es, daß in dieser Steuerliste die Csetneker Grundherrschaft nur mit 7 Toren, die Pelsőczer Grundherrschaft aber mit 46 Toren vertreten ist, da wir doch aus einer Urkunde aus dem Jahre 1326[4]) erfahren, daß die Söhne des Benedikt, Dominik, Nikolaus Johannes und Peter die Waldungen entlang des Dobsch-Flusses (Dopsina fluvius) ihrem Bruder Ladislaus, dem Stammvater der Familie Csetneki übergeben.[5]) Wahrscheinlich haben aber die Brüder einige Bergwerke und die dazu gehörigen Hufe für sich behalten.[6])

Bevor wir nun weitergehen, müssen wir als Ergebnis unserer Untersuchung feststellen, daß wir über die Siedlungsgeschichte eigentlich nichts wissen. Wir wissen nicht, wann die Ortschaft tatsächlich entstanden ist, wer sie gegründet hat, denn die Behauptungen der bisherigen Historiker beruhen auf irrtümlichen Annahmen und falschen Folgerungen. Als zweifellose Tatsache kann man nur das hinstellen, daß die Gemeinde am Ende des 14. Jh.s als eine Ortschaft mit blühendem Bergbau erwähnt wird und daß sie im Jahre 1417 das Marktrecht erhält. Tatsache ist es aber auch, daß sich die Stadt in der Vergangenheit immer auf die Gründungsurkunde aus dem Jahre 1326 berufen hat und daß die Bürger unserer

---

[1]) Vgl. Thallóczy Lajos: *A kamara haszna története. Lucrum Camerae* (Geschichte des Lucrum Camerae) Budapest 1879. S. 77 und 190.

Anmerkung. Das alte Dobschauer Schulbuch: *Orts- und Heimatskunde oder Beschreibung der Stadt Dobschau der Gömörer Gespanschaft und Ungarns.* Dobschau 1852. S. 17 sagt: „Der Freibrief der Einwohner befindet sich im städtischen Archive und sagt, daß im Jahre 1326 über 400 Familien unserer Voräl tern hier einwanderten." Das ist freilich stark übertrieben, denn 400 Familien haben ja hier auch noch im 17. Jh. nicht gewohnt.

[2]) Vgl. Tagányi Károly: *Jelentés a soltészség története cimü pályaműről* (Bericht über die Preisschrift: Geschichte der Schulzeien.) Akadémiai Értesitő 1914. S. 33 u. 341.

[3]) Vgl. Thallóczy a. a. O.

[4]) Vgl. Fejér: *Codex dipl.* VIII / 3. S. 133.

[5]) Vgl. Wertner Mór a. a. O. I. Bd. S. 59.

[6]) Vgl. Mikulik: *A bánya-és vasipar története.* S. 3.

Stadt das in dieser Urkunde ihnen zugesicherte Karpfner-Recht genossen haben und daß der Entwicklungsgang unserer Stadt ein ähnlicher ist wie in den übrigen Bergstädten des ungarischen Berglandes, die das Karpfner-Recht erhalten haben.[1]) „Freiheiten nach dem Muster von Karpfen erhielten: Dobronya und Bábaszék (1254), Topschau (1326), Pelsücz und Csetnek (1327), Németlipcse und St. Martin (1340), Loppina (1358), Sillein (Zsolna) (1370), Privigye (1382), nur Appellation nach Karpfen Sillein (1384), Heckelshäu (1393), Pónik (1404)."[2])

Das Original dieser wichtigen Urkunde und eine Abschrift aus dem Jahre 1632 befindet sich im städtischen Archiv in Dobschau. Die erste Veröffentlichung dieser Abschrift, die eigentlich zwei Urkunden enthält, finden wir bei Lad. Bartholomaeides: *Memorabilia Provinciae Csetnek*, 1799, S. 185 ff.; aber mit vielen Fehlern. Den Text, der im Erlauer Kapitel aufbewahrt wurde, veröffentlicht Fejér: *Codex diplomaticus* Bd. VIII/3, S. 130—132. Den Text, der im Jahre 1330 vom Original beim Zipser Kapitel abgeschrieben und dort aufbewahrt wurde, veröffentlichte zuerst Wagner: *Supplementum Analectorum terrae Scepusiensis*, Pars I, S. 447 und Michael Schmauk: *Supplementum Analectorum terrae Scepusiensis*, 1889, Pars II, S. 63—65. Wir finden ihn auch bei Lad. Bartholomaeides: *Inclyti Superioris Ungariae Comitatus Gömöriensis Notitia historico-geographico-statistica*, 1806—1808, und auch bei J. Mikluik: *Dobschau*, eine monographische Skizze, Anhang. Doch sind alle diese Veröffentlichungen nicht genau, wenigstens stimmen sie mit dem Text der Originalurkunde im Dobschauer Archiv nicht überein.

Über das Stadtrecht und das Karpfnerrecht werden wir noch später sprechen. Hier möchten wir nur darauf hinweisen, daß unsere Gemeinde wie auch die meisten deutschen Ansiedlungen[3]) einen Erbrichter hatte. In der Gründungsurkunde ist zwar vom Erbrichter keine Rede, doch hat schon Kaindl[4]) hingewiesen: „Erbvögte und Erbschulzen sind nachweisbar in Vernár (Wernersdorf, nördlich von Dobschau) (1295), Dolyán (1297), Pudlein und Ruschenbach (1303), Hobgart (1317), Bartfeld (1320), Stefenau und Schlagendorf (1322), Königsberg-Kiszuczaujhely (1325), Kunschfalu und Topschau (1326), . . .". Erbrichteramt und Karpfnerrecht scheinen freilich im Gegensatz zu sein, denn das Karpfnerrecht sichert freie Richterwahl. Jedoch ist es vorgekommen, daß einige Ansied-

---

[1]) Vgl. R. F. Kaindl: *Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern.* Bd. I—III. Gotha 1907—1911. Bd. II. S. 139 und 214.

[2]) Vgl. auch Josef Hanika: *Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet.* Münster 1933. S. 26 (Neustuben), 61.

[3]) Vgl. Hanika, a. a. O. S. 70.

[4]) a. a. O. II. 256.

lungen, obwohl sie im Besitze des Karpfnerrechtes waren, doch einen Erbrichter hatten, wie z. B. Neustuben und Heckelshau.[1])

Woher sind die ersten Ansiedler gekommen? Nicht die Herkunftsfrage wollen wir hier berühren, sondern nur die Frage, ob sie unmittelbar aus der Urheimat oder aus einer anderen ungarländischen Ansiedlung gekommen sind, ob es also eine Ursiedlung, eine Binnensiedlung oder Tochtersiedlung war.[2]) Schon Erasmus Schwab hat in seinem Buch: *Land und Leute in Ungarn*, Leipzig 1865, S. 356 darauf hingewiesen, daß zahlreiche Bergleute, als sich der Bergbau in der Zips minder ergiebig bewies, nach dem nahen oberen Gömör gewandert sind. „Solche (aus der Zips ausgewanderte, oder wenigstens verstärkte) Ansiedlungen sind Bettlér, Henczko[3]), Petermann, Ochtau, Rochfalva (Rochusdorf), Csetnek, das bis zu 1580 ganz deutsch war . . ."[4]) Die südliche Gegend von Dobschau war ja im 13.—16. Jh. ziemlich dicht mit deutschen Gemeinden besetzt. Rosenau wurde im Jahre 1291, Csetnek 1244 gegründet.[5]) Doch die Untersuchung der demographischen Verhältnisse dieser Gegend gehört nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Es soll hier nur erwähnt werden, daß mehr als 30 deutsche Ortsnamen aus Urkunden und aus dem Volksmund bekannt sind.[6]) Ob alle diese Ortschaften wirklich deutsche Einwohner hatten, konnte ich nicht feststellen. Von den Städten Rosenau (Rozsnyó), Csetnek, Eltsch (Jolsva) und Rauschenbach (Nagyröcze), die heute teils magyarische, teils slowakische Einwohner haben, wissen wir, daß sie im 16. und 17. Jh. noch deutsche Protokolle geführt haben. (In Eltsch wurden bis 1575 die Protokolle deutsch aufgenommen, in Csetnek bis 1623, in Rosenau bis 1705.[7]) Auch Nagyröcze war eine deutsche Ansiedlung mit Namen Rauschenbach. Noch 1608 führte der Ort ein Siegel mit der Umschrift: „St. Quirinus de Rauschenbach".[8])

Eine Spur, die darauf hinweist, daß es sich hier um eine Binnensied-

---

[1]) Vgl. Hanika, a. a. O. S. 61.

[2]) Vgl. W. Kuhn: Sprachinselforschung S. 45.

[3]) von Heinz.

[4]) Schwab, a. a. O. S. 485.

[5]) Vgl. *Gömör vármegye monográfiája.* S. 464.

[6]) Vgl. Mikulik József: *Magyar kisvárosi élet* 1526—1715. Rozsnyó 1884, S. 27.

[7]) Vgl. Julius Gréb: *Die Sprachprobe in dem Rechenbuch des J. Bubenka und deren Mundart.* In: DUHBl., Jg. III. (1931) S. 19.

[8]) Kaindl, a. a. O. II. 157. Vgl. ferner: Mikulik: *Egy német ajku város megmagyarosodása a XVII. században* (Magyarisierung einer deutschen Stadt im 17. Jh.) Századok 1883; Mikulik: *Magyar kisvárosi élet* 1526—1715-*ig* (Ungarisches Kleinstadtleben von 1526 bis 1715.) Rozsnyó 1884. S. 27 und 244 ff.; Hunfalvi János: *Gömör és Kishont vármegyék leirása* (Beschreibung der Komitate Gömör und Kishont.) Pest 1867. S. 61 ff. K. Freih. v. Czoernig, Ethnographie der österreich. Monarchie II. Bd. S. 199 f.

lung handelt, finden wir bei Bartholomaeides[1]), der angibt, daß die ersten Ansiedler nach Dobschau aus Lampertsdorf (Oláhpatak) gekommen sind. Wahrscheinlich sind die Bergleute auch hier talaufwärts vorgedrungen wie bei Kremnitz (Körmöcbánya), Deutsch-Proben und Umgebung.[2]) Wie dort, findet man auch hier die ältesten deutschen Siedlungen an der damaligen ungarischen Sprachgrenze.[3])

Die Bergleute sind also wahrscheinlich von Süden her gekommen. Aber auch aus der Zips sind Ansiedler gekommen. Auf die Möglichkeit einer Zuwanderung aus der Zips weist schon die Gründungsurkunde hin. Der Vater des Schulzen wird als Zipser bezeichnet[4]). Der Schulze wird wahrscheinlich in der Zips Verbindungen gehabt haben, er oder sein Nachfolger wird dorther Waldroder und Landwirte gerufen haben. Vielleicht läßt sich auf diese Weise auch die Mischmundart unserer Ansiedlung erklären, in der ostmitteldeutsche (Zipser) und bairische Elemente vorkommen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Bergleute Baiern, die Waldroder und Bauern Ostmitteldeutsche waren. Daß bereits im 13. Jh. Bergleute nach Oberungarn einwanderten, ist uns bereits bekannt.[5])

Ein kulturgeschichtliches Faktum scheint die Annahme, daß die deutschen Bergleute im Gömörer Komitat Südbaiern waren, zu stützen. In Groß-Rauschenbach (Nagyröcze, Revuca) ist eine Glocke mit folgender Aufschrift: „O * facta * est * campa * ista * in honorem * dei * omnipotenti * in * honorem * sancti * Quirini * inb. anno * 506". Die Glocke stammt angeblich aus dem 12. Jh.[6]) Außerdem hat die Stadt ein Siegel aus dem Jahre 1608[7]) und eins aus dem Jahre 1711 mit der Aufschrift: S. Quirinus de Rauschenbach. Der heilige Quirinus war aber ein Heiliger, der in Ungarn unbekannt war[8]), der laut des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (X, 694—695) nur in Südbaiern, Tirol und Niederösterreich verehrt wurde. Es gab zwar drei Heilige dieses Namens, für uns kommt aber nur derjenige in Betracht, der unter dem Kaiser Clau-

[1]) Notitia Bd. II. S. 634.

[2]) Vgl. Hanika, a. a. O. S. 12.

[3]) Die Ungarn haben dieses Gebiet damals nur bis Pelsőc besetzt. Vgl. A. Fekete Nagy: *A Szepesség területi és társadalmi kialakulása.* S. 11.

[4]) in qua solummodo adhuc Nicolaus filius Ladislai de eadem terra Scepusiensi, Schmauk, An. Scep. II. 64.

[5]) Vgl. Péch Antal: *Alsó Magyarország bányamüvelésének története* (Geschichte des Bergbaus in Nieder-Ungarn.) Budapest 1884. Bd. I. S. 11; Fejér: *Cod. dipl.* VI/1. S. 120; Hanika, a. a. O. S. 91.

[6]) Vgl. *Gömör vármegye monográfiája* (Monographie des Komitates Gömör). S. 162.

[7]) Vgl. K. Freih. v. Czoernig: *Ethnographie der Österreich. Monarchie.* II. Bd. S. 199.

[8]) Im *„Vollständigen Heiligen Lexikon"* von Joh. Stadler (Augsburg a. I.) V. Bd. S. 18 lesen wir: „Auffallend ist, daß im Proprium für das Königreich Ungarn und auch in dem der Mainzer Kirche sein Name nicht vorkommt."

dius III. im Jahre 269 in Rom enthauptet wurde, und dessen Reliquien im 8. Jh. nach Tegernsee in Südbaiern gebracht wurden. Er wird auch „der heilige Quirinus von Tegernsee" genannt. Von hier aus verbreitete sich der Quirinkult auch in Tirol und Niederösterreich. In Ungarn ist meines Wissens der Quirinkult nur in Rauschenbach und in der Zips in Kirn (Kiskerény, Kurimján, Szentkorin) bei Leutschau[1]) und angeblich in Westungarn in Szombathely bekannt gewesen. In Kirn gab es einst eine Kirche zum S. Quirin. Die Einwohner von Kirn sind aber wahrscheinlich von Süden her, also aus den Komitaten Abauj und Torna, den Nachbarkomitaten von Gömör, eingewandert, wie das Fekete Nagy nachgewiesen hat[2]). Der Name des Dorfes Kirn kommt aber schon im Jahre 1268 vor. Rauschenbach gehörte im 13. Jh. zu Eltsch (Castrum Illsva, Jolsva, Jelšava), das im Jahre 1243 König Béla IV. der Familie Bebek schenkte.[3]) Eltsch war damals eine Bergstadt, wo deutsche Bergleute Gold, Silber und Kupfer gegraben haben. Diese Bergleute, und wahrscheinlich auch die Bergleute in Südzips, die Gründler, sind wohl aus dem Nachbarland, aus Österreich oder aus der Bergbaugegend der nördlichen Alpen gekommen. Sprachliche und volkskundliche Verwandtschaft stützen diese Annahme.

Auf einen möglichen Zusammenhang der Dobschauer Ansiedlung mit den deutschen Ansiedlungen in Galizien weist Kaindl hin.[4]) „Bezeichnend ist es, daß in diesen Urkunden die Hufe mit dem polnischen Ausdruck „lan" bezeichnet werden. In dem Privileg von Topschau ist insbesondere von dem „lan" die Rede, „der nach dem deutschen Brauche der große genannt wird", und in Hobgart werden wie in zahlreichen galizischen Orten 60 Lan angewiesen. Darin liegen die engen Beziehungen zu den deutschen Ansiedlungen in Galizien klar zutage." Diese Beziehungen müßten freilich eingehender untersucht werden. Die Berufung auf den Ausdruck Lan beweist den Zusammenhang noch nicht.

Auf eine Einwanderung aus Karpfen (Korpona) weisen mehrere Quellen hin. So schreibt schon im Jahre 1825 Szepesházy[5]), als er die Geschichte von Karpfen erzählt, folgendes: „Von diesen Sachsen wanderte ein großer Teil im Jahre 1326 weiter gegen Norden und gründete die Dobschau". Eine ähnliche Bemerkung finden wir bei Bruckner

[1]) Vgl. Fekete Nagy Antal: *A Szepesség területi és társadalmi kialakulása* (Die landschaftliche und gesellschaftliche Ausgestaltung der Zips). Budapest 1934, S. 187 u. 338.

[2]) a. a. O.; vgl. auch „Karpathenland" 7. Jg. S. 93.

[3]) Vgl. Fejér: *Cod. dipl.* IV/1. 290.

[4]) Kaindl, a. a. O. II. 220.

[5]) *Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn: oder Beschreibung aller in diesem Reiche befindlichen zweiundvierzig königlichen Freistädten, sechszehn Zipser Kronstädte.* Kaschau 1825. I. Bd. S. 100.

Győző.[1]) „Der aus Dobschau stammende Schulze Nikolaus hat aus Karpfen Waldroder herangesiedelt, die ihre bisher genossenen Freiheiten auch hier behalten haben."[2])

Es ist mir nicht gelungen, die Quelle dieser Behauptung aufzufinden, denn kein einziger Schriftsteller gibt eine an. Ich glaube aber, Mikulik hat recht, wenn er sagt: „Die Ansicht, Nikolaus habe Karpfner Einwohner hier ansässig gemacht, beruht auf einer durchgängig falschen Folgerung, daraus, daß den angesiedelten Leuten, wie fast allen freien Städten des Landes, die berühmten Karpfner Privilegien zugesichert wurden".[3])

Nun kommen wir zur Gründungsurkunde. Da sie in der Geschichte unserer Stadt tatsächlich bis in die neueste Zeit eine große Rolle gespielt hat, können wir sie nicht umgehen. Wir wollen also einen Blick auf ihren Inhalt werfen. Die Einleitung bestimmt, daß die Grundbesitzer (Nikolaus Kun, Ladislaus, Johann und Peter, Söhne des Benedikt) den dichten Wald an der Grenze der Zips mit allen seinen Nutzen dem Schulzen Nikolaus, Sohn des Ladislaus, übergeben, damit er hier Leute ansiedle, die die Rechte der Deutschen von Karpfen genießen sollen (in Libertate Teutonicorum de Corpona). Die Ansiedler sollen 16 Jahre lang von allen Abgaben frei sein. Nach 16 Jahren soll aber jeder Ansiedler für jede Hufe (die von nun an als Erbpacht [örökbérlet] betrachtet wurde), die nach deutschem Brauche der große Laan genannt wird, jährlich 16 Groschen zahlen.[4])

---

[1]) *A soltészség intézménye a Szepességben* (Die Institution der Schulzeien in der Zips). Békefi-emlékkönyv. 1912. S. 110.

[2]) Vgl. Matunák M., Korpona. In: Hont megye monográfiája. S. 79 „die Einwohner dieser Stadt vermehrten sich so, daß sie im Jahre 1326 einen Schwarm entlassen, der im Komitate Gömör die deutsche Stadt Dobschau gründet." Ebenso auch in der Dobschauer Chronik: „Die Erstere Domini Terrestres waren Nicolaus, ..., welche von ..... Korpona ..... verschiedene Teütsche Familien ad Locum bringen und versammblen lassen."

[3]) Dobschau S. 8.

[4]) Vgl. Hóman-Szekfü: Magyar történet. (Ung. Gesch.) III. Bd. S. 129.

Anmerkung. Unter Laan, Lahn, Lán (altnord. *lán*, engl. *loan*, lat. *laneus* Lehen) versteht man ein gewisses Stück Feld, eine Hufe, Hube, die den Ansiedlern als Zinshufe zugeteilt wurde. Die Größe eines Lahnes war verschieden. Man kannte kleine und große Lahne. Kleine Lahne als Längenmaß gebrauchte man beim Bergwerk, große Lahne in der Landwirtschaft. In der Zips hatte man die Lahne nach dem Chrudimer (in Ostböhmen) Maß bemessen (mensura Chrudimensi), in Polen waren die fränkischen Mansen (mansi vel lanei Franconici) gebräuchlich, die auch mansi magni, die großen Mansen oder Lahne genannt wurden. Das Verhältnis zwischen einem großen und einem kleinen Lahn betrug 2 : 3. Vgl. Karl Berger: *Die Kolonisation der deutschen Dörfer Nordmährens.* Zeitschr. d. Ver. für die Gesch. Mährens und Schlesiens. 9. Jg. S. 13 und 18. — Die Größe eines Lahnes erfahren wir aus mehreren Schulzverträgen. S. Fejér: *Codex dipl.* VIII/3. 131 und 388; III/3. 133. Vgl. auch Kaindl, a. a. O. Bd. I. 172 und Bd. II. 220 wo wir in der Anmerkung folgen-

Bemerkenswert ist es, daß in der Gründungsurkunde für den Schulzen zwei freie Lahne, ferner für das Bräuhaus und auch für die Mühle zwei zugesichert werden (duas Laanas terrae, domum braxatoriam, et molendina absque aliquo tributo usque ad vitam, eorum conservare". Hiezu bemerkt Kaindl[1]): „Die Grundzuteilung an die Ansiedlung geschah in Ungarn nur selten in der Weise, daß ihr eine genau bestimmte Anzahl von Mansen (Lahnen, Hufen) zugeteilt wurde. Nur in jenem Teile Nordungarns, der völlig unter dem Einflusse des deutschen Magdeburger Rechtes stand, wie wir es in Polen kennen gelernt haben, werden für den Richter, die Ansiedler, den Dorfweg und die Kirche gewisse Bodenflächen nach Mansen bestimmt. Dies ist z. B. der Fall: zu Vernár (1295) und Topschau (1326) im Komitat Gömör".

Die Ansiedler haben nach Ablauf der freien Jahre dem Grundherrn auch ein „Geschenk" (Munera) zu geben, und zwar zu Ostern und zu Michaeli (29. September) je einen Groschen, der Zehent nach dem Kleinvieh gehört aber der Kirche. (Einen ähnlichen Freibrief findet man auch im Archiv der Familie Máriássy unter Nr. 463 im Ungar. Landesarchiv.[2])

Der Schulze und seine Erben bekommen von den Abgaben und den Geschenken den dritten Teil. Ihm gehört auch der dritte Teil des Bergnutzens. Bezüglich der Abgaben lesen wir in einem Dobschauer Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1782 folgendes: „Bey dem Genuß erstgedachter unserer Bergstadt Rechte und Gerechtsame, wurde seit unserer Vorfahren Niederlassung vor dieselbe, an die Grundherrschafft gar nichts anders außer die in den Instrumento E mit dem Zipser Grafen Nicolao Konth

---

des lesen: „Nach dem Freibriefe von Vernár (1295) umfaßte der Lan 12 Ruten (virga), und jede Rute hatte 16 Ellen (ulna) und eine Spanne (palma), was an schlesische Verhältnisse erinnert." („Laneus autem tenet duodecim virgus et quaelibet virgarum habebit sedecim ulnas et unam palmarum." An. Scep. I. 444 und Schwartner 34—35). Auch das Chrudimer Maß hatte 12 Ruten. — Das Flächenmaß, das man unter Lahn verstand, worunter die Größe eine Hufes zu verstehen wäre, soll 30 kat. Joch oder 34 ung. Joch umfaßt haben. Vgl. Bruckner, a. a. O. S. 116. Soviel umfaßten auch die schlesischen Hufe. Vgl. K. Rhamm: *Ethnographische Beiträge zur germ.-slaw. Altertumskunde. I. Die Großhufe der Nordgermanen.* Braunschweig 1906.

Ob diese Berechnung der Wirklichkeit entspricht, ist fraglich, denn oben haben wir ja die Größe eines Lahnes angegeben, und nach diesen Daten wäre ein Lahn bedeutend kleiner, angenommen, daß man unter einer Elle die österreichische Elle verstand, die damals in Oberungarn gebräuchlich und 77.8 cm lang war. Demnach wäre ein Lahn als Längenmaß 152 m 40 cm gewesen.

Das Bergmaß betrug 7 Lanen, eine Lane hatte 7 Klafter. Vgl. Ad. Zycha: *Das Recht des ältesten deutschen Bergbaues bis ins 13. Jahrhundert.* Berlin 1899. S. 126, Note 14.

[1]) a. a. O. II. 220.

[2]) Vgl. Ivanyi Béla: *A márkusfalvi Máriássy-család levéltára.* (Archiv der Familie Máriássy von Márkusfalva.) Lőcse 1917, S. 28.

pactirte Laan Zinsen bezahlet, und an daß Csetneker Castell, weilen es in denen alten unruhigen Zeiten, statt einer Festung dienete, Jährlich 1 Cent. Pulwer 50 Huff-Eißen, vor die Soldaten, und 100 Waßer-Negel zur außbeßerung der Brücke abgetragen, im Fall der Noth aber auch abseiten der Stadt Wache gehalten. Der Beweiß hievon ist unterandern auch dieser: daß als die Stadt unter den Türkischen Kriege A⁰ 1683 nach dem der Feind von Wien weggeschlagen worden, an die Kayserl. Königl. Völker 13000 fl. ohne selbst das vermögen hierzu zu haben erlegen, mußte sie einen unter sich wohnenden von Adel Elias Antony genandt gegen darlehnung dieser Summa, daß Breyhauß das unter so vortheilhaften Bedingungen versetzte: daß sich daßelbe Successive selbsten auslösete, und solcher Gestalten wiederum frey, an die Stadt zurückfiel."

Die Urkunde stellt schließlich auch die Grenzen des Waldes fest, der dem Schulzen übergeben wurde. Diese Grenzen stimmen ungefähr mit den heutigen Grenzen überein. Diese Grenze wurde von Zeit zu Zeit erneuert, weil die Grenzzeichen verwachsen, verschwunden waren. Von einer Grenzbegehung aus dem 15. Jh. ist uns eine Aufzeichnung bekannt. Der Grundherr (es war der Prälat Ladislaus von Csetnek) ersuchte den König Sigismund, eine Kommission auszuschicken, die die Grenzen wieder herstellen sollte. Da erhielt der Jászóer Konvent den Auftrag, einen Deputierten zu schicken, der mit den vom König zu diesem Zwecke gesandten Herren v. Theresztene, v. Thibakháza, v. Góbisháza und v. Kálnó die Grenze begehen und erneuern sollte.

Die zweite Urkunde, die ebenfalls eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Stadt gespielt hat, ist die Urkunde aus d. J. 1417, die unsere Ansiedlung auf den Rang einer Stadt gehoben und ihr das Marktrecht zugesichert hat. Es war zur Zeit des Konstanzer Konzils, wo auch einer der Grundbesitzer, Ladislaus de Csetnek, Großmeister der Kreuztragenden von den warmen Quellen (Buda) und Ritter vom grünen Felde, später Bischof von Nyitra, anwesend war. Dieser bat den König, er möge der Gemeinde einen Jahr- und Wochenmarkt bewilligen. Der König erhörte die Bitte, erlaubte, daß in Dobschau um Petri Kettenfeier ein Jahrmarkt und wöchentlich ein Wochenmarkt gehalten werde und gab der Stadt (oppidum) die üblichen Rechte der königlichen Freistädte. Diese Urkunde sollte der Stadtrat nach der Rückkehr des Königs aus Konstanz in Buda vorzeigen, denn er versprach der Stadt, diesen Brief mit einem formellen Privilegium einzutauschen. Dies tat aber „unser weiser und fürsichtiger Rath" erst um die Mitte des 18. Jh.s, als dann die Königin Maria Theresia im Jahre 1756 das Marktrecht bestätigte und statt einem vier Jahrmärkte bewilligte.[1])

[1]) Vgl. Mikulik: *Dobschau* S. 9.

Aus der Geschichte des 15. Jh.s ist uns außer dem Hussiteneinfall und außer spärlichen Daten aus der Geschichte des Berg- und Hüttenwesens nichts bekannt. Um so mehr wissen wir aber aus der Leidenszeit des 16. Jh.s. Gewaltige geistige und politische Bewegungen rütteln das ganze Land auf, und in der Geschichte unserer Stadt spiegeln sich die Ereignisse unseres Vaterlandes wider. Besonders zwei Ereignisse sind es, die auch unsere Stadt stark mitgenommen haben: die Türkenherrschaft und die Reformation.

2. Stadtrecht, Schulzenrecht, Freiheiten.

Die Entwicklung der Stadt Dobschau beruht auf den Privilegien und Rechten, die den Ansiedlern in der Gründungsurkunde zugesichert wurden. In dieser Urkunde wird den Ansiedlern versprochen, daß sie das Recht der Karpfner Deutschen (... in libertate Teutonicorum de Corpona....) genießen sollen. In dieser Urkunde, die eigentlich ein Schulzvertrag ist, werden aber auch die Rechte und Pflichten des Schultheißen oder Schulzen festgestellt. Der Schultheiß (ahd. *sculdheizo*, mhd. *schultheize*, neulat. *scultetus*, Schulze) war derjenige Beamte, der die Mitglieder einer Gemeinschaft zur Leistung ihrer Schuldigkeit, ihrer Verpflichtungen anzuhalten hatte, der ihnen befohlen, „geheißen" hatte. In unserer Gründungsurkunde wird der Lokator zwar nicht „Schulze" genannt, daß aber der Gründer ein Schulze war, geht aus der Anklageschrift des Grundbesitzers aus dem Jahre 1334 deutlich hervor, denn dort wird er ‚Nicolao filio Razlo sculteciam" genannt. Übrigens ist ja aber der Inhalt der Urkunde maßgebend, und dieser stimmt, was Rechte und Pflichten anlangt, mit den Schulzenverträgen dieser Zeit in den Nachbarkomitaten, sowie auch mit den Schulzenverträgen in Polen überein.[1])

In unserem Vertrag verpflichtet sich der Schulze Nikolaus, Sohn des Radislaus von Dobschau (Njcolaus filius Radislai de Dobsyna), daß er auf dem in der Urkunde genau umschriebenen Gebiete Völker ansiedeln wird, die das Karpfner Recht erhalten sollen. Aus diesem Vertrag geht aber auch hervor, daß der Schulze ein Unternehmer war, der sich verpflichtete, Wald zu roden und auf dem ausgerodeten Gebiet eine Ansiedlung zu errichten. Zu einer solchen Unternehmung brauchte man aber Unternehmungsgeist, vielerlei Erfahrungen und auch Geld, denn die Ansiedler waren ja meistens arme Leute, die man anfangs unterstützen mußte. Dafür werden aber dem Lokator im Vertrag verschiedene Einkünfte gesichert.

---

[1]) Vgl. Kaindl: *Geschichte der Deutschen in den Karpathen.* Gotha 1907—1911. I. Bd. S. 180 ff. und Bruckner Győző: *A soltészség intézmény a Szepességben* (Das Schulzwesen in der Zips. (Békefi Emlékkönyv) Budapest 1912. S. 106 ff.

Die Schulzenverträge dieser Zeit und dieser Gegend beruhen meistens auf dem Magdeburger Recht. (M. R.) Das M. R. sichert dem Schulzen das erbliche Richteramt. Das Erbrichteramt, das dem Lokator meistens unentgeltlich übergeben wurde[1]), war auch eine der wichtigsten Einnahmequellen der Schulzen, denn die Bußgelder gehörten ganz oder teilweise dem Richter. In unserer Urkunde ist zwar diese Einnahmequelle nicht erwähnt, aus späteren Prozeßprotokollen wissen wir aber, daß der Dobschauer Richter die eine Hälfte des Strafgeldes bekommen hat, die andere der Grundherr.[2]) Daß wir es hier mit einer Erbschulzei zu tun haben, erkennen wir daraus, daß gewisse Einkünfte nicht nur dem vertragschließenden Schulzen, sondern auch seinen Erben zukommen.

Als wichtige Einnahmequelle wird im Vertrag ein Drittel sämtlicher Abgaben und „Geschenke" (tertia pars tam collectarum, quam munerum) bezeichnet. Die Ansiedler haben vom Datum des Vertrags (1326) gerechnet 16 Jahre lang Steuerfreiheit bekommen. Ansiedler, die später gekommen sind, haben in der Regel soviel Jahre weniger Steuerfreiheit bekommen, um wieviel sie später gekommen sind. Nach Ablauf dieser Frist mußten die Ansiedler jährlich nach jedem großen Lahn, d. h. nach jeder Hufe (Manse, ungefähr 30—33 Joch) 16 Groschen zahlen. Diese Bestimmung weist auch auf das Magdeburger Recht hin, denn dieses Recht führt den ersten festen Zins ein.[3]) Die Ansiedler mußten aber auch sog. Geschenke zahlen, und zwar jährlich zweimal, zu Ostern und zu Michaeli (29. Sept.) je einen Groschen.

Die Ansiedler waren Waldroder und Bauern, die je einen Lahn Feld erhielten. Aber nicht nur Bauern gab es damals hier, sondern auch Bergleute, die laut Bergrecht die Urbura zu zahlen hatten, die Steuer des Bergnutzens. Die Gründungsurkunde sichert dem Schulzen und seinen Erben auch vom Bergnutzen den dritten Teil.

Der Schulze hat außerdem das Recht, ein Bräuhaus und eine Mühle zu bauen, und die Einnahmen der Bierbrauerei und der mit dieser verbundenen Schenke, sowie auch die der Mühle gehören dem Schulzen und seinen Erben. Es ist aber dem Schulzen gestattet, alle Gebäude, die er oder seine Erben erbaut haben, zu verkaufen, zu verpachten oder zu verschenken. Das werden die späteren Dobschauer Schulzen auch getan haben, denn in den späteren Jahrhunderten gehört Brauerei, Schenke und Mühle der Stadtgemeinschaft.

---

[1]) Vgl. Kaindl, a. a. O. I. 189.

[2]) Aus einem Prozeßprotokoll vom Jahre 1654: „.... vndt wo fern Ehr Enders Janoss, solchen Vertrag mechte brechen oder auffrüren, so sol ehr Eine Straff Schuldig sein fl. 24, von dieser Straff sol der Herrschafft zufallen fl. 12. die andern fl. 12 Sol der H. Stadt Richter Empfangen." (Städt. Archiv.)

[3]) Vgl. Kaindl, a. a. O. I. 223.

Die Gründungsurkunde bestimmt auch genau die Grenzen des Gebietes, das dem Schulzen zur Verfügung gestellt wurde. Die Grenzen des Waldes, in dem der Lokator die Rodung und die Ansiedlung durchzuführen hat, sind ungefähr dieselben, die auch heute die Stadt hat. Es ist dies ein 16.554 Katastral-Joch großes Gebiet, das sich heute folgendermaßen verteilt: 824 Joch Äcker, 146 Joch Gärten, 5316 Joch Wiesen und 9923 Joch Wald, 322 Joch sonstiges Gebiet.

Die Erbschulzeien sind in Oberungarn allmählich verschwunden. Auch Dobschau tritt in der späteren Zeit als „Stadt mit Karpfner Recht" auf. Die Rechte des Erbschulzen hielten sich solange, bis er oder seine Erben vom Erbschulzen-Recht freiwillig abdankten oder diese Rechte an die Gemeinde verkauften. Solcher Loskauf war allgemein üblich, hier in Ungarn wie in Polen. In der Zips kauften sich im 13. und 14. Jh. viele Gemeinden los, so z. B. Käsmark im Jahre 1269, Lublau (O-Lubló) 1352, Pudlein (Podolin) 1391[1]), Kniesen (Gnézda) 1412 usw.[2]) Wann sich Dobschau losgekauft hat, wissen wir nicht. Im Jahre 1417 erhält Dobschau das Marktrecht und wird schon „oppidum", Stadt, genannt.

Um die Bedeutung des Stadtrechtes der Stadt Dobschau zu verstehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Stadtrecht-Verhältnisse Ungarns im Mittelalter werfen. Die alten ungarischen Gesetze sicherten den Bürgern der Städte beinahe solche Rechte und Freiheiten wie dem Adel. Freilich haben diese Rechte und Freiheiten die Bürger der Städte nicht für ihre Person, sondern als juridische Person, als kollektiver Adel genossen. Die Gesamtheit der städtischen Bürger erlangte als juridische Person das freie Eigentum am Stadtgebiet. Als Grundbesitzer sind sie adelige Personen, da laut dem ungarischen Recht einen Grund nur eine freie, eine adelige Person besitzen kann, und wer vom König einen freien Grund erlangt, wird dadurch „Glied der Heiligen Krone" und hat Anteil an der Ausübung der in der Heiligen Krone begriffenen öffentlichen Gewalt. Der einzelne Bürger ist aber kein unmittelbares Glied der Heiligen Krone, kein Adeliger, ihm persönlich gebührt nur die bürgerliche Freiheit.[3]) Die bürgerliche Freiheit, d. h. das Stadtrecht „gewährte aber den Bürgern innerhalb des Stadtgebietes dieselben Rechte, welche den Adeligen im gesamten Staatsgebiet zustanden. Jeder Bürger genießt persönliche Freiheit und Unverletzlichkeit, denn er kann ohne vorhergehendes Urteil nicht festgenommen werden; einzig das Stadtgericht ist befugt, über ihn zu

[1]) Pudlein kauft sich im Jahre 1391 um 1300 Gulden vom Schulzen M. Knoll los.

[2]) Vgl. Suppl. Analect. Scep. II. 138 und Kaindl, a. a. O. I. 214. — Bruckner, a. a. O. S. 116.

[3]) Vgl. Akos Timon: *Ungarische Verfassungs- und Rechtsgeschichte mit Bezug auf die Rechtsentwicklung der westlichen Staaten.* Berlin 1904. S. 589 ff.

richten.[1]) Gegen das Urteil kann an das Königsgericht, namentlich den Tavernikus oder den königl. Personal, und von hier an den König selbst Berufung eingelegt werden".[2])

Aber nicht alle Städte hatten dieselben Rechte. Man unterschied im Mittelalter dreierlei privilegierte Städte. Die größten Rechte und Freiheiten besaßen die reichsständischen Freistädte, die das Recht hatten, einen oder mehrere Gesandten an den Reichstag zu schicken, wo diese dieselben Rechte hatten wie die Adeligen. Die zweite Gruppe bildeten die königlichen Freistädte (Regiae oder regales civitates). Solche waren auch die königl. freien Bergstädte. Diese waren von der Komitatsobrigkeit befreit und besonderen königl. Beamten, den sogenannten Kammergrafen, unterworfen.[3])

Die dritte Gruppe der Städte bildeten die Marktflecken (oppida privilegiata, libera villae[4]) und die privilegierten Bergstädte, die teilweise auch den Titel königliche Bergstadt führten, wie auch Dobschau[5]). Daß aber Dobschau Ende des 17. und Anfang des 18. Jh.s auch amtlich als „königliche freie Bergstadt" betrachtet wurde, beweisen die amtlichen Schriften des Kaiserlich und Königlichen Oberbergamtes zu Schmöllnitz. Im Landesarchiv Budapest befinden sich die Akten des Prozesses der Stadt gegen den Grundbesitzer Lány (Lányi) und verschiedene sonstige Akten der Stadt Dobschau und des Schmöllnitzer Oberbergamtes (Vgl. N. R. A. Fasc. 1221. Nr. 12 und 21), in denen das Oberbergamt die Zuschriften immer „Dem Ehrenvesten vorsichtig und Wohlweisen Herrn N. N. Richter, Bergmeister undt Rath der Königl. freyen Bergstadt Topschau" zustellt und der Richter die Amtsstücke im Namen der „königlich freyen Bergstadt Topschau" ausstellt. Freilich war der Begriff der Königlichen freien Bergstadt nicht ganz scharf festgestellt, und oft übten königl. Bergstädte solche Rechte aus, die nur den königl. freien Bergstädten gebührte, wie dies auch der Fall Dobschaus beweist. Diese Städte standen in der Regel unter grundherrschaftlicher Gewalt. Unsere Stadt gehört also in diese letzte Gruppe, aber mit dem Zusatz, daß sie von Anfang an das Karpfner Recht besessen hat, welches sonst die freien königlichen Städte, oft aber auch die reichsständischen Städte genossen haben.

Das Karpfner Recht hat im 13. und 14. Jh. in Ungarn eine be-

---

[1]) S. Ges. Art. XI: 1405. (II) princ., XXXIII:1500, XXVIII:1630, LXXXIII: 1647.

[2]) Timon, a. a. O. 591.

[3]) Timon, a. a. O. 720.

[4]) Über *civitas* und *oppidum* vgl. Ad. Zycha: *Über den Ursprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Premysliden.* Prag 1914. S. 15 ff. — Hóman-Szekfü: *Magyar történet.* (Ungar. Geschichte.) III. Bd. S. 129.

[5]) S. Ges. Art. XIII:1608, a. c.

deutende Rolle gespielt. Dies Recht hat die deutsche Bergstadt Karpfen (Korpona, Krupina) im Jahre 1238, bzw. im Jahre 1244 vom König Béla IV. erhalten. Es stand mit den bedeutendsten ungarischen Stadtrechten, mit dem Ofner und Stuhlweißenburger, auf gleicher Stufe und galt als Muster für die Städte im ganzen westlichen Oberungarn.[1])

Die wichtigsten Artikel des Karpfner Rechtes sind folgende:

1. Freie Richterwahl.[2])

2. Der Richter fällt Urteile in allen privatrechtlichen und strafrechtlichen Fällen, ausgenommen schwere Fälle, in denen der König urteilt. (Schwere oder „große" Fälle waren: Mord, Diebstahl, Blutvergießen, Geldfälschung und Gewalttaten.)

3. Den Karpfner Bürger kann nur ein Karpfner Richter verurteilen. Das Ortsgericht besteht aus dem Richter und 12 Geschworenen.

4. Holz kann innerhalb des Stadtgebietes jeder Bürger frei fällen, Steine frei brechen.

5. Freie Pfarrerwahl.

6. Steuer- und Zollfreiheit. Die Bürger sind von allen solchen Abgaben frei, die die Leibeigenen zahlen müssen. Innerhalb des Landes sind sie zollfrei.

7. Stirbt ein Bürger ohne Erben, erbt sein Vermögen die Stadt.

Auf Grund dieser Rechte hat unsere Stadt ihre Verwaltung eingerichtet. Es muß freilich bemerkt werden, daß Dobschau, wie überhaupt alle kleineren Städte, die sich nach dem Karpfner Recht einrichten durften, nicht alle Rechte der Stadt Karpfen bekommen haben.[3]) Das Stadtrecht ist in Dobschau wahrscheinlich nur der allgemeinen Entwicklung der Stadt gefolgt. Im städtischen Archiv ist eine Abschrift des Karpfner Rechtes, die der Magistrat in Karpfen verfertigen ließ, damit man die Privilegien der Stadt gegenüber dem Adel, der damals die Freiheiten der Stadt angegriffen, bzw. nicht beachtet hat, beweisen und verteidigen könne.

Die städtischen Statuten haben sich die Bürger meistens selbst verfaßt. Leider sind uns die Statuten der Stadt Dobschau aus den früheren Jahrhunderten nicht bekannt. Aus den städtischen Protokollen, die seit 1614 geführt wurden, könnte man ja viele Artikel rekonstruieren. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß Dobschau ähnliche Statuten hatte wie die Nachbarstadt Rosenau, deren Statuten aus dem Jahre 1574, 1575 und

---

[1]) Vgl. Kaindl, a. a. O. II. 139 und 214; Josef Hanika: *Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpatischen Bergbaugebiet.* Münster 1933. S. 61; Pavel Krizko: *Stredoveké súdnictvo a krupinská pravda.* Sbornik 1897. II. Jg. S. 1 ff.

[2]) Vgl. hierüber Kaindl, a. a. O. II. 258 f.

[3]) Vgl. Konrad Schünemann: *Die Gründung von Kremnitz und das Kremnitzer Bergrecht.* Karpathenland. 1. Jg. (1928), S. 154.

1603 bekannt sind[1]) Mit Rosenau hatte und hat auch noch heute Dobschau einen täglichen Verkehr. Rosenau wurde als deutsche Bergkolonie bereits im 13. Jh. gegründet und erhielt Privilegien im Jahre 1291. Sprache, Kulturverhältnisse, Wirtschaftsverhältnisse und Seelenzahl waren Jahrhunderte lang in beiden Städten beinahe dieselben. Es liegt also der Gedanke nahe, daß in beiden Städten auch ähnliche Statuten waren, wie übrigens die Statuten der nordungarischen Städte im allgemeinen sich ähnlich waren.[2]) Wir verweisen also auf die Rosenauer Statuten, die in Mikuliks Werk, S. 249 ff. mitgeteilt sind.

Die Stadt hat ihren Richter frei gewählt. Da aber die Stadt unter grundherrschaftlicher Gewalt stand, hat freilich die Grundherrschaft auf die Wahl des Richters oft einen Einfluß ausgeübt. So erfahren wir z. B. aus der „Verordnung zur inneren Verwaltung und Einrichtung der Stadt Dobschau" aus dem Jahre 1844 im 2. Absatz des II. §—s folgendes: „Die Grundherrschaft nimmt nunmehr nur an der Candidation des Richters Antheil." Es muß also eine Zeit gegeben haben, wo die Grundherrschaft nicht nur bei der Kandidation des Richters Anteil genommen hat. Das war im 18. Jh., als man die Vorrechte der Stadt unterdrückt hat.

Der Richter und der Stadtrat hatte eine große Macht über die Bürger. Der Richter hatte die Strafgewalt in der Hand, er konnte Strafen über „Leib und Gut" verhängen, er war berechtigt die Erbschaft solcher, die ohne Erben gestorben waren, zum Wohle der Gemeinschaft zu verwenden. Er war berechtigt mit dem Rat die Steuer und sonstige Abgaben auszuwerfen und einzunehmen. Daß der Dobschauer Richter auch das „jus gladii", das Hochgericht, ausüben konnte, d. h. Todesstrafe verhängen durfte, beweist ein Brief der Rosenauer und der Jolschvaer (Eltscher) Richter an den Dobschauer Magistrat vom 5. März 1650, in welchen sie den Magistrat verständigen, daß sie zum Hochgericht zu kommen immer bereit sind.[3]) Das Hochgericht durften nämlich die Dobschauer Richter nur gemeinsam mit den Richtern und einigen Geschworenen der Nachbarstädte ausüben.[4]) Diese Bestimmung finden wir übrigens schon im Ofner-Recht: „Und wen der tarnegmeister dy sachen richten will, so soll er darzu pesenten und rüeffen den richter und geschworen purger der stat, und sein dan von mero steten richter und purger pey diser stat, dy sol er auch darzu parueffen, ..."[5]) Todesstrafe verhängen

[1]) Vgl. Mikulik József: *Magyar kisvárosi élet* 1526—1715 (Ungarisches Kleinstädteleben zwischen 1526 und 1715). Rozsnyó 1885. S. 249 ff.

[2]) Vgl. Kachelmann: *Geschichte der ungarischen Bergstädte.* Bd. II. S. 176. Arnold Ipolyi: *Geschichte der Stadt Neusohl.* Wien 1875. S. 53. Mikulik, a. a. O. 244.

[3]) Vgl. Mikulik, a. a. O. S. 137.

[4]) Vgl. Josef Mikulik: *Dobschau, eine monographische Skizze.* Kaschau 1878. Anhang S. X. Urk. XI.

[5]) Vgl. A. Michnyay und P. Lichner: *Ofner Stadtrecht.* Preßburg 1845. S. 236.

konnten auch Csetnek und Pelsőc seit dem Jahre 1327.[1]) Es scheint also ein Zusammenhang mit dem Ofner Recht zu bestehen.

Der Richter war der Vertreter der Stadt, der Vorsitzende des Rates, Hüter des städtischen Siegels und Freiheitsbriefes, der Urkunden und Protokolle. Er wurde nach altem Brauch auf ein Jahr gewählt. (Vgl. König Bélas IV. Privilegium villicum vel iudicem de universitatis consilio eligant et consensu per spaciam unius anni permansurum.) Freilich konnte eine Person auch mehreremal nacheinander gewählt werden. So kam es z. B. im 18. Jh. vor, daß Simon Gömöry von 1751 bis 1785 13 mal nacheinander und sein Sohn, ebenfalls Simon, von 1790 bis 1801 zehnmal nacheinander zum Richter gewählt wurden. Richter konnte nur ein Dobschauer Bürger sein, der wenigstens einmal Ratsmitglied war. Ratsmitglied konnte aber nur ein Bürger werden, der einen Besitz, Haus und Grundstücke oder Bergwerke besaß. Die Verhältnisse der Stadt konnte nur ein Einheimischer kennen, und zuverlässig und haftbar konnte nur ein Wohlhabender sein.

Auch die Geschworenen wurden nur auf ein Jahr gewählt. Es gab hier in der Regel fünf Geschworene. Der Richter und die Geschworenen bildeten den Rat und das Gericht, bzw. mit dem Bergmeister zusammen das Berggericht. An gewissen Tagen des Jahres hat das Gericht Gerichtsverhandlungen gehalten, die in Dobschau „Tedich"[2]) genannt wurden. Die öffentlichen Sitzungen wurden in Dobschau bis in die Neuzeit am Sankt Georg-Tag (24. April) abgehalten.[3]) Man nannte diese Sitzung auch „S. Girgen-Tags Session", gewöhnlich „Georgen Recht". Da hatten die Bürger das Recht, an der Sitzung teilzunehmen und ihre Klagen und Wünsche vorzutragen.

Ein äußeres Zeichen der privilegierten Stadt war der Gebrauch des Stadtsiegels. Dobschau hatte zwei Siegel: ein großes und ein kleines. In der Dobschauer Chronik aus dem Jahre 1733 lesen wir hierüber folgendes:

„Von anerdenklichen Jahren und ante Saecula in allen ertheilten gebührt-Brieffen attestatis, und andern herausgegeben offentlichen Documentis sich allzeith ohne hindernüs und geringste irrung sich dieses Tituls gebrauchet: Wir Richter, Bergmaister und Rath der königlichen Bergstadt Topschau. Welcher Titul eines Privilegiata oppidi oder Bergstättels auch von jedermann, Bevoral auch von dem Dominus Csetnek selbst beÿgelegt worden." „..... fehrners hatte das Oppidum

[1]) Vgl. Kaindl, a. a. O. II. 268.

[2]) mhd. *teidinc, tageding,* die auf einen bestimmten Tag anberaumte gerichtliche Verhandlung; vgl. verteidigen; in Rosenau nannte man sie Pontadik, d. h. Bannteiding; vgl. Mikulik: *M. kisvárosi élet.* S. 80.

[3]) Armin Tille: *Die bäuerliche Wirtschaftsverfassung des Vintschgaues vornehmlich in der zweiten Hälfte des Mittelalters.* Innsbruck 1895. S. 174. „Georgentag".

allezeith dreÿ uhralte Statt Sigilla, zweÿ Nemblich, alß ein kleines und großes von Silber, so dann das drittere große von Metall (Kupfer): die zweÿ silbernen haben diese umbschrift: Sigillum der freÿen Bergstatt Topschau. Daß große Metallene Sigill aber hat noch folgende Inscription: 1585 Bergstatt Topschau." Lad. Bartholomaeides gibt in seinem Werke: *Memorabilia Provinciae Csetnek...* 1799. S. 336 auch die Zeichnung dieser Siegel und fügt folgende Erklärung dazu: Sigillum Topschensium duplicatum de anno 1585, cujus altera pars Fig. 6. expressa ob spatium minor sculpta est, re ipsa priori par. Altera pars Fig. 5. expressa exhibit imaginem Salvatoris calicem tenentis, atque proprio insigni Topschensium, quod hic olla atque mallei duo transversum positi repraesentat, imminentis, quod ad calamitatem Oppidi ex depopulatione Turcica, priore anno 1584 mense Oct. evenientem, omni absque dubio, juxta illud ejusdem Salvatoris effatum: calicem meum bibetis, — — alludit."

Auf dem Siegel ist also die Gestalt des Erlösers zu sehen, der in seiner Linken den Kelch hält (die Dobschauer waren schon um die Mitte des 16. Jh.s evangelisch), die Rechte hält er auf der Brust. Unten sieht man rechts und links je ein Schild; auf dem rechten ist das Bergmannswappen, Schlägel und Eisen, auf dem linken ein Topf. Der Topf spielt auch in den späteren Stadtzeichen eine Rolle. Eine alte Volksetymologie erklärt nämlich den mundartlichen Namen der Stadt: Topscha aus Topf-schau, mundartlich: en Top scha!

Auf dem zweiten Siegel sieht man das Bergmannswappen, darüber die Jahreszahl: 1885 und die Umschrift: Bergstadt Topschav. (S. Abbildung dieser Siegel in Gusztav Eisele: *Gömör és Borsod vármegyék bányászati és kohászati monográfiája.* (Monographie des Berg- und Hüttenwesens in den Komitaten Gömör und Borsod.) Selmecbánya 1907 S. 60.

Die Blütezeit der Stadtfreiheit war das 17. Jahrhundert. Im 18. Jh. versuchten die nach Dobschau eingewanderten Adligen die Privilegien der Stadt immer mehr zu beschränken. Die Stadt, die bisher nicht nur von der Grundherrschaft, sondern auch vom Landesfürsten in ihren Vorrechten geschützt wurde, hat gegen Ende des 17. Jh.s weder beim Dominium, noch beim König Schutz gefunden. Das Verhältnis zwischen dem königl. Haus (Habsburg) und den nordungarischen Städten hat sich wegen der Religion verschlechtert. Die Städte waren nämlich beinahe alle evangelisch. Das Herrscherhaus verfolgte aber die Protestanten mit allen möglichen Gewaltmitteln. Umsonst klagten nun die Bürger dieser Städte über die Ausschreitungen des Adels, der die Vorrechte der Bergstädte nicht beachtete und die Bürger zu Fronarbeiten zwingen wollte. Die freien Bürger wurden wie Leibeigene behandelt. So hatte auch Dobschau manche Demütigungen zu erleiden. Das meiste hatte die Stadt von der neuen Adelsfamilie Lány (Lányi) zu erdulden. Adelige durften bis Ende des 17. Jh.s in Dobschau nicht wohnen; nur der Grundbesitzer hatte hier ein Haus. Die nordungarischen Bergstädte hatten in ihren Statuten einen Artikel, der das Einwandern der Edelleute in die Stadt

verbot[1]) — Die Rosenauer Statuten schreiben folgendes vor: Leges et Statute Communitatis Rosnaviensis. 1574. Art. 49. „Sol man nicht so verhülfflich sein, wie bisher, den Edel leuten, die sich alda einlassen wollen, den wir erfaren izt mit vnsern Schaden, was mangel es brenge, den solche wöllen sich unter purgerlich recht nicht geben, trachten nur tumult und auffrur an zu richten, tragen mit uns nicht überein, wollen alles verneuern vnd endern In Summa, vermeinen es were nichts recht, was vnsere altvätter gestifft haben. Derhalben ists zu besorgen, das solches auch unsere Kinder beweinen werden."

Tatsächlich haben bis Ende des 17. Jh.s in Dobschau, außer dem Grundbesitzer, der seinen Sitz in Csetnek hatte, und hier nur ein Absteigequartier hatte, keine Adeligen gewohnt. Dann erscheinen aber einige Familien (Remenyik, Sontagh, Antony, Lányi), mit denen die Stadt sogleich harte Prozesse zu führen hatte. Am gefährlichsten erwies sich das Auftreten Paul Lányis, der nicht nur dadurch, daß er die Bürger zu Frondiensten zwang und sie auf alle mögliche Weise demütigte, sondern besonders dadurch, daß er gewisse Privilegien der Stadt für sich in Anspruch nahm und die Vorrechte der Stadt gänzlich unterdrücken wollte, der Stadt ungeheuer großen Schaden verursachte. Die Stadt beklagte sich umsonst beim Dominium. Im Gegenteil, sie wurde vom Dominium noch ärger verfolgt. Als z. B. Paul Lányi den Magistrat beim Dominium anklagte, daß die Stadt solche Siegel verwende, die nur privilegierte Städte gebrauchen dürfen, wurde der Richter am 24. Sept. 1731 vor den Richterstuhl des Dominiums geladen. Als der damalige Richter, Wilhelm Csisko mit den Geschwornen vor dem Herrenstuhl erschien, wurde er mit seinen Genossen ohne weiteres in Ketten geschlagen. Als sich der Richter beim Verhör auf die verbrieften Rechte berief, riß man von einer Schrift das Siegel und klebte es an die Stirn des greisen Richters und ließ ihn mit 40 Stockstreichen belegen.[2]) Nach einigen Tagen wurden die Verhafteten entlassen, und sie gingen nach Hause. Die erniedrigte Stadt war entrüstet, und eine Deputation suchte sofort die k. u. k. Kammer in Kaschau auf und meldete die Schmach. Da gab „ein wohlmeinender

[1]) Vgl. Demko: *A felső magyarországi városok életéről* (Vom Leben der Nordungarischen Städte im 15—17. Jh.) S. 19; Eisele Gusztáv, a. a. O., S. 50.

[2]) Ähnlich oder sogar noch schlimmer wurden die Bergstädte der Zipser Gründe behandelt. Leopold Gruss erzählt in seiner Chronologischen Geschichte der „Gründler" (Handschrift, S. 112), daß sich im Jahre 1778 in Wagendrüssel ein Adeliger, der damalige Vicegespan des Komitates Zips, ein Fideikomiß einrichten und eine Curie bauen lassen wollte. Dagegen trat der Rat energisch auf. Den nächsten Tag wurde der Rat ins Komitatsgefängnis gebracht und durch den Spruch der Komitatssedria mit je 24 Stockstreichen gestraft. Die Grundherrschaft trachtete aber von da ab, die Bürger zu Robotarbeiten zu zwingen und sie auf jede Art als bäuerliche Untertanen erscheinen zu lassen.

getreüer Consiliarus (Kammer-Rat David von Uhlein) zu Caschau auß lauter Barmherzigkeith und mitleyden den Rath, ... einen aigenen Agenten zu Wien zu bestellen." Tatsächlich ging auch eine Deputation in Bergmannskleidung nach Wien mit einer „durch eine gelehrte Feder zu Caschau verförttigten Klaagschrift", die sie dem Hofkammergericht vorlegten. Die Hofkammer erhörte die gerechte Klage und der Prozeß kam jetzt in das richtige Geleise. Als Paul Lányi erfahren hatte, daß die Sache schon beim Hofkammergericht sei, eilte auch er nach Wien, „wo selbsten aber Er sehr übel empfangen, all sein anlangen rotunde abgeschlagen — mithin großer Traurigkeit nacher Hauß verwiesen worden", so daß er vor Zorn erkrankt und bald darauf auch gestorben ist. Die Stadt hatte also den Prozeß gewonnen, die alten Freiheiten und Rechte wurden beim allerhöchsten Ort anerkannt und bekräftigt, und das Dominium wurde ermahnt, diese Rechte zu respektieren. Aber das Dominium trachtete auch weiterhin, die Freiheiten und besonders die Regalien der Stadt zu schmälern. Schließlich mußte die Stadt auch gegen das Dominium einen Prozeß einleiten. Die Prozeßakten dieses Prozesses sind auch im Druck erschienen.[1]) Die allerhöchste Entscheidung kam im Jahre 1772 und lautete: das Dominium möge „die Stadt im freien Genusse sämtlicher Regalien belassen."

Gegen Ende des 18. Jh.s bestand der Magistrat, wie wir das aus einem Protokoll vom Jahre 1788 vernehmen, aus folgenden Beamten: „Der jetzige Mgratt, welcher (:wohl verstanden:) von jeher mit dem hiesigen Berggericht vereiniget ist, und nur zu jährig aus besonderen Ursachen und Umständen, nur in einigen Individuis von dem Berg-Gericht in Civil Sachen abgesondert war, dieses Jahr aber mit demselben vollkommen wider vereiniget und in den vorigen Zustand versetzet worden, bestehet gleichfalls von jeher auch dermalen, aus folgenden 9. Individuen, welche die gemeinen Stadt- und Berg Angelegenheiten, in beyden Sachen gemeinschaftlich betrieben, als nahmentlich

1mo Der Stadtrichter, oder Judex Primarius, als das erste Mgratts Individuum, welcher vorhero nur für ein geringes Salarium gedienet,

---

[1]) Processus Dominii Csetnek ut A. contra Montanum privilegiatum oppidum Dobschina ut J. — Anno 1779 Die 2-da Decembris, coram sede dominali, respectu curialium et territorialium, etc. beneficiorum motus, ac pro altissima decisione VI. B. Regiae Resulutionis, suae matti Ss-ae per Andream Cházár Communitatis I. Causae Patronum, Incliti Comitatus Tornensis Tabulae Judrie Assessorum, nec non, per Inclitum Regnum Hungariae, Juris utriusque, Causarum Advocatum, de Genu, submissus, exhibens: Praefationem Dedicatoriam: Nucleum Allegatorum, ac Extractum: demum, ipsa Allegata: tandem Seriem Documentorum: ultimo loco, Impopulationale Dobschensum I. et Karponensum Privilegium, Benignasque Regias Resolutiones. — Leutschoviae, ex typographia Michaelis Podhoránszky. Anno 1782.

und von der Hohen Stelle des Löbl. Comitats, erst von Anno 1786 an, ein ausgesetztes Salarium von Rfl 150 erhalten hat, i. e. Rfl 150.

2° Der H. Berg Meister, als das 2-te Individuum hat von dem königl. Inspectorat Berg Amt das Jährlich ausgesetzte Salarium und genießet auch aus den Stadt- und Berg-Gerichtl. Sporteln, (Gerichtsgebühr) seyn gewißes Antheil.

3° Der Nachrichter oder Aeltester Beysitzer als das 3-te Individuum, hat kein ausgesetztes Salarium, und mußte bis dato nur aus den Sporteln, und mit andern wenigen Accidentien (Nebeneinkünfte) zufrieden seÿn.

4° Der Stadt Notar, welcher bey den Gerichten dienet, hatte vorhero auch nur ein geringes, oder auch gar kein Salarium; und der anjetzo schon bereits ein das 3-te Jahr actuirende Notar hat außer den übrigen Accidentien, gleichfalls erst in Anno 1786, gleich beym ersten Antritt seines Amtes, ein ausgesetztes Salarium von 200 Rfl. von hochgedachter Comitats Stelle erhalten."

Die Geschworenen hatten kein Gehalt.

Die Freude der Bürger, wieder im Besitze der alten Freiheiten zu sein, dauerte aber nicht lange. Schon im Jahre 1781 kam eine Verordnung, laut welcher der Richter den Eid nicht mehr vor dem Pfarrer, sondern vor dem Stuhlrichter ablegen soll. „In diesem (1782) Jahr d. J. den 10. Jenner hat unser Herr Stadt Richter, und Ältester Geschworner, auf hohe Verordnung unserer allerhöchsten Landes Obrigkeit laut Currens ddo, 3. Nov. 1781. zum erstenmahl vor den H. Stuhl Richter und einen Jurassore nachstendes Jurament (Eid) abgelegt." Das Richteramt wurde also unter behördliche Kontrolle gestellt. Es kam aber noch viel schlimmer, als die ganze Amtsführung infolge des Altsohler Prozesses untersucht wurde und dort vielerlei Veruntreuungen, Mißstände und Fehler in der Amtsführung festgestellt wurden. Demzufolge wurde die Amtstätigkeit des Magistrats unter eine strenge Kontrolle des Komitates gestellt, das Berggericht wurde nach Rosenau versetzt. Wie streng man die Beamten behandelte, beweist folgender Befehl des Stuhlrichters vom 3. März 1790: „Die Topsauer Manipulanten haben sich ohne aller Ausrede also gleich mit sämtlichen Comissional Schriften in Pelsücz einzufinden: Ansonsten wan solche den 4. bis Mittag alda nicht eintreffen werden, so wird die Verantwortung auf den Local Magistrath haften, solche aber werden in Eÿsen geschlagen eingebracht werden; wegen den Unfug den solche wegen den sträflichen entgangen, begangen haben. Rosenau d. 3. März 1790. Adam Szontagh 2-ter Stuhlrichter." Somit ist also der Richter, der ebenso wie auch alle Richter der privilegierten Bergstädte, die bisher vom landesüblichen Recht befreit und nur der Gewalt der Grundherrschaft bzw. königl. Kammern unterworfen waren[1]), unter die

[1]) Vgl. Hóman-Szekfü: Magyar történet. (Ung. Gesch.) III. Bd. S. 129.

Gewalt eines Landesamtes gestellt worden. In Gerichtssachen blieb aber die Stadt weiterhin unter dem Dominium. „Die Rechtsstreite wurden an das Dominium als das Zweiterinstanz-Gericht berufen". Nun hatte aber das Dominium in Dobschau auch noch viel Grundbesitz, Gruben und Hochöfen und mischte sich dadurch noch immer in die inneren Angelegenheiten der Stadt und trachtete danach, diese ihrer Vorrechte zu berauben. „Um diesem Joche loszuwerden, war man eifrig beflissen, die Stadt von der Grundherrschaft loszukaufen. So wurden noch zu Ende des 18. Jh.s die Grundstücke, so wie der Lánysche Hochofen des Ludwig Grünblath von der Stadtgemeinde erkauft und von dieser Zeit an nicht nur jede Gelegenheit, wo man grundherrschaftliche Besitzungen käuflich an sich bringen konnte, eifrig benützt, sondern auch der Loskauf-Prozeß eingeleitet. Dem emeritierten städtischen Anwalt Eduard Schmidt-Sziklay gebührt das Verdienst, daß die Stadt nun von allen grundherrschaftlichen Eingriffen befreit wurde." Um die Mitte des 19. Jh.s konnte sich Dobschau wieder als eine „freie Bergstadt" betrachten. Im Jahre 1844 hat die Stadt neue Statuten bekommen, laut welchen sie bis 1852 geleitet wurde. Nun kam aber der ungar. Freiheitskrieg im Jahre 1848 und nach der Niederlage der ungar. Heeresmacht wurde Ungarn in die österreichische Gesamtmonarchie einverleibt. Die ungar. Verfassung und somit auch alle Stadtrechte wurden außer Kraft gesetzt. Dobschau erhielt auch neue Statuten. Acht Jahre lang, von 1852 bis 1860, lebte die Stadt unter der Leitung eines geregelten Magistrates. Den Bürgermeister und den Rat hat der k. k. Stuhlrichter in Rosenau ernannt, die Autonomie der Stadt wurde nicht mehr anerkannt. Im Jahre 1860 wurde Dobschau zu einer Großgemeinde herabgesetzt. Auf Grund des Ges. Art. 42 : 1870, bzw. des G. A. 18 : 1871 wurde Dobschau im November 1872 wieder eine „Stadt mit geregeltem Magistrat" (rendezett tanácsú város).

Der Magistrat bestand damals aus folgenden Beamten:[1])

	Gehalt im Jahre	
	1872	1907
	österr. Währg.	
	fl. Kr.	Krone Heller
1. Bürgermeister	1000.—	3200.—
2. Stadthauptmann	700.—	2300.—

[1]) Vgl. *Organisation des geregelten Magistrates der Bergstadt Dobschau auf Grund des XVIII. G. A. vom Jahre* 1871. Budapest, Athenaeum 1877. — *Organisationsstatut der mit geregeltem Magistrat versehenen Bergstadt Dobschau im Jahre* 1887. Gedruckt bei J. Számmer, Stuhlweißenburg. — *Dobsina rendezett tanácsu város szabályrendelete.* Gyoma 1907. Knerr Izidor.

	österr. Währung fl. Kr.	Krone Heller
3. Obernotär	800.—	2300.—[1])
4. Kontrollor zugleich Senator	600.—	1840.—
5. Archivar	600.—	1800.—
6. Buchhalter zugleich Senator	600.—	1495.—
7. Kassier	700.—	2185.—
8. Waisen-Kurator	600.—	1495.—
9. Grubenverwalter	800.—	2300.—
10. Waldmeister	800.—	2400.—[2])
11. Ökonom	700.—	1495.—
12. 3 Ärzte: Ober-, Unter-, Kreisarzt	1200.—	3450.—
13. Tierarzt	200.—	920.—
14. Amme	200.—	345.—
15. Kanzellist	400.—	1150.—
16. Wegkommissär	400.—	960.—

[1]) und 20 Fuhren Holz. [2]) und 17 Fuhren Holz.

Als im Jahre 1920 auf Grund des Trianoner Friedens (4. Juni 1920) Oberungarn an die Tschechoslowakei kam, hat die neue Staatsgewalt Dobschau wieder in eine Großgemeinde umgewandelt.

3. Bergrecht.

Die Geschichte des Dobschauer Bergrechtes hängt mit der Geschichte des ungar. Bergrechtes zusammen. Wenn dies wieder mit der Entwicklung des Bergrechtes der Alpenländer, Böhmens und Mährens zusammenhängt, so verfolgt es doch schon seit dem Mittelalter ganz eigene Richtungen.[1])

Als die Ungarn das Land in Besitz nahmen, kümmerten sie sich nicht viel um die Schätze, die unter der Erde lagen. Als aber die politischen Verhältnisse des neuen Staates gesichert und geregelt wurden, mußte man auch an die Regelung des Bergbesitzes und des Bergwesens denken. Die Entwicklung des ungar. königlichen Bergrechtes, der Bergregale, beginnt im 11. Jh. „Unter Bergregale wird jenes landesfürstliche Hoheitsrecht verstanden, gemäß welchem gewisse, auf ihren natürlichen Lagerstätten vorkommende Mineralien der ausschließlichen Verfügung des allerhöchsten Landesfürsten vorbehalten sind." (§ 3 des österreich. Berggesetzes vom 23. Mai 1854.) Über sämtliche, im Lande vorkommenden Mineralien verfügte von Anfang an der ungar. König, nur er hatte das Recht, Bergwerke zu eröffnen und zu bebauen. Mit der Zeit hatten

[1]) Vgl. Gustav Wenzel: *Handbuch des allgemeinen österreichischen Bergrechtes auf Grundlage des Gesetzes vom 23. Mai und der Vollzugsschrift vom 25. Sept.* 1854. Wien 1855. S. 71 ff.

aber die ungar. Könige einzelnen verdienstvollen Adeligen, Kirchenfürsten und Klöstern Bergbesitze und damit auch das Bergrecht verliehen. So hat sich in Ungarn eine vollkommen durchgeführte Ausbildung des Bergregals entwickelt, die zwar zu ähnlichen Resultaten führte wie in Deutschland, aber ganz andere Ausgangspunkte hatte. In Ungarn hatten zwar die Grundeigentümer keine Rechte hinsichtlich des Bergbaues, mit der Zeit hatten aber viele adelige Grundbesitzer das Recht, auf ihrem Grund Bergbau zu betreiben. Es gab also bergbautreibende Siedlungen, die unmittelbar unter der Gewalt des Königs standen, und andere, die unter der Gewalt des Grundbesitzers standen. Da aber die Könige, besonders die Könige der Anjou-Familie die Wichtigkeit des Bergbaues erkannt haben, erhielten größere Bergkolonien besondere Freiheiten. Aus diesen privilegierten Bergstädten entwickelten sich die königlichen freien Bergstädte mit besonderen Bergfreiheiten. Es gab also im Mittelalter in Ungarn eine dreifache Richtung des Bergrechtes: königliches, grundherrschaftliches und städtisches Bergrecht.

Uns interessiert hier nur das grundherrschaftliche Bergrecht. Der Grundherr (Regalherr) gab Abbaustätten unter festgesetzten Bedingungen für jeden Bergmann frei. Die Regalherren hatten freilich ein Interesse daran, daß sich besonders die edelmetallische Urproduktion rascher entwickle. Dies konnte durch die Finderbeleihung erzielt werden. Die Folge der Finderbeleihung aber war, daß schließlich das ganze Gebiet „zu einem einzigen gefreiten Berg" (Zycha) umgestaltet wurde, d. h. „die Hineinnahme des gesamten regalisierten Bodens in die Rechtsform der Bergfreiheit". (Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums I S. 372.) Umsonst versuchten in späteren Jahrhunderten die Grundherren diese Bergfreiheit zu unterdrücken. „Vorzüglich wichtiger Bestandteil der Bergfreiheit ist die Eigentumsbeschränkung gegen den Grundherrn: er hat den Abbau zu dulden — gegenüber dem Bergmann endet seine Herrschaft selbsttätig —; er ist ferner gehalten zu dulden: die Anlegung von Tavernen (Badstuben u. Verkaufsständen), Erzmühlen und Schmelzöfen usw." (a. a. O.).

Die Grundherren der Stadt Dobschau gehörten zu den wenigen Adeligen in Ungarn, die ein Bergrecht besessen haben. Die Familie Csetneki hatte das Bergregale wahrscheinlich schon von König Béla IV. erhalten. Dieses Recht hatte König Matthias im Jahre 1474 bekräftigt, und von nun an hatte diese Familie den Bergbau in Nordungarn gewaltig befördert und unterstützt.[1]) Auch die rasche Entwicklung des Dobschauer Bergbaues ist der Unterstützung dieser Familie zu verdanken. Ich verweise hier auf die Urkunden, die in dem oben erwähnten Werke von G. Wenzel

[1]) Vgl. Gustav Wenzel: *Magyarország bányászatának kritikai története* (Kritische Geschichte des Bergbaus in Ungarn). Budapest 1880. S. 101 u. 383 ff.

(S. 220, 375—393) mitgeteilt sind und auf die ausführliche Geschichte des Dobschauer Bergbaues von Josef Mikulik: *A bánya- és vasipar története Dobsinán* (Geschichte der Berg- und Eisenindustrie in Dobschau) S. 53—67.

Die ersten Spuren bergrechtlicher Verfügungen in Dobschau finden wir bereits in der Gründungsurkunde. In dieser wird schon dem Schulzen Nikolaus und seinen Erben ein Drittel des Bergnutzens zugesichert: „Item eidem Nicolao et suis heredibus de Banya omnium metallorum inibi existentium, similiter tertiam partem libere percipere et possidere comisissent." Es ist dies eine ähnliche Verfügung wie die, welche der König solchen Grundbesitzern zugesichert hat, die kein Bergbaurecht auf ihrem Grunde hatten, die also die Mineralien, die auf ihrem Grunde gefunden wurden, dem Könige übergeben mußten. Da aber dadurch die Grundherren vielfachen Schaden erlitten haben, hatte man schon im 13. Jh. eingesehen, daß durch die streng durchgeführte Bergregale der Bergbau nicht gefördert, sondern vielmehr gehindert wird. So ließ der König die Grundherren sich an dem Nutzen der Bergwerke beteiligen. Es entwickelte sich das System, daß auch die Grundbesitzer einen gewissen Teil, oft auch den dritten Teil des Bergnutzens erhielten.[1]) „Dabei ist zu beachten, daß $^1/_3$ der Urbar dem Grundeigentümer zu dessen Entschädigung zufiel."[2])

Die Urbura, die regale Abgabe, die die Bergeigentümer dem König zahlten, betrug laut dem Berggesetze König Karl Roberts vom Jahre 1327 den achtel Kübel.

Nach welchem Bergrecht sich die Dobschauer Bergleute in den ersten Jahrhunderten richteten, ist nicht bekannt. Wir können zwar annehmen, daß sie das Schemnitzer Bergrecht kannten, das König Béla IV. (1235 bis 1275) bestätigte.[3]) Im 15. Jh. richteten sich die nordungar. Bergstädte nach der Kremnitzer „Perckwerchsgerechtikeith" (1492—1512)[4]) und nach dem Bergrechte der niederungarischen königlichen freien Bergstädte: Kremnitz (Körmöcbánya), Schemnitz (Selmecbánya), Neusohl

---

[1]) Ad. Zycha: *Das böhmische Bergrecht des Mittelalters.* Berlin 1900. I. Bd. S. 176 und 188—192. — Zycha: *Das Recht des ält. deutsch. Bergbaues bis ins* 13. Jahrhundert. Berlin 1900. S. 165. — Hóman-Szekfü: Magyar történet. (Ung. Gesch.) II. Bd. S. 320.

[2]) „antiqua regni nostri consuetudine et usque modo firmiter observata exigente terrae seu praedia tam ecclesiarum quam nobilium regni quorum cunque, in quarum territoriis auri vel argenti fodinae reperiuntur, ad manus regias mediante aliquali concambio moderato devolvi debuerunt. Vgl. Wenzel: *Handbuch des österr. Bergrechts.* S. 192 f.; Ad. Zycha: *Das Recht des ält. deutschen Bergbaues.* S. 53 u. 165.

[3]) Gemaine Statt und Perkrecht der Erbern vnd löblichen Stat Schebnitz. Mitgeteilt von G. Wenzel im Anzeigeblatte des Bandes CIV. der Wiener Jahrbücher der Literatur. 1843. S. 1 ff. und im Wagnerschen Corpus Juris metallici. S. 165 ff.

[4]) Vgl. G. Wenzel: *Magyarország bányászatának kritikai története.* S. 275—290.

(Besztercebánya), Bukáncz (Bakabánya), Libethen (Libetbánya), Königsberg (Ujbánya) und Dilln (Bélabánya).

Auf Grund dieser Rechte entstand im Jahre 1487 das Bergrecht der oberungarischen königl. freien Bergstädte: Göllnitz (Gölnicbánya), Schmöllnitz (Szomolnok), Rudabánya, Jászó, Telkibánya, Rosenau (Rozsnyó) und Igló. Dobschau führte zwar auch den Titel „königliche Bergstadt" und auch „königliche freie Bergstadt", gehörte aber nicht in den Verband der oberungar. königl. freien Bergstädte und genoß auch nicht die Freiheiten dieser Städte. Diese Städte waren nämlich von der Obrigkeit einer Grundherrschaft frei, Dobschau mußte aber die Obrigkeit der Csetneker Grundherrschaft anerkennen. Wie sich aber das bergrechtliche Verhältnis zwischen der Grundherrschaft und den Bürgern von Dobschau bis zur ersten gesetzlichen Regelung gestaltete, ist noch nicht geklärt. Die erste gesetzliche Regelung des allgemeinen Bergrechtes in Ungarn hat der Gesetz-Artikel 39: 1523 niedergelegt. In diesem Gesetz wird das Prinzip der Bergfreiheit, das die ungarischen Könige bisher nur für einzelne Städte oder Gebiete in Form von Privilegien ausgesprochen haben, für das ganze Land im weitesten Sinn ausgesprochen. Jetzt wird dem Bergbau in Ungarn eine Grundlage gegeben, die dem Geiste des 16. Jh.s entsprach. Die Grundherrschaft trachtete zwar auch, weiterhin ihre alten Rechte zu bewahren, aber die Bergleute haben ihr gesetzliches Recht schließlich doch durchgesetzt.

Eine große Wendung nahm die Entwicklung des Dobschauer Bergrechtes, als das Maximiliansche Bergrecht auch in Dobschau verlautbart wurde.[1]) Diese Bergordnung mußte „im Königreiche Ungarn bei allen Bergwerken ordentlich eröffnet, und der Tag, deren es beschehen, bei den Gerichten eingeschrieben, folgends von männiglich . . . . . vollkumblich gehalten werden". In Dobschau wurde die Maximiliansche Bergordnung (Max. B. O.) im Jahre 1580 öffentlich verkündigt. (Vgl. G. Wenzel: *A magyar bányajog rendszere* [System des ungarischen Bergrechtes] S. 47.) Im Dobschauer Bergamt befindet sich aber eine Abschrift der Maximilianschen Bergordnung aus dem Jahre 1571, auf dem Titelblatt steht das Dobschauer Stadtzeichen.[2]) Daraus ist ersichtlich, daß das Dobschauer Berggericht diese Bergordnung schon früher gebraucht hatte.

---

[1]) Die erste allgemeine Verlautbarung dieses Bergrechtes erfolgte am 25. Nov. 1564, die zweite am 10. Febr. 1565, die dritte am 23. Mai 1565 und die vierte und letzte am 16. Febr. 1573. Der ungarische Reichstag hatte aber dieses Berggesetz erst 1723 als geltendes Landesgesetz für Ungarn anerkannt.

[2]) „Bergordnung der freyen königlichen Berg-Städt in der Cron Hungarn als Cremnitz, Schemnitz, Neusohl, Bugantz, Königsberg, Dülln und Liebeten, sammt anderen umliegenden und gedachter Cron Hungarn eingeleibten Gold, Silber, Kupfer und andere Metall-Bergwercken, ietzigen und künfftigen aufs neüe für genommen,

Wir wissen nicht, seit wann in Dobschau ein Berggericht bestanden hat. Bis in die Mitte des 16. Jh.s wurden alle Bergprozesse der Bergbesitzer vor dem Zivilgericht erledigt. Nach der Verkündigung der Max. Bergordnung besteht aber auch in Dobschau ein Berggericht. Das Berggericht hat ein „Berg- und Wißbuch" geführt, in welches alle Verhandlungen, Verleihungen, Grubenbesitze, alle bergbehördlichen Verordnungen und Prozeßprotokolle eingetragen wurden. Das alte Berg- und Wißbuch des Dobschauer Berggerichtes befindet sich im Archiv der Iglóer Berghauptmannschaft: „Berg- und Wißbuch der königlichen Bergstadt Topschau, darinnen die Bergwerck welche in dem alten Bergbuch verzeichnet gewesen, aufs neue empfangen, wie auch allen baulustigen Waldbürgern ihre Funde vnd Empfahung verliehen vnd verschrieben solle werden. Im Jahre vnseres Herrn und Heilands Jesu Christi 1696."[1])

Die Max. B. O. hat aber das Bergrecht nur im nördlichen Teile des Landes geregelt. Eine allgemeine Regelung erfolgte durch den Ges.-Art. 108: 1723. In diesem wird auch die Gleichmäßigkeit des berggerichtlichen Verfahrens ausgesprochen. (Judicia Montanistica, secundum privatas eorum leges, ultra seculum stabilitas, in suo esse manebant.) Dieses Gesetz hat aber das Dobschauer Bergrecht kaum berührt, denn hier blieb auch weiterhin das lokale Bergrecht in Gebrauch, wie das aus dem bereits erwähnten alten Dobschauer „Berg- und Wißbuch der königl. Bergstadt Topschau" und aus der Dobschauer „Berg- und Hüttenordnung vom Jahre 1683" ersichtlich ist.[2]) Dieses Bergrecht stimmt freilich im wesentlichen mit dem Bergrecht der oberungar. Bergstädte überein. Eine mehr selbständige Wendung erhielt die Berggerechtigkeit der oberungar. Bergstädte, als sich auf Grund der Verordnung des Bergwerks-Direktions-Hof-Collegiums vom 30. Juni 1751 der „Oberungarische Waldbürgerverein" bildete, in den auch die Dobschauer Waldbürger aufgenommen wurden.[4]) Die Statuten dieser Waldbürgerschaft waren von nun an für

---

gebessert, und auf beschehene, hernachs angehenckte Erleuterung der alten Cremnitzischen, Schemnitzischen Bergordnung, ausgangen: beschehen nach Christi unser Erlösers und Seeligmachers Geburth im 1571-sten Jahr. Mit Röm Kays. Mayst: Gnad und Privilegien gedruckt zu Wienn in Oesterreich durch Caspar Stenhoffer in S. Annen-Hoff." Nach dem handschriftl. Exemplar im Dobschauer Bergamt. 321 Seiten.

[1]) Vgl. Wenzel: *A magyar bányajog rendszere.* S. 51 und Wenzel: *Magyarország bányászatának kritikai története.* S. 254. — Die Bergprotokolle, die bis 1920 in Rosenau waren, sind jetzt in Preßburg (Pozsony, Bratislava).

[2]) Vgl. Wenzel a. a. O. S. 254.

[3]) J. Mikulik: *A bánya és vasipar története Dobsinán.* Anhang.

[4]) Vgl. Adolf Münnich: *Geschichte der Oberungarischen Waldbürgerschaft.* Igló 1895.

die oberungarischen Berggerichte mit einigen Veränderungen bis Ende des 19. Jh.s maßgebend.[1])

Der Vorsitzende des Berggerichtes war der Bergmeister, der mit dem Richter und den Geschworenen in den ersten Tagen des neuen Jahres gewählt wurde. Der Bergmeister und die Geschworenen bildeten die erstinstanzliche Behörde in allen berggerichtlichen Angelegenheiten, und zwar nicht nur für die Stadt Dobschau, sondern für die Komitate Gömör, Kishont und teils für die Komitate Zips und Borsod.[2])

Die Rechtsmittelinstanz war in Schmöllnitz (Szomolnok) beim k. k. Oberbergamt, seit Ende des 18. Jh.s in Kaschau. Das höchste Appellationsgericht war das Schemnitzer k. k. Kammer-Amt, resp. die Wiener k. k. Hofkammer.

Das Dobschauer Berggericht wurde im Jahre 1789 aufgelöst und nach Rosenau (Rozsnyó) zur k. k. Bergsubstitution, später k. k. Bergkommission genannt, versetzt. Als Appellations-Gericht wurde die Iglóer Berghauptmannschaft, später aber auch das Rimaszombater königl. Gericht bezeichnet. (Auf Grund des Ges. Art. 32: 1871, § 2, ferner Ges. Art. 36: 1875, § 1.)

Eine endgültige Regelung des ungar. Bergrechtes hatte der Reichstag im Jahre 1844 vorgesehen. Der Gesetzentwurf wurde aber nicht sanktioniert. Erst das österreichische Berggesetz vom 23. Mai 1854, das auch in Ungarn verkündet wurde, brachte die endgültige Regelung des Bergrechtes. Dieses Bergrecht hatte die Privilegien des Bergmannstandes, die in allen bisherigen Gesetzen anerkannt wurden, gänzlich gestrichen. Es wurde die Gleichheit sämtlicher Bürger ausgesprochen. Eine weitere Regelung des Bergrechtes haben mehrere Gesetzentwürfe (1884, 1885, 1890) versucht. Aber erst im Jahre 1903 ist ein neuer Entwurf veröffentlicht worden.

Wie wichtig für die Entwicklung des Dobschauer Bergwesens die Durchführung der Max. Bergordnung war, beweist die weitere Entwicklung des Berg- und Hüttenwesens und überhaupt des Stadtwesens in Dobschau. Der Grundherr war von nun an gezwungen, die Privilegien der Stadt zu beachten, die Bürger durften ohne weiteres unter den in der neuen Bergordnung vorgeschriebenen Bedingungen Bergbau betreiben. Die Nachbargemeinden, die sich auf keine Privilegien stützen konnten,

---

[1]) Vgl. Wenzel, a. a. O. S. 254.

[2]) S. das Dekret des Schemnitzer obersten k. k. Kammergrafen-Amtes vom 14. Okt. 1776 und der k. k. Wiener Hofkammer vom 20. Sept. 1776: „Daß solches (nämlich das im Borsoder Komitate gelegene Diósgyörer Eisenwerk) an das Topschauer Berggericht, weil es am nächsten gelegen ist, in Jurisdictions Sachen am schicklichsten gehöre." Bergbuch im städt. Archiv. — Vgl. auch Mikulik József: *A bánya- és vasipar története Dobsinán.* S. 41.

sind von nun an stark zurückgefallen. Lampertsdorf (Oláhpatak, Vlachov), Ober- und Niedersalza (Felső- und Alsó-Sajó, Višná-, Nižná Slaná), die bis ins 16. Jh. einen ungefähr ähnlichen Bergbau hatten wie Dobschau, konnten sich aus ihrem Dorfzustand nicht erheben, weil in diesen Gemeinden die königliche Verleihung an die Familie Andrássy überging (s. Urkunde vom Jahre 1669 bei Wenzel, a. a. O. S. 393 ff.) und die Einwohner keine Bürgerfreiheit genossen. Dagegen war der Bergbau in Dobschau frei, der Stadtrat hat den Bergbau durch verschiedene Begünstigungen kräftig unterstützt. Wer ein Erzlager gefunden hatte, brauchte dies nur beim Bergmeister anzumelden, eine Mutung[1]) zu fordern, und wenn er diese erlangt hatte, konnte er schon arbeiten.

Für die Mutung hatte man eine Taxe zu zahlen; im Jahre 1788 zahlte man 2 fl. (Gulden). Die Verleihung geschah meistens durch eine Kommission, die an Ort und Stelle die Mutung aussprach und das Feld aussteckte. Die Dobschauer Berg- und Hüttenordnung vom Jahre 1683 verfügt hierüber folgendes: „Zum fünff und Zwanzigsten. Ein jeder, der da schurfen wil, sol sich zuvor bey dem Herrn Berg Meister anmelden, und darauff 14 Tagen lang schurfen und bauen. Hernach sol er den Berg gebürlich aufffordern und selben außstecken: Lässet er ihm solchem nicht unter 6 Wochen zuschreiben, und leget die gebür davor ab, so ist solcher Berg wieder freÿ, wie zuvor. — Zum sechs und Zwanzigsten. Alle Jahr soll Ein jeder Einwohner, seinen Berg nach Michaelis, wann solches acht Tag zuvor wird angezeiget werden, auß zu steckn in die lang, u. in die breit. Wer aber solches unterlässet zu thuen, deme soll seÿn Berg gäntzlich verfallen seyn, und mag solchen ein anderer aufffordern."

Hat aber jemand ein Bergwerk 3 Jahre lang nicht bebaut, so hat er sein Recht auf das Bergwerk verloren, „Es sey den, daß er solchem Berg affs Newe beÿ den Herrn Berg-Meister auffordert, die gebühr, wie zuvor ableget, so sol er der näheste darzu seyen. Widrigenfalß mag ihn der Erste der beste wegnehmen." (§ 27). Im 18. Jh. dauerte die Fristung aber nur ein Jahr. Die Neuschürfe auf dem Hochgebirge erhielten eine Fristung auf 14 Tage, auf niederem Gebirge 3 Tage. (Max. B. O. 4, § 3.)

Die Mutung wurde selbstverständlich auch ins Berg- und Wißbuch

[1]) Mutungsformular vom Jahre 1789: „Muthung. Von Ihro Römischen Kayserlichen auch zu Hungarn und Böhmen Königl. Apostolischen Majestät etc. etc. unßern aller Gnädigsten Landes Fürsten und respective dem Kaÿs. Königl. Districtual. Berggericht, Muthe und begehre ich Endes gefertigter in dem N. N. Comitat. N. N. Teritorio, auf den sogenannten Gebürge. oder Thall N. N. Einen mit Nahmen (: ..... Stollen:) einen zu Tag aus beistenden (!) oder auß fündig machen wollenden auf Kupfer, Silber oder Zinober Gold etc. etc. haltenden Gang nach zu bebauen auch einen Schied Kram, und Heuer Stube, samt anderen zu diesem Werck gehörigen Apertinentien, mit allen Recht und Gerechtigkeit zu vertheilen. Sig. NN.. den 17. May 1789."

eingetragen. An die Stelle der Mutung trat in späteren Jahrhunderten der Schurf, resp. der Freischurf, d. h., wenn in früheren Zeiten jeder Bergmann berechtigt war, auf dem ganzen Stadtgebiet auf Erz zu suchen, mußte später der Suchende um eine Schurfbewilligung bitten. „Durch die Schurfbewilligung erhielt der Schürfer die Befugnis, innerhalb seines Schurfgebietes, insofern ältere Bergbaurechte nicht im Wege standen, Schurfbaue ohne Beschränkung ihrer Zahl zu eröffnen und zu betreiben." Ein ausschließliches Recht auf ein bestimmtes Schurffeld wurde aber erst erworben, wenn der Schürfer der Bergbehörde den Punkt angezeigt hat, an welchem er einen Schurfbau beginnen wollte.

Das Feld wurde nach alten Grubenmaßen ausgesteckt. Die Grubenmaße regelte zuerst die Max. B. O. Vordem wurde in der Regel eine Lahn (laneus) verliehen. Eine Lahn (auch Laan) war 7 Lachter (Klafter) lang und 7 Lachter breit. Mit der Entwicklung des Bergbaues hat sich aber dies Maß vielfach geändert. Die Max. B. O. (Art. V), sowie auch die Schemnitzer Erläuterungen dazu (Art. 4 u. 5) „bestimmen für die Fundgrube, von der Stelle des Fundes an auf jede Seite dem Gange nach zwei Lehen, d. i. 28 Lachter. Ein Lachter oder Bergklafter war 2.02244724 m lang.[1]) Sonst sollen dem Finder, wenn er Schürfer zu setzen begehrt, 9 Schürfe vergönnt werden".[2]) Das Berggesetz vom Jahre 1854 verfügt im § 46 folgendes: „Das Grubenmaß muß immer als Rechteck bestimmt werden; das Verhältnis seiner Länge zur Breite ist nur insoferne bestimmt, als die kürzere Seite des Rechtecks nicht unter 56 Klafter sein darf." In Oberungarn war das Schemnitzer Lachter gebräuchlich. Ein Schemnitzer Lachter hatte $6^{41}/_{100}$ Wiener Fuß; somit 1000 Sch. Lachter = 1068 Wiener Klafter, 2025.12 m.

Bergstrittigkeiten wurden beim Bergmeister angemeldet. Die Berg- und Hüttenordnung vom Jahre 1683 verfügte hierüber folgendes: „Zum neün und Zwanzigsten. Wollen auch haben, wann ein strittiger Handel wegen eines Berges fürfällt, daß man zur entscheidung der Wieder Parten, durch Erlaubnüß des Herren Berg- und Zunfft-Meisters der Brüderschafft, etliche verständige Bergleüte heraus führe, u. den Handel entscheide." Später wurde aber ein regelrechtes Verfahren eingeleitet, wie es das zuständige ungar. Gericht vorschrieb. Bei einer Appellation mußte man auf Verordnung des Schmöllnitzer Berginspektors vom 12. Mai 1775 eine Kaution stellen und folgenden Eid ablegen:

„Ich N. N. Schwöre einen Eyd Gott den Allmächtigen, Gott dem Vater, Gott den Sohn, Gott denn heiligen Geist (für Katholiken!: der ohne Erbsünde empfangenen unbefleckten Jungfrauen und Mutter Gottes Maria, und allen Heiligen Gottes), daß

[1]) Vgl. Mich. Matunak: *Z dejin slobodného a hlavného banského mesta Kremnice.* V Kremnici 1928. S. 38 Anm.

[2]) Wenzel: *Berggesetz* S. 295.

ich durch das in causa N. wieder mich hier Löbl. Orts erefnete Endurtheil auch wahrhafftig beschwert zu seyn glaube und dafur halte, daher auch nicht aus Gefährde noch böser meynung noch zu muthwilliger verlängerung der Sache, sondern allein aus ehrlichen, treuen gutten Gewissen, zur eigenen Nothdurft wieder diesen Spruch an eine hohe behörde appellire, und dies so wahr als wahr mir Gott helfen wolle." (aus dem Bergbuch).

Hatte der Appellierende einen Rechtsanwalt, so mußte dieser den Eid ablegen. Der Rechtsspruch wurde in der Regel wörtlich verlautbart. Schriftlich wurde nur fernwohnenden Parteien das Urteil mitgeteilt. Die Gerichtsprotokolle und Urteile wurden auch ins Berg- und Wißbuch eingetragen. Nachfolgend teilen wir ein Prozeßprotokoll aus der Mitte des 17. Jh.s mit:

„A. D. 1654. Im Richter Ampbt, des E. V. W. H. (ehrenfesten und wohlweisen Herrn) Peter Kraut u. Fleysch, Berg Meister Tobias Kraus. Ist vor einem Ehrsamen Raht kommen undt erschienen H. Cristof Lux, v. sich beklaget, wie ihm der Enders Ja: (noss) in seinen Berg große gewalt thue vndt also ein Ehrbar Recht, vmb Schutz angeruffen, Also hat der H. Richter, ampbts halben nach Berg gerechtigkeit, zwei geschworene aus dem Rechten Sambt andern etlichen Glaubwirdigen perschonen (!) hir naus geschickt vndt solches besichtigen lassen, vndt als sie zu hause kommen vndt einen Ehrsamen Raht, berichtiget, das Sie es so befunden wie der H. Crist. Lux sich beklaget hat, also hat sich der Enders Janoss, mit dem H. Cristof Lux sich müssen ver gleichen v. ihm fir seine gewalt missen geben siben Hüllen (Maß) Eisen Stein, über das haben sie ein ider vmb ein fl 1 Wein gegeben, welches die ienigen Perschonen somit auff dem Berg gewesen fir ihre müh haben helffen genissen. Vndt also ist dieser Streit, zwischen diesen beiden Perschonen verglichen worden, darbey es auch Standt hafftig hat sollen bleiben.

Aber in anderen Jhar (!) hernach, als 1655 im Richter Ampbt des E. V. W. H. Tobie Sissken, hat Enders Jan: wiederumb, solchen Vertrag gebrochen; v. dem H. Cristoff Lux, wieder alle Recht, gewaltsamer weise in seinem Berg gearbeitet, wieder solche gewalt ist der Cristof Lux wiederumb zu einem Rechten gegangen vndt ihm verklaget, ein Ehrbar Recht, vmb Hilffe angeruffen, da den ein Ehrsamer Raht dem H. Bergmeister sambt anderen geschworenen, vndt etlichen glaub wirdigen perschonen hir naus geschickt vndt solches lassen besichtigen. da sie es aber mahl also befunden haben, wie sie es bey dem H. Peter Kraut v. Fleisch gefunden haben, also hat man dem Enders Janoss, seines Verbrechens halben, mit Keten vndt banden zur Straffe gezogen. Vber das ist, Enders Janoss zu seinem Burg Graff gelauffen, vndt dem H. Richter felschlicher weise, bey seinen Burg Graff verklaget das man ihm von seinen Berg 4 Klafterey weggenommen, vndt dem Hans Sontag zu gemessen, welches sich in der wahr heit nicht befunden, vber das hat sein Burg Graff im Lajtch (Leutschau), bey dem andern Burg Graffen ahn gehalten, vndt an gelanget, man wolle seines Herren Vnter Than, helffen in Schutz nemen vndt also haben sie ein Schreiben an dem H. Richter geschickt vndt ein Termin Gesetzt, welcher der 14 Februa: Im 1656 gewesen als ich aber der bestimte Tag herbey kommen, als nemlich H. Teriak Istvan welcher dazumahl in Castel, verordneter Richter gewesen, vndt auch H. Pirnig Jacob, Brujmy daniel vndt Melchior Süs, vndt haben ein ordentlich Recht angestellet, als sie aber von Glaub wirdigen Perschonen Mündlich v. Gründtlich erfahren, wie das der Enders Janoss, dem H. Cristof Lux in seinem Berg Grosse gewalt gethan, So haben sie ein hellig beschlossen, das Enders Janoss hin führo, sich in des H. Cristof Lux: Berg welcher sich erstreckt, bis andem weg welauffs hübelchen gehet, mit Keinen fus, sol

finden lassen, viel weniger einen Stein oder Stuffen daraus nemen Vber das, so hats Enders Janoss, dem H. Richter, Sambt seinen geschwornen, Sowohl auch dem H. Peter Kraut v. fleisch, als vor zweien Jahren, gewesener Richter, Sowohl auch H. Tobie Sissken, auch gewesener Richter mit Handt und Mundt, vor allen Burg Graffen müssen abbitten, vndt wofern Ehr Enders Janoss, solchen Vertrag mechte brechen oder auffrüren, so sol ehr Eine Straff Schuldig sein fl 24, von dieser Straff, sol der Herrschafft zufallen fl 12. die andern fl 12 Sol der H. Stadt Richter Empfangen. Zu Mehrer bekrefftigung vndt versicherung, haben wir solches in vnser Stadt Protocol lassen ein Ver zeichnen. Geschen den 14. Tag Febru:"

Nachfolgend geben wir ein Beispiel aus dem Berg- und Wißbuch. Im Jahre 1697 erschien vor dem Bergmeister Andreas Lux und ließ sich seine Bergwerke, die zu seinen zwei Hämmern gehörten, ins Bergbuch eintragen:

„Wo der Weg hintern Bingarten gehet, obwendig Elias Antonÿ seinen Schacht einen von Thomas Ivanisch, den andern, von Michaël Ivanisch zweÿ Felder.

Ein Feld in Bingarten, obwendig Gabriels Zech.

Ein Feld obwendig den Schützwenden auf der Scheib.

Ein Feld obwendig den Bingarten, beÿn weg, diss seits der Scheib.

Ein Feld auff den Hübelchen, neben Elias Keÿsers Schacht samt der Überschar, mit Michäel Keyser zusammen gestossen, mit einander zu arbeiten.

Ein Feld neben Gabriel Feld, die Ebent.

Ein Feld rauffwerts obern weg, zweÿ Felder unter Russnaks Schacht.

Ein Feld obwetter Daniel Abscheins.

Ein Feld von Ivanisch gekaufft auf den Hübelchen.

Zweÿ Felder auf den Hübelchen, eines von Samuel Petschelÿ, das ander von Merten Czischko gekaufft."

Zum Schluß teilen wir noch die Namen der letzten Bergmeister mit:

1759—1760 Andreas Soyka — 1761 Simon Gömöry jun. — 1762 Nikolaus Purtz — 1763—1764 Andreas Soyka — 1765 Simon Gömöry — 1766—1767 Andreas Soyka — 1768—1770 Johann Gömöry — 1771—1772 Samuel Gömöry — 1773—1776 Simon Gömöry — 1777 Michael Pack — 1778—1784 Simon Gömöry — 1785—1786 Georg Gömöry — 1787—1788 Jakob Gömöry

Die Stellung des Hochadels in der Grundbesitzstruktur und im politischen Aufbau der Länder der Stefanskrone.

Von

Helmut Klocke (Berlin).

Mitten durch das Deutsche Reich verläuft eine Grenze, die schärfer trennt als die Grenzen mancher sei es durch Stammeseigenart oder kleinstaatliche und andere Überlieferung bisher noch ziemlich verfestigten Länder. Es ist eine historische Grenze, der Niederschlag geschichtlicher Ereignisse, das Fortbestehen eines in früherer Zeit völlig ausgebildeten und bis jetzt immer noch — wenn auch verkümmert — fortdauernden Zustandes prägt sich darin aus. Diese Grenze stimmt in Nord- und Mitteldeutschland mit der alten Slawengrenze weitgehend überein, ihr heutiges Dasein besagt jedoch Verschiedenes. In diesem Land östlich der Elbe fehlen die Großstädte fast völlig, bzw. alles großstädtische Dasein ballt sich in der einen Stadt zusammen: in Berlin. Außer dieser Millionenstadt im Westen Ostdeutschlands, die gleichsam alles Städtische, Industrielle herauszieht, gibt es in diesem Raum nur wenig Industrie. Wir haben eine Agrargesellschaft vor uns, die wiederum ganz eigentümliche Züge trägt, die wir westlich der Elbe nicht finden. Es ist ein Gebiet mit ausgesprochener Gutswirtschaft, die, von einigen unbeträchtlichen Landesteilen abgesehen, in den einzelnen gebietsmäßigen Untergliederungen mindestens ein Viertel des landwirtschaftlichen Nutzlandes einnimmt[1]). Dieses Gebiet nennen wir auch Neudeutschland, es ist Kolonialland; im Gegensatz dazu steht Altdeutschland, das ursprüngliche Gebiet der deutschen Stämme. Hier bildete sich keine starke Gutsherrschaft aus, sondern das Landvolk blieb geschlossen in seiner bäuerlichen Ordnung. Jenes Ostgebiet mit seinem hohen Gutswirtschaftsanteil ist auch Träger einer bestimmten politischen Ordnung. Das Bismarcksche Reich ruhte vor allem auf diesem Gefüge von Adel, Großbauerntum und Landlosen, auf einem autoritären Gesellschaftsaufbau, der über dieses Gebiet hinaus auch staatliche Geltung erlangte.

Alles, was in der Beherrschung, Gliederung, überhaupt im Gefüge des Grundeigentums angelegt ist, ist fester als all das, was in anderen Bereichen des Eigentums gesetzt ist. Die industrielle Gesellschaft ist schnellerem und heftigerem Wandel unterworfen als die Agrargesellschaft.

---

[1]) Gunther Ipsen: *Das Landvolk* Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1933, Karte.

Aber selbst der Überbau der industriellen Gesellschaft hat eigentlich in dieser Schicht keine einschneidenden Veränderungen mit sich gebracht. Allerdings kann der industrielle Überbau so stark sein, daß er im politischen Leben das flache Land nicht mehr zur Geltung kommen läßt. Diese Lagerung der politischen Kräfte deutet sich für ein in fortschreitender Industrialisierung begriffenes Deutschland in gewissem Grade schon seit dem Beginn des Bismarckschen Reiches an, sie wurde später noch wirksamer und galt seit 1918 wohl ohne jede Einschränkung. Dennoch ist auch für ein im hohen Grade industrialisiertes Deutsches Reich diese Verschiedenheit des agrarischen Gefüges wichtig. Sie kann von einem politischen Willen jederzeit wieder wirksam gemacht werden.

Um wieviel mehr muß die Gliederung und Verteilung des Grundeigentums für eine Agrargesellschaft bedeuten! Nicht nur der innerpolitische Aufbau Ungarns ist aus den Grundzügen dieses Gefüges abzuleiten, sondern sie bestimmen ebenso das außenpolitische Schicksal. Es wäre nötig, viele Schichten der Agrargesellschaft unter diesem Gesichtspunkt miteinander in Beziehung zu setzen, um ein vollständiges Bild zu gewinnen. Hier soll die Lage einiger Schichten nur angedeutet, eine aber besonders herausgehoben werden. Diese eine Schicht ist der Hochadel[1]). Er nahm im gesellschaftlichen Aufbau des alten Ungarns die erste Stelle ein. Abgesehen von dem aus den verschiedensten volklichen Bestandteilen zusammengesetzten Bauerntum, war er als Gesamtheit der größte Grundbesitzer, einheitlich in gesellschaftlicher und seiner Wirksamkeit nach in der Zeit vor dem Kriege auch in volklicher Hinsicht. Seit langem schon vollzieht sich der auch gegenwärtig noch nicht zum Abschluß gekommene Vorgang, daß der mittlere Adel große Teile seines Grundbesitzes an andere Schichten verliert. Diese Schicht hat vor allem seit dem Ausgleich eine neue Funktion übernommen, indem sie eine große Anzahl von Beamten stellte. Die Grundbesitzverhältnisse des Hochadels sind schon lange im wesentlichen stabil, die fideikommissarische Bindung war daran nicht zum geringsten mitbeteiligt. An den Anfängen des modernen Ungarns, des seit der nachtürkischen Zeit im Verbande der Habsburger Monarchie wieder erstarkenden Staatswesens, hatte der Hochadel einen hervorragenden Anteil gehabt.

Zunächst soll nun der Grundbesitz dieses Hochadels in seiner räumlichen Lagerung dargestellt werden. Nach dem Landwirte-Adreßbuch von 1895 besaß der Hochadel 6554239 Kj. Land, d. h. 13,3% der Gesamtfläche des Landes (ohne Kroatien-Slawonien). Nun breitete sich dieser

[1]) Dieser Aufsatz gibt die Grundzüge eines Teiles aus einer in Vorbereitung befindlichen größeren Arbeit über den Aufbau der Agrargesellschaft in Ungarn wieder. Die Zahlenangaben sind bisher an keiner Stelle zu finden und wurden vom Verfasser in langwieriger Arbeit errechnet.

Besitz keineswegs gleichmäßig über das ganze Staatsgebiet aus. Es gibt ein großes Kraftzentrum und ein kleineres, es gibt Verdichtungen und kaum überlagerte Gebiete, es gibt ebenso Lücken im Gesamtgefüge. Wir wollen zunächst eine Betrachtung nach Komitaten und später nach Bezirken vornehmen, um die Einzelergebnisse dann zu einem Gesamtbild zu ordnen (einschließlich Kroatien-Slawoniens). Es gab nur vier Komitate, in denen damals der Hochadel überhaupt keinen Anteil am Grundbesitz hatte. Diese liegen in den äußersten Randgebieten. Das Komitat Kronstadt (Brassó) in Siebenbürgen, die Komitate Árva und Liptau im Tatragebiet und das Komitat Lika-Krbava an der Adria. Alle vier grenzten unmittelbar an nichtungarisches Gebiet. Sie bilden die völlig unbesetzten Stellen in einem äußeren Ring, der verglichen mit den Gebieten zusammengeballten Besitzes nur sehr niedrige Anteile aufweist. Zu diesem Rand gehören aber nicht die westlichen Grenzgebiete des alten Ungarns. Dieser Randstreifen reicht vielmehr vom Nordwesten — wenn auch dort ab und zu von stärker besetzten Gegenden unterbrochen — nach Osten, Südosten, Südwesten, ohne wesentlich anders strukturierte Gebiete in sich zu begreifen, längs der Grenzen zum mindesten bis nach Kroatien heran. In diesem Streifen steigt der Anteil des Hochadels an der Gesamtfläche nicht über 10%, in vielen Komitaten liegt er nicht höher als 2 bis 3%.

Die Abnahme der Hochadelsanteile gegen den Randstreifen hin wird bei einer bezirksweisen Betrachtung noch deutlicher. Es zeigt sich, daß dies auch für die Komitate der nordwestlichen, bzw. nördlichen Randgebiete gilt, an deren Gesamtfläche der Hochadel starken Anteil hat. In den nördlichen Bezirken der von der nördlichen Landesgrenze als Längsstreifen sich nach Süden erstreckenden Komitate übersteigt der Hochadelsbesitz im allgemeinen nicht 10%. Die südlichen weisen dagegen eine starke Verdichtung auf. Ähnlich ist die Lage in Kroatien-Slawonien, und zwar ist in den unmittelbar an der Drau gelegenen Bezirken von Virovitica (Verőcze) und Syrmien die Konzentration stärker als in den südlichen. In den Komitaten Torontál, Temesch, Krassó-Szörény zeigt sich gleichfalls ein fast leerer Streifen der am südlichsten gelegenen Bezirke. So verläuft der äußere Ring in den Südteilen Kroatien-Slawoniens und östlich der Donau, unmittelbar von der Batschka an beginnend.

Was besagt nun diese Verminderung des Hochadelsbesitzes in der Richtung nach den Randgebieten zu? Sie zeigt, daß der Hochadel in gewissen Gebirgsgegenden nicht Fuß gefaßt hat. Der Hochgebirgskamm und weiterhin die Landschaften der Randgebiete, deren größte Höhen nicht über 12—1500 m liegen, bleiben frei. So ist auch der fast leere Abschnitt aufzufassen, den die Komitate Árva, Liptau und Sohl (0,33%) bilden: im Liptauer Komitat erheben sich die Niedere und Hohe Tatra, Árva liegt schon nördlich dieser Gebirgswand, hält sich aber weitgehend

auf jener genannten Mittelgebirgshöhe, im Komitat Sohl erreicht das Gebirge gleichfalls 1500 m. Nur in vereinzelten Fällen besitzt der Hochadel in dieser Randzone umfassende Waldgebiete. Seine Gutsbetriebe finden wir meist in den tiefer liegenden Bezirken dieser Randkomitate. Der Grundherr ist hier dem üblichen Gesetz gefolgt, die geringen Böden nicht aufzusuchen, da sie eine zu niedrige Grundrente abwerfen.

Doch diese auf geographische Tatsachen gegründete wirtschaftliche Erklärung reicht für die Aufhellung des vorliegenden Tatbestandes nicht aus. Die Verteilung der einzelnen volklichen Gruppen im Raume Großungarns ist ebenfalls zur Deutung der Lage heranzuziehen. Es bestehen gewisse Beziehungen zwischen ungarischem Hochadel und Magyarentum. Diese sind für die einzelnen Gebiete Großungarns von sehr verschiedener Art. Innerhalb der genannten Grenzgebiete sind sie — abgesehen von den Szekler-Komitaten — ziemlich eindeutig zu bestimmen. So ist der Bezirk Vrbosko im Komitat Modrus-Fiume der einzige mit magyarischem und zugleich der einzige mit Hochadelsanteil. Im Komitat Lika-Krbava gibt es weder Magyaren noch Hochadel. Der Einschnitt von Árva-Liptau-Sohl, der fast keinen Grundbesitz des Hochadels aufweist, ist dementsprechend auch ein Gebiet dünnster magyarischer Besiedelung. Verfolgen wir den nördlichen Gebirgsstreifen weiter nach Osten, so finden wir überall dort, wo das magyarische Element weniger als 10% ausmacht, geringere Hochadelsanteile als in den südlicher gelegenen, stärker magygyarisch besiedelten Bezirken. Werden die Slowaken und Ruthenen des nördlichen Randes noch vom ungarischen Hochadel überlagert, so wird innerhalb des rumänischen Siedlungsgebietes am Grenzsaum der Überbau ganz schwach, bzw. hört vollkommen auf. Daß es sich bei der Abnahme des Hochadelsbesitzes gegen die Grenzen (abgesehen von den westlichen) nicht nur um eine geographisch bedingte Erscheinung handelt, zeigen auch die südlichen Gebiete der Batschka, des Torontaler und Temescher Komitats, wo der Überbau des Hochadels viel schwächer ist als dort, wo magyarische Bevölkerung die Grundlage bildet. Im äußeren Randgebiet mit nicht-slowakischer Bevölkerung ist es wiederum ein magyarisches Komitat, das Komitat Háromszék, das mit 7,45% den höchsten Anteil des Hochadels aufweist. Das bedeutet ein Abweichen von den anderen beiden Szekler-Komitaten, wo der Hochadelsanteil unter 2% liegt. Jedoch hat unter den drei Szekler-Komitaten gerade dasjenige mit dem stärksten magyarischen Anteil den geringsten Hochadelsanteil.

Diesen dünner überlagerten Randgebieten nach Nordosten, vor allem aber nach Südosten und Süden, liegt ein geschlossener Kern hochadligen Grundbesitzes westlich der Donau gegenüber. Es handelt sich im wesentlichen um das Gebiet zwischen Donau, Drau und österreichischer Grenze, dazu kommt nördlich der Donau noch das Preß-

burger Komitat. Das westlich der Verlängerung der Donau nach Norden siedelnde Slowakentum ist in dieses System bis zu einem gewissen Grade einbezogen, südlich der Drau sind die Komitate Virovitica und Syrmien ebenfalls diesem System enger verbunden als die östlich der Donau liegenden Landesteile. Die Donau ist eine scharfe Grenze. In den Komitaten Virovitica und Syrmien lassen sich Beziehungen zwischen der Verdichtung der magyarischen Bevölkerung einerseits und des Hochadelsbesitzes andererseits feststellen, und zwar in dem Sinne, daß in Bezirken mit einem magyarischen Bevölkerungsanteil von 10—20% meist ein höherer Hochadelsanteil anzutreffen ist als in denen mit weniger als 10%. Außer dem Deutschtum gibt es in dem Kerngebiet des Hochadels zwischen der österreichischen Grenze, Donau und Drau fast nur magyarische Bevölkerung, dieser Unterbau wird deutlich als tragende Grundlage in den — unter dem Gesichtspunkt der Grundbesitzstruktur betrachtet — verwischten Grenzzonen Kroatien-Slawoniens. Daß das Slowakentum auch zu diesem Kern gehörte, ist bei den vielseitigen Beziehungen dieser Volksgruppe zum Magyarentum nicht erstaunlich. In diesem Kerngebiet betragen die Anteile des Hochadels an der Gesamtfläche der einzelnen Komitate ein Fünftel bis zu einem Drittel. In den Komitaten Somogy, Weißenburg, Oedenburg, Preßburg beträgt er ungefähr ein Drittel. Dazu kommen in dem genannten Kerngebiet derartige Verdichtungen vor, daß in einzelnen Bezirken die Hälfte der Fläche und sogar darüber hinaus dem Hochadel gehört. Gegen Südosten liegt dann noch ein kleinerer Kern von Hochadelsgebiet, der sich auf die Komitate Csongrád ($^1/_3$), Békés ($^1/_3$) und Arad ($^1/_5$) beschränkt. In den beiden am stärksten besetzten Komitaten ist also wiederum vor allem das Magyarentum die Herrschaftsgrundlage.

Nun ist aber in einer Zone der Hochadelsbesitz derart gelagert, daß nur im Zusammenhang mit der Verbreitung des Magyarentums eine Erklärung für diese Lagerung gefunden werden kann. Häufig ist von einem ungarischen Korridor, von einer Brücke nach Siebenbürgen, die Rede gewesen, wenn man die außenpolitische Raumgestalt Ungarns in der Nachkriegszeit diskutierte. Diese von bäuerlichem Magyarentum, d. h. volksmäßig sehr schwach besetzte „Brücke" wurde im Sinne des magyarischen Nationalstaates auch gleichzeitig vom Hochadelsbesitz gesichert. Östlich des unbesetzten Einschnittes von Árva, Liptau, Sohl sehen wir einen Streifen von Komitaten sich bis in das Komitat Maros-Torda erstrecken, in dem der Hochadelsbesitz ungefähr je ein Sechstel bis ein Viertel der Gesamtfläche ausmacht. Zu diesem Streifen gehören auch die südlichen Bezirke des Komitats Zemplén mit sehr hohen Anteilen. Es ist, im ganzen gesehen, das Gebiet der „Brücke", es sind die Komitate Szatmár, Szilágy, Klausenburg, Maros-Torda, es ist die Verbindung, die vom Gebiet Nach-

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

kriegsungarns bis zu den Szekler-Komitaten führt. In diesem Gebiet lagen (1900) die Anteile magyarischer Bevölkerung, vor allem wenn man sie auf ihre Verdichtung in den Bezirken hin betrachtet, zwischen 20 und 30, 30 und 40% und im Komitat von Maros-Torda noch höher. Nördlich und südlich dieses Streifens hingegen liegen die magyarischen Bevölkerungsanteile wieder unter 10%. Daß Hochadel und magyarisches Volkstum in diesem Streifen irgendwie zusammengingen, ist deutlich.

Innerhalb des dichten Hochadelskernes gibt es nur einen einzigen Bezirk ohne jeden Hochadelsanteil: es ist der zu drei Viertel deutsche Bezirk Pécsvárad in der Baranya. Zwischen 0 und 5% liegt keiner, es folgen dann acht Bezirke mit 5—10%: der Biaer bei Budapest mit starkem deutschen Anteil, im Ödenburger Komitat der im wesentlichen deutsche Oberpullendorfer, der heute zu Österreich gehört, der hauptsächlich slawische (unter 10% Magyaren) von Mura-Szombat im Eisenburger Komitat, der slawisch-deutsche von Gran. Fast rein magyarisch sind der Bezirk von Sokoróalja im Komitat Raab und die drei Bezirke von Schümeg, Zalaegerszeg und Groß-Kanizsa. Im Bezirk von Zalaegerszeg mag wohl noch eine alte magyarische Bauern- und Kleinadelsstruktur zugrunde liegen. Darauf scheinen viele, noch heute als ehemalige Kleinadelsdörfer erkennbare Gemeinden der Nachbarbezirke hinzuweisen. In Sokoróalja und Schümeg tritt kirchlicher Besitz an Stelle des hochadligen. Auch für die slawischen und deutschen Bezirke soll nicht behauptet werden, daß kein herrschaftlicher Überbau das Bauerntum überlagere.

Wir haben bis jetzt einen Zusammenhang zwischen magyarischem Bauerntum und Hochadel aufgezeigt, nämlich die positive Zuordnung von magyarischem Bauerntum zum Hochadel. Dies galt für das Kerngebiet, für die „Brücke" und für den Rand, insofern im letzteren Gebiet beide nicht oder nur sehr schwach vertreten waren. Nun finden wir aber auch eine völlig andere Zuordnung: es gibt rein magyarische Gebiete, die von einem Überbau des Hochadels fast völlig frei sind. Dazu gehören die Szekler-Komitate Udvarhely und Csík mit je gegen 1½%, auch Háromszék bleibt mit 7,5% noch immer in der Größenordnung der Randgebiete. Die große Tiefebene gehört mit den Komitaten Hajdu (4,8), Jász-Kun-Szolnok (8,8%) und Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun (7,4%) gleichfalls zu diesen vom Hochadel freien magyarischen Landesteilen. Die Komitate der Szekler sind in ihrem Gefüge nur historisch-politisch zu erklären, ebenso jene drei Komitate des Alfölds. Die „Städte" der Haiducken und Jazygen und die großen „Bauernstädte" der Tiefebene (abgesehen von Hódmezővásárhely) sind frei von Hochadelsbesitz oder haben nicht mehr als 5%. Anteile unter zwei v. H. finden sich in den alten zwei Jazygenbezirken und in einem kumanischen, der andere alte kumanische Bezirk, der Bezirk von Kiskunfélegyháza, hat 7,7%. So beschränkt sich im Pester

Komitat der Hochadels-Überbau eigentlich auf das nördliche Viertel des Komitats.

Wie kann nun der politische Aufbau der Länder der Stefanskrone von diesen Tatsachen aus beschrieben werden? Es muß freilich zugestanden werden, daß bei dieser Betrachtung das Ganze nur von einem Teil aus erfaßt wird, wenn auch von dem entscheidendsten. Man müßte die Verteilung des Grundbesitzes von Hochadel, Kirche und Staat, Gentry und Bauerntum betrachten, um das Ganze völlig abgerundet vor sich zu haben. Die Gentry ist rein technisch schwer zu erfassen, vor allem lag ihre Bedeutung für den Staat schon seit längerer Zeit nicht mehr in ihrem Grundbesitz begründet. Deshalb wird sie auch im vorliegenden Aufsatz nicht behandelt. Aber die drei politischen Mächte: Hochadel, Kirche und Staat waren außer durch ihre unmittelbare staatliche Funktion eben durch großen Grundbesitz Träger der staatlichen Ordnung. Wird hier der Hochklerus ausgelassen, so darf dies ohne weiteres geschehen, weil seine Einordnung in diesen Zusammenhang innerhalb des großungarischen Raumes nicht von entscheidender Bedeutung ist. Im Nachkriegsungarn ist das anders. Jedoch der Hochadel war die wesentlichste einheimische politische Macht in der Aufbauzeit nach den Türkenkriegen, und seine damals als Grundbesitzer erworbene Stellung hat er bis heute nicht eingebüßt. Im genannten Kerngebiet ist die Stellung des Hochadels in manchen Bezirken völlig absolut: es gibt dort in vielen Fällen keinen anderen Großgrundbesitzer neben ihm. Die Gesamtfläche solcher Bezirke gehört zu einem Drittel, bis zur Hälfte und auch darüber hinaus hochadligen Besitzern. Der ungarische Hochadel ist ein Stand der Barockzeit. Hochadel trug das Habsburgerreich von diesen Zeiten an bis zum Zusammenbruch von 1918. Bezeichnenderweise liegt auch das Kerngebiet des ungarischen Hochadels an der Grenze Österreichs. Von da aus ist es bis Wien nicht beträchtlich weiter als bis nach Budapest.

Es ist nun nicht so, daß die hochadlige Grundbesitzstruktur die deutschen Alpenländer durchdränge. Das heutige Österreich ist überhaupt kein Land des Großgrundbesitzes, sondern ein Bauernland. Das Burgenland, in dem der magyarische hochadlige Großgrundbesitz fast ein Viertel der Fläche inne hat, hat zwar insofern eine gewisse Verwandtschaft mit dem angrenzenden Niederösterreich, als sich auch dort zwischen $^1/_4$ und $^1/_5$ des Bodens in der Hand des Großgrundbesitzes befindet, jedoch haben wir es hier vor allem mit Waldbeständen im südlichen gebirgigen Niederösterreich zu tun. Außerdem ist die darunter liegende bäuerliche Besitzstruktur im Süden Niederösterreichs eine völlig andere als im angrenzenden Burgenland, mit der Grenze Niederösterreichs beginnt das Großbauerntum. In bezug auf den Hochadel hatten auch die alten Kronländer Böhmen, Mähren und Schlesien dieselbe Besitzstruktur wie Ungarn. Was

in der Tschechoslowakei die Agrarreform beseitigte, ist im heutigen reichsdeutschen Schlesien mit seinen Latifundien noch Wirklichkeit: in Ungarn wie in Schlesien sind noch die letzten Reste des barocken Herrschafts- und Gesellschaftsaufbaus des Habsburgerreiches zu finden. Zu dem großen westlichen Kerngebiet des ungarischen Hochadels gehören auch Hochadelsfamilien mit magyarischen Namen, d. h. solche, die z. T. auch auf eine politische Vergangenheit vor ihrem Eintritt in den Hochadel zurückblicken können. Sie haben hier ihre Wohnsitze und den größten Teil ihres Grundbesitzes. Die größten hochadeligen Grundbesitzer, die meisten nach der Zahl ihrer Glieder (als Großgrundbesitzer) starken Hochadelsfamilien, viele politisch wichtige Persönlichkeiten der letzten 200 Jahre stammen aus diesem Gebiet. Der politisch stets sehr aktive Hochadel Siebenbürgens mit ebenfalls magyarischen Namen ist die zweite Gruppe. Unter dem Hochadel des Komitats Békés finden sich dagegen viel fremde, d. h. nicht-magyarische Namen. Die Geschichte hat in der Grundbesitzstruktur ihren Niederschlag gefunden. Magyaren und Deutsche, daneben auch einige Romanen, in den Hochadelsrang durch ihre politische, vor allem aber ihre militärische Laufbahn emporgestiegen, brachten hauptsächlich durch Güterspekulation jene riesigen Gebiete an sich, die sie heute besitzen. Sie bauten in einem völlig verwüsteten Lande neu auf, sie mußten oft die Besiedlung erst selbst leisten. Sie schufen als herrschende Schicht erst das zugehörige „Volk". War dieser Hochadel von den Habsburgern im 17. und 18. Jh. eingesetzt worden, um eine Schicht zur Verfügung zu haben, auf die sie sich stützen konnten, so griff der Hochadel recht bald schon zugunsten Ungarns politisch ein. Um die Wende des 18. und 19. Jh.s war er nahe daran eingedeutscht zu werden, aber die dann einsetzende Wiedergeburt des Magyarentums ergriff auch ihn, aus dem ursprünglich „ungarischen" Hochadel wurde im Laufe des 19. Jh.s ein eindeutig „magyarischer", der bis zum Zusammenbruch Ungarns zu einem sehr großen Teile die Herrschaft des Magyarentums über die nichtmagyarischen Volksgruppen mit verkörperte. In den Gebieten des Alfölds war die türkische Verheerung einerseits am stärksten gewesen, anderseits hatten sich auf den fiskalischen Gütern der türkischen Herrscher neue Menschenmassen gesammelt, und so waren hier die großen Bauernstädte entstanden. Die alten privilegierten Bezirke der Kumanen und Jazygen griffen ihre Rechte wieder auf. Die Haiducken wurden als eine Art von Freibauern — um eine deutsche Terminologie zu gebrauchen — angesiedelt. In der Batschka und im Banat hatte der Staat viel Land zurückbehalten, auf dem er Kolonisten ansetzte. Allein im Alföld, vor allem in Banat und Batschka, konnte ein neues Großbauerntum — abgesehen von einigen deutschen westungarischen und einigen siebenbürgisch-sächsischen Gebieten — in Ungarn entstehen. Das Gebiet der Militärgrenze war zu

lange unmittelbar von der Zentrale Wien aus beherrscht worden, als daß sich dort die Hochadelsstruktur hätte durchsetzen können. Jedoch zum zweiten Mittelpunkt des Landes, nach Klausenburg, bildete der Hochadel mit seinem Herrschaftsüberbau bei schwacher magyarischer Unterschicht den Übergang.

Es gab in der Agrarverfassung Vorkriegsungarns einige Glieder, deren jedes in seinem Gebiete als jeweils oberster ständischer Träger des Grundbesitzes gleichsam „Staat" repräsentierte und die erst in ihrer Gesamtheit den Aufbau des Staates widerspiegelten. Repräsentant des Staates war innerhalb der Grundbesitzstruktur in vielen Gebieten der Hochadel; deshalb gibt es auch in den Landesteilen mit starkem Hochadelsanteil schlechthin kein Staatseigentum an Grund und Boden. Am Szeklerboden ist der Hochadel so gut wie gar nicht oder zum mindesten nur sehr schwach beteiligt: der staatliche Anteil wird durch das Land der Szekler schlechthin, vor allem aber durch ihren Genossenschaftsbesitz verkörpert, der hier soviel von der Fläche einnimmt, wie abgesehen von einigen nordungarischen slowakischen Komitaten nirgends sonst. Ein Stand freier Grenzwächter — Freibauern sind es im deutschen Sinne — war im volklich-organisch gegliederten Siebenbürgen, wie es vor der zentralistischen Neuordnung nach Komitaten (1872) bestand, ein politisch anerkannter Faktor. Die drei Nationen Siebenbürgens sind die Magyaren, Szekler und Sachsen. Das heißt, der Hochadel der „Brücke" ist der erste Stand, das Freibauerntum der Szekler der zweite. Der dritte Stand ist — unter dem Gesichtspunkt der Agrarverfassung betrachtet — das sächsische Freibauerntum. Auch dieses hat sich wie die Szekler in seinem Siedlungsgebiet selbständig, d. h. ohne den Überbau des Hochadels, behauptet. An den Komitaten auf dem alten Sachsenboden: Kronstadt (0), Hermannstadt (0,07%) und Bistritz (0,34%) hat der Hochadel so gut wie gar keinen Anteil, im Großkokeler Komitat erreicht er ebenfalls noch keine 3%. Nur wo sich die sächsischen Siedlungen auf Adelsboden erobernd vorschoben, im Klein-Kokeler Komitat, ist der Besitz des Hochadels stärker (10,6%). Jene vier ersten Komitate waren das Gebiet des „freien"Bauerntums. „Freies Bauerntum" im Vorkriegsungarn soll nach unserer Terminologie besagen: ein Bauerntum ohne Überlagerung durch die staatlich-politischen Mächte Hochadel, Kirche, Staat (Fiskus) als Grundbesitzer. Eine wichtige Grundlage des „freien Bauerntums" bilden die Gemeindebesitze, die hier einen so großen Anteil ausmachen wie nirgends anderswo in Ungarn (ohne Kroatien-Slawonien). In den drei Szekler und den fünf sächsischen Komitaten finden wir auch nur im Hermannstädter und Bistritzer Komitat ganz geringfügige Anteile von Staatsland, in den übrigen Komitaten überhaupt nicht. Daß durch diese Besitzlage Sachsen und Szeklern die Anerkennung als staatlich-politische Faktoren im Grunde mitgegeben war,

wird aus der Betrachtung der Besitzlage im Gebiete anderer Volksgruppen klar werden. Der Gemeinbesitz der Szekler war ein festeres Bollwerk gegen das Eindringen der Rumänen als der der Sachsen. So saßen auf äußerstem Grenzvorposten ein besonderer freier Volksteil der Magyaren und Deutsche, beide bis heute eine uraltes Gefüge der Bodenverteilung bewahrend. Der Hochadel drang, abgesehen vom Westen, überhaupt kaum unmittelbar an die Landesgrenze vor. In jenen nichtmagyarischen Gebieten schaltete sich der Staat nicht durch lebendige Faktoren, d. h. durch die Stände, sondern gewissermaßen nur abstrakt ein: wir finden hier beträchtliche Anteile von Staatsland. So war die Lage auch in Kroatien-Slawonien, dort trat dieses neben die hohen Anteile des Gemeindelandes. Bezeichnenderweise gab es im Komitat Virovitica mit dem Maximalanteil von Hochadelsbesitz in Kroatien-Slawonien, der wie in manchen Komitaten Westungarns an ein Drittel der Gesamtfläche heranreicht, überhaupt kein Staatsland. Dieser abstrakte Besitztitel „Staatsland" (Fiskus) tritt überall an den gefährdetsten Stellen auf. So auch in den Komitaten Liptau und Sohl, während in Árva an dessen Stelle Gemeindeland steht. Abgesehen von den alten Versuchen einer Grenzlinie von Szeklern und Sachsen war kein neuer unternommen worden, auch der junge Hochadel hatte es nicht vermocht, jene Grenzen zu festigen. Man kümmerte sich nicht um diese Gebirgsregionen. Hier gingen im 16., 17. und 18. Jh. Wanderungsbewegungen der verschiedensten Volkssplitter (Vlach) vor sich, deren Ergebnis, national formuliert, heute Siedlungsboden der Rumänen, Ruthenen und Slowaken ist. Die Slowaken scheinen innerhalb dieser Bewegung Anteil daran zu haben, fluktuierende Elemente seßhaft gemacht zu haben, indem sie diese ihrer Sprachgemeinschaft einordneten. Sie machten sie damit zu Bauern unter der Herrschaft des ungarischen Adels. Das Hirtentum der „Vlach" wurde unbemerkt fest und einheitlich und stand eines Tages als ihrer selbst bewußte Gruppe dem Staat gegenüber, der allzulange der These von der „Wildniszone als Grenze" gehuldigt hatte. Man hatte nicht daran geglaubt, daß dort eines Tages soviel Menschen wohnen könnten. Im Laufe der Zeit wurde die nur durch den abstrakten Besitztitel gesicherte Zone von Fremden durchsetzt, der Hochadel wurde enteignet, das Freibauerntum allein hielt sich. Diese Entwicklung zeigt, daß nicht nur die zuletzt offiziell als Repräsentanten des Staates geltenden staatlich-politischen Mächte wie Hochadel, Kirche und „Staat" eigentlich solche waren, sondern daß eben jene Freibauern gleichfalls zu ihnen gehörten. Im Nachkriegsungarn ist der Anteil des Hochadels stärker als in den Ländern der Stefanskrone. Ihm steht auch kein Freibauerntum mit kontinuierlicher politischer Vergangenheit gegenüber. Die genannten Teile des Alfölds sind aber trotz allem ein Gegenpol zum hochadligen Transdanubien. Daß dieses Alföldbauerntum nicht in ge-

schlossenen Gemeinden siedelt, trägt dazu bei, daß sich diese Schicht im Staat nicht voll auswirken kann.

Die Besitzlage im Nachkriegsungarn hat sich insofern gegenüber der des alten Ungarns geändert, als im heutigen Staatsgebiet der Anteil des Staatslandes auf einen ganz geringen Bruchteil gesunken ist. Mit einem Bodenanteil von 1,5% der Gesamtfläche hat der Staat die Möglichkeit verloren, in das gesellschaftliche Gefüge von einer Reservestellung her einzugreifen. Er kann heute nicht mehr eingreifen, indem er der einen Besitzgruppe das ihre beläßt und andere aus der Landreserve speist; Veränderungen im Besitzstand einer Gruppe müssen zugleich den absoluten Besitzstand irgendeiner anderen angreifen. Während früher die Möglichkeit bestanden hätte, Hochadel und Staat zugleich und gemeinsam zur Sicherung der Grenzräume anzusetzen, fehlt diese heute. Die Gefahr der Stagnation oder des Gegeneinanderwirkens dieser beiden Kräfte droht heute bedenklich. Der Hochadel besitzt heute 15% der Fläche Ungarns, die katholische Kirche 6%. Allein der bäuerliche Gemeinbesitz mit einem Anteil von 9% an der Gesamtfläche könnte noch sinnvoll auf die Seite „Staatsland" gesetzt werden. Vom Besitz über 100 Kj. hält der Hochadel fast ein Drittel in seiner Hand, d. h. er ist die stärkste unter den nichtbäuerlichen Besitzergruppen. Ihnen gegenüber befindet sich das Bauerntum in einer besonders schwachen Stellung, weil die Höchstgrenze bäuerlichen Einzelbesitzes in den meisten Gebieten schon bei 50 Kj. liegt. Nur die meisten Alfoldstädte und einige andere Gebiete des Alfölds umfassen eine wirkliche Schicht von Bauern, die einen Besitz bis zu 100 Kj. ihr eigen nennen. Die Gruppe der ungarischen Statistik „Mittelbesitz" ist eigentlich eine rein statistische. Darunter ist keine ständische oder auch nur irgendwie gesellschaftliche Einheit zu verstehen, sondern hier werden alle möglichen gesellschaftlichen Elemente (Gentry, Judentum usw.) auf einen statistischen Nenner gebracht. Ist nun unter den nichtbäuerlichen Besitzern der Hochadel die Gruppe mit dem ausgedehntesten Besitz, so dürfen wir wohl versuchen, von ihr aus eine Grenze für den landwirtschaftlichen Großbesitz zu finden, und zwar liegt die untere Grenze des typischen Hochadelsbesitzes bei 2000 Kj. Von der Fläche der Grundbesitze, die über dieser Grenze liegen, gehört wohl mehr als die Hälfte dem Hochadel. Von der Fläche des Großgrundbesitzes über 1000 Kj. sind es zwei Fünftel, von dieser Fläche ist wiederum die Hälfte fideikommissarisch gebunden. Wir haben es demnach mit einer Ballung und Verfestigung des Grundbesitzes in einer kleinen gesellschaftlich (und ehemals auch politisch) einheitlich bestimmten Gruppe von Besitzern zu tun. Heute sind es ungefähr 450 Fürsten, Grafen und Barone, die ihrerseits nun wieder zu einer weit geringeren Zahl von Familien gehören. Solange der Grundbesitz nur die Grundlage für eine auf das Staatsganze gerichtete Tätigkeit darstellte,

hatte dieses Gefüge seinen Sinn. Die schöpferische Mitarbeit an führender Stelle im politischen und geistigen Leben war in gewissen Zeiten die Gegenleistung. Der in den letzten Jahrzehnten sich immer deutlicher vollziehende Rückzug des Hochadels aus dem politischen und geistigen Leben der Nation berechtigt heute, die Frage nach dem Sinn der bestehenden Agrarverfassung zu stellen.

Beim Einblick in das Gefüge der Bodenverteilung im einzelnen Dorf zeigt sich meist die Schwäche der bäuerlichen Stellung sehr klar. In der untersten politischen Einheit, der Gemeinde, und zwar vor allem in der Zusammensetzung der Gemeindevertretung wird sie offenbar. Das Virilistensystem mit der einen Kammer der Höchstbesteuerten gegenüber der gewählten verdrängt das Bauerntum aus der ihm einzig und allein zugänglichen Zelle formaler politischer Existenz. Die geringe Ausdehnung des bäuerlichen Einzelbesitzes läßt die Bauern nur zu einem geringen Einkommen gelangen, so daß sie nur in den seltensten Fällen Virilisten werden. Außerdem kommen selbst größere Bauern nicht zu dem Einfluß, der ihnen auf Grund ihres Bodenbesitzes zustände, wenn dieser sich über die Fluren mehrerer Gemeinden erstreckt, da die Steuerhöhe auf der Flur einer Gemeinde maßgebend ist. Die Größe der Gemeindeflur wird als statische Einheit geführt, jedoch in Wirklichkeit verändert sie sich dauernd. Oft genug erwirbt das Bauerntum einer Gemeinde allmählich den Grund der Nachbargemeinde. Der Verkauf von Boden von Seiten des Großgrundbesitzes spielt dabei häufig eine Rolle. In manchen von diesen Fällen wäre der Verschiebung sogar verwaltungsmäßig leicht Rechnung zu tragen. Ist es verständlich, daß die Grundherrschaft unter den Virilisten einen Sitz innehat, so bringt die Schwäche des Bauerntums vor allem das Einströmen von solchen Elementen in die Gemeindevertretung mit sich, die nicht zur landwirtschaftlichen Bevölkerung gehören. Das sind aber nicht die dem Bauerntum noch am nächsten stehenden Dorfhandwerker, sondern Teile der „Intelligenz" und vor allem die Händler. Der jüdische Dorfhandel bekommt infolge dieser Gemeindeverfassung häufig eine entscheidende Stellung im Dorf zugewiesen. Daß in der letzten Zelle einer typischen Agrargesellschaft nicht das auf Grund des Bodeneigentums erworbene bäuerliche Arbeitseinkommen, sondern die auf Grund eines irgendwie schon städtisch beeinflußten Daseins erworbene Geldsumme für die Verteilung des politischen Gewichts maßgebend ist, ist eine Tatsache, die den sinnvollen Aufbau einer Agrargesellschaft von unten bedroht. Sie hindert geradezu das Bauerntum, sich zum Stand zu formen. In manchen Gemeinden bilden wenigstens die in der Weidegenossenschaft vereinigten Bauern eine Einheit, die einer echten bäuerlichen Vertretung nahekommt. Doch auch in diese bäuerliche Gemeinschaftsform dringen in einigen Dörfern schon jene nichtbäuerlichen Schichten ein. Die Konzentration

von Weideanteilen in ihrer Hand trägt dazu bei, auch die letzte bäuerliche Einheit zu gefährden.

Das Erschlaffen ehemals führender Schichten und das Eindringen städtisch geformter Gruppen (Judentum, Beamte, Angehörige der freien Berufe) in das Gefüge der alten Herrschafts- und Gesellschaftsordnung sind die wichtigsten negativen Tendenzen im augenblicklichen Zustand des ländlichen Bereiches in Ungarn. Es sind anderseits freilich Bestrebungen vorhanden, durch einen staatlichen Eingriff eine neue Ordnung zu schaffen.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Die letzten Tage von Visegrád.

Eine Erinnerung an den August 1685.

Der Vernichtung Visegráds gingen hundertfünfzig Jahre fortschreitenden Verfalls, vor allem der königlichen Prachtbauten am Fuße des Berges, voraus [1]). Während des langen Kampfes zwischen Türken und Christen, fast jedesmal wenn die einen oder die andern zum Angriff auf Ofen oder auf Gran schritten, wurde die dazwischenliegende kleinere Festung in Mitleidenschaft gezogen. Die endgültige Zerstörung auch der obern Burg pflegt, besonders seitdem I. V. HÄUFLER diese Meinung in seinen Schriften [2]) niedergelegt hat, mit den Kämpfen zur Zeit Franz Rákóczys II. zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Verbindung gebracht zu werden. Zur Berichtigung dieser Auffassung möge hier eine genaue Schilderung der Ereignisse folgen, die nach Wiener Archivquellen sich schon zwanzig Jahre früher, noch im Kampfe mit den Türken, auf Visegrád zugetragen und die Burg schon damals zur vollständigen Ruine gemacht haben, wonach jene Darstellung als unhaltbar erscheint.

Aus Türkenhand wurde Visegrád nach wiederholtem Besitzwechsel bis zum Beginn dieses Jahrhunderts zum letztenmal im Jahre 1684 vom Herzog von Lothringen erobert, als er Ofen den Türken entreißen wollte. Zur Sicherung des Nachschubes mußte der Herzog Visegrád von der türkischen Besatzung säubern. Nach zweitägiger Belagerung kapitulierten die Türken vor der erdrückenden Macht. Am 18. Juni zogen sie mit ihrer Habe und ihren Familien ab [3]). Dieses Unternehmen

---

[1]) Abbildungen Visegráds aus dieser Zeit enthalten die folgenden Druckschriften: Türckisches Städt-Büchlein, Nürnberg 1664, S. 442; Sigmund v. Birken: Der Donaustrand, Nürnberg 1674, S. 63, u. Der vermehrte Donaustrand 1684; Co. Ercole Scala: L'Ungheria compendiata, Modena 1686, S. 75, 2. Aufl. Venedig 1687; Hungarisch-Türkische Chronik, Nürnberg 1687, I. Bd. S. 709; Das ehemals gedrückte ..... erquickte Königreich Hungarn, Frankft u. Leipzig 1688, S. 393; Ertz-Herzogliche Handgriffe des Zirkels und Lineals (Verf. Ant. Ernst Burckhard v. Pürkensten) Augsburg 1697, S. 87 (Budapest, Nationalmuseum u. Universitätsbibl.)

[2]) Neben ungenauen, bzw. unrichtigen Angaben aus der Türkenzeit sagt I. V. Häufler — wie schon ähnlich in seinem Buche: „Buda-Pest, historisch-topografische Skizzen", Pest 1854, nach dem Tode des Verfassers mit seinem Namen herausgegebenen, nach einer früheren ohne Verfassernamen 1838 als Manuskript gedruckten Ausgabe, S. 59 — in seinem „Album von Visegrád", herausgg. von Nikolaus Szerelmey, Verlag A. J. Schöpfer, Ofen, S. 8: „Zur förmlichen Ruine wurde auch die Hochburg, als Kaiser Leopold im Jahre 1702 für nöthig erachtete, Visegrád zu sprengen, um den Rakoczischen Kuruzzen keinen Haltpunkt zu gewähren". — Das Jahr 1702 kommt in diesem Zusammenhang gewiß nicht in Betracht, da Rákóczy erst im Sommer 1703 seinen, auch weit davon sich abspielenden, Kampf begann.

[3]) Vgl. Major von Angeli: Der Feldzug gegen die Türken im Jahre 1684, in „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs", Wien 1884, S. 395.

gegen Ofen nahm aber einen so ungünstigen Verlauf, daß die Belagerung nach langer Dauer im November aufgegeben wurde.

Visegrád wurde dem Kommandanten von Gran unterstellt, der es mit einer Kompagnie seines Regimentes, der sog. Diepenthalischen, unter dem Hauptmann Spanner von Bleisdorf und einigen Heiducken besetzte. Im April 1685 wurde Oberstleutnant Ingenieur Conte Marsigli beauftragt, die niedergefallenen Fortifikationswerke zu reparieren, die Zisternen zu reinigen und mit frischem Wasser zu füllen.

Für den darauf beginnenden Feldzug des Jahres 1685 setzte man sich ein bescheideneres Ziel, vor allem die Eroberung der wichtigen Festung Neuhäusel (Érsekújvár) an der unteren Neutra. Der Präsident des Hofkriegsrates, Markgraf Hermann von Baden, riet davon ab, mit der Begründung, daß indessen die Türken Visegrád und Gran wieder besetzen könnten.

In seinem eigenhändigen Tage- oder besser Merkbuch [1]) verzeichnet Karl von Lothringen schon in der Ferne die Notwendigkeit, im Falle eines Unternehmens am linken Ufer für eine gute Besatzung und einen tüchtigen Offizier in Gran und Visegrád zu sorgen. Aus dem Lager bei Párkány sandte er am 20. Juni den Oberstleutnant Baron Gall, den er zum Kommandanten in Gran ausersehen hatte, nach Visegrád, um dessen Zustand zu untersuchen; am 21. hatte er Marsigli zur Berichterstattung zu sich beschieden. Für das Kommando hielt er ihn nicht für geeignet. „Um Mitternacht", so wird zu demselben Tage berichtet, „langte ein Eilbote des Kommandanten von Visegrád an mit der Nachricht, daß ein beträchtlicher Teil der Besatzung von Ofen mit Türken von Pest und Waitzen bis vor die Tore dieses Platzes streife und großen Schaden anrichte; er bitte dringend um Verstärkung". [2]) „Bischoffshausen nach Visegrád schicken mit zwei Hauptleuten und dreihundert Mann", notiert der Herzog am 22. Juni. Vom Festungskommando in Gran, das dieser Offizier innehatte, mußte er vorläufig für die Feldzugsdauer schon deshalb enthoben werden, weil mit den bedeutenden Verstärkungen mehrere rangältere Offiziere dorthin kamen. Der Herzog kannte den Oberstwachtmeister schon vom letzten französischen Krieg her, und seine bisherige Bewährung und Vertrautheit mit den ungarischen Verhältnissen und der nächsten Umgebung ließen ihn als geeignet erscheinen.

Der Generalissimus legte aber am 2. Juli unter andern auch diese Frage dem Kriegsrat der Generäle vor. Wir besitzen das schriftliche Gutachten des später so berühmt gewordenen, nun 30jährigen Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden — allgemein Prinz Louis genannt —, in dem er für Visegrád Bischoffshausen, „nacher Gran aber den Herrn Obristlieutenant Strasser für dienlich" erklärt. [3]) Hatte die „badische" Partei es in Kauf nehmen müssen, daß vor zwei Tagen der Befehl des Kaisers einlangte zum Angriff auf Neuhäusel [4]), so zeigt es die in diesen schwierigen

---

[1]) Staatsarchiv Wien, Lothring. Archiv, Abt. II. Nr. 18, fol. 5—22.

[2]) Diario della Campagna fatta in Ungheria l'anno 1685, Modena 1686, mit der genauen Angabe: „Giovedi, 21. Giugno pervenne un espresso.....".

[3]) „Antwortt meines, des Prinz Louys, General der Cavallerie, unmaszgebl. gutachten über die von Herrn Herzog zu Lothringen Liebden mir überschickte Puncten", Kriegsarchiv Wien, Feldakten 1683 XIII/1. Das undatierte Schriftstück gehört jedoch in das J. 1685 nach der dem Tagebuch (s. oben) des Herzogs vorhergehenden Eintragung: „Puncta, welche den 2. July 1685 den H. Generalen von I. D. sind vorgelegen und dazu verconsultirt worden ist", worauf wortwörtlich dieselben neun Fragen aufgezählt werden, die Ludwig von Baden anführt.

[4]) Kaiser Leopold schrieb nicht bloß dem Herzog am 28. Juni (Staatsarchiv Wien, Lothr. Arch. II Nr. 18, fol. 18) bezüglich des Markgrafen: „sono piu che

Verhältnissen stets geübte Klugheit des Herzogs, daß er fremdem Rate folgend in Abänderung seiner schon getroffenen Verfügung Franz Joachim v. Strasser zum Kommando nach Gran berief.

„Die Punkte", die Johann Esaias v. Bischoffshausen noch am 2. Juli vom Herzog für Visegrád erledigt wünschte, decken sich wohl mit denen, welche auch dieser in seinen Aufzeichnungen erwog. Zur Ergänzung des Proviants waren bis zum 30. Juni 928 Zentner 68 Pfund Mehl nach Visegrád gebracht worden. An Munition befanden sich am 25. Juni dort: 87 Zentner Pulver, 26 Zentner Lunte, 81 Zentner Blei, gegossen und ungegossen, ferner 50 Stück Haubitz-Kartätschen, 2700 Handgranaten, 200 Pechkränze, 50 Haubitzgranaten; der Herzog hielt noch 60 Zentner Pulver und 100 Zentner Lunte sowie 1000 Handgranaten für nötig. Auch eine ansehnliche Summe Geldes sollte der Oberstwachtmeister erhalten.[1])

Nachdem Karl von Lothringen die beiden Plätze am rechten Donauufer so der Verantwortung ihrer Befehlshaber überlassen hatte, trat die ganze Armee, Kaiserliche, reichsdeutsche Hilfstruppen und Ungarn, am 4. Juli den Marsch von Párkány gegen Neuhäusel an. Am 7. Juli begann sie mit der Belagerung dieser Festung.

Visegrád war, wie Prinz Louis noch bemerkte, „kaum anders zu versichern als durch gute guarnison und eilfertigen Succurs". Der Kommandant mußte sich bewußt sein, daß, wenn diese letztere Hilfe nicht rechtzeitig erschien, er auf einen verlorenen Posten gestellt sei. Trat der Ernstfall einer Belagerung ein, dann stand auch ein türkisches Heer vor Gran und versperrte den einzigen Weg, den es für einen Entsatz Visegráds gab. Alles kam somit darauf an, ob die kleine Festung sich so lange werde halten lassen, bis die Türken vor Gran verjagt oder besiegt würden.

Die Besatzung bestand aus 300 Mann, somit zwei Kompagnien, kaiserlicher Infanterie, und aus Ungarn, deren Visegrád zuerst zugedachte Zahl von hundert anscheinend etwas erhöht wurde, als 700 Heiducken und Husaren auf diesen Platz und Gran verteilt wurden. Die Befestigungsarbeiten ließ der Kommandant nach Möglichkeit weiterführen. Schreibt doch Proviantdirektor Vorster noch am 26. Juni: „An beeden Orten wird nun vermittels der Commandirten nun viel fortificiert". Bretter u. a., die Rabatta noch am 18. Juli „für Vizegrad" bestimmte „zur Unterbringung der daselbsten in Besatzung liegenden Leute", gelangten jedenfalls nicht mehr dorthin.[2]) Nach den Absichten des Herzogs wäre die Festung gewiß mit allem versorgt gewesen; so war der Kommandant nun auf sich und selbst auf seine eigenen Mittel angewiesen, um die Ausrüstung und den Proviant zu ergänzen oder die Soldaten, wie es bei Belagerungen damals üblich war, durch Geldgeschenke anzueifern, ihnen Wein zu spenden oder dem Proviantoffizier für die Auszahlungen einen Vorschuß zu leisten. Aus Zelten, welche die seit 1683 für päpstlichen Sold dem Kaiser dienenden polnischen Lanzenreiter des Fürsten Lubomirski zurückgelassen hatten, ließ der Oberstwachtmeister zweihundert Sandsäcke verfertigen, ferner „200 Ranzen anstatt Sandsäck" anfüllen und „60 Stilett (Dolchmesser) der Lubomirskischen" mit Stielen versehen, um sie als Sturmspieße im Nahkampf zu verwenden. Er fand einen Soldaten, der gegen Bezahlung „sich als Büchsenmacher gebrauchen ließ", ebenso Zimmerleute, die noch rasch das Zeughaus deckten und Kästen für das Pulver herstellten. Sechs

---

risoluto di non concedergli", er befahl diesem selbst am 16. Juni (Kriegsarchiv Wien, Feldakten 1685 VI/9): „alles nach des Herzogs Verlangen einzurichten".

[1]) Hofkammerarchiv Wien, Hung. 31. XII. 1685, und Tagebuch des Herzogs.

[2]) Hofkammerarchiv, Hung. 19. u. 26. VII. 1685.

Ochsen, davon vier aus dem Dorf „Sokallo" (Szokolya etwa eine Stunde weit am jenseitigen Ufer) konnten noch für die Besatzung herbeigeschafft werden. [1])

Sogleich als der Kriegsrat in Wien von der Beorderung Bischoffshausens nach Visegrád erfuhr, hatte er ihn ermahnt, seinen bisher von Gran aus unterhaltenen Kundschafterdienst, besonders „die Correspondenz mit dem Bonaventura zu Ofen dahin zu ziehen und zu cultivieren, vor allem das beigeschlossene an ihn, Bonaventura, zu bestellen". Bonaventura Wardanes war ein angesehener Armenier, der wie sein Bruder Bonaventura Schahin in Wien durch über Konstantinopel reichende Beziehungen nützliche Dienste leistete. Auch ein Kalocsaner, uns Martinus Koloczia genannt, kam am 27. Juli mit Nachrichten aus Ofen „Gott sei Dank in der Nacht nach Visegrád". Ebenso befahl der Herzog am 4. Juli auch dem Kommandanten von Visegrád, über alles zu berichten, was bei Pest vorgehe. Am 12. Juli notiert der Lothringer die aus Visegrád erhaltene Nachricht, daß die Brücke, welche die Türken bei Ofen schlugen, bis zur Hälfte fortgeschritten sei und sie das Eintreffen ihres Heeres in spätestens acht Tagen erwarteten. [2])

Während das türkische Heer sich so noch bei Mohács sammelte, eilten Janitscharen ihm voraus. Am 12. Juli, als der Herzog jene Meldung verzeichnete, erschienen sie in Stärke von 2000 Mann vor Visegrád. Sie griffen die Palanke an, so daß die Besatzung, deren Schwäche sofort zutage trat, sich in das feste Gebäude der ehemaligen Abtei zurückziehen mußte. Hier wurde sie von den Türken immer wieder angegriffen. Doch ihr Widerstand, unterstützt vom Feuer des Schlosses, war so stark, daß der Feind sich mit einem Verlust von 200 Mann wieder zurückzog. Wir folgen hier der nüchternen Darstellung des Kommandanten. [3]) Wenn andere Berichte von 4000 Janitscharen und 400 toten Muselmanen sprechen, so mag dies ein Beispiel der Übertreibung sein, mit der die zeitgenössischen Druck- und Flugschriften jedes Ereignis aufzubauschen suchten. Daß die Türken „das untere Städtlein Vicegrad rein ausplünderten", ist eher glaublich, wie auch daß sie die Palanke zerstörten und christliche Einwohner der tatsächlich dort noch vorhandenen Häuser niedermachten [4]). Die Nachricht gelangte am 16. nachmittags in das Lager vor Neuhäusel mit der Angabe, daß 6000 Mann von der Besatzung von Ofen sich der Unterstadt bemächtigt hätten; im Lager war man im Ungewissen, ob das Schloß in Visegrád nun belagert werde. [5])

Der Oberkommandierende nahm die Mitteilung von diesem ersten türkischen Angriff zum Anlaß, um eine starke Kavallerieabteilung gegen und über die bei Komorn stehende Schiffsbrücke und eine andere an die Gran und Eipel zu entsenden, von der die Husaren des Grafen Czobor bis nach Pest schwärmten. Von allen Seiten gingen so Nachrichten ein, auch solche, die über Visegrád berichten wollten. Am 27. Juli meldeten Husaren, daß die Türken in der Gegend von Visegrád und Gran vorrückten, am 30. Juli: „der Seraskier habe im Angesicht von Gran sein Lager aufgeschlagen mit der offenbaren Absicht, diese Festung und Visegrád zugleich zu belagern", dann

[1]) Eingabe des Oberstwachtmeisters v. Bischoffshausen an die Hofkammer, von März 1686, Hungarica 22. August 1686.

[2]) Kriegsarchiv Wien, Hofkriegsrat Reg. 323 (23. VI.), Feldakten VI/17, Récit de la campagne de l'an 1685, Lothr. Archiv, Abt. II. Nr. 16, fol. 57, Tagebuch.

[3]) Mémoire de l'an 1685, Lothr. Archiv, Abt. II. Nr. 15, S. 647 und Récit (s. vorherg. Anm.) fol. 95a.

[4]) Des Ruhm-belorberten... Kriegshelms.. II. Teil. Von Christophoro Boethio, Nürnberg 1688, S. 55ff. und andere Druckschriften.

[5]) Mémoire S. 630 (zum 16. VII.), Récit fol. 39 (zum 16. VII.), Boethius II. 109 (zum 16. VII).

am gleichen Tage: „die Abteilung, deren Marsch man am 27. beobachtete, sei vor Visegrád stehen geblieben, die ganze übrige Armee aber geradeaus auf Gran marschiert", und abends kam die Bestätigung: „der Seraskier sei zu Mittag vor Gran angelangt, gleichzeitig ging unter den Ungarn das Gerücht um, außer Gran sei auch Visegrád eingeschlossen". Am 3. August wußte man vor Neuhäusel, daß der Feind vor beiden Plätzen stehe, am 5., daß er beide beschließe, und „den 6. August", teilt uns derselbe vor Neuhäusel stehende Offizier mit, „ritt ich mit dem Herzog in die Approchen, welchem ein Kundschafter eben den Bericht erstattete, daß der Feind Gran und Vicegrad scharf beschieße". [1])

In diesen Nachrichten spiegelt sich die Auffassung, die das Hauptquartier von den Vorgängen in Visegrád hatte. Wir werden uns ihrer später erinnern müssen; sie hätten anders gelautet, wenn sie noch vom Kommandanten hätten ausgehen können.

Ibrahim Pascha, genannt Scheitan der Teufel, im vorigen Jahre noch Pascha und Verteidiger von Ofen, jetzt zum Seraskier oder, wie die Ungarn sagten, Serdar, d. i. Oberbefehlshaber für diesen Feldzug ernannt, war am 22. Juli mit dem Gros seiner Armee in Ofen angelangt. Während er die falsche Nachricht ausstreute und scheinbar Anstalten traf, als wollte er mit Benützung der Andreasinsel nördlich von Ofen die Donau überschreiten, schickte er sich an, gegen Gran zu rücken in der Hoffnung, dadurch die Kaiserlichen von Neuhäusel abzuziehen.

Sofort entsandte er aber eine Abteilung, ungefähr 9000 Mann stark, gegen Visegrád, die noch am 22. Juli mit allem Belagerungsgerät ausgerüstet, dort eintraf. Bald wehten wie üblich von den Wällen des Schlosses die Fähnlein der wenigen kaiserlichen Kompagnien, die hier eingeschlossen waren, zum Zeichen, daß sie den Kampf aufnähmen. Noch leichter als sonst waren die Palisaden und sonstigen Schutzbauten der untern Stadt überwunden, da sie seit dem letzten Überfall nicht hatten wiederhergestellt werden können. Die Türken setzten sich dort fest und errichteten ihre Belagerungswerke für einen Angriff auf das Schloß. Am nächsten Tage eröffneten sie das Feuer aus mehreren schweren Geschützen; bald waren auch ihre geschickten Minierer an der Arbeit. Ein Sturm, den sie mit großer Heftigkeit unternahmen, wurde blutig abgeschlagen, so daß sie von einer Wiederholung vorläufig abstanden. Der Angriff richtete sich hauptsächlich gegen den festen Turm, der an der Gran zugewandten Front die ganze Breite des Schlosses einnahm. Es gelang ihnen, den Turm seiner schwachen Brustwehren zu berauben, allein der alten Mauer konnten ihre Geschosse wenig anhaben. Die Belagerer setzten ihre Hoffnungen auf die gegen diesen Punkt gerichteten Minierarbeiten, welche die Verteidiger gegen eine mehr als zwanzigfache Übermacht auch durch Ausfälle kaum zu stören vermochten. Die Erwartungen des Feindes wurden übertroffen. Eine dort befindliche Salzader — ein im allgemeinen verläßlicher Bericht erwähnt dies ausdrücklich [2]) — erleichterte anscheinend den unterirdischen Angriff. Mit einem furchtbaren Krach entlud sich an einem der letzten Julitage die türkische Mine. Der Turm, der auf seiner Plattform drei Geschütze trug, diese ganze Breitseite des Schlosses, stürzte zusammen, riß anstoßende Mauerteile mit sich und verschüttete die in der Nähe befindliche Zisterne. Vierzig Verteidiger kamen bei der Explosion ums Leben. Die Besatzung war mehrerer ihrer Geschütze und fortan des Trinkwassers beraubt. Im Mauerwerk klaffte auf der bisher festesten Seite des Schlosses eine Bresche.

[1]) Mémoire (27. u. 30. VII), Récit (30. VII), Boethius II. S. 55 ff.

[2]) „Gli infideli sopra l'alto del colle trovata una vena di sale di tenero taglio, si condussero sotto il castello con una mina", der im allgemeinen verläßliche Siplicіano Bizozeri: La sacra Lega contro la potenza ottomana, Milano 1690, S. 142.

Die Türken forderten den Kommandanten unter ehrenvollen Bedingungen zur Übergabe auf. Oberstwachtmeister v. Bischoffshausen wies das Anerbieten zurück, obwohl seine Leute in diesen Augusttagen den Qualen des Durstes ausgesetzt waren. Noch in doppeltem Sinne heiße Kampftage folgten, in denen er „sowol vor teutsche als ungarische Guarnison, denen so würckhlich in der Arbeit und Chargieren begriffen, jedem ein Seitel Wein des Tages gegeben". Durch besondere Bezahlung bestimmte er Maurer, im Angesichte des Feindes und in seinem Feuer, so gut es ging, eine Schutzwehr zu errichten. Im Grunde hatte er nach Bizozeris Ausdruck gegen die nun zu erwartenden Sturmangriffe „keine andere Mauer als die Brust seiner zweihundert Soldaten". Die Lage stellte an die Wachsamkeit und Widerstandskraft der Besatzung gegen die übermächtig anstürmenden Türken bei Tag und bei Nacht die äußerste Anforderung.

Noch dreimal in diesen Tagen gingen die Janitscharen zum Sturmangriff über, bei dem in furchtbarem Nahkampf und mit großen Verlusten auf beiden Seiten um den Besitz der Bresche gekämpft wurde. Sie wurden abgewiesen, aber schon beim zweiten gelang es der feindlichen Übermacht, sich auf halber Höhe festzusetzen. Am 4. August gab es, nachdem noch vier Tage vorher gegen zweihundert Kampffähige gezählt werden konnten, deren nur mehr hundertunddreißig; der Kommandant selbst war durch einen Schuß in die Achsel schwer verwundet. Auch von der rückwärtigen Seite des Schlosses drohte der Angriff.

Der Oberstwachtmeister entschloß sich zu kapitulieren, doch nur unter ehrenvollen Bedingungen. Die Türken, deren Verluste mit 600 Toten wohl zu gering angegeben sind, ehrten sich und den tapfern Gegner, der sich ihnen gewiß nicht ohne Bedenken in die Hand gab, indem sie diesmal zu allgemeiner Verwunderung, die in allen Berichten laut wird, die Abmachungen getreulich einhielten.

Am 5. August, nach fünfzehntägiger mannhafter Verteidigung, verließ der Rest der kaiserlichen und ungarischen Besatzung „mit Waffen und brennenden Lunten, unter Trommelschlag und mit wehenden Fahnen" die Festung Visegrád. Sie war so zugerichtet, daß die Abmarschierenden nicht zum Tore hinaus, sondern über die Wälle und Mauern hinweggingen, als sie den Berg zur Donau hinabstiegen und die vielen Verwundeten hinabgebracht wurden. Nach der Vereinbarung hatten die Türken die Besatzung nach Komorn zu befördern. Ein „Chiaus" und zwei andere türkische Offiziere gaben ihr das Geleite. Die Marschfähigen wurden zu Fuß und die Verwundeten, darunter der Kommandant, auf zwei Schiffen „mit großer Sorgfalt" wie die Berichte hervorheben, donauaufwärts geführt. [1])

Fünf Tage liegen zwischen dem Auszug der Besatzung aus Visegrád und ihrem Eintreffen beim kaiserlichen Heere. Abgesehen von dem Aufenthalt, den man für verschiedene Räumungsarbeiten benötigte, ist die Verzögerung offenbar darauf zurückzuführen, daß die Türken sich erst mit ihren vor Gran liegenden Führern verständigen mußten. Der Seraskier schwankte in diesen Tagen in seinen Entschließungen; bei dem sichtlichen Fortschritt seiner Belagerungsarbeit störten ihn Nachrichten über das Nahen eines Entsatzheeres. Als er dann die Visegráder nicht geradewegs nach Komorn, sondern erst in das kaiserliche Hauptquartier führen ließ, tat er es in der Erwartung, durch seine von dort zurückkehrenden Offiziere willkommene Auskünfte über die ihm unbekannte Stärke des Feindes zu erhalten.

Während die Verbindung des Oberstwachtmeisters mit dem Hauptquartier längst abgerissen war und man sich hier aber über das Schicksal Visegráds einem unbegründeten Optimismus hingab, ließen die fortlaufenden Meldungen Straßers

[1]) Darüber obige und viele zeitgenössische Berichte, auch Staatsarchiv, Kriegsakten, Fasz. 213.

aus Gran eine Woche nach der Ankunft der Türken keinen Zweifel mehr, daß die Widerstandskraft dieses ungleich wichtigeren Platzes ihrem Ende entgegenging. Am 7. August trat Karl von Lothringen, den kleineren Teil seiner Truppen vor Neuhäusel zurücklassend, mit 30000 Mann den Marsch zum Entsatze Grans an. Zwei Tage später hatte er bei Komorn den Strom überschritten. Die Armee vereinigte sich, nachdem die Reiterei über Totis (Tata) und die Infanterie längs des Ufers den Weg genommen hatte, am Abend in einem Lager beim Dorfe Almás westlich von Gran an der Donau. Am 10. August, als der Morgen graute, waren die Truppen schon aufgebrochen in der Richtung nach Neudorf (Újfalu).

In den frühen Morgenstunden bot sich den in der Nähe der Donau beim Dorfe Neszmély [1]) marschierenden Regimentern ein befremdlicher Anblick. Zwei Schiffe mit Soldaten in kaiserlicher Uniform und ungarischer Tracht nahten stromaufwärts. Der Geschützdonner von Gran schien eben zu verstummen. Enttäuschung und Schrecken — so schildern uns Augenzeugen den Eindruck — verbreiteten sich im Entsatzheer: Gran ist gefallen und seine Besatzung, die sich dem Feinde ergeben mußte, kommt heran! Doch bald zerstreuten sich die Zweifel. Eine kleine Abteilung löste sich von den Schiffen und marschierte unter Pfeifen und Trommelschlag, mit fliegenden Fahnen auf den Standort des Herzogs zu. Es war die Besatzung von Visegrád.

„Herr Obristwachtmeister Bischoffshausen wurde", so sagt Boethius, „anfänglich von Ihro Durchlaucht wegen solcher Übergab nicht allerdings mit gnädigen Augen angesehen". Doch nach erhaltener Aufklärung hielt der Oberkommandierende mit Lob und Anerkennung nicht zurück.

Bis in die führenden Kreise hatte man die Widerstandsfähigkeit des Schlosses überschätzt. [2]) Wenn u. a. Prinz Louis nach der Eroberung äußert: „Vicegrad ist ein Posto, der gar leicht zu manuteniern ist", so wurde dabei die Minierkunst nicht in Rechnung gestellt, in der die Türken besonders Franzosen zu Lehrmeistern hatten und sich den Kaiserlichen wiederholt überlegen zeigten. Der schon erwähnten Salzader ist dabei vielleicht auch einige Bedeutung beizumessen. [3])

[1]) Bestimmte Angaben gegenüber vielen schwankenden enthält der Brief des maßgebenden Generalkriegskomm. Grafen Rabatta an den Fürsten v. Dietrichstein: „Pei den Dorff Nesmil (Neszmély), den 10. Aug. 1685: Heint sein wier alhier ankhomen und sehen gran undt theil des Feindts Armé und Eben zu der Zeit ist ankhomen die guarnison von Vicegradt, welliche in 400 Mann bestandten. Der Comandant ist der oberstwachtm. Pischoffshausen vom Dipentalischen Regiment, ein brave Erlicher officier, diszer nach 16tägiger belegerung, durch eine Schulter geschossen, 40 man dot, 100 blessirte, di brescia undt mina gelitten, dass die stück mit der mauer eingefallen, so hat er doch die capitulacion auf der brescia eingericht und abgezogen. Ein Chiaus undt zwo türkhen haben sie convoirt, disze werden alhier wol tractirt.....". Fürstl. Dietrichst. Archiv zu Nikolsburg, Mähren.

[2]) „Tutti l'intendenti di guerra dicono che in tutta l'Ungheria non vi sii fortezza piu inexpugnabile per il sito naturale", Marco d'Aviano an Kaiser Leopold, dal campo, 17. Juni 1684. Onno Klopp, Corrispondenza epistolare, 1888.

[3]) Schon Salomon Schweiger berichtet von seiner Reise im Jahre 1577 (Neu herausgegebene Reißbeschreibung H. Sal. Schweigers, Nürnberg 1664) über Visegrád, er habe „an einem Ort allda einen ganzen Salzfelsen aus dem Erdreich gar tief herfürgehen sehen, nicht wissend, ob daselbst ein Salzbergwerk gewesen". Nach der Eroberung, am 18. Juni 1684, schreibt der Generalkriegskommissär Graf Breuner dem Hofkriegsrat (Exp. 331): „was für ein wunderlicher Salzstein von Natur daselbst seye", worauf der letztere (Reg. 443) erwidert: „Der Salzstein seye zu conserviren".

Die Überlebenden der Visegráder Besatzung wurden nach Komorn gebracht. Von den Wünschen, die man aus Wien dem Herzog nach seiner Meldung von der Übergabe aussprach, „die Chiaus wohl zu traktieren und sicher zurückzuschicken", wurde der erstere von ihm schon erfüllt. Allein er mußte verhindern, daß die Türken über seine Armee und ihre zahlenmäßige Unterlegenheit dem Feinde berichteten. Er sandte sie erst Ende August zurück, nachdem sie nicht als Gefangene, sondern als Gäste behandelt worden und als die Entscheidung im Felde gefallen war. [1])

Am Tage der Ankunft der Visegráder Besatzung bei der Armee des Herzogs gab der Seraskier die Belagerung von Gran auf. Er nahm südwestlich von der Stadt vor dem Morast, der sich damals bei der Ortschaft Táth befand, zu seiner Rechten die Donau und zur Linken die ihr folgenden Höhenzüge, eine sehr vorteilhafte Stellung ein. Seiner Annahme, daß der Herzog von Lothringen bei weiterem Vorrücken den in die Donau abrinnenden Sumpf, wenn auch im Angesichte des Feindes, passieren und auf das günstigere Schlachtfeld gegen Neudorf zu verzichten könnte, entsprach dieser in keiner Weise. Er räumte vielmehr eine schon besetzte, beherrschende Höhe zur Linken der Türken und begann eine Rückwärtsbewegung, um den Türken herüberzulocken. Dem Seraskier wurde es, wie ein ungarischer Bericht sagt, bald „zu langweilig". Er sperrte den Sumpf am obern Ende, so daß das Wasser einigermaßen ablief, und überschritt ihn in der Nacht vom 15. zum 16. August mit mehr als 40000 Mann. Diese Unklugheit bezahlte er, als seine Schlachtordnung statt vorzudringen ins Wanken kam, in wenigen Stunden mit einer vollständigen Niederlage. Der kaiserliche Oberfeldherr führte seine Armee wieder über die Donau, um sich Neuhäusel zu nähern. Schon bei Komorn erfuhr er, daß die Festung sich dem Feldmarschall Caprara ergeben hatte. Um neuerliche Sammlung der türkischen Streitkräfte zu verhindern, marschierte der Herzog am linken Stromufer noch bis gegen Pest. Als hier anfangs September alle Nachrichten die Auflösung der feindlichen Armee bestätigten, war das Ende des diesjährigen Feldzuges gekommen. [2])

Gleich nach Erhalt der ersten Meldung über die Übergabe hatte der Hofkriegsrat am 14. August verordnet: „Über die Übergab Vicegrad wehre wohl zu inquirieren". Als nun der Herzog am 17. September am Heimmarsche wieder bei Szalka jenseits der Eipel stand, sandte er „das mit denen officieren vorgenohmene examen wegen übergab der vöstung Vicegrad an den Erbfeind" nach Wien. Der Kriegsrat hielt offenbar die Sache mit diesen Aufklärungen für erledigt. Die günstige Beurteilung geht schon daraus hervor, daß, als jetzt ein stellvertretender Kommandant in Gran notwendig war, auch „der Bischoffshausen" dem Herzog dafür von Wien aus vorgeschlagen wurde. Im Dezember erhielt der Oberstwachtmeister mit dem Bedeuten, „man seie mit seinen bisherigen Diensten zufrieden" ein „Expectanzdecret", das ihm baldige Beförderung zusicherte. [3])

Inzwischen hatte sich auch das Schicksal der alten Königsburg erfüllt. Schon am 21. August bekam der Oberfeldherr im Lager bei Komorn die Nachricht, die Türken hätten, da der Gang der Kriegsereignisse ihnen keine Möglichkeit zur Wiederherstellung ließ, die Befestigungen geschleift und Visegrád geräumt. [4]) Ein Blitzstrahl

---

[1]) Lothr. an Hofkriegsrat (11. VIII.) Exp. 417, dessen Antwort (14. VIII) Reg. 394.

[2]) Vgl. „Der Feldzug gegen die Türken im Jahre 1685" in „Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs, Wien 1885, S. 197—257.

[3]) Hofkriegsrat Reg. 394, 473, 534 u. Exp. 454, 537.

[4]) „Mémoire" verzeichnet Nachrichten am 21. August: „qui confirment le rasement de Vicegrad" und am 25. August: „les turcs l'avaient entièrement ruiné". —

traf die vom Feinde bisher behauptete Festung Neográd, worauf die Türken sie in die Luft sprengten und verließen. Dasselbe taten sie mit dem Schlosse in Waitzen, so daß die Armee bei ihrem Anmarsche es wie eine Brandfackel vor sich sah. Am 7. September langte sie am Rückwege bei Nagy-Maros an. Der Herzog sandte aus diesem Lager Ingenieure und Arbeiter zur Besichtigung in das gegenüberliegende Visegrád. Sie kehrten mit der Meldung zurück, „das Schloß sei schon genügend zerstört und könne einer Besatzung keinerlei Halt mehr bieten". [1])

Die Türken hatten damit nützliche Arbeit geleistet, auch ihren Gegner von der Sorge befreit, so viele kleine Plätze zu besetzen und zu verteidigen. Militärischen Wert hatte Visegrád nur für sie, so lange sie im Besitze von Buda waren, um dem nahenden Angreifer den für ihn unentbehrlichen Wasserweg zu sperren. Nun war dieses Hindernis beseitigt, um einen doppelten Preis: um einen Verlust an Toten und Verwundeten, der größer war als der in der Schlacht bei Gran erlittene, zur Rettung der Fahnenehre, und um den oberen Teil des uralten Königssitzes, einem Wahrzeichen ungarischer Geschichte, das seitdem in Trümmern liegt.

Sigismund Freiherr v. Bischoffshausen.

Ein denominales Nominalsuffix im Uralischen.

Nach Budenz setzt sich das finnische und estnische deverbale Nominalsuffix -nko, -ng (g.-ngu), aus zwei Elementen zusammen: aus einem -ŋk (frequ.) + u (deverb. nom.) (vgl.: U. A. 45, 46, 221). Diese Ansicht wird auch von Szinnyei, Sprw.[2]: 107 und NyH[7]: 65 vertreten.

Es läßt sich aber in den finnischen Sprachen — gerade auf Grund von U. A. 45—46, NyH[7]: 65 und Sprw.[2]: 107 — ein selbständig vorkommendes Frequentativsuffix *-ŋk, ~ *-ng nirgends nachweisen.

Die besprochenen Bildungssuffixe werden nur ein Element bilden und auf ein uralisches Denominalsuffix -ŋk; ~ -ng, zurückzuführen sein.

In den finn. Sprachen ist neben den deverbalen Nominalformen -nko (estn. -ng, g.-ngu) auch ein Denominalsuffix -nko nachweisbar.

Neben finn.: etsinko 'die Suche': etsiä 'suchen', ahdinko 'Enge': ahtaa 'drücken', kulunki 'die Auslage, Ausgabe': kulua 'zu Ende gehen, es geht auf —
bestehen ~ iljanko 'Schlittschuhbahn' ilja 'glatt, schlüpfrig', aurinko 'die Sonne': (estn.) aur 'Dunst, Dampf' usw. (s. Ahlqvist, Rakennus, § 54, 55, 75, 76, 77);
neben estn.: tõuseng, -ngu 'Aufgang': tõusma 'aufstehen', keerang, -ngu 'Wendung, Wendeplatz' keerma 'wenden', laseng, -ngu 'Schuß': laskma 'schießen', palang, -ngu 'Brand': palama 'brennen', — bestehen heinang,

---

Foglietto straordinario, Vienna, 23. Agosto 1685: „Alli 21 giunse qua un cavaliere spedito dal Serenissimo di Lorena con aviso che li Turchi habbino demolito intieramente Vicegrad et abbandonato" (Feldakten VIII/5).

[1]) Mémoire S. 677: „Camp d'Alga (Szalka) entre l'hypol (Ipoly, Eipel), le 17 septembre: „Les ingegneurs qui ont visité le château de Vicegrade, l'ayant trouvé suffisament ruiné et hors d'estat d'y pouvoir demeurer, on ne s'est pas arresté plus long temps dans le camp de Marotz (Nagy-Maros)". Boethius II. S. 169: Wenige Wochen nach der Eroberung Visegráds haben die Türken „das Städtlein bis auf zwei Häuser abgebrandt und das Schloß in die Luft gesprengt" und viele andere gleichzeitige Berichte.

-ngu 'Zeit des Heumachens': hein 'Heu', õling, -ngu 'Tragholz': õla 'Schulter', lõunang, -ngu 'Mittag': lõuna 'id.' usw. (s. Wiedemann, Gr. d. estn. Spr.: § 69; Ahlqvist, Rakennus § 54, 75, 76).

Auch im Syrjänischen und Wotjakischen bestehen:

Syrj.: korög 'Bitte': korny 'bitten', polög 'Furcht': polny 'fürchten', vošög 'Untergang': vošny 'untergehen' neben sajög 'Decke, Schirm': saj 'Raum hinter etwas', duzg 'Tiefsinn, niedergeschlagen': duz 'traurig, niedergeschlagen', [-gol: in zusammengesetzten Bildungssuffixen] lözgol 'bläulich': löz 'blau', rudgol 'bräunlich': rud 'braun' usw. (s. Wiedemann, Syrj. Gramm. § 23, 33; Szinnyei, Ny. K. XLVI: 165—166).

Wotj.: sieg 'Speise': siyny 'essen', (Munk.) śinĭ 'essen', puteg, putek 'Spalt, Riß': ~ syrj. pot- 'sich spalten', mynykyzy 'als sie hingingen' ~ ulyg 'Tal': ul, (Munk.) ulĭ 'unters', 'vmnek az alja', lapäg (>) Kaz. lapäk 'kleinwüchsig, niedrig': Kaz. lap 'niedrig' usw. Wiedemann, Syrj. Gramm. § 33, 125; Medwetzky: Ny. K. XLI: 444; Szinnyei, Ny. K. XLVI: 166.

Ein auf die Grundform *-ŋk ~ *-ŋg zurückführbares Denominalsuffix läßt sich nun aber auch im Samojedischen nachweisen.

Sam. Tawg.: (Castr. 62b, 58b) tomúnku 'Mäuschen': tomu 'Maus, Ratte', ńameanku 'Renntierkuh': ńami'á 'id.'

Jur.: hênaŋû (Tas.) dem.: heańu, hêńu 'still' (Castr. 8b) hâbtieŋ 'Renntieröchschen': hâbt'e 'Renntierochs' (8a).

Schon Szinnyei hat in seiner Arbeit: *Egy finnugor deverb. névszóképző*, NyK. XLVI: 161—167, die deverbale Bildung beigebracht. Neben den angeführten syrjänischen und wotjakischen Deverbalbildungen hatte er auch die ungarischen deverbalen Nominalsuffixe -ag, -eg, sowie das -ŋk-Element des wogulischen Infinitivs angeführt. Wegen der denominalen Variante können wir nunmehr ein uralisches einfaches Denominalsuffix -*ŋk. ~ -*ŋg. in die Reihe der bekannten Bildungssuffixe einfügen.

Josef Györke.

Syrjänisch-wepsische Lehnbeziehungen.

Der Gedanke, daß ein ostseefinnischer Stamm einst mit den Syrjänen in Berührung gestanden hat, hat in einem Artikel von Yrjö Wichmann breitere Erörterung gefunden (s. *Valvoja*, 1920, S. 400—409 und *Revue Des Études Hongroises Et Finno-Ougriennes* 2, 1924, 233—243).

Er hat festgestellt, daß sich in der syrjänischen Sprache ungefähr fünfzehn Wörter finden, die man als Lehnwörter aus ostseefinn. Sprachen ansehen muß, und kommt auf Grund sprachlicher und historischer Tatsachen zu dem Resultat, daß jene Ostseefinnen Karelier gewesen seien. Wichmann selbst hat die Frage damit noch nicht für abgeschlossen gehalten; das Problem später noch einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, war ihm aber nicht mehr vergönnt.

Im folgenden versuche ich die Untersuchung Wichmanns einer Revision zu unterziehen, in betreff der Wörter, welche in den ostseefinn. Sprachen auf ein *a* auslauten (oder ausgelautet haben). Diese sind:

a) Wörter, die auch im Syrjänischen ein auslautendes *a* aufweisen:

1. SyrjP. kal'ja- in kal'ja-yrõš 'süßes Dünnbier', vgl. fi. kalja, est. kali und kal'ja id. (Wichmann Rev. d. ét. hongr. 236).

2. Syrj Ud. kõla 'Dreschflegel', — vgl. fi. kola 'schiefgewachsener Baum' ('luon-

nonkäyrä puu'), in Myrskylä: 'aus einem schiefen Baum gemachter Dreschflegel' (Wichmann a. a. O. 237).

3. SyrjUd. l'uśka 'Löffel', — vgl. fi. lusikka, karj. luźikka, weps. luźik (Wichmann a. a. O. 236).

4. SyrjL. šalka 'Rindenranzen', — vgl. fi. salkku, karj. šalkku, die mit deminutivem *u* gebildet sind. Für das syrj. Wort ist eine karel. Grundform mit auslautendem *-a*, also *šalkka anzusetzen (Wichmann a. a. O. 236).

b) Wörter, denen das (vorauszusetzende) auslautende *a* im Syrj. fehlt:

1. SyrjUd. kõpuv (< *kõpul) 'Leisten', — vgl. fi. koppola, vot. kopula id. Die karel. Form des Wortes, die nicht aufgezeichnet ist, ist als *kopula od. *koppula anzusetzen (Wichmann 235).

2. SyrjUd. pird 'Weberkamm', — vgl. fi. pirta, karj. pirda, wot. pürta, weps. b'ird < *pird. Das anlautende *b* des heutigen wepsischen Wortes ist erst in den letzteren Zeiten an die Stelle des ursprünglichen *p-* getreten (vgl. Kettunen, Lõunavepsa häälikajalugu I, S. 2).[1]) (Wichmann a. a. O. 235).

Woher stammt das verschiedene Verhalten des auslautenden *a* im Syrj.?

Hier muß ich auf einige Tatsachen aus der Geschichte der syrj. Schlußvokale hinweisen, die ich eingehender in meiner Untersuchung *A permi nyelvek szóvégi magánhangzói* (Finnugor Értekezések 2. Budapest 1934 = Sonderabdruck aus dem 48. und 49. Bande der Nyelvtudományi Közlemények) behandelt habe.

Danach finden sich im Syrj. und Wotj. ungefähr 30 einheimische Wörter, in welchen das auslautende *-a* sich bis zur Gegenwart als *a* (beziehungsweise im Wotj. nach einem späten Lautwandel teilweise als *o*) behauptet hat. Zum Beispiel:

syrj. s'öla 'Haselhuhn': wotj. s'ala id. (a. a. O. S. 24);

syrj. burńa 'Brunneneimer': wotj. bẹ́rńo (a. a. O. 25).

Ebenso lauten die Wörter, die ins Urpermische aus dem Tschuwassischen mit auslautendem *a* übernommen sind, im Syrj. auch heute noch auf ein *a* aus (s. a. a. O. S. 26), z. B.:

1. syrj. kol'ta 'Garbe, Bündel' ~ tschuw. *kol'da (vgl. Wichmann, *Tschuwassische Lehnwörter in den permischen Sprachen*, S. 79—80);

2. syrj. torta· 'Krücke od. Rechen' ~ tschuw. torDa (vgl. o. c. S. 111);

3. syrj. t's'arla 'Sichel' ~ tschuw. *t'šarla (vgl. o. c. S. 102).

Das auslautende *a* hat also im Syrj. niemals eine Elision erlitten. Wir müssen also versuchen, diese Wörter (Gruppe b. o.) aus ostseefinn. Formen ohne ein auslautendes *a* herzuleiten. Nach den Lautgesetzen der karelischen Sprache lassen sie sich nicht rekonstruieren (s. Ojansuu *Karjala-Aunuksen Äännehistoria*, Helsinki 1915, S. 133). Es lautet z. B. pirda (s. o.) im Karelischen noch heute auf *a* aus.

Im Wepsischen ist aber die Elision des auslautenden *a* in mehr als zweisilbigen Wörtern und nach einer Konsonantengruppe in allen Fällen eine sehr alte, gemeinwepsische Erscheinung (s. Kettunen, *Lõunavepsa häälikojalugu* I, S. 56—57). Da die Einheit des weps. Volkes nach Kettunen um 800 n. Chr. aufgehört hat, lassen sich schon für diese Zeit weps. Formen mit elidiertem Schlußvokal rekonstruieren.

An syrjänisch-wepsische Berührungen haben auch andere Forscher bereits gedacht. Toivonen hält es für wahrscheinlich, daß das Wort sabri 'kleiner Heuschober' aus dem Weps. ins Syrj. aufgenommen worden ist (vgl. Virittäjä 1929, S. 63). Kalima behandelt in *Nyelvőr* 1930 ein weps. Wort, welches die Wepsen nach seiner Meinung den Syrj. entlehnt haben.

---

[1]) Syrj. rab (Wichmann a. a. O. 237) beabsichtige ich in anderem Zusammenhange zu behandeln.

Wir wissen, daß die Syrjänen die besten Kaufleute des Nordens sind, wir können annehmen, daß ihre kommerziellen Verbindungen sich auch bis zu den Wepsen erstreckt haben. SETÄLÄ scheint auf Grund einiger historischen Angaben anzunehmen, daß auch die Wepsen an dem lebhaften Handelsverkehr, der aus den südlichen Ländern durch die Vermittlung der Wolgabulgaren nach Nordwest-Europa ging, teilgenommen haben (s. Suomen Suku II, S. 110). So verdient die Möglichkeit der syrjänisch-wepsischen Berührungen mehr Berücksichtigung, als sie bisher gefunden hat.

Georg Lakó.

Bücherschau.

1. Allgemeines. Bibliographie, Bibliotheken.

1. György, Lajos (Hrsg.): *Az Erdély Muzeum-Egyesület Emlékkönyve.* (Das Gedenkbuch des Siebenbürger Museum-Vereins.) Cluj-Kolozsvár 1934. 180 S. 8°.

Die Beiträge stehen hauptsächlich im Dienste der Heimatkunde. V. Biró schreibt über den großen Fürsten, späteren polnischen König, Stephan Báthory. — S. Kristóf veröffentlicht die Stellen aus dem Tagebuche A. Kisfaludys, die sich auf Siebenbürgen beziehen. — A. Debreczy berichtigt einige Lebensdaten des großen Sanskritforschers A. Csoma v. Körös. Der ganze Band beweist, daß die ungar. Gelehrten Siebenbürgens ihre eigentliche Aufgabe (die Erforschung der siebenbürg. Heimat) richtig erfaßt haben. (F.)

2. Glaser, Ludwig: *A Karlsruhei gyüjtemények magyarvonatkozású térképanyaga.* (Ungarn betreffende Karten und Pläne in den Karlsruher Sammlungen.) Bp.: M. Kir. Állami Térképészet 1933. Sonderheft 6. zu den Mitt. d. Kgl. Ung. Kartograph. Inst. 136 S. 1 Karte. 8°.

Ein Katalog von Karten und Plänen von Ungarn aus der Zeit der Türkenkriege. Die beiden badischen Markgrafen Hermann und Ludwig Wilhelm hatten diese mit in ihre Heimat gebracht. Das Material befindet sich in der Kartensammlung des großherzoglichen Haus-Fideikommisses, im Generallandesarchiv und der badischen Landesbibliothek. Der Katalog enthält 670 Nummern, wobei Daten, Verfasser, Maßstäbe, Titel etc. angegeben und eine kurze Beschreibung beigefügt sind. Ein Orts- und Namensverzeichnis (letzteres historisch unterbaut) erleichtern die Handhabung. Für die historisch-kartographische Forschung ist dieser Katalog von höchstem Wert. (l. sp.)

3. Paul, Karel: *Přehled tištěných praci Pavla Josefa Šafařika* (Übersicht der gedruckten Arbeiten Paul Josef Safařiks). Prameny Učené Společnosti Šafařikovy v Bratislavě, Svazek 4 (Quellen der Gelehrten Safařikgesellschaft in Preßburg, Band 4. Prag, Gelehrte Safařikgesellschaft, 1931. 31 S. 8°.

Wenn von Š.s Sohn Vojtech und Mitte der 60er Jahre von J. J. Hanuš eine Liste der gedruckten und ungedruckten Werke Š.s zusammengestellt wurde, so geht die vorliegende Aufstellung in bezug auf die gedruckten Werke noch über jene zwei Arbeiten hinaus, betont aber, daß an der Bibliographie noch weiter gearbeitet werden müsse. Die kleine Arbeit ist ein sehr brauchbares und begrüßenswertes Hilfsmittel, denn sie gibt die Werke Š.s in seinen Entwicklungsgang eingeordnet wieder mit allen nötigen geistesgeschichtl. und polit. Bemerkungen. Wir erfahren kurz alles Wissenswerte über Inhalt, Bedeutung und Wirkung der einzelnen Werke, zum Teil auch über die Gültigkeit der von Š. vertretenen wissenschaftlichen Auffassungen in der Gegenwart, zugleich sind die Übersetzungen und wesentlichsten Besprechungen angegeben. (Kl.)

4. Sauvageot, Aurelien: *Dictionnaire général français-hongrois et hongrois-français: I. Français-hongrois.* Bp.: Dante 1932. XII, 1178. S. 4.

Der erste franz.-ungar. Teil des großen Wörterbuches stellt eine der größten Leistungen franz.-ungar. Philologie dar. Der Umfang stieg ungefähr auf das zehnfache des bekannten, aber schon recht veralteten Theißschen Werkes. Standpunkt und Methode des Herausgebers sind durchaus modern. Das mit dem Wortschatz der Alltagssprache, der großstädtischen, technisch-wirtschaftlichen Neubildungen erweiterte, mit einer geschickten phonetischen Umschreibung versehene Wortmaterial wird durch sehr reiche stilistische Erläuterungen der Bedeutungs-, sogar der Stimmungsschattierungen ergänzt. Die Hinzufügung einer vollständigen, drucktechnisch leider etwas ungeschickten Tabelle der Verbformen und der üblichen franz. Abkürzungen dient der Brauchbarkeit des Buches. (y.)

5. Zoltai, Lajos: *Debrecen város könyvnyomdájának XVIII. századbeli működése, termékei.* (Die Tätigkeit und die Erzeugnisse der Buchdruckerei der Stadt Debrecen im 18. Jh.) (Debrecen): Debrecen szab. kir. város és a Tiszántuli ref. egyházker. Köyvny. o. J. 36 S. 8°.

Vf. bringt — in Ergänzung des umfangreichen Werkes von Fr. Csürös über die 450 jährige Geschichte der Debrecener Stadtdruckerei — auf Grund von eingehenden Archiv- und Quellenstudien ausführliche Angaben über Sprache (Ungarisch, Lateinisch, auch Deutsch, Slowakisch), Inhalt, Umfang, Buchpreis, Auflage usw. der im 18. Jh. in der Debrecener Stadtdruckerei hergestellten 147 Werke, welche der Stadtkasse eine durchschnittl. Jahreseinnahme von 1987 Rh. Fl. zugeführt haben. Ein genaues Verzeichnis der Veröffentlichungen wird beigefügt. (N.)

2. Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte. Literatur.

6. *Kalevalaseuran Vuozikirja 15.* Porvoo-Helsinki: Söderström. 1935. 303 S. (Jahrbuch der Kalevalagesellschaft.)

Das Jahrbuch enthält eine Reihe von Aufsätzen von führenden finn. Gelehrten auf dem Gebiete der finn. karelischen Runenforschung sowie Aufsätze über die literarische Bedeutung des Kalevala, dessen künstlerische Auswertung, Übersetzung u. ä. Besonders herausgreifen möchte ich hier Kalimas Aufsatz: „Was hat 'virsi' ursprünglich bedeutet?" und Toivonens Artikel 'taivaanäärelainen'. Vom runengeschichtlichen Standpunkt sind überdies die Artikel von Haavio, Harva, Hämäläinen, Kettunen und Okkonen und vom ethnographischen Gesichtspunkt aus die Beiträge von Hämäläinen, Mansikka Paulaharju und Ayräpää hervorzuheben. (A. B.)

7. Rosenqvist, Arvid: *Lehr- und Lesebuch der Finnischen Sprache.* Lpz.: Otto Holtze's Nachfolger 1934. 2. verb. und vermehrte Auflage. V S + 233 L. nebst lex.-gramm. Anhang 89 S.

Die zweite Auflage enthält nur wenige Zusätze (am wesentlichsten und nützlichsten ist das von Hellmut Dibelius angefertigte Sachregister). Das Buch hat sich als praktische Einführung in die finn. Sprache in den 10 Jahren wohl bewährt und wird dies auch in der jetzigen Gestalt weiterhin tun. Freilich können wir gegenüber R.s Bemerkung (bereits im Vorwort zur ersten Auflage), daß sein Buch auch für den Unterricht an der Universität bestimmt sei, nicht mit unseren Bedenken zurückhalten, daß das Buch für akademische Zwecke doch wohl allzu elementar gehalten ist. Es vermeidet alle Wissenschaftlichkeit mit einer geradezu peinlichen Sorgfalt. Aber vom Standpunkt der praktischen Spracherlernung aus ist das Buch mustergültig geschrieben. (A. B.)

8. Gál, Jaurs: *Nyelvi és irodalmi régiségeink syllabusa.* (S. der ungar. sprachlichen und liter. Denkmäler.) Bp.: Studium 1934. 8°. 60 S.

Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte der Forschung gibt Verf. eine gewissenhafte, nach Jahren geordnete Zusammenstellung der ungar. Sprachdenkmäler, von der ersten Aufzeichnung eines ungar. Wortes (527 n. Chr.) bis zum Erscheinen des ersten gedruckten ungar. Buches (1533). Er benutzt alle Ergebnisse der neuesten Forschung, gibt genauere Beschreibung und ausführliche Bibliographie. Sein Buch — für den Hochschulunterricht bestimmt — wird den Studenten gute Dienste leisten. (F.)

9. Istványi, Géza: *A magyarnyelvi irásbeliség kialakulása.* (Die Entstehung des ungarischsprachigen Schrifttums.) Veröffentl. des Histor. Seminars d. Bper. Univ. H. 1. Bp. 1934. 8°. 115 S.

Die ungar. Sprache findet im ungar. Urkundenwesen und im Briefwechsel erst im 16. Jh. einen breiteren Gebrauch. Bis dahin ist die lat. Sprache alleinherrschend. Verf. weist in überzeugender Weise auf die Gründe hin, die das Vordringen der ungar. Sprache Jahrhunderte lang verhinderten (Schrifttum bis zur Reformation geradezu ein Privileg des lat. sprechenden und amtierenden Klerus). Seine Ausführungen kommen auch der Literaturgeschichte zu Gute und erklären die Spärlichkeit der ungar.-sprachigen Denkmäler aus der Arpadenzeit. (F.)

10. Németh, Gyula: *A magyar rovásirás.* (Die ungar. Runenschrift.) Handbuch der ungar. Sprachwissenschaft. II. Bd. H. 2. Bp. 1934. 8°. 32 S. + 7 T.

N. liefert die erste, rein objektive Darstellung der ungar. Runenschrift, deren Problem der wissenschaftlichen Diskussion Jahrzehnte lang reichen Stoff geliefert hat. N. benutzt kritisch alle Ergebnisse der bisherigen Forschung, bis auf die neueste Entdeckung des Nikolsburger Runenalphabets. Die ungar. Runenschrift, deren Kenntnis die Magyaren aus ihrer kaukasischen Heimat mitgebracht haben, ist asiatisch-türkischer Herkunft. Die Einflüsse der griechischen und cyrillischen Schrift sind unverkennbar. Sieben Tafeln veranschaulichen alle Denkmäler der ungar. Runenschrift, ergänzt durch eine vergleichende Tabelle der verschiedenen Schreibarten. (F.)

---

11. *Irodalom Történéti Dolgozatok.* Császár Elemér 60. születésnapjára. (Literarhist. Arbeiten. Zum 60. Geburtstag E. Császárs.) Bp. 1934. 8°. 292 S.

Diese Festgabe der dankbaren Schüler an ihren Lehrer, den Literarhistoriker der Bper. Universität, enthält eine ganze Reihe wertvoller Aufsätze. Wie die 40jährige wissensch. Tätigkeit Cs.s nicht so sehr durch befruchtende neue Ideen, sondern vielmehr durch ein eifriges Stoffsammeln und durch die Anwendung strenger Methodik in der Erforschung literarischer Einflüsse sich auszeichnet, so zeugen auch die Arbeiten seiner Schüler von einem gewissenhaften Eindringen in das Stoffliche, wobei synthetische Gedankengänge kaum zur Geltung kommen. Insofern ideengeschichtliche Probleme behandelt werden, wie z. B. in dem Aufsatz H. Embers (Ceranys Gesellschaftsbetrachtung), oder in dem J. Haraszthys (Keménys Literaturbetrachtung) so weisen die Arbeiten auf den Meister der ungar. Literaturwissenschaft, auf J. Horváth. — Aus den sonstigen Beiträgen ist der Aufsatz J. Waldapfels hervorzuheben, der in Katonas Bánk Bán, dem Nationaldrama der ungar. Literatur, eine Reihe Veit Weber-Zitate nachweist. G. Bánrévy vergleicht den Gesellschaftsroman A. Fáys mit den Romanen August Safon-Seines. J. Romhányi teilt ein unbekanntes Dramenbruchstück L. Telekis mit. — Der Band schließt mit einer Bibliographie der Veröffentlichungen Cs.s ab (von S. Kozocsa zusammengestellt), die besonders in ihrem journalistischen Abschnitt von einer staunenswerten Vielseitigkeit des Gefeierten Zeugnis ablegt. (F.)

12. György, Lajos: *A magyar anekdota története és egyetemes kapcsolatai* (Geschichte der ungar. Anekdote und ihre weltliterar. Beziehungen). Bp.: Studium 1934. 272 S. 8°.

Im 1. Teil der Einleitung gibt Verf. die Geschichte der Anekdote in ihrer Entwicklung vom Altertum bis zur Neuzeit in den verschiedenen Formen des mittelalterlichen Beispiels des Fabliau, des Schwankes und der Fazetie. Im 2. Teil werden die Zeugnisse über die auch in Ungarn blühende, aber zum großen Teil nicht bekannte Schwankliteratur (trufa) angeführt. Die weitere Entwicklung erfolgt auf Anstoß von Westen gegen Ende des 18. Jh.s, als größere Sammlungen erscheinen, die im wesentlichen aus dt. Material zusammengestellt sind (Nikolai). Der Aufschwung der ungar. Literatur in der Mitte des 19. Jh.s kommt auch der Anekdote zugute, die besonders von Jókai gepflegt wird und in Mikszáths Werk eine geradezu zentrale Stellung einnimmt. Besondere Sorgfalt widmet Verf. der Witzblattliteratur. Der Einleitung folgen 250 Wanderanekdoten, jede unter einem Stichwort. Es wird ihre Herkunft, erstes Auftauchen in Ungarn und weitere Belege in Schwanksammlungen bei Dichtern und Witzblättern angegeben. Eine sehr ausführliche Literaturangabe folgt. Verf., der schon durch mehrere Einzelarbeiten aus demselben Gebiete bekannt ist, liefert mit dieser Arbeit, die zum erstenmal den fraglichen Stoff zusammenfaßt, einen wertvollen Beitrag zur Stoffgeschichte, der den Boden für weitere Arbeiten besonders vergleichender Art ebnen wird. (-au-)

13. Várady, Emerico: *La letteratura italiana e la sua influenza in Ungheria.* Roma, Istituto per l'Europa Orientale. 1934. 2 Bde. 8°. 497, 406 S.

Das Werk V.s gibt viel mehr als der Titel verspricht. Der I. Band umfaßt den historischen Teil, beschränkt sich aber nicht auf die Behandlung der literar. Einflüsse, sondern bietet einen wertvollen Überblick über die Entwicklung der ungar. Kultur schlechthin, wenn auch immer vom Standpunkt der ital.-ungar. Beziehungen. Verf. konnte sich auf manche Vorarbeiten stützen (darunter auch auf eigene), die Zusammenstellung und Einordnung des vielfältigen Stoffes ist aber allein sein Verdienst. Es liegt im Wesen des Buches, daß er die ital. Einflüsse auf die ungar. Kultur überbetont und sie gegen die anderen, mächtigeren (z. B. vor allem deutschen) nicht abwiegt. Auch sind manche „ital." Einflüsse über Wien, durch deutsche Vermittlung nach Ungarn gelangt. Es müßten diesem Werke bald ähnliche Zusammenstellungen der deutsch-ungar., der französ.-ungar. usw. Beziehungen folgen, wobei V.s Arbeit als Musterbeispiel methodischer Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit immer heranzuziehen sein wird. Erst dann wird man ein klares Bild von dem eigentlichen Wesen der ungar. Kultur zeichnen können. — Der 2. Band bringt eine ausführliche Bibliographie, eine wahre Fundgrube für die weitere Forschung. (F.)

14. Arany, János: *Széptani jegyzetei* (Ästhetische Notizen). Hrsg. K. Pap. Bp.: Tudom Akad. 1934. 67 S. 8°.
(Arany J. Emlékkönyv, J. A. Gedenkbuch II.)

Die ästhet. Notizen, die sich A. während seiner Lehrtätigkeit im protestant. Kollegium zu Nagykörös für den Schulgebrauch gemacht hat, gliedern sich in zwei Hauptabschnitte. Dem — außer zeitgenössischen Schulkompendien stark von der Hegelianischen Ästhetik des jungen Gregus abhängigen — ersten allgemeinen Teil folgt eine ausführlicher entwickelte, angewandte Poetik, die im wesentlichen selbständig zu sein scheint und sehr interessante Einzelbeobachtungen dieses außerordentlich bewußt schaffenden Künstlers enthält, der die etwas engen und einseitig idealistischen Theorien seiner Zeit in eine bedeutend realistischere Richtung umbiegt. Dem philologisch

treu veröffentlichten Text wird eine das Wesentliche knapp mitteilende Einleitung vorausgeschickt. (y.)

15. Gárdonyi, Géza: *Aranymorzsák* (Goldbrocken). 255 S.
16. Gárdonyi, József: *Az élő Gárdonyi* (Der lebendige G.). I—II. 311, 319 S. Bp.: Dante o. J. 8°.

Die „Goldbrocken" sind Anekdoten, die G., ein Meister der kleinen Formen, von seinen Freunden und namhafteren Zeitgenossen aufgezeichnet hat und die vor allem durch ihre plastische Formung von Bedeutung sind. Viel wesentlicher für die G.-Philologie ist das große biographische Mosaik, das der Sohn auf Grund von Erinnerungen, Briefen, Tagebüchern und anderen bisher unbekannten Dokumenten zusammengefügt hat. Von großem Interesse sind in erster Reihe die Berichte über die fast unbekannte Jugend dieses großen Autodidakten, dann einige wichtige Angaben über die Entstehungsgeschichte einzelner Werke. G. ist bestrebt, möglichst objektiv zu sein, er vermag es auch, einige rätselhafte Erscheinungen z. B. der Heirat, des Liebes- und Familienlebens seines Vaters zu klären, nur fehlen ihm wissenschaftliche Methodik, Kompositionskraft und Geschmack in hohem Maße: Widersprüche, Ungenauigkeiten, saloppe oder forzierte Stilblüten wirken allzu störend. Mit diesen Bänden scheint übrigens die Gesamtausgabe G.s abgeschlossen zu sein. (y.)

17. Révész, Béla: *Esztergomi lélek* (Graner Seele). Bp.: Dante 1934. 239 S. 9 Beil. 8°.
18. Ders.: *Ady trilógiája* (Ady-Trilogie). Bp.: Nova 1935. 365 S. 8 Beil. 8°.
19. Ders.: *Ady és Léda* (A. und L.). Bp.: Dante 1934. 336 S. 21 Beil. 8°.

Man könnte das seltsame Buch über Esztergom vielleicht ein lyrisch-expressionistisches Portrait der Seele einer Landschaft nennen. Von den Realitäten dieser schönen ungar. Stadt ist nur eine ganz dünne Schicht zu sehen; was sich im Buch entfaltet, ist das Wogen der sich pathetisch gebärdenden Gefühlswelt eines Lyrikers, der die Wirklichkeit höchstens als Ausgangspunkt seiner Exaltation benutzt, der aber diese Gefühlsatmosphäre immer wieder mit dem Spiel des der Pose bewußten Intellekts durchbricht. Was in den Prosagedichten wertvolle künstlerische Möglichkeiten birgt, wird auf die histor. Wirklichkeit angewandt zum Verhängnis. Die Ady-Trilogie Verf.s — eine ungekürzte Gesamtausgabe der 1921, 24 und 25 zuerst erschienenen 3 Bde — ist ein trauriges Dokument der Verirrung einer beachtenswerten Begabung. R., der jahrelang zum Freundeskreise A.s gehörte, schlägt aus der Freundschaft des großen ungar. Dichters Kapital, aber nicht das Kapital eines andächtigen Berichterstatters oder Forschers, sondern das eines sich selbst schmückenden Neureichen. Die „Trilogie", das Lebensbild A.s und auch das neue, mit einem wertvollen unbekannten Bildermaterial geschmückte Werk über seine 1903—1913 dauernde große, befreiende Liebe, über die 1932 gestorbene Leda (Adele Brüll), sind für den Ady-Forscher unentbehrliche Quellen, störend wirkt aber die Hervorkehrung der eigenen Person und die manierierte Schwatzhaftigkeit, die aus einem Quäntchen Tatsache ein Kapitel Gefühlsduselei macht. (y.)

20. Varjas, R. Béla: *Erdély és irodalmunk nemzeti egysége* (Siebenbürgen und die nationale Einheit unserer Literatur). Bp.: Selbstverl. 1934. 104 S. 8°.
21. Jancsó, Elemér: *Az erdélyi magyar lira tizenöt éve* (Die 15 Jahre der ungar. Lyrik in Siebenbürgen). Cluj-Kolozsvár: Grafica 1934. 127 S. 8°.

Die Studie V.s verfolgt den histor. Werdegang jenes „besonderen siebenbürgischen Geistes", der in den Kämpfen der neuen siebenbürg.-ungar. Literatur eine so

grundlegende Rolle spielt. Im Gegensatz zu den sog. Transsylvanisten (Kós, UJb. Bd. V, Rez. 53) setzt V.s Untersuchung erst mit dem 16. Jh., also mit der Dreiteilung Ungarns und mit der Verbreitung des Protestantismus ein. Er faßt im wesentlichen schon bekanntes Material zusammen, wobei er die bisherige Forschung auch nicht ganz verwertet; am neuartigsten wirken die Abschnitte, welche die Bewegungen des 19. Jh.s bis zur Union i. J. 1848, die auch den Schlußstein des Bandes bildet, schildern. Das Heft J.s will die Nachkriegslage dieser geistigen Welt im Spiegel der Lyrik als der wichtigsten Literaturgattung aufzeigen. Mit einer ziemlichen Vollständigkeit werden alle namhafteren „konservativen", „modernen" Dichter, dann die „in freien Rythmen dichtenden", die „neue Wege suchenden", schließlich die „jungen" Poeten behandelt und auch die wesentlichsten Verbindungslinien angedeutet. Die einzelnen Charakteristiken sind aber zu allgemein gehalten, so daß das Heft nur als erste Einführung zu gebrauchen ist. (y.)

---

22. Alszeghy, Zsolt, Kállay, Miklós (Hrg.): *Az élet ritmusa* (Rhythmus des Lebens, Anthol.). Bp.: Dom o. J. 222 S. 8°.

73 Autoren sind in der Anthologie vertreten, die eine Heeresschau der neuen kathol. Dichtung in Ungarn darstellen soll. Schon die übermäßig große Zahl der Aufgenommenen erregt Zweifel am Niveau, dazu tritt noch, daß gerade die Bedeutendsten wie Babits, Kosztolányi u. a., die ja auf den Stil der meisten Vertretenen einen ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt haben, aus nicht ganz verständlichen Gründen weggeblieben sind. Die Auswahl erfolgte auch nicht von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus: weltanschauliche, künstlerische Momente werden von gesellschaftlichen und literaturpolitischen durchkreuzt. Weniger wäre mehr gewesen; die bedeutenderen: Harsányi, Juhász, Lendvay, Sik, von den jüngeren Berda, Mécs, Sárközi, Székely, würden allein ein viel günstigeres Bild von den geistigen und künstlerischen Kräften des ungar. Katholizismus abgeben. So werden auch die Wesenszüge jener grundlegenden Wandlung, die gleichzeitig mit der Nyugat-Revolution, unter starkem Einfluß Prohászkas, auch im kath. Schrifttum erfolgte, verwischt. (y.)

23. Bibó, Lajos: *A halott szerető* (Die tote Geliebte). Bp.: Athenaeum o. J. 223 S.

Ein biederer philiströser Ehemann muß nach dem Tode seiner Frau die bittere Erfahrung machen, daß er jahrelang von ihr getäuscht worden ist. Durch Verkettung sonderbarer Umstände lernt er die gewesenen Liebhaber kennen, durch die er zur Einsicht seiner ehelichen Unwürdigkeit kommt. Die Führung der Handlung mit ihren überraschenden, durch Häufung ungewöhnlicher Zufälle ans Romantische grenzenden Wechselfällen und ihre pessimistische Grundnote erinnern an die Kleinstadtsatire Tschechows. In dem breit ausgewalzten Roman fesseln die liebevoll gezeichneten Gestalten einer heiratssüchtigen alten Jungfer und einiger würdig behäbiger Spießbürger. (E. Sz.)

24. Bohuniczky, Szefi: *Szegény ember* (Armer Mensch). Bp.: Révai o. J. 214 S. 8°.

Der Roman ist knapp und ohne viel Geschehen. Ein gräfliches Gut soll in Pacht gegeben werden, dadurch sehen die Bediensteten ihre Zukunft bedroht. Von diesem Hintergrund hebt sich scharfumrissen die Gestalt des jungen Kutschers ab. In ihm verdichtet sich die ganze Problematik des armen Mannes. Die Sehnsucht nach einem Stück Land, der Wille zu neuer Arbeit und neuem Leben ist fast leitmotivartig über das Ganze gestellt. Landschaft und Mensch sind mit derselben herben, fast männlich starken Linie gezeichnet. Verf. hat das Talent, in klaren, gedrängten Sätzen eindringlich darzustellen. (H. v. R.)

25. Gellért, Oszkár: *Tiz esztendő* (Zehn Jahre, Ged.). Bp.: Nyugat o. J. 160 S. 8°.

Die Gedichte wurden aus den 6 in den letzten 10 Jahren erschienenen Bänden (vgl. UJb. Bd. X. XII. Rez.: 229. 190) ausgesucht. G. wählte die wichtigsten Motive und Werte der zweiten sehr wertvollen Blüte seiner Dichtung aus, ebenso, wie er auch die besten Ergebnisse seiner ersten Periode 1912 in einer Anthologie zusammengestellt hat. Wie die einzelnen Gedichte zeigt auch der Band G.s Bestreben, allen zufälligen, vom lyrischen Kerngehalt ablenkenden „dichterischen Tand" abzustreifen, um die zeitlose, unvergängliche Nacktheit der Inspiration und der Form erreichen zu können. Einiges wirkt dadurch etwas beabsichtigt, aber auch beim sprödesten, unzugänglichsten Gedicht fühlt man die Glut einer gebannten Leidenschaft der Auseinandersetzung mit Leben, Liebe, Dichtung und Tod. (y.)

26. Herczeg, Ferenc: *Emlékezései. A Várhegy.* (Erinnerungen. Der Schloßberg). Bp.: Singer & Wolfner 1933. 264 S. 8°.

27. Ders.: *Ádám, hol vagy?* (Adam, wo bist du?, Rom). Bp.: Singer & Wolfner. 1935. 189 S. 8°.

Der erste Band der Lebenserinnerungen dieses „magister elegantiae" der ungar. Literatur steht im Zeichen derselben kühlen, sich mit einer überlegenen Ironie distanzierenden Haltung, die seinem Gesamtwerk die entscheidende menschlich-künstlerische Note gibt. In der Darstellung der Kinderjahre, des bürgerlich-intimen Familienlebens im Elternhause, der Schuljahre zu Temesvár, Szeged, Fehértemplom, der Studentenzeit in Bp. verspürt man das Mitschwingen persönlicher Anteilnahme nur ebenso leise wie in der Schilderung der Heimatstadt Versec, der südungar. Landschaften, des gemischtvölkischen Lebens dieser im 19. Jh. neu erstandenen ungar. Welt. Die immer gegenwärtige Tendenz zur künstlerischen Stilisierung beeinträchtigt den dokumentarischen Wert der Erinnerungen. Man findet zwar einige wertvolle Momente für die „vorliterarische Zeit" H.s, im wesentlichen stellt das Werk doch nur ein ausgezeichnetes schriftstellerisches Können unter Beweis. Dies erhebt auch den inhaltlich ziemlich dünnen histor. Roman (10. Jh.), in dessen Mittelpunkt das Sichfinden eines seltsamen bayrischen Naturmädchens und eines ungar. Recken steht, über das Durchschnittsniveau der neueren histor. Unterhaltungsromane. (y.)

28. Hunyadi, Sándor: *Téli Sport. Családi Album.* (Wintersport. Familien-Album). Bp.: Athenaeum o. J. 308 S. 8°.

Von dem bunten Hintergrund eines Luxussanatoriums in der Tatra heben sich die impressionistisch gezeichneten Gestalten zweier junger Menschen ab, deren trostlos-melancholisches Schicksal durch ihr Zueinanderfinden für eine kurze Zeitspanne erhellt wird, schließlich aber doch in resignierte Einsamkeit ausklingt. Von weit größerer Bedeutung ist das „Familien-Album". Verf. führt uns hier im Rahmen einer Selbstbiographie Gestalten aus dem literarischen Leben Bp.s und Klausenburgs von der Wende des 19.—20. Jh.s vor Augen. Namen wie Franz Molnár und Andreas Nagy klingen an, die Gründung der literarischen Kreise A Hét und Nyugat wird gestreift, aber der Mittelpunkt, um den sich alles kristallisiert, ist Alexander Bródy, dessen Gestalt in stark idealisierter Weise gesehen und dessen literarische Kraft und Wirkung etwas überschätzt wird. Seinen Wert erhält das Buch dadurch, daß es versucht, einen Einblick in die künstlerische Kultur einer Zeitepoche, über die bis jetzt wenig Aufzeichnungen vorliegen, zu vermitteln. (Mdt.)

29. József, Attila: *Medvetánc* (Bärentanz. Ged.) Bp.: Révai 1934. 112 S. 8°.

Das Werk, in dem dieser begabte junge ungar. Dichter das Beste seiner Produktion aus den Jahren 1922—34 zusammenstellt, zeigt die Umrisse von drei Ent-

wicklungsperioden. Die erste wird durch eine beschauliche, in Naturbetrachtung versunkene Stille der Seele und durch eine an die volkhaften ungar. Klassiker anknüpfende Formensprache gekennzeichnet. In der zweiten macht sich eine oft schon marxistisch gefärbte, doktrinäre soziale Inspiration immer stärker geltend, die Formen werden kantiger, die Sprache ist mit Villonschen, Brechtschen Derbheiten durchsetzt. In den letzten lockeren, fast freien Rhythmen kehrt J. wieder zu sich selbst zurück, er steigert aber die ursprüngliche Passivität der nur auf sich beschränkten Gefühlswelt zu einem pathetischen Mitschwingen mit gesamtmenschlichen Schicksalskräften. Eine impressionistisch frische Anschauung der in erster Linie ländlichen Welt und eine etwas herbe, aber immer biegsame und lebenssatte Sprache bleibt das hervorstechendste Merkmal seiner Dichtung. (y.)

30. Kádár, Endre: *Önbüntetés* (Selbststrafe, Rom.). Bp.: Athenaeum o. J. 454 S. 8°.

31. Szentkuthy, Miklós: *Prae.* Bp.: Egyet. ny. o. J. 632 S. 4°.

Beide Riesenromane bedeuten die etwas verspäteten ungar. Wellen der Proust-Joyce-Powysschen Revolutionierung des realistischen Romans. K., ein viel versprechender Autor des früheren Nyugat-Kreises, behält in seinem während eines 10 Jahre dauernden Schweigens entstandenen Werk Requisiten wie Zeitfolge, Charakterzeichnung, reale Lebenssituationen noch bei; die Handlung jedoch — der äußerst komplizierte Werdegang eines ungar. Vertreters europäischer Kriegsgeneration — gerät schon ins Wanken; die Vortragsweise aber, deren Kennzeichen eine fast schon unverständliche Gedrängtheit ist, artet in einen unerträglichen Manierismus aus. Wird K. die stilistische Doktrin zum Verhängnis, so scheitert Sz.s erster literar. Versuch an der Überladung der schon durch ihre Neuartigkeit schwer verständlichen Struktur seines immensen Werkes. Alle Bestrebungen der Formrevolution werden ad absurdum geführt. Das Überhandnehmen methodischer Versuche, die ostentativ hervorgekehrte These von der absoluten Willkür des schöpferischen Menschen, das Bestreben, die zeit-räumliche Wirklichkeit in „prä-realistische" Dimensionen aufzulösen, arten oft in eine rein assoziative, gedankenfluchtartige Geschwätzigkeit und Monotonie aus. Sie verdrängen die unleugbare Begabung Sz.s, die sich vor allem in einzelnen lyrisch untermalten, fein gezeichneten Bilderreihen offenbart. (y.)

32. Lesznai, Anna: *Virágos szerelem* (Blumen der Liebe). Bp.: Pantheon 1932. 159 S. 8°.

Das geschmackvoll gebundene Buch stellt eine Anthologie ungar. Liebesgedichte dar. Von Csokonay bis Ady hat L., geleitet von feinem weiblichem Instinkt, hier Gedichte zusammengetragen und illustriert. Über jedem Gedicht steht, aus seiner Stimmungsatmosphäre erwachsen, ein Bild. Obwohl gewollt primitiv, verraten die Zeichnungen in ihrer stilisierten Ornamentik und der Geschlossenheit der Linienführung hohe künstlerische Sicherheit. (H. v. R.)

33. Márai, Sándor: *Bolhapiac* (Lumpenmarkt). Bp.: Pantheon. 217 S. 8°.

Der Band umfaßt die Zeitungsnovellen einiger Jahre. Mit selten starkem Lebenshunger ist jede dieser Novellen erlebt. In den gewöhnlichsten Erscheinungen spürt M. einen außergewöhnlichen Zug auf, hebt ihn heraus, unterstreicht ihn und fesselt das Interesse des Lesers. Seine überraschende Sicherheit in der Zeichnung der Gestalten, seine herbe Satire und seine Stilkunst kommen in dieser Novellensammlung voll zur Geltung. (H. v. R.)

34. Móra, Ferenc: *Parasztjaim* (Meine Bauern, Feuilletons). 288 S.

35. Ders.: *Utazás a földalatti Magyarországon* (Reise in dem unterirdischen Ungarn, Feuilletons). Bp.: Révai 1935. 290 S. 8°.

In den Bänden werden Motive der zwei Lieblingsthemen von diesem jüngst gestorbenen Meister des intimen Feuilletons in Ungarn, das Bauerntum des Alföld und die Begebenheiten bei den von M. geleiteten Ausgrabungen, zusammengefaßt. Die Stärke dieser kleinen, oft nur anekdotenhaften Stücke liegt in der feinen Modulation der Motive, in der reichen, sehr lebendigen, von farbigen Dialektwörtern und bodenständigen Redewendungen vollen Sprache. Sie zeugen von warmem Mitleid und von dem tiefen Verantwortungsgefühl M.s. Wenn seine Haltung aber auch etwas passiv und sein wie „durch Tränen lächelnder" Humor zu resigniert ist, so erscheint er trotzdem nicht nur als einer der größten ungar. Heimatdichter, sondern auch als einer der bedeutendsten ungar. sozialen Schriftsteller. Selten nur wurde der ungar. Bauer in einer so vollen, nahen Wirklichkeit seiner Not und seiner Lebenskraft erfaßt wie in diesen absichtslosen Momentaufnahmen. (y.)

36. Németh, László: *Ember és szerep* (Mensch und Rolle). Debrecen: Tanu 1934. 164 S. 8°.

Die autobiographische Skizze, das erste Buch nach einer umfangreichen Schriftstellertätigkeit, erwuchs aus einer Einleitung, die der Gesamtausgabe der Werke V.s vorausgehen sollte, zu einem grundlegenden menschlichen und geistesgeschichtlichen Dokument. Die Rolle N.s: Zeuge und Vorbild eines der ästhetenhaften wie der nur politischen Engherzigkeit gleich entfernten, Freiheit und Gesetz in einem „neuadeligen" Ethos verbindenden Menschentums zu sein, entfaltet sich allmählich, bis sie schließlich den ganzen Menschen in ihren Bann zieht. Das Bewußtwerden dieser Rolle steht im Mittelpunkt des Werkes, in dem ein Kritiker und Bekenner über die eigene Vergangenheit und über das geistige Nachkriegsungarn Gericht hält. Das Bestreben nach schonungsloser Wahrhaftigkeit und die herrische, an manchen Punkten etwas starre seelische Struktur N.s führen manchmal zu Ungerechtigkeiten, seine Schonungslosigkeit erscheint aber immer als die eines fanatischen Kämpfers, der auch bei der manchmal störenden Selbstüberhebung nicht seine Person, sondern seine Sendung vor Augen zu haben scheint. Hinter der kantig agressiven Kampflinie dieser literar. Heerfahrt findet man aber auch erschütternde Offenbarungen eines bedeutenden „Privatmenschen"; solche Stücke, wie die Darstellung der Sterbetage seines Kindes, gehören zu den schönsten Seiten moderner ungar. Literatur. (y.)

37. Pakots, Jozsef: *Magyar Máglya* (Ungar. Scheiterhaufen). Bp.: Singer u. Wolfner. 1934. 224 S. 8°.

Starke dichterische Vorstellungskraft verbunden mit lebendiger Dialogführung, deren archaisierende Sprache den Stil dieses geschichtlichen Romans noch eindringlicher macht, geben dem Werke P.s eine starke Unmittelbarkeit. Unter der Regierung Mihály Apafis I. beschließt Tótfalusi Kis Miklós die Buchdruckerkunst im Ausland zu erlernen, in Siebenbürgen eine Buchdruckerei zu errichten und so die ungar. Sprache zu einer europäischen Kultursprache zu erheben. Bestrebungen und Pläne dieses Mannes übersteigen das Alltägliche und vom Hasse seiner Zeitgenossen verfolgt, endet er auf dem Scheiterhaufen; auf jenem ungar. Scheiterhaufen, der schon vieles, das einer besseren ungar. Zukunft hatte dienen wollen, vernichtet hat. (H. v. R.)

38. Szabó, Dezső: *A kötél legendája* (Legende des Stricks. Erz.). 68 S.

39. Ders.: *Mosolygok* (Ich lächle, Nov.). 66 S.

40. Ders.: *A magyar irodalom sajátos arca. Korunk nőproblémája. Az ellenforra-*

dalom természetrajza (Das eigentümliche Gesicht der ungar. Literatur. Das Frauenproblem unserer Zeit. Die Struktur der Gegenrevolution). 64 S.

41. Ders.: *Karácsonyi levél. A németség utja. Feltámadás Makucskán* (Ein Weihnachtsbrief. Weg des Deutschtums. Auferstehung in M. Satire). 102 S.

42. Ders.: *Életeim. Az uj honfoglalás felé. A kis nemzetek sorsa. Mai jegyzetek.* (Wandlungen meines Lebens. Einer neuen Landnahme entgegen. Das Schicksal kleiner Völker. Notizen von Heute). 66 S.

43. Ders.: *Március mérlegén. Életeim* (Bilanz im März. Wandlungen meines Lebens). Bp.: Ludas M. (Selbstverl.). 1934—35. 8°.
Szabó Dezső füzetek 1—7. Sz. D. Hefte.

Die Hefte, in denen der umstrittene Schriftsteller der modernen ungar. Literatur seine neuesten Arbeiten veröffentlicht, fassen die Grundkräfte und Bewegungen seines gesamten Schaffens aufs neue zusammen. Die Gestalten der sarkastischen Märchenerzählung, der Novellen und der phantastischen Satire erscheinen in derselben grellen, aus tiefem Mitleid und bitterem Haß, aus echter Lyrik und laut agierendem, blechernem Pathos, aus drastischer Realistik und expressionistischer Traumhaftigkeit gemischten Atmosphäre, die auch seinen Tank-Romanen die besondere Note gibt. Nur wird ihre Problemschau immer stärker in der allgemeinmenschlichen Not und Niederträchtigkeit verankert. Allgemeinmenschliche Fragen schneiden auch Stücke an wie die trotz ihrer Einseitigkeit tiefe Studie über das Frauenproblem, der wesentlichste Teil der Arbeiten — unter denen auch die schärfste Kritik des deutsch-ungar. Verhältnisses zu finden ist — wurde aber ungar. Problemen gewidmet. Sie sind ausgezeichnet durch eine trotz des gewaltigen Gefühlsimpetus klare Beweisführung, durch eine schneidende Kritik, die einseitig, aber immer aufrichtig erscheint. In den positiven Zielsetzungen werden wieder die Umrisse jener stark völkisch orientierten „demokratischen Solidarität der ungar. Arbeiter" sichtbar, die Sz. auch zu den Vorläufern nationalsozialistischer Bewegungen stempelt und die infolge der lyrischen Glut ihrer Verkündigung zu einem der tiefsten Erlebnisse ungar. Nachkriegsjugend geworden ist. Die bruchstückartigen Erinnerungen deuten auf die Anfänge einer eigenartigen Selbstbiographie hin, in der die Wahrheit vollkommen in Dichtung aufgelöst wird. (y.)

44. I. Szemlér, Ferenc: *Ember és táj* (Mensch und Landschaft). Cluj-Kolozsvár: Erdély Szépmives Céh 1934. 82 S. 8°.

Der neben Dsida bedeutendste junge ungar. Dichter aus Siebenbürgen legt hier einen neuen Band anscheinend bisher verstreut erschienener Gedichte vor. Es sind Landschaft und Mensch-, Ich und Du-Gedichte und Abendlanduntergangselegien. Die unbewußt-bewußte Verwurzelung seines Wesens in der Landschaft der Heimat und das wenn auch etwas müde Vertrauen auf die Sendung des Dichters in unserer seelisch wüstenhaften technisierten Zeit gibt seiner dichterischen Schau die positive Note. Dem gegenüber steht die rettungslose innere Fremdheit, die Sz. den großen europäischen kulturell-volklichen Problemen entgegenbringt. Sie spricht sich besonders in seinen dunklen, wirklichkeitsfernen sozialen Anklagen aus. Von dem Einfluß seiner literar. Vorbilder Babits, Kosztolányi und Áprily läßt die eigenartige reife lyrische Kunst Sz.s, für die eine gewisse Spröde des Stils, Schwerfälligkeit des Rhythmus bezeichnend ist, kaum noch etwas verspüren. (Kptz.)

45. Tamási, Áron: *Ábel Amerikában* (Á. in Amerika, Rom). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1934. 248 S. 8°.

46. Tersánszky, J. Jenő: *Kakuk Marci vadászkalandja* (Das Jagdabenteuer des M. K., Rom). Bp.: Franklin o. J. 210 S. 8°.

Der abschließende Teil der A.-Trilogie Tam.s (vgl. UJb. Bd.: XIII—XIV. Rez.: 51, 76) zeigt diesen jungen Helden des natürlichen Gemütes und Verstandes in der „großen Welt": auf der Seereise nach Amerika, im Gewimmel New-Yorks und in der herberen ländlichen Luft einer Provinzstadt im Süden der USA., um ihn dann in die Heimat zurückzuführen. Die Gestaltungskraft Tam.s zeigt sich auch hier vor allem in den anekdotischen Einzelheiten, die er oft meisterhaft mit einem leise symbolisierenden Sinn zu erfüllen vermag. Viel stärker als im zweiten, etwas auseinanderfallenden Teil, ertönt hier das weltanschauliche Grundmotiv, die den Werdegang A.s in die Sphäre der Erziehungsromane erhebende Frage: ‚Wozu sind wir auf der Welt?' Und wenn die etwas vorschnelle Rückkehr A.s zum heimatlichen Leben des Gebirgsbauern auch nur zu einer parabolischen Lösung ausreicht, so vermag Tam. doch seine Anekdoten einer größeren ideellen und künstlerischen Einheit unterzuordnen. Ters.s auch bereits bekannte Helden (UJb. XIV. Rez.: 75) entwickeln sich dagegen nicht, sie strolchen nur, von Gendarmen verfolgt, üble Streiche spielend, sich miteinander und mit anderen balgend, schimpfend, frierend und johlend durch Kleinstädte und Gebirgsdörfer von Abenteuer zu Abenteuer. Sie sind Landstreicher im wahren Sinne des Wortes und geben Ters. nur Anlaß zur Entfaltung seiner, bei der motivischen Armut auch schon etwas monotonen, oft forzierten, herb-naturalistischen Sprachkunst. (y.)

47. Tormay, Cecile: *A tulsó parton* (Am anderen Ufer, Rom). Bp.: Genius 1934. 290 S. 8°.

Im zweiten Teil der histor. Romantrilogie werden die zwei Hauptmotive der Gesamtkomposition: die Verwüstung Ungarns durch die Tataren und der seelische Kampf des Hauptheldens zwischen Christentum und Heidentum zur vollen Entfaltung gebracht. T.s Gestaltungsweise wird auch hier durch eine geschmackvolle Zurückhaltung in Wahl und Betonung der Motive, durch ein geradliniges Entwickeln der Handlung und durch die überlegene Verteilung des Gleichgewichtes auf drei oder vier Ruhepunkten der Geschehnisse gekennzeichnet. Das künstlerisch Wertvollste in diesem Werk liegt aber nicht in der Handlung und in der etwas typisierenden Charakterisierung, sondern in der zarten Miniaturenzeichnung, nicht in der etwas romantisch spannenden Schilderung, wie der Held über die verödete ungar. Tiefebene nach dem zerstörten Familiensitz und von dort zu dem letzten altungar. Heidenpriester reitet, sondern in den stimmungsvoll intimen Landschaftsbildern. Der ideologische Hintergrund der Trilogie wird erst nach Abschluß des Ganzen gewertet werden können. (y.)

48. Tóth, Árpád: *Összes versei* (Gesammelte Gedichte). Hrsg. L. Szabó. Bp.: Athenaeum o. J. 295 S. 8°.

Die Ernte der ersten großen Blüte moderner ungar. Lyrik wird allmählich eingesammelt. Neben dem vielumstrittenen Kometen Ady werden auch die stiller, aber beständiger leuchtenden Fixsterne dieses Firmaments immer mehr sichtbar. Nach den kleineren: Juhász (UJb. Bd. X. Rez.: 234), Dutka (UJb. Bd.: XIV. Rez.: 51), Áprily (UJb. Bd.: XIV. Rez.:41) u. a. veröffentlicht nun Sz., der bedeutendste Wahrer der „hohen Lyrik", das gesamte lyrische Werk dieses „seraphischen" Dichters, der zeitlebens als der reinste Formkünstler seiner Generation gefeiert wurde, dessen tiefe, überwältigende Humanität für die junge Generation eine immer größere Bedeutung gewinnt. Im Nachlaß fand sich eine verhältnismäßig große Reihe unbekannter Gedichte und Bruchstücke, in der man nicht nur wertvolle Kunstwerke, sondern auch für das Verstehen des Dichters und überhaupt für die Psychologie des

lyrischen Schaffens sehr wertvolle Dokumente findet. Eine feine, leider zu knappe Charakteristik und genaue Angaben ergänzen den gediegen ausgestatteten Band. (y.)

49. Török, Sándor: *És azalatt itthon* (Und währenddessen zu Hause). I—II. Rom. 230, 193 S.
50. Ders.: *Szegény embert még az ág is huzza* (Den armen Menschen schlagen auch noch die Zweige). 370 S. 8°. Bp.: Franklin o. J.

Die Romane dieses jungen ungar. Realisten zeigen eine Bereicherung seiner Mittel, eine Klärung und Vertiefung seiner Haltung. Seine Fabulierlust, die in den früheren Werken noch oft als Selbstzweck erschien, ordnet sich immer mehr einer einheitlichen Komposition unter, die Tendenzhaftigkeit und das etwas naive Moralisieren weicht einer reiferen, objektiven Darstellungskunst. Im ersten Werk wächst aus dem Gewimmel des ungar. Hinterlandes das Schicksal eines jungen Menschen hervor, dessen Flegeljahre sich im Schatten des Weltkriegs abspielen. Hier werden noch starke Lokalfarben der gemischtvölkischen siebenbürgischen Gebirgswelt aufgetragen. Im zweiten Werk stellt D. Namen und Schauplatz absichtlich in ein indifferentes, europäisch überall mögliches Milieu, um schon dadurch die allgemeinmenschliche Gültigkeit des grotesk-tragischen Lebenslaufes eines am Galgen endenden armen Menschen zu unterstreichen. Um die Hauptgestalten der Romane bewegt T. eine bunte Reihe lebendiger Figuren, die aber nicht mehr durch Zufälligkeiten zusammengebracht, sondern einem einheitlichen Leitmotiv untergeordnet werden, das im Laufe des mitreißenden Geschehens immer wieder auftaucht und am Ende, z. B. in der erschütternden Gebirgszene des ersten Romans, zur vollen Entfaltung gelangt. (y.)

51. Wass, Albert: *Farkasverem* (Wolfsgrube, Rom). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1935. 227 S. 8°.
52. R. Berde, Mária: *Szentségvivők* (Die Träger des Heiligtums, Rom. I—II). Oradea-Nagyvárad: Erdélyi Irói Rend. o. J. 194, 235 S. 8°.
53. Székely, Mózes: *Csütörtök* (Donnerstag, Rom.). Bp.: Révai 1935. 372 S. 8°.

Die Romane sind Ergebnisse jener Bemühung, die neben dem histor. Interesse die wichtigste Inspirationsquelle neuer siebenbürgisch-ungar. Literatur darstellt: die Gegenwartsproblematik schönliterarisch zu erfassen. W. bleibt unter den Verf. am stärksten noch bei der realistischen Darstellung einer bestimmten Landschaft, der Mezőség, stehen, sein Interesse richtet sich vor allem auf die Lebensfragen des langsam schwindenden Grundbesitzer-Mittelstandes, er legt das Hauptgewicht auf die psychologische Schilderung der Hauptheldеn: einer etwas grell gezeichneten, halbwahnsinnigen Frau und ihres den Wandlungen sich passiv fügenden Sohnes. Liegt W.s Stärke in den stimmungserfüllten realistischen Landschaftsbildern, so ist bei B. vor allem die ethisch-humanistische Wucht der schriftstellerischen Haltung hervorzuheben. Ihr autobiographisch stark beeinflußter Rom. schildert an Hand der Gründung und des einjährigen Bestehens einer literar. Zeitschrift die geistige Lage des siebenbürgischen Ungartums nach dem Zusammenbruch mit einer schon dokumentarischen Treue. Infolge der kräftigen Herausstellung der nationalen Missionsidee wird die Zeichnung der Gestalten etwas schematischer; um die einzig vollmenschliche Hauptfigur des herrisch-launenhaften Schriftleiters werden die Gestalten mit einer schwarz-weiß Technik im Sinne der Dynamik der tragenden Idee gruppiert, die aber das scheinbar isolierte Geschehnis allmählich zu einer allgemeinungarischen Bedeutung zu erheben vermag. Das Werk Sz.s ersetzt die realistische Breite durch eine oft schon expressionistische Gedrängtheit des gefühlsgesättigten, filmschnellen Bildwechsels. Nach der apokalyptischen Vision der „Klippe" (UJb. Bd. XI. Rez.: 61)

will er hier die andere Seite, die neue Lage des siebenbürgischen Rumänentums zeigen. Der Hauptheld, ein junger Rumäne, dessen Vater und Braut durch die deutsche Befreiungsarmee hingerichtet werden und der dann mit den neuen Herren nach der Flucht heimkehrt, erlebt die schlimmsten Enttäuschungen; er erblickt noch die große erlösende Idee der Schicksalsgemeinschaft der drei siebenbürgischen Völker, fällt aber als zufälliges Opfer bei einem Kampf streikender rumän. Arbeiter. Sz.s Zielsetzungen sind — obzwar er in einzelnen Partien z. B. in der Darstellung des Prozesses und der Hinrichtung sehr gute literar. Fähigkeiten zeigt — in erster Linie politisch-geistige. Wenn das Künstlerische darunter auch stark leidet, so ist das Bemühen, ein siebenbürgisches Gesamtbild zu schaffen, doch hoch einzuschätzen. (y).

---

54. Ellert, Gerhart: *Attila.* Roman. 6.—10. Aufl. Wien, Lpz.: F. G. Speidelsche Verlagsbuchhdlg. 1934. 363 S. 1 Karte. 8°.

Ein histor. Roman über die Völkerschicksalszeit des 5. Jh.s hätte bei der Spärlichkeit des Quellenmaterials eines großen Dichters bedurft, um bildhaft gegenwärtig zu werden. E. ist nur ein kluger Erzähler. Wie er die Geschehnisse vom Tode König Ruhas 434 bis zum Ableben Attilas 453 sieht, verrät eine ernsthafte und eingehende Beschäftigung mit den darzustellenden Dingen, er weiß historisch und psychologisch interessant zu schildern und vor allem in theoretischen Auseinandersetzungen, von denen die Unterredung Attilas mit dem römischen Bischof Leo die gelungenste ist, seinen Erkenntnissen Ausdruck zu geben. Es gelang weder dem asiatisch-fanatischen Willen A.s sich durchzusetzen, weil er hinter sich kein blutvolles, urkräftiges Volk hatte, noch der besonnenen Energie des Heermeisters Äetius, der die alte römische Staatsordnung erhalten wollte. Die eigentlichen Sieger des großen Kampfes waren die Germanen, deren sich die beiden Männer bedienten, und die katholische Kirche, die das Erbe Roms seelisch-geistig antrat. (Kptz.)

55. Stanković, Borilav: *Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen.* (Roman.) Mit einer Einltg. von Dr. Franz Thierfelder. München: Albert Langen-Georg Müller Verl. 1935. 234 S. 8°.

Als erster Band der „Bücherei Südosteuropa, Völker und Länder in Dichtung und Darstellung", die in Verbindung mit dem Südostausschuß der Deutschen Akademie herausgegeben wird, liegt die mustergültige Übertragung des Romans „Nečista krv." (serb. Titel: Unreines Blut) des Serben St. vor. Dieser Roman wurde mit Recht gewählt. Man findet im Rahmen dieser Geschichte des Verfalls einer südserb. Händlerfamilie ein echtes, lebendiges Bild von der südserb. Kulturzone der „altbalkanisch-byzantinischen Kleinstadtzivilisation" und ihres Menschentypus. Nicht nur die Fremdartigkeit der Landschaft und ihrer Menschen weckt unser Interesse, sondern auch die unbedingt hohen literarischen Qualitäten der Erzählungskunst. Mag das Problem des Verfalls vielleicht nicht in seiner ganzen Tiefe erfaßt worden sein, es wird hier eine Fülle von herrlichen Bauerntypen entworfen, Gestalten von einer Unmittelbarkeit und elementaren Kraft herausgestellt wie Effendi Mita, Gazda Marko, Sofka, ein Hochzeitsfest mit bezwingender Plastik gezeichnet. Wir erwarten mit Spannung die folgenden Bände bulg., rumän., ungar., und anderer Autoren in dieser Buchreihe, die sich den Völkern des Donauraumes und des Balkans zuwendet, um „zu den Volkskulturen des Südostens neue und hoffentlich dauerhafte Verbindungen zu knüpfen". (L. S.)

3. Geschichte.

56. Thirring, Gustav: *A soproni Thirring nemzetség háromszázéves multja* (Die dreihundertjährige Vergangenheit des Thirring- Geschlechts). Ödenburg: Székely 1934. S. 62. 8°.

Die kleine Studie ist aus intensiven familiengeschichtl. Forschungen entstanden. Die Untersuchung geht zurück bis 1637, als der wahrscheinlich aus Sachsen einwandernde Hans Georg Düringer nach Ödenburg kommt und hier das Bürgerrecht erwirbt. Seit dieser Zeit ist das Geschlecht, deren Namenschreibung im Laufe der 300 Jahre von Düringer zu Tiering und Thirring wird, in Ödenburg ansässig. Der II. Teil der Studie behandelt, unter Zugrundelegung von Fassions- und Satzbüchern sowie Testamenten, die gesellschaftliche Stellung und wirtschaftl. Verhältnisse des Thirring-Geschlechts und ist somit auch ein interessanter Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Ödenburg. Einige Familienbilder und ausführliche Tabellen ergänzen die vorbildliche Arbeit. (H. v. R.)

---

57. Oszetzky, Dénes: *A házai polgárság társadalmi problémái a rendiség felbomlásákor* (Die gesellschaftlichen Probleme des ungar. Bürgertums zur Zeit der Auflösung des Ständewesens). 3 sz. (N° 3). Bp.: Egyet. ny. 1935. 137 S. 8°.

A Pázmány Péter Tudományegyetem Történelmi Szemináriumának kiadványai. (Veröffentlichungen des Historischen Seminars der Péter Pázmány-Universität).

Auf Grund eines umfangreichen Aktenmaterials aus Wiener und Budapester Archiven, der bisher nur selten im Zusammenhang behandelten Literatur und für die spätere Zeit der wichtigsten Zeitungen ist versucht worden, einen Aufriß der zerfallenden alten städtischen Ordnung vor allem während des einsetzenden ungar. Liberalismus zu geben. Während die Abschnitte über das städtische Bürgerrecht z. T. Tatsachen enthalten, die allgemeiner bekannt sind oder sich zum mindesten aus vielen Beispielen ohne weiteres ableiten lassen, so vermittelt besonders der zweite Abschnitt über die städtische Obrigkeit einen Einblick in die gesellschaftliche Schichtung der Städte. Das Eindringen des Judentums, durchaus verschieden in den einzelnen Landesteilen — bei der Zählung 1735—38 ist es vor allem in den westlichen Grenzstädten, 1840 fast in allen Gebieten anzutreffen, — wird, soweit dies die noch lückenhaften Vorarbeiten und Unterlagen zulassen, recht deutlich aufgezeigt. Ebenso kommt die Stellung des Adels in der städtischen Verwaltung klar zum Ausdruck. Verf. bearbeitete auch das Zunftsystem und die „Intelligenz". Auf das Erscheinen dieser Teile darf man gespannt sein, auch wenn, wie in der vorliegenden Veröffentlichung, im wesentlichen vorläufig nur der Stoff an sich vorgetragen würde. (Kl.)

58. Bernát, Gyula: *Az abszolutizmus földtehermentesítése Magyarországon* (Die Grundentlastung des Absolutismus in Ungarn). Bp.: Egyet. ny. 1935. 295 S. 8°.

Verf. ist sich selbst im klaren darüber, daß er nur Teilfragen besser klären kann als das bisher geschah. Der wesentlichste selbständige Teil des Buches ist der ausgedehnte Bericht über die amtlichen Verhandlungen, die über die endgültige Fassung der Regierungsverordnungen zur Durchführung der neuen Agrarpolitik geführt wurden. Damit gewinnen wir gewisse Einsichten in die Auffassungen verschiedener Mitglieder des Reichsrates (Kübeck, Franz Zichy, Szögyény, Kraus, Purckhart u. a.). Allerdings erfahren wir in der Hauptsache nur Einzelheiten technischer Natur, die bei einer gründlichen histor. Auswertung in bezug auf die realen Agrarverhältnisse auch weitergehende Einsichten bieten könnten. Daß ein Teil wertvollen Materials beim Brande

des Wiener Justizpalastes 1927 zugrunde ging und daß aus der Zeit nach der Aufhebung der Frondienste bisher nur wenig wirtschaftspolit. Angaben gesammelt vorliegen, hat die Arbeit Verf.s zweifellos erschwert. So sind auch dementsprechend die Ergebnisse, die in dem Abschnitt über die Auswirkungen der Grundentlastung vorgetragen werden, nicht besonders aufschlußreich. Viele wurden nur aus dem Vergleich mit der Zeit nach der Aufhebung der bäuerlichen Lasten in deutschen Gebieten gewonnen. Man sollte doch denken, daß sich durch örtliche Forschungen höchst gegenständlicher Natur, die vielleicht wohl von der Gegenwart ausgehen könnten, eine Reihe von greifbaren Ergebnissen hätte erzielen lassen, man vergleiche nur die Dorfmonographie von Szeder (UJb. XIV, Rez.: 158). In der vorliegenden Darstellung ist eigentlich nur der Regierungsstandpunkt ziemlich beziehungslos dargestellt worden. Es ist deshalb auch keineswegs zulässig, solche weitgehenden polit. Folgerungen über die Wirtschaftspolitik des österr. Absolutismus zu ziehen, wie dies Verf. wagt. Im einzelnen erfahren wir freilich manches Wissenswerte. Außerdem ist wohl auch die Behauptung richtig, daß in den Weststaaten, wo Kapitalfonds bestanden, der Übergang zur kapitalist. Landwirtschaft auf eine weit weniger reibungslose Weise vollzogen wurde als im kapitalarmen Ungarn, wo die Umgestaltung der Agrarverfassung einen besonders gewagten Sprung bedeutete. (Kl.)

59. Egyed, Hermann: *A magyar katholikus papság az osztrák katonai diktatura és az abszolutismus idejében* (Die ungar. kathol. Geistlichkeit während der österr. Militärdiktatur und des Absolutismus). Gödöllő, 1932. 123 S. 8°.

Von kirchlicher Seite wird auf Grund der Akten des Bp.er und Wiener Kriegsarchivs vor allem ein ausführlicher Bericht über einen Teil der gegen 229 kathol. Geistliche durchgeführten Verfahren gegeben, ebenso wird die Auswirkung der verschiedenen Amnestien wie des päpstlichen Einschreitens durch den Wiener Nuntius kurz dargelegt. Verf. kommt zu dem Schluß, daß sich die meisten Geistlichen den Habsburgern gegenüber loyal verhielten, daß ihre bejahende Haltung zur Revolution meist unter irgendeinem Druck erfolgte, daß sie sich anderseits auch keineswegs für die Dynastie einsetzten. So erhält man den Eindruck, daß in weiten Kreisen der Geistlichkeit ein Gefühl polit. Mißvergnügens gegenüber der Herrschaft Habsburgs lebendig war, daß dieses aber nur in seltenen Fällen zum polit. Einsatz für die revolutionäre Bewegung führte. (Kl.)

60. Hegedüs, Loránt: *Kossuth Lajos, legendák hőse* (L. K., ein Held der Legenden). Bp.: Athenaeum o. J. 356 S. 8°.

Die Schwierigkeiten einer K.-Biographie liegen nicht nur in den Ausmaßen dieses 92jährigen, in der ganzen abendländischen Kulturwelt sich abspielenden Lebens und in der Spärlichkeit wissenschaftlicher Vorarbeiten, sondern vor allem in der Unwissenschaftlichkeit fast der gesamten K.-Literatur, in der sogar die meisten Dokumentenveröffentlichungen polit. Zwecken dienen mußten. H. hat mit beachtenswertem Fleiß und Gewissenhaftigkeit, wo es nur möglich war, auf Grund noch unveröffentlichter Quellen (z. B. Tagebücher von Tanárky, Schriften der revol. ungar. Regierung im Turiner, Meldungen der „Confidenten" im Wiener Staatsarchiv, usw.) wenigstens die großen Linien dieses außergewöhnlichen Lebens von parteimäßigen Vorurteilen möglichst frei herausgearbeitet. Hauptgewicht legt er auf die menschliche Entwicklung K.s und auf die Wandlungen der Rolle, die diesen „größten ungar. Kometen" in immer weitere, weltgültigere Bewegungen verwickelten, um ihn zuletzt zu einer legendenhaften Gestalt zu erheben. Das Bestreben H.s, den Menschen und den Heros

heraufzubeschwören, bestimmt auch seine schönliterarisch stark beeinflußte, mit gewissen lyrisch-pathetischen und romanhaften Motiven durchsetzte Methode, die aber trotzdem schon bedeutend klarer und realistischer ist, als in dem fragwürdigen Széchenyi-Werk (UJb. XIII. Rez.: 33). Er bringt viel neuen Stoff und gute Gesichtspunkte; vor allem erscheint der K. der Emigration in einem ganz neuen Licht. Dem reich illustrierten Buch ist eine gute Bibliographie, leider kein Register, beigefügt. (y.)

61. Egyed, Hermann: *Lonovics József római küldetésének (1840—41) belpolitikai és diplomáciai előkészitése* (Die innenpolit. und diplomat. Vorbereitung der röm. Mission von Joseph L. (1840—41). Bp.: Egyet. ny. 1934. 35 S. 8°. (A Pázmány Tudományegyetem egyháztört. szeminár. kiadv. 1).

H.s Arbeit bildet eine Ergänzung zu dem 1924 erschienenen Buch von L. Várady über die diplomat. Mission L.s, insofern als Verf. die Aktion mit den Streitigkeiten um die Mischehen in Köln unter Friedrich Wilhelm III. in Beziehung setzt, in den Rahmen der Bestrebungen Metternichs zur Abänderung des josephin. Eherechts stellt und die kirchenpolit. Umstände in Ungarn und Österreich beleuchtet. Verf. zeigt die starke Reaktion auf den Hirtenbrief des Großwardeiner Bischofs (1839), der seine Kompetenz überschreitend bei Mischehen mangels Revers die sog. passive Assistenz zuläßt. Nachdem Metternich zwecks Klärung der eherechtl. Bestimmungen zu Verhandlungen mit dem Vatikan gedrängt und die Einführung der passiven Assistenz durch die Bischöfe die Opposition in den Komitatsversammlungen in Bewegung gesetzt hatte, wird die diplomat. Mission von Lonovich, Bischof von Csanád, beim Vatikan beschlossen. Es gelingt ihm, dem Vorgehen der ung. Bischöfe Anerkennung zu verschaffen. H. stützt sich bei seiner Arbeit auf Material des Wiener Staats- und des Vatikan-Archivs. (Z.)

62. Heller, Eduard: *Kaiser Franz Joseph I.* Ein Charakterbild. Wien: Militärwissenschaftl. Verl. G. M. Franz Schubert 1934. 160 S. 9 Bilder. 8°.

Verf. will ein „historisch treues, doch kurz gefaßtes Charakterbild" Franz Josephs entwerfen. Er schildert die Entwicklung des Monarchen als Knabe und Jüngling, als junger Kaiser bis zum Jahre 1851, dann etwas breiter sein Wirken als oberster Kriegsherr und als Mensch, am ausführlichsten das als Herrscher. F. J. bewies in jeder Situation soldatische Haltung und militärische Einsicht, ohne jedoch ein Feldherr zu sein. Die Politik war das Gebiet seiner eigensten Begabung. Persönliche Wünsche ordnete er bewußt den Herrscherpflichten unter. Sein staatliches Ideal war die straff geleitete Militär- und Beamtenmonarchie. Die Schaffung eines dt. Nationalstaates bedeutete für ihn einen Verzicht auf die dem dt. Volke zukommende politische und kulturelle Führung Mitteleuropas, eine Preisgabe der verstreuten dt. Minderheiten. „Die Dt.-Österreicher galten ihm als die eigentlichen Träger des Staates." Er war ein praktisch eingestellter Tatsachenmensch, konservativ, aber nicht reaktionär. Im Privatleben zeigte er sich trotz seiner pessimistischen Lebensanschauung gütig, anspruchslos, voll Liebe zur Natur. Für Kunst und rein theoretische Wissenschaft fehlte ihm jede Empfänglichkeit. H. tritt zuweilen einseitigen Urteilen früherer Forscher, vor allem Redlichs und Friedjungs, entgegen, sein Werk ist aber im großen und ganzen eine sehr anerkennenswerte, durch karge Entschiedenheit des Urteils eindrucksvolle Zusammenfassung bisheriger Forschungsergebnisse. (Kptz.)

63. Corti, Egon Caesar Conte: *Elisabeth „die seltsame Frau".* Salzburg-Lpz.: A. Pustet 1934. 543 S. 8°.

64. Ders.: *Erzsébet* (Elisabeth). Bp.: Révai 1935. 459 S. 8°.

Das Buch dieses gewandten Stilisten, der die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Dokumentenforschung wirkungsvoll schönliterarisch darzubieten vermag und der zur Geschichte des Hauses Habsburg schon einige sehr wesentliche Beiträge geliefert hat, enthält auch diesmal eine beachtenswerte Menge bisher unzugänglichen Materials aus privaten und staatlichen Archiven. C. versteht es auch, das Leben dieser interessanten Frau und bedeutenden Kaiserin und Königin mit großer Lebendigkeit heraufzubeschwören, wobei das Hauptgewicht auf den privaten, menschlichen Motiven liegt. Weniger gelungen ist die oft nicht ganz überzeugende und oft lückenhafte psychologische Motivierung der vielleicht zu stark unterstrichenen „Seltsamkeit" und „Ahasver-Natur" der Kaiserin, sowie ihrer noch immer etwas romantisierten Neigung zum Ungartum. Die Heranziehung der zwar nicht allzu reichen Vorarbeiten wäre doch nötig gewesen, zumal ihre Bibliographie der dt. Ausgabe, die auch mit einem Register versehen ist, beigefügt wurde. In der gewissenhaft übersetzten, aber viel schlechter gedruckten ungar. Ausgabe wurden für einige Aufnahmen des reichen, sehr wertvollen Bildermaterials solche ungar. Provenienz gesetzt, der gesamte wissenschaftliche Apparat fehlt hier leider. (y.)

65. Markov, Walter M.: *Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897—1908* (Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkriegs Heft 28, N. F. Heft 8). Stuttg.: W. Kohlhammer Verl. 1934. 88 S. 8°.

M. untersucht die serb. Außenpolitik im Zeitalter der öst.-russisch. Balkanentente von 1897—1908, einem Zeitraum, der bisher in der geschichtl. Betrachtung immer zurücktrat und nur „mit Gemeinplätzen über panslawistische Umtriebe" bedacht wurde, der aber für die ganze Linie der serb. Vorkriegspolitik als der aufschlußreichste anzusprechen ist. Die Entscheidung für Rußland oder Österreich war noch offen. Von 1897—1900 erstrebt Serbien eine austrophile Lösung. M. zeigt, daß nicht der Königsmord von 1903 „zum Umbruch der auswärtigen Politik" führte, sondern die Heirat Draga Mašins, durch die Rußland schon im Sommer 1900 in Belgrad über Österreich siegt, der Wendepunkt der serb. Politik ist. Der Königsmord stellte eher „den Versuch einer Rückwendung" zu Öst.-Ung. dar, die noch durch die Mürzsteger Abmachungen bekräftigt wird. Die Verschwörung kam aus dem austrophilen Lager der milanistischen Opponenten, die Verbindungen zur Donaumonarchie besaßen. Als weiteren Leitgedanken der serb. Politik von 1903—1908 sieht M. nicht eine „in diesem Zeitabschnitt selbstmörderische großserbische Linie", sondern die Abwehr des nunmehr stark einsetzenden öst.-ung. „Drangs nach Saloniki" an. Höhepunkte dieser Auseinandersetzung sind die Kanonenfrage und der Zollkrieg, der das serb. Volk den russophilen Radikalen gänzlich in die Hände treibt. Die Verschärfung der Lage durch die Annexionskrise, die „zur Tatsache gewordene öst.-ung. Balkanoffensive" und die Inkonsequenzen der öst. Politik waren es, die „die Dinge schließlich in die Richtung trieben, aus der heraus Serbien zum Angriff übergehen konnte und mußte." Diese Arbeit, die sich auf bisher noch nicht benutztes serb. Quellenmaterial stützt, gibt vom serb. Standort aus eine Menge neuer Aufschlüsse. (L. S.)

66. Anrich, Ernst: *Die Jugoslawische Frage und die Julikrise 1914* (Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkriegs Heft 12). Stuttg.: W. Kohlmann 1931. 166 S. 8°.

Aus einer Gesamtarbeit „Die englische Politik im Juli 1914" stellt vorliegende Veröffentlichung den S. A. des 2. Kapitels dar. Mittelpunkt der Betrachtung ist die Julikrise, in die die verschiedenen Fragenkomplexe und Entwicklungslinien ein-

münden, wie belgische Frage, die französ.-engl. Abmachungen, das jugoslaw. Problem usw. Statt aus einer allgemeinen Vorgeschichte der Entente, aus der der Verlauf der Krise garnicht so unmittelbar erfaßt werden kann, glaubt Verf. aus der Gestaltung der Frage rein von der Krise aus eine ihrer unmittelbarsten Wurzeln, d. h. das jugoslaw. Problem, am besten darzustellen und in seiner Bedeutung werten zu können. Gründlich und ausführlich wird das außenpolit. System der Großmächte im Zusammenhang mit der südslaw. Frage gezeichnet. Für die jugoslaw. Verhältnisse selbst, die meist auf Grund des Pilarschen Buches dargestellt werden, werden keine wesentlich neuen Erkenntnisse gebracht. — Mit Beharrlichkeit werden sämtliche slaw. und magyar. Namen in den verschiedensten Variationen falsch geschrieben. (L. S.)

67. Kozma, Miklós: *Az összeomlás 1918—19* (Der Zusammenbruch 1918—19). Bp.: Athenaeum o. J. 411 S. 8°.

Aus den durchwegs polit. Tagebuchaufzeichnungen des Husarenrittmeisters K. — z. Zt. Innenminister Ungarns —, in denen Erlebnisse und Betrachtungen ineinanderfließen, tritt ein mit erbarmungsloser Schärfe gezeichnetes Bild der Oktoberrevolution, der bürgerlich-radikal pazifistischen Károlyi-Regierung und der Kommunistenherrschaft hervor. K. steht bald mit den gegenrevolutionären Bewegungen, die ihre Stütze zunächst in den Staatssekretären des Wehrministeriums finden, in Verbindung, nimmt Teil an der Arbeit des ungar. Wehrverbandes (MOVE) in kameradschaftl. Verkehr mit Gömbös, erkennt früh die Gefahr des Bolschewismus und gibt ein anschauliches Bild der ungar. Kommunistenherrschaft, vom Dorfe aus gesehen, wohin er wegen seiner exponierten Stellung flüchten mußte. Aus den Aufzeichnungen in Szeged, wo zum Gegenschlag ausgeholt und die nationale Armee organisiert wird, erhalten wir die besten Einblicke in die Anfänge der nationalen Gegenrevolution, vor allem im Hinblick auf die führenden Persönlichkeiten. Die Veröffentlichung besitzt hohen zeitgeschichtl. Wert nicht nur wegen der Beiträge, die sie zur Geschichte der Umwälzung in Ungarn liefert, sondern auch, weil sie ein Dokument der Erhärtung des *soldatischen* Geistes darstellt, der nach dem Kriegserlebnis der Volkseinheit völkisch verstandene Demokratie, starke Hand und sichere Richtung in der ungar. Politik fordert und in der Geschichte der letzten Jahre sich schrittweise durchsetzt. (Z.)

68. Krofta, Kamil: *Národnostni vyvoj zemí československých* (Die nationale Entwicklung der tschechoslowak. Länder). Orbis, Prag, 1934. 104 S. 16°.

Stärker als in den bisher an dieser Stelle besprochenen Veröffentlichungen (UJb. XIV, Rez. 276, XV, 28), von denen die vorliegende — abgesehen von einigen Ergänzungen aus der neuesten wissenschaftlichen Literatur — nach Inhalt und Aufbau nicht wesentlich abweicht, wird die Entwicklung der Slowaken und selbst der Ruthenen betont. Die Darstellung der Kräfteverlagerung in der räumlichen Ausbreitung der einzelnen Volksgruppen, wie in der gesellschaftl. Schichtung und im zugleich staatlich bestimmten Sprachkampf ist mit der Geschichte der ideolog. Äußerungen des Nationalbewußtseins verflochten. Der Begriff der „Nation" wird deutlich vom polit. Nationsbegriff Ungarns wie vom westeuropäischen (Einheit von Volk und Staat) abgesetzt und von der Sprache her bestimmt. Dabei zeigt sich hier und da terminologisch die gegenwärtig in der tschechischen und slowak. Wissenschaft auftauchende Schwierigkeit, die (Schrift-)Sprache der Slowaken in früheren Jahrhunderten eindeutig zu bezeichnen (siehe S. 54 und 55 für 17. Jh.: „československá" und „slovenská" čeština"). (Kl.)

69. Ormis, Ján V.: *Zo slovenskej minulosti národnej a literárnej.* (Aus der nationalen und literarischen Vergangenheit des Slowakentums), Prag, Mazáč 1932. 170 S. 16°.

Nach einer Vorrede von J. Skultéty folgen 20 Beiträge, die fast alle als kleine Ergänzungen zu der eben abgeschlossenen Bibliographie Rizners (siehe UJb. XV, Rez. 5) über das slowak. Schrifttum anzusehen sind, indem sie einige Richtigstellungen zu deren Angaben und Mitteilungen über eine Reihe von führenden Persönlichkeiten der literar. und geistigen Bewegung der Slowaken im 19. und 20. Jh. bieten. Dabei erfahren wir noch manche bisher unbekannten Einzelheiten über die uns an sich geläufigen Beziehungen der evangelischen Träger der beginnenden slowak. Bewegung zu Deutschland, so z. B. über Sv. H. Vajanský, der 1864 aus Stendal schreibt, daß er schon besser deutsch als slowakisch spreche, und der 1875 in den „Fliegenden Blättern" deutsche Gedichte erscheinen läßt. Als Verf. der 1833 erschienenen Broschüre „Sollen wir Magyaren werden", die mit Domoljúb Horvátovič gezeichnet war, und der „Apologie des ungarischen Slawismus" (1843) wird der evang. Pfarrer Samuel Hoič genannt, der ebenfalls in Tübingen studierte. Ein Bericht über die in den Jahren 1834 bis 1835 entstandene Chronik des evang. Pfarrers Andreas Csorba über den Bauernaufstand von 1831 in der Ostslowakei betont, daß dies eine soziale Bewegung gewesen sei, die mit panslawist. Bestrebungen nichts gemein gehabt habe. Einige jugoslawisch-slowak. Beziehungen aus jüngster Zeit werden ebenfalls aufgezeigt (Kukučín, Čajak). (Kl.)

---

70. Pakaslahti, Aaro: *Suomen politiikkaa maailmansodassa* (Finnische Politik im Weltkrieg). Parvoo-Helsinki: Werner Söderström. I. Teil 1933, II. Teil 1934. 216 S. + 315 S.

P. schildert die Bemühungen vereinzelter finn. Vertreter in Berlin, die Aufmerksamkeit maßgebender dt. Kreise seit Kriegsausbruch auf die finn. Frage zu richten. Diese Bemühungen führten bekanntlich zu dem Ergebnis, daß im Lockstedter Lager ein Schulungskursus für Finnen eingerichtet wurde, aus dessen Mitgliedern dann das aus Finnen zusammengesetzte 27. Kgl. Preußische Jägerbataillon hervorging. Obgleich P. wichtiges dt. Material noch nicht zugänglich war, gibt er doch ein bis ins Einzelnste gehendes, ausgezeichnet informierendes objektives Bild von den einschlägigen Vorgängen. Das mit äußerst kritischer Sorgfalt abgefaßte Werk ist auch ein absolut zuverlässiger, wichtiger Beitrag zur dt. Ölpolitik während des Weltkrieges. Schade, daß von dem Werk kein dt. Referat erschienen ist. Die Darstellung enthält zum Teil geradezu sensationell anmutende Details, wie die Angaben über die Pläne zu einem nordischen Bundesstaat, an dessen Spitze der schwedische Herrscher als Kaiser des Nordens stehen und der die fünf Staaten Schweden, Norwegen, Dänemark, Island und Finnland umfassen sollte. (A. B.)

---

71. Houdek, Ivan: *600 rokov z minulosti bývalého výsadného mesta Ružomberka 1318—1918* (600 Jahre aus der Vergangenheit der ehemaligen privilegierten Stadt Rosenberg). Ružomberok: Selbstverlag 1934. 72 S. 8°.

Auf Grund neuen Quellenmaterials, das zum Teil schon in den „Zprávach Liptovského muzea" (1931—33) veröffentlicht wurde, wird hier die Geschichte der Stadt Rosenberg in der Mittelslowakei von ihren Anfängen bis zur Staatsgründung der Tschechoslowakei für breite Kreise erzählt. Neben der Darstellung der durchaus nicht nur lokal gesehenen geschichtl. Ereignisse wird der Behandlung der kulturellen und wirtschaftl. Entwicklung der Stadt breiter Raum gewährt. Über Assimilations-

bestrebungen (z. B. im Schulwesen) und die slowak. Gegenbewegung (polit. Prozesse in Rosenberg) informiert die Arbeit gut. (L. S.)

72. Pataki, Vidor: *Az egri vár élete* (Die Geschichte der Erlauer Burg). Eger: Érseki Liceum 1934. 47 S. 10 Skizzen. 8°.

Vorliegende Monographie, welche die Ergebnisse der seit 1925 in Angriff genommenen neuen Ausgrabungen auswertet und die bisherigen Angaben mittels gründlicher archival. Forschung (Erlauer Archive, Wiener Hofkammer- und Kriegsarchiv) erweitert, setzt den Burgbau mit dem 13. Jh., nach dem Mongoleneinfall an und sucht auf Grund spärlicher Angaben die mittelalterl. Burg zu rekonstruieren. Bei Heranziehung bisher kaum verwerteter Rechnungsbücher skizziert P. Erweiterung und Ausrüstung der Burg unter italien. Baumeistern in der Renaissance-Epoche der Stadt, ferner das Schicksal der Burg in der Zeit der Türkenkriege! Eingehend wird die Befestigung und Aufteilung in eine innere und äußere Festung nach Wiener Plänen durch italien. und deutsche Baumeister geschildert, nachdem Erlau infolge des Verlusts von Ofen Schlüssel von Oberungarn wurde und sich 1552 unter Dobó türk. Übermacht gegenüber behauptete. Ein weiter Umbau erfolgte im Sinne des Wiener Hofkriegsrats (Pläne von Ferabosco und Baldigara) seit 1569, nach der Türkenbesetzung (1596—1687) tritt jedoch ein allmählicher Verfall der Festung ein. Die mit Skizzen ausgestattete Arbeit P.s bietet eine zuverlässige Grundlage zu weiteren Einzelforschungen, die auf Grund der im Gange befindlichen Ausgrabungen vorgenommen werden können. (Z.)

73. Tápay-Szabó, Gabriella: *Szeged erkölcsei a XVIII. században* (Die Sitten in in Szeged im 18. Jh.). O. O.: Selbstverl. 1933. 85 S. 8°. (Kolozsvár-szegedi ért. a magy. müvelödéstört. köréből 21.)

Die Dissertation stützt sich auf die z. gr. T. unveröffentlichte Materialsammlung von L. Tápay-Szabó. Im Magistrat der nach dem Abzug der Türken aufblühenden Stadt sind bereits 1712 Deutsche zu finden. Die Masseneinwanderung beginnt jedoch erst 1718, wobei die Zahl der deutschen Familien nach Verf. 200 nicht überschreitet. Die Arbeit geht auf die Ausgestaltung der kirchl.-kath. Einrichtungen und Verteilung der Pfarreien unter den einzelnen Orden ein (1789), bringt Belege für die protestantenfeindliche Haltung der Stadt bis Mitte des Jh.s, weist auf Massnahmen gegen Raitzen und Juden hin, welchen erst 1784 die Niederlassung gestattet wird. Verf. stellt sodann aus Ratsprotokollen und der Urkundensammlung von Reizner auf Familienleben, Sittlichkeit, Verbrechen, Strafen, Vergnügungen usw. bezügliche Stellen zusammen. Bemerkenswert sind die Reste matriarchal. Namengebung der Kinder bis 1879 und die Eidesformeln der städt. Hirten. (Z.)

74. Wick, Béla: *II. József Kassai látogatásai* (Josefs II. Besuche in Kaschau). Kaschau: Szent Erzsébet ny. 15 S. 8°.

Auf Grund der seinerzeitigen Magistrats-Protokolle und Parochial-Aufzeichnungen gibt Verf. eine knappe Schilderung von dem dreimaligen Besuch Kaiser Josefs II. in Kaschau in den Jahren 1770, 1773 und 1783. Die Darstellung befaßt sich mit der schlichten gewinnenden Haltung des Monarchen, dessen Andenken diese lokalpatriotische Studie gewidmet ist. (R. W.)

75. Stanglica, Franz: *Die Auswanderung der Lothringer in das Banat und die Batschka im 18. Jahrhundert.* Frankfurt a. M.: Selbstverlag des Elsaß-Lothringen-Instituts. 1934. 75 S. 8°. (Schriften des wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt, N. F. Nr. 12.)

S. bietet nach einer allgemeineren „Einleitung" (S. 1—10) eine sehr brauchbare Zusammenstellung des Lothringischen Siedleranteils an der donauschwäbischen Kolonisation. Verf. stützte sich hierbei in erster Linie auf die Wiener Archivbestände und zog auch die Literatur in befriedigendem Ausmaße heran. Ein fühlbarer Mangel ist es, daß sich Verf. zu sehr vom Aktenmaterial beeinflussen läßt, wodurch seine Darstellung mitunter eine etwas regestenhafte Form gewann, die besser zu vermeiden gewesen wäre. Damit hängt zusammen, daß er z. B. auch die weiteren Geschicke des französischen Elements viel zu kurz behandelt (vgl. S. 58—59), obwohl das gerade in diesem Zusammenhang sehr wünschenswert gewesen wäre. — Auch die Heranziehung der Literatur läßt manches zu wünschen übrig. (V—vec.)

76. Barabás, Samu: *Székely oklevéltár* (Szekler Urkundensammlung). 1219—1776. Bp.: Magy. Tud. Akademia 1934. XXXIII + 490 S. 4^0.

Vorliegende Urkundensammlung ist ein Ergebnis jahrzehntelanger Sammeltätigkeit und bietet eine lange Reihe völlig unbekannter Urkunden, die von großer Wichtigkeit sind. B. brachte auch Urkunden zum Abdruck, die bisher nur fehlerhaft vorlagen, was schon der Vollständigkeit halber zu begrüßen ist. Die Texte sind gewissenhaft und mit Überlegung bearbeitet. Einige Fehler erklären sich wohl aus den Schwierigkeiten bei der Korrektur der Bürstenabzüge (vgl. S. VI). Die Benutzung der Urkunden wird durch gute Inhaltsangaben (S. XI—XXXIII) und ein gewissenhaftes Register (S. 431—88) erleichtert. Aufschlußreich sind auch die Exkurse über gefälschte mal. Urkunden (S. 411—30). Der Wert der Veröffentlichung ist unbestreitbar. Gerade für die Volksbodenforschung wird sie von vielfachem Nutzen sein. Von besonderer Wichtigkeit ist die genaue Schreibung der Orts- und Personennamen, sehr bedauerlich dagegen die Unvollständigkeit der Sammlung. Die Urkunden aus dem 17. und 18. Jh. sind überaus lückenhaft und könnten sicherlich um das Mehrfache ergänzt werden. Die Urkunden von 1219 bis 1600 umfassen 192, die von 1601 bis 1776 nur 22 Nummern. (V—vec.)

77. Viszota, Julius: *Gróf Széchenyi István naplói* (Die Tagebücher des Grafen Stephan Sz.). Bd. IV. Bp.: Magyar történelmi társulat 1934. LXXII + 754 S. 1 Taf. 4^0. (Grof Széchenyi István összes munkái, Bd. 13.)

Dieser Band der großangelegten Tagebücherausgabe umfaßt die Zeit vom 1. Jan. 1830 bis zum 7. Mai 1836. Während der Wert der vorhergehenden Bände vor allem darauf beruht, daß sie über Sz.s Wesensgestaltung und innere Entwicklung berichten, erhalten wir jetzt Einblicke in Sz.s öffentliche Tätigkeit, die in diesen Jahren ihre entscheidende Bedeutung gewinnt. Seine Reformbestrebungen, die Reisen nach England und an die untere Donau erfahren eine überaus wertvolle Beleuchtung. Aufschlußreich ist der gehaltvolle biographische Abriß über Sz. in den Jahren 1830 bis 36 (S. III—LXXII), der die Benützung der Tagebuchaufzeichnungen in mannigfacher Hinsicht erleichtert. Auch der Anhang (S. 659—713), der vorwiegend die Meldungen von Geheimagenten über Sz. zum Abdruck bringt, ist dankenswert. Die Textbehandlung und Kommentierung ist auch in diesem Band äußerst gewissenhaft. — Hinzuweisen wäre darauf, daß z. B. die Schreibung serbokroatischer Orts- und Personennamen schwankend ist. S. 139^2 muß es Smederewo statt Smederowo heißen. S. 135^2 ist eine Wiederholung (vgl. S. 73^1). (V—vec.)

78. *Spomenica muške gimnazije u Kragujevcu* (Gedenkschrift des Knabengymnasiums in Kragujewatz). Kragujewatz: Selbstverlag 1934. 822 S. 8^0.

Aus dem reichen Inhalt dieser Gedenkschrift zum hundertjährigen Bestehen

des 1833 gegründeten Gymnasiums zu Kragujewatz ist vor allem der sehr interessante und wissenschaftlich gediegene Aufsatz M. M. Nikolitschs (Kragujevačka gimnazija, 1833—1933, S. 1—230 + 80) hervorzuheben. N. bietet nicht nur eine erschöpfende Geschichte dieser Lehranstalt, die vor allem als älteste Mittelschule in Altserbien von Bedeutung ist, sondern berücksichtigt hierbei auch weitgehend die allgemeinkulturellen Zustände in der Gründungszeit. Aus seinen Ausführungen wird ersichtlich, daß die geistigen Beziehungen zwischen Ungarn und Altserbien in der ersten Hälfte des 19. Jh.s nicht unwesentlich waren. Die ersten Professoren am Gymnasium hatten durchwegs ihre Studienzeit in Ungarn verbracht (vgl. S. 230/2—230/27). — In den dreißiger Jahren wurde am Gymnasium Ästhetik nach Schedius gelehrt (S. 62). — Die kulturellen Zusammenhänge mit Ungarn machen sich aber nicht nur im Schulwesen bemerkbar, sondern wirken sich auch in den übrigen Lebensformen des neuen Staatswesens aus. Abgesehen von den Anregungen auf dem Gebiete der Musik (vgl. S. 46 bis 49) und Malerei (vgl. S. 44—45) ist auch bemerkenswert, daß die Anfänge des altserb. Theaters mit der Entwicklung in Ungarn zusammenhängen. Der aus Baja gebürtige Joachim Wujitsch, der 1835 in Kragujewatz das erste serb. Theater gründete, war in den zehner Jahren Lehrer an der serb. Schule in St. Andrä (Szent Endre) und trat zum erstenmal auf der Bühne im ungar. Theater zu Pest im Jahre 1813 auf (vgl. S. 51). Infolge dieses interessanten Tatsachenmaterials dürfte N.s Aufsatz auch für die deutsche wie ungar. Forschung in mancher Hinsicht von Belang sein. (V—vec.)

79. Angyal, David [Hrsg.]: *Jahrbuch des Graf-Klebelsberg-Kuno-Instituts für Ungarische Geschichtsforschung in Wien.* IV. Jhrg. Bp.: 1934. 4^0, 443 S. 2 Taf.

Dieser Band, der Valentin Hóman gewidmet ist, enthält in gewohnter Fülle eine Reihe wertvollster Beiträge, die sämtlich von ehemaligen Schülern Hómans stammen und sonach auch einen Überblick über dessen mannigfaltige Anregungen gewähren. Naturgemäß überwiegen die rein geschichtlichen Aufsätze. Von diesen heben wir u. a. hervor die sehr instruktive Studie P. v. Váczys („Stephan der Heilige als päpstlicher Legat", S. 27—41), die das Verhältnis Ungarns zur Kurie im frühen Mittelalter beleuchtet, sowie die gehaltvollen Beiträge J. Déers („Gemeinschaftsgefühl und Nationalbewußtsein in Ungarn im 11.—13. Jh.", S. 93—111 [ung.]) und G. Salacz's („Das Vatikanische Konzil und das Placetum", S. 392—433 [ung.]), die uns beide über bisher völlig vernachlässigte Fragen dankenswerte Aufschlüsse gewähren. Die stattliche Zahl wirtschaftsgeschichtl. Aufsätze (z. B. E. Lederer, „Die Leinwandweberei der Stadt Bartfeld im 15. Jh.", S. 150—58 [ung.]; G. Komoróczy, „Die polnische Handelspolitik des 16. und 17. Jh.s und die ung. Weinausfuhr", S. 254—66 [ung.]; Cs. Csapody", Die Auflassung der Zollgrenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen i. J. 1784", S. 364—78 [ung.]) zeigen, daß die wirtschaftsgeschichtlichen Studien für Ungarn fortschreitend an Bedeutung gewinnen. Sehr interessant sind ferner die literaturgeschichtl. Studien E. Mályusz' („Die Toldy-Sage", S. 126—49 [ung.]) und A. Fekete-Nagys („Johann von Küküllö, 1320—1394", S. 126—49 [ung.]). Schließlich möchte ich noch auf den wertvollen Aufsatz St. Sinkovics's hinweisen („Lebende und tote Dörfer, Bevölkerungswechsel im Graner Komitat während und nach der Türkenzeit, S. 267—82 [ung.]), der an einem guten Beispiel die Voraussetzungen aufzeigt, die zu den so bedeutsamen Bevölkerungsverschiebungen im 17. und 18. Jh. Anlaß gaben. (V—vec.)

80. Milleker, Felix: *Geschichte der Gemeinde Banatski Karlovac* (Karlsdorf). 1803—1934. Wrschatz: I. E. Kirchners Wittwe 1934. 63 S. 8^0.

81. Ders.: *Der Anfang der deutschen Schule im Banat. 1716—1740.* Wrschatz: I. E. Kirchners Wittwe 1934. 16 S. 8°.

M. schenkt uns zu der langen Reihe Banater Ortsmonographien nun auch eine Geschichte der Gemeinde Karlsdorf, die erst im Jahre 1803 gegründet wurde und heute zu den bedeutendsten deutschen Gemeinden des südslaw. Banats zählt. Die anspruchslose Form der Arbeit darf einen nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich um eine sehr wertvolle Zusammenfassung handelt, die über das Lokalgeschichtliche hinaus u. a. gerade der Sprachinselkunde allgemein interessantes Material bietet. So gab es 1880 in Karlsdorf noch 263 sog. Kraschowaner (römisch-katholische Serben), die in den folgenden Jahrzehnten durch die gemeinsame Religion, Mischehen und den Umgang mit dem Deutschtum völlig eingedeutscht wurden. Die erste Heirat zwischen Deutschen und Kraschowanern fand um 1870 statt. Heute sprechen nur noch zwei Familien kraschowanisch (S. 34). — Der Aufsatz über das dt. Schulwesen bietet eine dankenswerte Übersicht. Das dt. Schulwesen setzte meistens unmittelbar nach der Besiedlung ein. Temeschburg wurde z. B. am 13. Oktober 1716 durch den Prinzen Eugen eingenommen und schon im Frühjahr des folgenden Jahres setzte der dt. Elementarschulunterricht ein. Auch in den dt. Dörfern kam es stets bald zu Schulgründungen. Zu begrüßen sind die genauen Quellenangaben sowie die Heranziehung ungedruckten Materials aus den einzelnen Pfarrarchiven. (V—vec.)

4. Volks- und Landeskunde.

82. Nagy, Ivan, vitéz: *Öt világrész magyarsága* (Das Ungartum in fünf Erdteilen). Bp.: Magyar Szemle Társ. 1935. 80 S. 2 Kten. 8°. P. 0,80 (Kincsestár 1).

Im Rahmen einer Veröffentlichungsreihe, welche die Ergebnisse neuzeitl. Forschung auf einzelnen Wissensgebieten, sowie innerhalb heute besonders wichtiger Problemkreise zusammenfaßt und weiteren Kreisen vermittelt, legt N. eine vorwiegend statist. Bestandsaufnahme des Ungartums vor. Einleitend wird auf den starken Bevölkerungsverlust Ungarns durch Auswanderung vor dem Weltkrieg hingewiesen (1899—1913: 1390525 Personen, vor allem nach den Ver. Staaten); die Auswanderung in der Nachkriegszeit (1920—30: 52383) richtet sich nach Kanada, Südamerika und den europ. Staaten. Auf Grund amtl. Zählungen, deren Ergebnisse Verf. für die Nachfolgestaaten zu berichtigen sucht, erfolgt eine nach Ländern geordnete Zusammenstellung der statist. Angaben über das Ungartum (mit Hinweis auf ungar. Siedlungsgebiete), die mit Rücksicht auf die politische Zählung der Nachbarländer, Fehlen der Daten bzw. Eigenart der Erhebung in einzelnen außereurop. Ländern selbstverständlich zu einem Teil nur Schätzungen enthält. Die Zahl des Gesamtungartums wird mit über 12 Millionen angesetzt, davon leben in Ungarn rd. 8, in den Nachfolgestaaten 3,39, in den Ver. Staaten 0,58 Millionen. N. berichtet sodann von der kirchl. Organisation des Auslandsungartums, von Schulen, Vereinen und Presseorganen (45—60 ung. Zeitungen in den Ver. Staaten). Als wichtigste Aufgaben betrachtet N. den Ausbau einer umfassenden Organisation mit Hilfe der vorhandenen Stützpunkte, die Aufstellung eines Minderheiten-Instituts in Ungarn, besondere Pflege der Schulen im Auslande, Organisation der Büchersendungen, des Urlauberverkehrs usw. (Z.)

---

83. Nyilas-Kolb, Jenő (Hrsg.): *Budapester Bilderbuch.* 171 S.

84. Ders.: *Debreceni képeskönyv* (Debreziner Bilderbuch). 122 S.

Bp.: Somló o. J. 8°. *Magyar tájak, magyar városok* (Ungar. Landschaften ungar. Städte) II.—III.

In dem Bp.-Buch stehen kunst- und kulturgeschichtl. Gesichtspunkte im Vordergrund, die Denkmäler sind in zeitlicher Folge angeordnet, am Anfang stehen einige

schöne alte Holzschnitte und Stiche (Alt hätte auch unbedingt eine Seite verdient), am Ende Aufnahmen von der St. Stephans-Festwoche. Das D.-Buch gibt einen Durchschnitt durch die Gegenwart; auf einige Fliegeraufnahmen folgen Bauten und Anlagen, dann Motive aus den Sammlungen der Stadt, endlich einige, leider etwas romantisierende Bilder der Puszta Hortobágy. Die Bände sind in erster Linie als Bilderbücher für Reisende gedacht und legen das Hauptgewicht auf die wirksame Zusammenstellung alles dessen, was „gezeigt werden kann"; das Leben der Städte erscheint leider nur durch schmale Spalten und auch dann hauptsächlich als Sehenswürdigkeit (z. B. Bp.er Korso, Bäder, Markt in Debrezin, Hirtenmahlzeit am Hortobágy). Das gebotene Bildermaterial ist aber sehr reich, es wird vor allem mit gut ausgesuchten kleinen Einzelmotiven bereichert. Deutsche, franz., engl. und italien. Überschriften und knappe, gute, nur selten zu korrigierende Erläuterungen ergänzen die mustergültig ausgestatteten Bände, die einen erfreulichen Fortschritt der im besten Sinne gemeinten ungar. Kulturpropaganda zeigen. (y.)

---

85. Féja, Géza (Hrsg.): *Mesélő falu* (Das Märchen erzählende Dorf). Bp.: Egyet. ny. o. J. 231 S. 8°.

Eine Arbeit von großem kulturellen Wert bedeutet die vom Verf., einem jungen ungar. Volkskundler, herausgebrachte Sammlung ungar. Volksmärchen. Nicht wissenschaftliche Beweggründe leiteten ihn bei dieser Zusammenstellung, sondern der Wunsch, dem Volk zurückzugeben, was aus ihm hervorwuchs. So hat er auch nur wenig stilistische Änderungen vorgenommen, vielmehr die dunkle Sprache alter Märchen beibehalten. Alte Sprichwörter und farbenfreudige Lebendigkeit des Ausdrucks, Einfachheit und Reichtum in stetem Wechsel spiegeln die Urkraft der magyar. Volksseele in ihrer Vielfältigkeit, zeigen eine Volksdichtung in ihrer erquickenden Natürlichkeit. Seine besondere Note erhält das Buch durch die künstlerischen Holzschnitte Karl Harmos'. (Mdt.)

---

86. Gogolák, Lajos: *Csehszlovákia* (Tschechoslowakei). Bp.: M. Szemle Társ. 1935. 79 S. 8°.

Vorliegende Arbeit, die breiten Kreisen eine erste Information über Wesen und Probleme des tschechoslowak. Staates geben will, ist eine ganz vorzügliche Zusammenfassung der geschichtl. Entwicklung und eine übersichtliche, gründliche und sachliche Darstellung des inneren Aufbaus, der außenpolit. Linie, der nationalen Struktur und des Minderheitenlebens dieses Staates. Von Verständnis zeugen auch die Abschnitte über die tschech. Gesellschaft und die deutsche Frage. Die Behandlung des slowak. Problems hätte noch breiter sein können. Gute Literaturangaben. (L. S.)

87. Husek, Jan: *Hranice mezi zemí Moravskoslezskou a Slovenskem* (Die Grenze zwischen den Ländern Mähren-Schlesien und der Slowakei). Knihovna sboru pro výzkum Slovenska a Podkarpatské Rusi při Slovanském Ustavu v Praze. číslo 5. (No. 5 der Bücherei des Ausschusses zur Erforschung der Slowakei und Karpathorußlands beim Slawischen Institut in Prag.) Prag: Verlag des Ausschusses . . . 1932. 378 S. 8°.

Wenn jede echte Wissenschaft von einer bestimmten Haltung getragen und damit ihre Fragestellung von vornherein gegeben ist, so gilt dies besonders für die „politischen" Wissenschaften, zu denen die „Ethnographie" zweifellos gehört. Verf. untersucht die Frage, inwieweit die tausendjährige Grenze zwischen Ungarn und den Ländern der Wenzelskrone für die volkliche Scheidung von Tschechen und Slowaken von Bedeutung ist. Er kommt zu dem Schluß, daß sich die Grenze in fast allen ihren

Abschnitten nur auf gewisse unmittelbar staatlich bestimmte Lebensgebiete auswirkte. Soweit sie Unterschiede anderer Art schuf, sind diese nicht wesentlich, sondern es läßt sich soviel sagen, daß die Slowaken auf der alten ungar. Seite hinter den Bewohnern der anderen Seite „um ein bis zwei Generationen zurück sind". Diese Art des Urteilens zeigt sich an vielen Stellen des Buches: sie deutet auf eine eindeutige westeuropäische Bejahung des „Fortschritts" hin. Im Gegensatz zu den geringen Unterschieden, die west-östlich gelagert sind, arbeitet Verf. entscheidendere heraus, die in nordsüdlicher Lagerung über die alten politischen Grenzen hinübergreifen. Die verschiedensten Lebensgebiete und dementsprechend die verschiedensten Disziplinen werden zur möglichst weitreichenden Unterbauung dieser politischen These herangezogen. Die Arbeit selbst müßte man wohl irgendwie zwischen die „politische Volkskunde" und die „géographie humaine" einordnen. Ihr wissenschaftl. Standort ist in bezug auf die beiden genannten Disziplinen anderseits wohl insofern negativ zu bestimmen, als zu breit auf Tracht, Brauchtum und Volkskunst und zwar oft ohne wesentliche Deutung, dagegen viel zu wenig auf andere Erscheinungen eingegangen wird. Es werden eine sehr große Anzahl von Einzeltatsachen zusammengetragen und zwar aus Geographie, Siedlungsgeschichte und polit. Volkskunde, selbst Rassefragen werden einbezogen. Für verschiedene Disziplinen werden ganz außerordentlich gründliche Berichte geliefert, jedoch tritt Verf. mit seiner eigenen Auffassung oft stark zurück. Bei aller methodischen Vorsicht der Statistik gegenüber darf wohl gesagt werden, daß bei deren sinnvoller Auswertung die örtlichen Beobachtungen d. Verf.s (z. B. über die bäuerlichen Grundbesitzverhältnisse) noch recht gut abzurunden gewesen wären. Im allgemeinen gelingt es dem Verf., aufzuzeigen, daß keine schroffe Volksgrenze, sondern eine Übergangszone beiderseits der politischen Grenze vorhanden ist. Dies gilt auch für die insbesonders vom Sprachlichen her erörterte Teschener Frage. Grundsätzlich ist eines hervorzuheben: Grenzen sind nicht aus ihrer Linienführung an sich und aus den Verhältnissen des Grenzgebietes zu bestimmen, sondern stets nur von den Mittelpunkten und ihren politischen Systemen aus, deren Wirkungen hier enden. Ohne die Einbeziehung des „Hinterlandes", das ja auf beiden Seiten der ehemaligen politischen Grenze ein sehr verschiedenes Gefüge aufweist, ist also auch ihr Sinn nicht eindeutig zu bestimmen. (Kl.)

88. Kaser, Hans: *Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutschtums* (Beiträge zur Siedlungsgeographie). Mit 1 Karte, 3 Deckblättern und 17 Skizzen. Breslau: Priebatsch's Buchhdl. 1934. VIII, 196 S. 8°.

Wenn Verf. auf Grund des Siedlungsvorganges, der Sprachlandschaft und der Siedlungsformen den Volks- und Kulturboden einer dt. Gruppe zu bestimmen versucht, so folgt er darin der von Hanika angewandten Methode (siehe UJb. Bd. XIV, S. 297, Rez. 128). Wir gewinnen aus der Darstellung von K. zweifellos eine Übersicht über das Gesamtgebiet, die sich in ihrem histor. Teile jedoch weit mehr auf die Literatur als auf die Quellen stützt. Hier soll im wesentlichen nur auf das Historische eingegangen werden. Eine Schwierigkeit ist in der Art der Auswertung des Stoffes zu erkennen: Verf. stellt einerseits eine Reihe von Angaben noch nicht völlig ausgewertet und durchgearbeitet nebeneinander, stößt anderseits zu außerordentlich schwerwiegenden Gesamturteilen vor, die häufig sehr gewagt erscheinen. Eine weitere Schwierigkeit ist bei der begrifflichen Durcharbeitung festzustellen: neben einigen wirklich geglückten Begriffsbildungen stehen eine Reihe von sehr anfechtbaren. Von den gewagten Gesamturteilen mögen nur einige angeführt werden. So S. 29: „Berücksichtigt man außerdem, daß sowohl der Hofadel als auch die adligen Verwaltungsbeamten und die adligen Kleinstaatregenten größtenteils deutsch waren,

so ergibt sich, daß die kulturtragenden Schichten in der Slowakei um 1350 deutsch waren. Auch rein zahlenmäßig hatten sie wahrscheinlich das Übergewicht". Nun ist der Hofadel (?) unter den Anjous zum Teil durch deren Herkunft bestimmt; auch im heutigen Karpathenrußland saßen z. B. die Drugeths, in der heutigen Slowakei kämpfte außerdem gegen die Anjous eine hochadlige Fronde slowak. und magyar. Herkunft. Vor allem kann man für diese Zeit doch wohl nicht Städte und Adel ohne weiteres unter der einheitlichen Benennung „Oberschicht" zusammenfassen. Zahlenmäßige Angaben sind bei unsicheren Unterlagen stets bedenklich: unter diesem Gesichtspunkt möge auf die Behauptung auf S. 34 hingewiesen werden: „Ohne Zweifel stammt mindestens die Hälfte, wenn nicht gar ein größerer Teil der Bevölkerung der Slowakei von deutschen Vorfahren ab" und auf S. 103: „Jedes Kind in Ungarn, jeder Deutsche, Madjare und Slawe weiß, daß die Zipser Deutschen zusammen mit den Siebenbürger Deutschen im Vorkriegsungarn mehr als die Hälfte der ungarischen Beamtenstellen und sonstigen gehobenen Posten innehatten." Dies heißt sowohl die Assimilation aus anderen deutschen wie auch aus fremden Gruppen und die Stellung des magyar. Adels unterschätzen! Als begrifflich besonders geglückt kann die Kennzeichnung der Städtebünde als „autonome Glieder des Staates Ungarn" bezeichnet werden, als unzutreffend hingegen die der Habaner als deutscher Stamm. Eine dt. Volksgruppe zunächst von dieser selbst aus, von der Wirkung dt. Einflüsse und von dt. Mutterland aus zu sehen, ist selbstverständlich richtig, aber die Geschichte der fremden Umwelt muß trotzdem eine sinnvolle Wertung erfahren: die Gesetze von 1608/09, die zweifellos die Stellung des dt. Bürgertums in den Städten Oberungarns untergruben, bedeuteten nicht die Einrichtung einer „magyarischen Diktatur", sondern zunächst die gesetzliche Unterstützung eines Adels, der nach der Besetzung des Flachlandes durch die Türken sich in seinen letzten Fluchtpositionen zur Geltung zu bringen sucht. Daß auch westlich des Passes von Miawa Slowaken siedeln, möge erwähnt werden. — Leider ist das Deckblatt nur mit größter Anstrengung lesbar und bei der Grundkarte ohne Ortsangaben fällt eine sinnvolle Lokalisierung schwer. (Kl.)

89. Lichtenecker, Norbert: *Geographischer Jahresbericht aus Österreich.* Im Auftrage des Geographischen Institutes an der Universität Wien (Hrsg.). XVII. Bd. Wien u. Lpz.: Fr. Huticke 1933. 905. 8 Textabb. 5 Kunstdrucktafeln. 8°.

Bis auf einen Aufsatz (G. Werner, Das Deutschtum des Übermeergebietes) befassen sich die Arbeiten mit dem Deutschtum der Slowakei. W. Winkler (Bevölkerungsstatistisches über die Deutschen der Slowakei) kommt zu dem Ergebnis, daß im ganzen gesehen das deutsche Volkstum zahlenmäßig bedroht ist. Hingegen stellt W. Kuhn fest, daß in einzelnen Teilen des Gesamtsiedlungsgebietes das Deutschtum dank der geograph. Schutzlage in seinem Bestand geschützt ist, wenngleich diese wieder Ursache eines kulturellen Zurückbleibens ist, was aber nicht mit kulturunfähig gleichzusetzen ist. Das Gebiet von Kremnitz-Proben bietet außerdem einen außerordentlichen Reichtum deutscher Volkstumskultur. (Die Bedeutung der geographischen Schutzlage für Kremnitz, Deutsch-Proben und andere deutsche Sprachinseln.) Bruno Schier (Das deutsche Bauernhaus der Slowakei) sieht hier gerade ein augenfälliges Beispiel für das west-östliche Kulturgefälle. Die Auswirkung der mitteleurop. bäuerlichen Hochkultur auf den osteurop. Raum wird am Wohnwesen gezeigt: Dachformen, Hauswände, Türbildung etc. Die deutsche Wohnkultur wurde zum großen Vorbild des Westslawentums. — A. Malaschofsky: Deutsch-Proben, intensiviert die Ausführungen Kuhns. Das Deutschtum (in 10 Gemeinden) ist hier rein erhalten, der Volksboden hat kaum Einbuße erlitten. Das Gebiet leidet an Übervölkerung, die eine Verelendung im Gefolge hat. (l. sp.)

90. Pancratz, Arnold: *Die Gassennamen Hermannstadts. Ein Kulturbild.* Hermannstadt: Krafft & Drotleff 1935. 78 S. 8⁰ (Deutscher Sprachverein in Rumänien, 1. Heft).

Mit dieser Schrift wird eine Reihe eröffnet, die sich die Sorge um die Sprache angelegen sein lassen will. Damit soll eine Ergänzung zu den Arbeiten des Landeskundevereins, die sich vorab der Geschichte zuwandten, gegeben werden. Hier handelt es sich aber um eine Sache des „täglichen Kampfes", um die „Daseinsfrage des Volkes", durch die überhaupt jede Forschertätigkeit ihren Antrieb und Sinn bekommt, wie Verf. eingangs bemerkt. Wie die Sprache (Hochsprache u. Mundart) das soziale und kulturelle Leben des sächsischen Volkes in den Gassennamen einer Stadt widerspiegelt, legt Verf. durch Verknüpfung der Gassennamen mit histor. Reminiszenzen dar. Die Aufgabe und der Erfolg solcher Untersuchungen sei, daß beim Hören und Lesen der Namen jeweils das geschichtliche Leben und sein Anspruch an die Gegenwart bewußt werde. (l. sp.)

91. Gesemann, Gerhard: *Der montenegrinische Mensch* (Zur Literaturgeschichte und Charakterologie der Patriarchalität). Prag: J. G. Calvesche Univ.-Buchhdl. 1934. 222 S. 8⁰.

Die histor. und heroische Anekdote ist neben dem Volksepos der Serbokroaten, das allein nur bisher Gegenstand unseres Interesses und wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen ist, die Literaturgattung, in der sich der Menschentypus der Patriarchalität, der Stämmler, am ursprünglichsten und eindringlichsten selbstgestaltet. G. versucht nun aus dem reichen künstlerischen Material, das ihm in den Sammlungen von Pavićević, Cerović, auch Šobajić und besonders von dem „allerbesten aller Montenegriner" Marko Miljanov in seinen „Primjeri čojstva i junaštva" vorliegt, eine psychologische Deutung des Crnogorcen zu geben und den Lebensstil dieses Volkes darzustellen. G. wählt die Anekdote, die er stilkritisch erläutert und von anderen volksliterar. Erzählungsarten abgrenzt, weil sie im Gegensatz zum Volksepos, das überzeugendste Material für eine Charakterzeichnung dieses Menschen- und Sozialtypus bringt. Den Vergleich mit der altisländischen Saga kann er nur kurz anführen. Aus der Fülle der ausgezeichnet ausgewählten und übersetzten Kurzgeschichten und ihrer bis ins einzelne gehenden, kritischen Ausdeutungen formt er ein reizvolles Bild dieses einst so übelbeleumdeten Menschenschlages. Es ist ein künstlerischer und menschlicher Gewinn, dieses „Alfrescogemälde des montenegrinischen Menschen" und die „Verwirklichung einer heroischen Lebensart in einer ganzen und geschlossenen Volksgemeinschaft" auf so lebendige Art vorgezeichnet zu erhalten.

(L. S.)

92. Pavićević, Mićun M.: *Crnogorci u pričama i anegdotama* (Die Montenegriner in Erzählungen und Anekdoten). Ljubljana 1934. (S. A. aus „Etnolog" VII. Glasnik Etnografskog Muzeja u Ljubljani 1934) S. 149, 165. 8⁰.

Verf. der bisher schon eine große Anzahl von Sammlungen montenegrin. Anekdoten herausgab, die, obwohl sie den stilkritischen Anforderungen der Wissenschaft nicht immer entsprachen, doch eine stofflich reiche und gute Ausbeute brachten, veröffentlicht hier wieder vier Anekdoten mit vollständiger franz. Übersetzung. — Eine Auswahl dieser prachtvollen Kurzgeschichten soll in Kürze in der „Bücherei Südosteuropa", besorgt von der deutschen Akademie, in deutscher Übertragung erscheinen. (L. S.)

93. Brežnik, Pavel: 1. Die Mundart der hochdeutschen Ansiedelung Franztal in Jugoslavien. 2. Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen. Belgrad: 1935.

78 S. 8⁰ (Bibliothek des Germanistischen Institutes der Belgrader Universität, II).

Nach einem anspruchslosen allgemein-geschichtl. Überblick über die Geschichte der in der unmittelbaren Nähe Semlins liegenden Gemeinde untersucht B. an Hand der Wenkerschen Sätze, deren Franztaler Originale abgedruckt werden, die Mundart der Gemeinde (S. 17—35). B. gibt ferner eine Lautstatistik der Mundart (S. 36—56) und teilt einiges aus dem Wortschatz mit (S. 57—58). Das Ergebnis seiner Untersuchungen ist, daß die Durchdringungsmundart Franztals rheinfränkisch ist, deren Urheimat in der nordöstlichen Ecke von Deutsch-Lothringen, in der Rheinpfalz und im nördlichen Teil von Baden zu suchen sein dürfte (S. 59—65). Trotz der sichtlichen Gewissenhaftigkeit, mit der B. seine Untersuchungen durchführte, hat es doch den Anschein, daß er den Stoff nicht immer zu meistern verstand, was vor allem im geschichtlichen Teil zum Ausdruck kommt, der denkbar dürftig ist. — In seinem kürzeren Aufsatz über die Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen (S. 67—78) bietet B. vor allem eine Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Gerta HUSS und Misch OREND, deren Versuche, die Herkunftsfrage durch systematische Vergleiche der Ortsnamen vorwärts zu bringen, von B. abgelehnt werden. (V-vec.)

94. *Revue Internationale des Études Balkaniques.* Belgrad: Balkaninstitut 1934. Bd. I. 340 S. 8⁰. Hrsg. von P. Skok-M. Budimir.

Die neue vom Belgrader „Balkaninstitut" herausgegebene Zeitschrift will eine publizistische Sammelstelle der Balkanforschung schaffen und ihrer systematischen Vertiefung den Weg bereiten. In einem einleitenden Artikel („But et signification des Études Balkaniques""), umreißen die Herausgeber die Aufgabenkreise der Zeitschrift und arbeiten die Richtlinien der Balkanforschung mit bemerkenswerter Klarheit heraus. Voraussetzung dabei ist die Einheit der Balkanhalbinsel, die in der wissenschaftl. Arbeit stärker zur Geltung kommen müsse. Die Forschungen der einzelnen Balkanländer müßten miteinander mehr Fühlung gewinnen, die die Zusammenhänge und das Tatsachenmaterial viel geschlossener hervortreten lassen würde. Im Inhalt des ersten Bandes überwiegt noch das Philologisch-Volkskundliche. Themen, die die Neuzeit berühren, fehlen so gut wie gänzlich (Eine Ausnahme bildet der interessante Artikel P. P. Panaitescu's, „Un épisode des relations serbo-roumaines en 1844". Aus dem Inhalt erwähnen wir noch die Aufsätze von N. Jorga („Ragusains à Coron"). J. Ancel („L'Unité balkanique"), E. Schneeweiß („Fremde Beeinflussungen im Brauchtum der Serbo-Kroaten"), S. Stefanović („Die Legende vom Bau der Burg Skutari") und B. Konstantinović („Zur Demographie der Balkanslawen"). Es wird notwendig sein, eine gewisse Einseitigkeit im Inhalt, die am Anfang eines solch großangelegten Unternehmens schwer vermeidbar ist, im Laufe der Zeit auszugleichen. Das stattliche Verzeichnis der Mitarbeiter berechtigt zur Hoffnung, daß die neue Zeitschrift ihrem Zweck entsprechen wird. (V-vec.)

---

5. Wirtschaft. Statistik. Bevölkerungslehre.

95. Hobus, Gottfried: *Wirtschaft und Staat im südosteuropäischen Raum 1908—1914.* München 1934, Ernst Reinhardt, 207 S. 8⁰ (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 20). Brosch. 4.80 RM.

H.s Arbeit stellt einen außerordentlich dankenswerten Versuch dar, das Problem Wirtschaft und Staat aufzurollen, wie auch das österr.-ungar. Problem in den entscheidenden Jahren vor dem Kriege mit Hilfe der neuesten Aktenpublikationen zu beleuchten. Die wirtschaftl. und außenpolit. Möglichkeiten der Donaumonarchie,

durch den Artikel VII des Dreibundvertrages begrenzt, gehen in drei Richtungen zum Balkan: zur Adria, nach Saloniki, längs der Donau. Diese „Kraftlinien" werden durch fremde Querwege gekreuzt: durch Rußland, den Schirmherrn der Orthodoxen und Südslawen (Serben), und durch Italien (an der Adria). Im einzelnen werden diese Wege analysiert, und es wird gezeigt, wie sie sich schließlich in einem Knoten verknüpfen, den nur der Weltkrieg lösen konnte. Der Schluß führt nochmals zu Begriffsbestimmungen, die ebenso wie die der Einleitung — wo es sich bei der Gegenüberstellung von „Einzelligkeitsgedanken" und „Gemeinschaftsgedanken" in ihrer zeitlichen Abfolge doch auch fragen ließe, ob ihre Umkehrung nicht ebenfalls vielleicht wahrscheinlicher sei — allzu sehr den Charakter der Konstruktion tragen. H. ist Aktenforscher; nationalökonom. Unkenntnisse sind stark spürbar; es fehlen z. B. wichtige Probleme, die sich aus der Standorttheorie ergeben. Theoretisch wie praktisch sind natürlich sehr viele Bücher über die Beziehung zwischen Wirtschaft und Staat in der Außenpolitik eines größeren Landes geschrieben worden, — aus Unkenntnis leugnet H. deren Existenz. Er gerät auch in den großen Fehler, außenpolitische Akten für dieses Problem als alleinige Quelle heranzuziehen, — wobei es gerade über dieses Gebiet auch sehr wichtige handelspolit. und wirtschaftspolit. Akten gibt (z. B. nur Gratz-Schüller und Spitzmüller-Hammersbach). Dadurch kommt auch gar nicht der grundlegende (an sich nationale), aber auch handelspolit. sich auswirkende Gegensatz zwischen Ungarn und Österreich zum Ausdruck (besonders wichtig im Verhältnis zu den Balkanstaaten in der Viehfrage u. ä. m.). Durch das voreilige Konstruieren werden manche Tatbestände ganz umgebogen (z. B. das Italien-Bündnis), andere kommen zu kurz (der Donauweg, Donauschiffahrt etc.). Gerade ein solches Aktenstudium müßte zu dem umgekehrten Verfahren führen: erst das Material wirken zu lassen und dann zu versuchen, Wege darin zu bauen und zu konstruieren. (l. sp.)

96. *Magyar Statistikai Évkönyv* [Ung. Stat. Jahrbuch]. Hrsg. vom Ung. Kgl. Stat. Zentrallandesamt. Neue Reihe, Band XLI. Bp.: 1934, 428 S. Preis P. 6.—.

Das stat. Jahrbuch 1934 liegt in gewohnter Ausstattung und mit z. T. erweiterter Gliederung vor. Der ungar. Teil wird in hergebrachter Weise durch einen internationalen Abschnitt ergänzt. In den Abschnitten: Klima, Gebiet, Bevölkerung, öffentliches Gesundheitswesen; soziale Fragen; Volkswirtschaft; Bildung, Unterricht und Kirche; Staats- und Verwaltungsleben werden umfangreiche Daten mitgeteilt, die aber leider einem ausländischen Leser nicht zugänglich gemacht worden sind. An dieser Stelle wurde schon früher in Vorschlag gebracht, zumindest die tabellarischen Übersichten mit einer Übersetzung in eine westeuropäische Sprache zu versehen. (-r.)

97. *A magyar gazdaságkutató intézet gazdasági helyzetjelentése* [Wirt. Situationsbericht des ungar. Instituts für Wirtschaftsforschung]. Nr. 25. Bp.: Febr. 1935, S. 132.

Der Situationsbericht stellt eine Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage Ungarns fest. Die schwierige Lage der Devisenbewirtschaftung hat sich durch die Änderung der Clearingsverträge weiter verschlechtert. Der Aktienkursindex stieg um 37% (1927 = 100), der Kursindex der festverzinslichen Werte seit Anfang Dezember um 21%. Von Ende Sept. 1933 bis Ende Januar 1935 ist der Großhandelsindexziffer der landwirtschaftlichen Produkte um 25% gestiegen, während die der industriellen Halb- und Fertigfabrikate um 6% gesunken ist. (—r.)

98. *Magyarország 1933. évi külkereskedelmi forgalma.* Magy. Stat. Közlemények, Uj Sorozat, 85. Kötet. (Ungarns Außenhandelsverkehr im Jahre 1933, Ungar. Stat. Mitteilungen, Neue Reihe, Band 85.) Bp.: 1934. 511 S., Preis P. 13.—.

Der mengenmäßige und preismäßige Schrumpfungsprozeß des Außenhandelsverkehrs hat sich im Jahre 1933 nicht mehr fortgesetzt. Die Gesamteinfuhr betrug 312.6 Mill. P. und die Gesamtausfuhr 391.3 Mill. P., so daß ein Aktivsaldo von 78.7 Mill. P. entstand. Unter Zugrundelegung der Preise des Jahres 1920 würde sich der Einfuhrwert auf 65 Mill. P. und der Ausfuhrwert auf 205 Mill. P. stellen. Die letzten Zahlen zeigen die Verschiebung der landwirtschaftlichen und industriellen Preise der letzten 15 Jahre und ihre Auswirkung auf Außenhandel und Zahlungsbilanz Ungarns in eindeutiger Weise. An der Einfuhr nach Ungarn beteiligten sich Österreich mit 19.9%, Tschechoslowakei mit 10,1%, Rumänien mit 7.75%, Jugoslavien mit 6.1% und Deutschland mit 19.6%. Ungarns Ausfuhr ging zu 27% nach Österreich, 11.1% nach Deutschland, 7.7% nach Großbritannien, 7.3% nach der Tschechoslowakei, 8.6% nach Italien. In der nennmäßigen Zusammensetzung der Ein- und Ausfuhr hat sich kaum etwas geändert. Die ausführliche Besprechung der Erhebungsmethoden, der Technik der Veröffentlichung, der Beschriftung der Tabellen ist schon in früheren Jahren erfolgt, so daß hier auf eine Wiederholung verzichtet werden kann. (—r.)

99. Szalay, Zoltán: *A magyar textilipar kialakulása és fejlődése* (Ausgestaltung und Entwicklung der ungar. Textilindustrie). M. Stat. Sz. Jg. 13 (1935). H. 4—5. S. 296—306.

Die von Sz. mitgeteilten Ziffern beleuchten Maß und Umfang der textilindustr. Entwicklung in Nachkriegs-Ungarn und damit den wichtigsten Faktor der neueinsetzenden Industrialisierung. Nach dem Verlust von rd. 60% der Textilbetriebe durch Trianon ist im Zeitraum 1921—1933 eine rd. 175%ige Zunahme der im Betrieb befindl. Fabriken zu verzeichnen (von 106 auf 292). Der Index der beschäftigten Arbeiter (1921: 100) zeigt im J. 1933: 387,3. Während 1921 die Zahl der Textil-Fabrikarbeiter 8,5% der gesamten ung. Industriearbeiterschaft ausmachte, beträgt ihr Anteil i. J. 1933: 25,7%. Der Ausbau der Textilindustrie zieht eine wertmäßige Steigerung ihrer Produktion von 1921: 100 auf 1933: 617,9 nach sich und bewirkt u. a. das Absinken der Textileinfuhr von 304 (1925) auf 74,9 (1933) Mill. P. Während der Import von Fertigfabrikaten 1925 mit rd. 215 Mill. P. (70,7% der Textil- und 24,9% der Gesamteinfuhr Ungarns) ausgewiesen wurde, belief dieser sich 1933 auf 14 Mill. P. (18,7% der Textil- und nur 4,5% der Gesamteinfuhr). Verf. bringt ferner Angaben über die Zahl der Kraft- und Arbeitsmaschinen, der beschäftigten ausländ. Arbeiter und Betriebsleiter (1926: 7,3%; 1933: 5% Ausländer) usw. und beschränkt sich im allgemeinen auf Mitteilung von statist. Daten, ohne auf die wirtschaftl. Probleme der Entwicklung und die staatl. Förderungsmaßnahmen näher einzugehen. (Z.)

100. Malcomes, Béla: Baron: *Fatermelésünk és faellátásunk mai helyzete* (Die gegenwärtige Lage unserer Holzproduktion und -versorgung). Bp.: Vajna & Co. 1935. 48 S. 8°.

M. teilt zunächst die Holzproduktions- und -verkehrsdaten für 1931—33 mit und berechnet das Maß der Selbstversorgung mit 44% (für Brennholz mit 87,4%; für Industrieholz mit 13,8%). Die Einfuhrverminderung 1931/32 gegenüber 1929 (27,2 gegenüber 132,1 Mill. P.) wird auf Forcierung der inländ. Erzeugung unter dem Druck der Wirtschaftskrise zurückgeführt. Mit Rücksicht auf den hohen Anteil des Holzimports an der ungar. Gesamteinfuhr (8,6—12,5%) und gegenüber der Preispolitik ausländ. Holzsyndikate wird aus handelspolit. Gründen sowie zur Sicherung stabiler

Preise im Inland auf die Notwendigkeit zielbewußter Holzbewirtschaftung und Zentralisierung der Holzeinfuhr und des inländ. Holzverkehrs hingewiesen. Verf. kennzeichnet die Tätigkeit des Außenhandelsamtes und des 1933 errichteten Holzeinfuhrsyndikats in dieser Richtung als gleicherweise günstig für Forstbesitzer und Holzproduzenten. An Hand des bereits vorliegenden Forstgesetzentwurfs, dessen Aufforstungsprogramm nach Verf. den Möglichkeiten und Erfordernissen entspricht, betont M. die Aufgaben auf dem Gebiet der Saatveredlung (deutsches Beispiel) und fordert Sparsamkeit in der Rohstoffverarbeitung mit Hinweis auf verwendbare Holzersatzstoffe (Eisen, Beton, Torf usw.). (Z.)

101. Lósy-Schmidt, Ede: *A foszforos gyujtók* (Die Phosphorstreichhölzer). Bp.: Stádium (1933). 39 S. 8° (SA. aus Magyar Mérnök- és Épitész-Egylet Közlönye Bd. LXIX).

Verf. beschreibt die Entwicklung der technischen Einrichtungen in der Zündholzindustrie unter Verwendung von Phosphor im 19. Jh. und stellt gegenüber der allgemein verbreiteten Ansicht, daß Joh. Jrinyi als Erfinder der Phosphorstreichhölzer anzusehen sei, fest, daß in Österreich-Ungarn seit 1823 mehrere Erfinder in gleicher Richtung gearbeitet haben. Das erste Patent für eine Phosphor-Zündmischung sei vom ungarländ. Stephan v. Rómer 1834 in Wien angemeldet worden, d. h. drei Jahre vor der Erfindung von Jrinyi, der mit der Verwendung von Bleisuperoxid das Phosphorstreichholz vervollkommnet. Verf. beleuchtet die Umstände dieser Erfindungen und die Verbindung zwischen den beiden Erfindern an Hand zeitgenöss. Presseartikel und streift die Geschichte der Erfindung in den übrigen europ. Ländern. (Z.)

102. Dr. Illyefalvi, I. Lajos: *A székesfőváros múltja és jelenje grafikus ábrázolásban* (Die Vergangenheit und Gegenwart der Haupt- und Residenzstadt in graphischen Darstellungen). Hrg.: Stat. Amt der Haupt- und Residenzstadt.

Diese Festausgabe (Textband) umfaßt die Entwicklung der Hauptstadt Bp. in den 60 Jahren seit der Vereinigung von Ofen und Pest am 18. 11. 1873. Sie gibt uns in 14 Kapiteln Ansichten über alle Fragen des Bau-, Wirtschafts-, kulturellen und sozialen Lebens. Die einzelnen Abschnitte — über die Gebäude-, Wohnverhältnisse, den Stand und die Bewegung der Bevölkerung, über die Stadtverwaltung, Steuern, Bautätigkeit, Produktion und Verkehr, Kreditfragen und Unterricht und schließlich über die sozialen Verhältnisse — sind reichlich untergegliedert. Mit Recht sagt Verf. im Vorwort, daß alle Spezialisten ihr Sondergebiet vorfinden. Dieser Rückblick gewährt allen, die für das Werden einer Großstadt sich interessieren, ein unerschöpfliches Material. Der Sorgfalt und Umsicht bei Beurteilung des Stoffes ist die einzigartig glückliche Darstellungsweise ebenbürtig. Das wertvolle Werk gewinnt durch die, außer ungarisch, in dt. Sprache erfolgte Beschriftung der einzelnen graphischen Karten und Diagramme erhöhten Wert und macht es dadurch für weite Kreise zugänglich. (—r.)

103. Pálfy-Budinszky, Endre, Hergár, Viktor: *Szeged városépitési problémai* (Szegeder Stadtbauprobleme). Szeged, 1934. 215 S. 8°. Hrsg. vom Szegeder Ungar. Ingenieur- und Architektenverein und von der Alföld-Studienkommission.

Die Herausgeber veranstalteten i. J. 1933 eine Vortragsreihe, die in der breiten Öffentlichkeit für die Fragen der Stadtplanung von Szegedin stärkeres Interesse wecken sollte. Ausführlich werden die wissenschaftl. Vorbedingungen, die von den verschiedensten Disziplinen für eine Planung bereitzustellen wären, erörtert. Sie sind heute

nur in unzulänglichem Ausmaße erfüllt. Die Durchführung der prakt. Aufgaben wird von Fachleuten meist in Verbindung mit histor. Rückblicken entwickelt. Besonders eingehend ist die Darstellung der Verkehrsprobleme. Wenn hier der Versuch unternommen wird, den nicht-städtischen Raum auf der Riesenfläche der Alföldstadt (im reichsdeutschen Sinne vielleicht Landkreis mit mittelstädtischem Mittelpunkt) vom eigentlich städtischen abzugrenzen und die Planung an den wirklichen Gegebenheiten der gesellschaftl. Schichtung auszurichten, so darf darin der Wille zu eigener Gestaltung gesehen werden. Viel dt. Schrifttum über Stadtplanung wurde herangezogen. (Kl.)

104. Nagy Szeder, István: *Kiskun-Halas város gazdaságtörténete* (Die Wirtschaftsgeschichte von Kiskun-Halas). Kiskun-Halas, Selbstverl., 1935. 131 S. 8°.

Kiskun-Halas gehört zu den Alföld-Städten, die nach der Türkenzeit völlig neu aufgebaut werden mußten; die Darstellung setzt dementsprechend mit dem Jahre 1699 ein und führt bis in die Gegenwart. Leider ist die Darstellung nicht in allen ihren Teilen gleichwertig: neben dürftigen Angaben über gewisse Teilgebiete stehen ausführliche Beschreibungen und sogar eine ganze Reihe völlig durchgearbeiteter Abschnitte. Aus diesen gewinnen wir über das rein Wirtschaftliche hinaus auch wertvolle Einblicke in den gesellschaftl. Aufbau. Der Wandel von der nahezu reinen Weidewirtschaft um die Wende des 17. Jh.s und noch im 18. Jh. zum mitteleurop. Kornbauerntum der Gegenwart, die einschneidende Wirkung der Weideaufteilung zu Beginn der 60er Jahre des 19. Jh.s auf den Viehbestand, die Ablösung der Schaf- durch die Rindviehhaltung (höchste Zahl der Schafe 1874: 83605 — 1931: 6839!), die Entstehung der Einzelhöfe (tanyák) vor allem in den letzten 50 Jahren, nachdem der Absolutismus noch den Plan hatte, Dörfer auf dem Außengebiet der Stadt aufzubauen, wird deutlich herausgearbeitet. Mit der Stellung der „Griechen", später der Juden im Handel, der Deutschen im Handwerk und bei der Einführung der Schafzucht (aus Transdanubien) sind auch die wichtigsten nichtmagyar. Einflüsse in dieser magyar. Stadt wiedergegeben. (Kl.)

105. Tóth, Jenő: *Agrárpolitikai útmutató* (Agrarpolitik. Wegweiser). Bp.: Patria 1934. 144 S. 8°.

Die Grundbegriffe und Grundsätze einer Agrarpolitik werden in einer für breite Schichten leicht verständlichen und einfachen Form auseinandergesetzt. Dabei scheint manchmal der formale Begriff gegenüber der geschichtlichen Wirklichkeit allzusehr betont. Auch wird die Aufgabe der „Agrarpolitik" im Sinne der liberalen Theorie auf die Lösung der „sozialen Frage" verengt. Wichtiger als die geschichtl. und theoret. Ausführungen ist die eine schnelle Information gestattende Übersicht über Agrargesetzgebung, Bodenverteilung, landw. Verbands- und Genossenschaftswesen, Kredit- und Schulwesen, und die gleichfalls die Landwirtschaft berührenden gesetzlichen Maßnahmen und Wirtschaftszustände in den nicht-landwirtschaftl. Bereichen. Bei einer vorsichtigen positiven Bewertung der ungar. Agrarreform setzt die Kritik des Verf. doch bei den zu hohen Tilgungssummen der Ansässigkeiten für die ‚vitézek' ein: oft ist das Land aus freier Hand billiger zu haben! Auch die Kartellpolitik der Industrie, die die Agrarschere ständig aufrechterhält, wird angegriffen. (Kl.)

106. Soproni (Schmidt), Elek: *A mezőgazdaság irányitása a Németbirodalomban* (Die Steuerung der Landwirtschaft im Deutschen Reich). Bp.: Egyet. ny. 1935. XI, 295 S. 2 Skizzen. 8°.

Den Hauptgegenstand der Darstellung bilden zwar die Grundsätze, die geschichtl. Entwicklung, der organisator. Aufbau und die praktische Durchführung der Wirt-

schaftsberatung in Deutschland, Verf. sucht jedoch den Titel des Buches durch den überzeugenden Nachweis zu rechtfertigen, daß die Steuerung der landwirtschaftl. Erzeugung undenkbar wäre ohne die weitverzweigten Organisationen der Wirtschaftsberatung, d. h. daß die wichtigsten Schaltstellen der Steuerung auf den Berührungsflächen dieser Organisationen und der Schicht der Bauern und Landwirte liegen. S. zeigt den Zusammenhang zwischen dem seit dem Weltkrieg erstarkenden Gedanken der dt. Nahrungsfreiheit und der Erkenntnis der hohen Bedeutung der Bauernwirtschaften für die landwirtschaftl. Produktion mit dem schrittweisen Ausbau der Wirtschaftsberatung, deren engster Zusammenhang mit dem landwirtschaftl. Unterrichts- und Versuchsringwesen aufgezeigt wird. Verf. behandelt eingehend die einzelnen Schultypen, Verbreitung in den einzelnen Landesteilen, Lehrplan, Schülerzahl usw. und widmet der Praxis der Wirtschaftsberatung breiten Raum, wobei der organisator. Aufbau im Vordergrund steht und die Bedeutung der persönl. Eignung des Wirtschaftsberaters betont wird. Der ungar. Leser erhält auf diese Weise ein umfassendes Bild des umfangreichen Apparates zur Beeinflussung von Richtunggebung und Art der deutschen landwirtschaftl. Erzeugung, zugleich aber auch von den Abweichungen zwischen landwirtschaftl. Verwaltungs- und Schuleinrichtungen in Deutschland und Ungarn. Obwohl S. Vorschläge zur Nachahmung des deutschen Beispiels bewußt vermeidet, ist seine Darstellung im Ganzen ein nachdrücklicher Hinweis auf eine Möglichkeit zielbewußter Arbeit an der Hebung der bäuerlichen Wirtschaft, welcher bei den heutigen agrarpolit. Auseinandersetzungen in Ungarn von besonderer Aktualität zu sein scheint. (Z.)

6. Politik. Recht und Verwaltung. Sozialwesen.

107. Mérei, Gyula: *Magyar poltikai pártprogrammok (1867—1914)* (Ungar. polit. Parteiprogramme). Bp.: Ranschburg 1934. 363 S. 8°. (A Pázmány P. Tudományegyet. tört. szeminár. kiadv. 2.)

Der Hauptwert der Veröffentl. liegt in der Sammlung und Zusammenstellung eines bisher kaum verwerteten Materials zur Parteiengeschichte Ungarns. Bei Heranziehung zeitgenöss. Presseberichte über Parteiführer- und Ministerreden, in Auswertung der Parteimanifeste sucht Verf. das Programm der auf der Grundlage des Ausgleichs mit Österreich (1867) stehenden, der Unabhängigkeits-, Konservativen, sowie Wirtschafts- und sozialist. Parteien herauszuarbeiten. Selbstverständlich können nur Umrisse der Geschichte der einzelnen Parteien gegeben werden, und die eigentl. Arbeit M.s wird erschwert dadurch, daß ein Großteil der ungar. Parteien mehr als polit. Gefolgschaften ohne umfassende und geschlossene Programme anzusehen sind, und als personal bestimmte Gruppen durch Umbildungen, Abspaltungen oft ihren Rahmen sprengen. Dies wird zunächst aus der Darstellung der Deák-Partei ersichtlich, in der die Spaltung 1872 beginnt, die sich 1874 mit der anfangs von ihr, bezügl. des Verhältnisses zu Österreich, stark abweichenden, von K. Tisza geführten „Linken Mitte" und Liberalen Partei vereinigt, die nach Verf. programmatisch keine grundsätzlichen Zielsetzungen bringt. Ihre Nachfolgerin, die Nationale Arbeitspartei von St. Tisza, wird nur kurz behandelt. Bei der Darstellung der rechtsoppositionellen Parteien wird auf den Widerspruch zwischen doktrinärem Liberalismus und etatistisch gefaßtem Nationalstaatsgedanken hingewiesen, der hinsichtl. der Nationalitätenfrage besonders in dem von Apponyi redigierten Programm der Nationalen Partei von 1892 zum Ausdruck kommt. Verf. zeigt die Verschiebungen im Programm der Unahbängigkeitspartei und rechnet zu den konservativen Parteien, neben der Kath. Volks- und der Christl. soz. Partei, die Antisemitenpartei, die 1883—84 ihre Blütezeit erlebt, und in deren Programm M. den Einfluß von Stöcker, Henrici, des Dresdener Kongresses

von 1882 usw. nachweist. Wertvoll sind die Angaben über die Agrarbewegung (seit den 60er Jahren), die sich vorwiegend auf Interessenvertretungen stützt und die über agrarsozialist. Programme (90er Jahre). Das wichtigste zugrunde gelegte Material wird im Anhang (S. 241—363) veröffentlicht. (Z.)

108. Vértes, István: *Száz éves harc a választójogért* (Der hundertjährige Kampf um das Wahlrecht). Vorwort von M. Lázár. 3. Aufl. Bp.: Reggel o. J. 144 S. 8°.

Die Einleitung des demokrat. Politikers L. mit Streiflichtern über Personen und Situationen gibt gleichsam Anweisungen zum tagespolit. Gebrauch der Broschüre. Die Schrift ist in erster Linie als zeitgeschichtl. Dokument der neueren Kämpfe um das allgem. und geheime Wahlrecht in Ungarn zu werten, das in geschichtl. Betrachtung der Wahlrechtsfrage die Gesichtspunkte und Argumente der demokrat. Parteien und Staatsmänner zur Geltung bringt. Über ihren propagandist. Sinn hinaus besitzen jedoch die Ausführungen Verf.s eigenen politisch-geschichtlichen Wert, indem sie einen guten Überblick geben über die Auseinandersetzungen und Bestrebungen zur Ausdehnung des Wahlrechts von dem Auftreten liberaldemokrat. Parteien bis zu den völkischen Forderungen von heute. Die Schrift berichtet von der noch ziemlich doktrinär liberaldemokrat. Wahlrechtsauffassung Kossuth's, der bürgerlich an Besitz gebundenen Wahlberechtigung in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s, die einen „Sprung ins Dunkle" vermeiden wollen, von der Forderung des Wahlrechts der Frontkämpfer, den Vorstößen von Wien aus. Während 1870—1914 nur 5—7% der ung. Gesamtbevölkerung wahlberechtigt war, wird durch die Wahlverordnung von 1920 das Wahlrecht zur ersten Nationalversammlung auf 40,6% ausgedehnt, von Bethlen mit gleichzeitiger Einführung des Systems der „Empfehlung" und der offenen Wahl auf dem Lande 1925 auf 29,7% beschränkt. (Z.)

---

109. Redier, Antoine: *La tragédie du Danube.* Libraire de la revue française, Paris: 1934. 251 S. 12°.

R. befaßt sich lediglich mit Österreich und Ungarn, insbesondere mit den Geschehnissen des vergangenen Jahres. Als ausgemachter Deutschlandfeind (nicht nur Gegner des Dritten Reiches) untersucht er die Stimmung in beiden Ländern, ob sie dem Weltfrieden, d. h. dem status-quo-Standpunkt Frankreichs zugetan sind oder nicht. Beide Länder sieht er bedroht durch Deutschland. Eine Rettung solle die Habsburgerrestauration bieten (ein ganzes Kapitel ist für Otto von Habsburg reserviert). Einer Wiederverbindung Österreichs mit U. wird das Wort geredet. Die Bemühungen R.s gehen im Ganzen dahin, Österreichern und Ungarn den französ. Kurs schmackhaft zu machen, dazu Österreich und Ungarn dem franz. Leser ins beste Licht zu setzen. (l. sp.)

110. Albrecht, Ferencz: *Forrástanulmányok gróf Tisza István román nemzetiségi politikájához* (Quellenstudien zur Graf Stefan Tiszas rumän. Nationalitätenpolitik). Lugosch, Husvéth és Hoffer 1933 (Sonderdruck aus „Magyar Kisebbség). 111 S. 8°.

Auf Grundlage von Stefan Tiszas Abgeordneten- und Ministerreden, seiner Gesammelten Werke, seiner im Besitz der Ungarischen Akademie der Wissenschaften befindlichen noch unveröffentl. Schriften und des deutschen Aktenwerks der Großen Politik der Europäischen Kabinette wird versucht, die Haltung des Staatsmannes in der Frage der rumän. Minderheit Ungarns in der Zeit von 1893 bis Ende 1915 als eine versöhnliche rechtfertigend darzustellen. Andere Nationalitätenfragen Ungarns werden kaum gestreift, aber die innerungar. rumänische Frage wird — vor allem in

der Zeit des Weltkrieges — im Zusammenhang mit den außenpolit. Beziehungen der Donaumonarchie und des Deutschen Reiches zu Rumänien betrachtet. Selbstverständlich kann eine Darstellung auf Grund dieses Materials noch keine abschließenden Ergebnisse bieten, aber vieles gewinnt fürs erste Konturen, die sicher noch schärfer hervorgetreten wären, wenn die Fragestellung klarer gelautet hätte. Wir lernen zunächst Tiszas Ideologie über die notwendige gemeinsame Blockbildung gegen das Slawentum und bei aller Betonung der „Ungarischen Nation" seine Ablehnung der Assimilation kennen; seine Wendung gegen die Führer der „Nationalitätenbewegung" und seine Verständigungsversuche mit der hohen rumän. Geistlichkeit. Über das Eingreifen von Heerführung und Diplomatie des Deutschen Reiches in der Frage der ungar. Rumänen trägt Verf. eine Reihe wichtiger Tatsachen vor. (Kl.)

111. d'Olay, François: *Un nationalisme exaspéré dans le Sud-Est européen.* Bp.: Edition „Danubia", 1935. 50 S. 8°.

Verf. weist die Vorwürfe, die der Rumäne Kiriţescu in der Schrift: „Moralische Abrüstung" den ungar. Schulbüchern macht, zurück. Den drei von Kiriţescu zum Beweis herangezogenen ungar. Schulbüchern wird vom Verf. der Verdacht des Chauvinismus genommen, hingegen werden bei 26 rumän. Schulbüchern grobe Anfeindungen gegen das Ungartum festgestellt. Hinsichtlich der Minderheitenfrage ist dabei bemerkenswert, daß aus derartigen Schulbüchern auch die Kinder der ungar. Minderheiten in Rumänien zu lernen gezwungen sind. (l. sp.)

112. Beneš, Edvard: *Řeč o problému podkarpatoruském a jeho vztahu k Československé republice* (Rede über das karpathenrussische Problem und über seine Beziehung zur Tschechoslowakischen Republik). Prag, Orbis 1934. 55 S. 16°.

Die Rede, die der tschechoslowakische Außenminister bei seinem letzten Besuch in Karpathenrußland hielt, gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte der Karpathen-Ruthenen bis zum Friedensschluß und behandelt außerdem die kulturellen Kämpfe innerhalb dieser Volksgruppe wie auch deren Stellung in der Tschechoslowakischen Republik. Im Mittelpunkt der Rede steht die Frage der Autonomie . Beachtenswert ist die einheitliche Grundhaltung, von der aus die Zugehörigkeit des Karpathenruthenischen Siedlungsgebietes (bzw. Karpathenrußlands) zur Tschechoslowakei begründet wird. Es wird zugestanden, daß selbst die amerikan. Ruthenen die ukrain. Lösung wünschten, aber die internationale polit. Lage habe diese nicht zugelassen. Aus der „internation. europäischen Politik" heraus wird die Zugehörigkeit des Gebietes zur Tschechoslowak. Republik auch für die folgende Zeit begründet. B. setzt diese Politik dann selbst mit der Politik der Kleinen Entente gleich. Der Besitz Karpathenrußlands sichert der Tschechoslowak. Republik die unmittelbare territoriale Verbindung mit Rumänien; das ist entscheidend. So klingt die Rede in den Apell an das Ruthenentum aus, sich seiner Lage im Brennpunkt der internation. Politik bewußt zu sein und sich selbst Ruhe, d. h. den gegenwärtigen Zustand zu sichern. Dabei wird auch an das mittelbare Interesse Polens an diesem appeliert: gemeinsamer tschechosl.-poln. Gegensatz zur ukrain. Lösung. Vorsichtig und zurückhaltend sind die Äußerungen über die Sprachenfrage innerhalb des Ruthenentums. Der Beginn einer schrittweisen praktischen Durchführung der Autonomie wurde diesmal konkret für die Zeit nach den Wahlen in Aussicht gestellt. (Kl.)

---

113. Kérészy, Zoltán: *A Corpus Iuris Hungarici mint irott jogi kutfő* (Das C. I. H. als schriftliche Rechtsquelle). Pécs: Dunántul 1935. 37 S. 8°. (SA. aus den Schriften der kgl. ungar. Elisabeth-Universität des Studienjahres 1934/35.)

K. betont die Bedeutung der Rechtsübung als Quelle des altungar. Rechts. Infolge der Art der Verkündigung wurden auch die Dekrete als Bestandteil des landesüblichen Gewohnheitsrechts aufgefaßt. Nach der Herausgabe des „Tripartitum" von Verbőczy, das eine systemat. Zusammenfassung der in zerstreuten Quellen vorliegenden und durch Übung bekannten Rechtsvorschriften, d. h. „schriftliches Gewohnheitsrecht" darstellt, beschließen die ungar. Landtage des 16. Jh.s die amtl. Veröffentlichung einer Dekretensammlung. Die erste gedruckte (nichtamtl.) Dekretensammlung wurde 1584 von den beiden Bischöfen Z. Mossóczy und M. Telegdy veröffentlicht. Verf. verfolgt den Vorgang der Ergänzung und Überarbeitung dieser Sammlung, die 1696 mit dem „Tripartitum" zusammen als „Corpus Iuris Hungarici" herausgegeben wird. K. berichtet von der z. T. berechtigten Kritik der beiden Kovachich' an der ersten gedruckten Sammlung und stellt fest, daß das weitergeführte C. I. H. — obwohl nie zum Gesetzbuch erklärt — bis 1848 als Hauptquelle des ungar. schriftl. Rechts angesehen wurde, dessen öffentl.-rechtl. Sätze zu einem Teil sich bis heute noch in Geltung befinden. (Z.)

114. Baranyay, Károly: *Régi borsodi jog, különös tekintettel a peresjogra* (Das alte Borsoder Recht, mit bes. Berücksichtigung des Prozeßrechts). Miskolc-Debrecen: Z. Beke. 1934. 101 S. 8°.

Nach einem Überblick über die allgem. Rechts- und Verwaltungsgeschichte des Komitats Borsod und dessen Hauptstadt Miskolc bringt B. eine nach den Begriffen und Momenten des modernen Prozeßrechts gruppierte Sammlung prozeßrechtsgeschichtlichen Stoffes vom Mittelalter bis ins 18. Jh. Wir erhalten wertvolle Hinweise auf das vor allem im Komitat- und Stadtarchiv vorliegende Material, das jedoch in der Veröffentlichung infolge des erwähnten Stichwort-Verfahrens nicht hinreichend bearbeitet werden konnte. So fehlt die Herausstellung der rechtsgeschichtl. Epochen mit ihrem inneren Zusammenhang und auch die Aufweisung der Entwicklung innerhalb der einzelnen Rechtsinstitutionen. Da Verf. sich ausschließlich auf das Komitat B. beschränkt, erhält die Arbeit den Charakter eines erweiterten Registers, das bei rechtsgeschichtl. Forschungen als brauchbarer Wegweiser dienen kann. (Z.)

115. Virág, István: *A zsidók jogállása Magyarországon 1657—1780* (Die rechtl. Lage der Juden in Ungarn). Bp.: Sárkány ny. 1935. 77 S. 8° (Ért. Eckhart F. jogtört. szeminár. 3.)

Im geschichtl. Rückblick auf die Judengesetze der Arpaden verfolgt Verf. die Ausgestaltung der jüd. „Kammerknechtschaft" seit Béla IV., deren Grundsätze später auf das Verhältnis der Juden zu den Grundherren und Städten übertragen werden. Mit dem Verfall der königl. Macht erfolgt allmählich durch letztere die tatsächliche Regelung der Rechtsverhältnisse der Juden. Verf. geht auf die Judenpolitik der Habsburger Dynastie ein (Einführung der Toleranztaxe 1698), auf den fiskalisch begründeten Schutz der Juden (vor allem der Regalienpächter) durch den Statthaltereirat, auf die Privilegien der jüd. Hof- und Kammerlieferanten und die Zuständigkeit der einzelnen Staatsämter. Sodann wird das Verhältnis der Juden zu den größeren Grundherren beleuchtet, unter deren Schutz oft mit weitgehender Autonomie ausgestattete Judengemeinden stehen (Eisenstadt unter den Esterházys, Váralja bei Preßburg unter den Pálffys). Bezüglich der energischen Judenpolitik der Städte werden eingehender gerade die Maßnahmen Preßburgs gegenüber den von den Pálffys geschützten Juden der Umgebung behandelt und die Bannmeilenverordnungen zum Schutz der Burgstädte unter Maria Theresia erörtert. Die gut aufgebaute und für den behandelten

Zeitraum erste zusammenfassende Darstellung vermag sich nur auf wenige Vorarbeiten zu stützen und beruht z. gr. T. auf eigenen Forschungen in leichter zugänglichen Archiven. (Z.)

---

116. Takács, Imre: *A Magyar Gazdasági Munkásbiztositás története* (Die Geschichte der Ungar. Landwirtschaftl. Arbeiterversicherung). Bp.: Orsz. Gazd. Munkáspénztár 1934. 46 S. 8°.

T. umreißt das Aufkommen eines landwirtschaftl. Proletariats in Ungarn aus den durch die Bauernbefreiung nach 1848 freigesetzten und von der liberalen Wirtschaftspolitik gegenüber der freien Konkurrenz ungeschützten Existenzen. Nach Abschluß größerer Eisenbahn- und Wasserbauarbeiten, die überschüssige Arbeitskräfte einzuspannen vermochten, entsteht die agrarsozialist. Bewegung der 90er Jahre und gibt den Anstoß zur Landarbeiter-Gesetzgebung Daránys, der 1900 eine Hilfskasse für landwirtschaftl. Arbeiter und Gesinde errichtet, freiwillige Unfall- und Invalidenversicherung für Landarbeiter und Zwangs-Unfallversicherung für das Gesinde einführt; letztere wurde 1902 auf landwirtschaftl. Maschinenarbeiter ausgedehnt. Verf. berichtet auf Grund der Jahresberichte der Versicherungsanstalt chronologisch über die Zahl der Mitglieder innerhalb der einzelnen Kategorien, von organisator. Veränderungen, Schwierigkeiten während Weltkrieg, Inflation und Wirtschaftskrise. In den anhangsweise veröffentl. Ausweisen, die ein bemerkenswertes Fluktuieren der Mitgliederzahl zeigen, sind u. a. unfallstatist. Daten, Angaben über die Anstaltsleistungen, nicht aber über Versicherungsbeiträge enthalten. (Z.)

7. Kunst. Kunstgeschichte

117. Hekler, Antal: *A magyar müvészet története* (Geschichte der ungar. Kunst). Bp.: Egyet. ny. 1934. 239 S. 8°.

H. gibt in 6 übersichtlich gegliederten Abschnitten ein klares und im allgemeinen zuverlässiges Bild der Entwicklung der bildenden Künste im gesamtungar. Raum, also nicht nur der „magyarischen" Kunst. Nach einer knappen Skizze der Nomadenzeit folgen die Berichte über die Baudenkmäler im roman. und gotischen Stil, über Plastik und Malerei des 14.—16. Jh.s, dann eine Darstellung der ungarländ. Renaissance und des Barocks, schließlich die Zusammenfassung der Kunst des 19. Jhs. Nach Divalds und Péters Arbeiten stellt H.s Buch den dritten Versuch einer modernen Synthese ungar. Kunstgeschichte dar. Seine Stärke liegt in der eindringlichen Vortragsweise, in der wiss. Akribie und im guten Geschmack, die sich in der Verarbeitung neuester umfangreicher Einzelforschung und in der Zusammenstellung des reichen und interessanten neuartigen Bildermaterials offenbaren und dem mehr publizistisch gedachten Werk einen gediegen wissenschaftlichen Grundton verleihen. Eine geschickt zusammengestellte Bibliographie ergänzt das schön gedruckte Werk, an dem man nur die oft noch nicht berechtigte Endgültigkeit der Formulierung, die etwas stiefmütterliche Behandlung der modernen Kunst und das Fehlen der Größenangaben bei fast allen Denkmälern bemängeln könnte. (y.)

118. Balogh, Jolán: *Márton és György kolozsvári szobrászok* (Martin und Georg, Bildhauer aus Klausenburg). Cluj-Kolozsvár: Minerva ny. 1934.

Das Werk der Klausenburger Brüder, ihre kunstgeschichtliche Bedeutung und die mit ihnen zusammenhängenden Probleme werden untersucht. Ihr einziges bekanntes und erhaltenes Werk ist die St. Georgs-Reiterstatue in Prag. Sie ist mit einer Signatur von 1373 gezeichnet. Es wurde viel darüber diskutiert, ob sie ein Renaissanceabguß aus dem 16. Jh. sei. Nach Durchforschung der erreichbaren schriftlichen

Dokumente muß man sie aber als ein gotisches und im 16. Jh. ergänztes Denkmal ansehen. Die Statue weist auf ungar. Vorläufer hin, und es ist anzunehmen, daß die Künstler in Italien studiert haben, um so mehr als in der Zeit der Anjou-Könige ein lebhafter Verkehr zwischen Ungarn (Várad) und Italien (Florenz, Neapel) stattfand. Die weiteren Werke von Georg und Martin aus Kl. sind zwar teilweise gut bekannt und beschrieben, aber vernichtet worden. So das Reiterstandbild von St. László in Nagyvárad und die drei Königsstandbilder: St. Lászlós, St. Stefans und St. Emmerichs. Es gibt auch noch andere Werke, die den beiden Künstlern zugesprochen wurden, aber diesbezügliche Annahmen hielten einer genauen Stilkritik nicht stand und konnten durch irgendwelche Dokumente nicht belegt werden. Man hat früher auch darüber gestritten, ob M. und G. ungar. oder sächs. Herkunft wären. Die Statue weist aber nicht deutsche, sondern vielmehr ungar. und ital. Kunsteigentümlichkeiten auf. Verf. bearbeitete eine sehr reiche Literatur und hat sich bemüht, ihre Behauptungen gründlich kunstwissenschaftlich zu belegen. (M. V.)

119. Wick, Béla: *Kassa régi siremlékei* (Alte Grabdenkmäler in Kaschau). Kosice: Szt. Erzsébet ny. 1933.

In Kaschau befindet sich eine reiche Sammlung von Grabdenkmälern. Diese Epitaphien sind nicht nur wegen ihrer Plastiken interessant, sie stellen auch ein wertvolles heraldisches, zeit- und kulturgeschichtliches Material dar. W. sammelte die Inschriften und zog die auf die einzelnen Begrabenen bezüglichen Dokumente aus dem Kaschauer städt. Archiv heran, um das öffentliche und private Wirken einer Anzahl bedeutender Bürger der Stadt aufzuzeigen. (M. V.)

120. Biró, József: *A kolozsvári Szent Mihály templom barok emlékei* (Barockdenkmäler der Klausenburger St. Michaelkirche). Cluj: Glória ny. 1934.

Die St. Michaelkirche in Klausenburg ist die wichtigste für die Forschung in bezug auf alle Richtungen der siebenbürg. Kunst. 1716 (nach einer Brandkatastrophe) gab die unitarische Gemeinde die Kirche an die kathol. zurück. Das Gebäude mußte renoviert und neu ausgestattet werden. Diese künstlerische Arbeit organisierte der Pfarrer Johann Biró, nachdem die Gemeinde durch Wiener Jesuiten, die auch die barocke Kunst nach Klausenburg brachten, zurückerobert war. Die Arbeit verrichteten fast ausschließlich aus Deutschland eingewanderte Meister, doch merkt man den Denkmälern auch den einheimischen Geist an. Es waren drei hervorragende Meister daran beteiligt: der Schöpfer des Portikus vor der Kirche: Johann König; Johann Nachtigall und Anton Schuchbauer, die die fünf Altäre und die Kanzel schufen. Die wertvolle edle Monstranz und die Leuchter sind Werke von László Gyulai und Johann Szakál, deren Namen in der Goldschmiedekunst bekannt sind. Auch die Beichtstühle, die Orgel und die Kirchenbänke sind in kurzer Zeit in einheitlichem Stil vollendet und tonangebend geworden für die Ausstattungen anderer siebenbürg. Barockkirchen. Die gen. Künstler haben in ganz Siebenbürgen Werke geschaffen, die Umgestaltung der St. Michaelskirche in Kl. ist ihnen aber besonders gut gelungen. (M. V.)

121. Genthon, István: *Az uj magyar festőművészet története* (Gesch. der neuen ungar. Malerei). Bp.: Magy. Szemle Társ. 1935. 294 S. 86 Beil. 8°.

G. hat für die Darstellung der ungar. Malerei im 19.—20. Jh. viel monographische Vorarbeit verwertet, die Herausstellung der Zusammenhänge und Beweggründe sowie die Wertung ist aber vollkommen seine Leistung. Klassizismus und Biedermeyer (Markó, Brocky, Barabás), dann Romantik (Madarász, Zichy), Historismus und Akademismus (Than, Lotz, Székely, Benczur, László) sind auch in Ungarn Ausdruck allgemein-euro-

päischer Bewegungen; eine eigene künstlerische Haltung des Ungartums wird erst im „romantischen Realismus" der Munkácsy-Paál-Mednyánszky-Rudnai sichtbar, eine bodenständige Stiltradition erst durch die Nagybányaer Schule (Ferenczy, Csók, Iványi, Glatz) geschaffen. Die in engerem Sinne Modernen ordnet G. in einige, zunächst noch losere Gruppen ein. Postimpressionisten, wie Rippl-Rónai, Vaszary; Expressionisten, wie Csontváry, Gulácsy; Primitive, wie Nagy-Balogh, Benedek könnten die wesentlichsten zeitgemäßen Gruppen bedeuten; einige einsam Schaffende, wie Egry, Czobel, Bernáth, stehen fast ohne Nachfolge da; eine neue „Schule" geht nur von Szőnyi aus; die faßbarste Stilrichtung der Jugend ist eine ungar. Variante des europäischen Neoklassizismus. Das sehr schön ausgestattete Buch wird durch eine sehr glückliche Mischung histor. Objektivität und kritischer Überlegenheit, durch eine gelungene Raumeinteilung und eine klare Linienführung, schließlich durch einen weiten, europäischen Horizont gekennzeichnet. (y.)

122. Harsányi, Zsolt: *Ecce Homo*, Rom. I—III. Bp.: Singer & Wolfner 1935. 276, 304, 344 S. 8°.

Der rührige und schreibgewandte Schriftsteller scheint sich immer mehr auf die modische Gattung des biographischen Romans zu spezialisieren. Nach den Lebensbildern von Petőfi (UJb. Bd. XII. Rez. 26), Madách (UJb. Bd. XIV. Rez. 32) und Zrinyi (UJb. Bd. XV. Rez. 20) kommt nun Michael Munkácsy an die Reihe. Der Lebenslauf dieses weltberühmten ungar. Malers, der von der schlichten Bürgerlichkeit des früh zerfallenen Elternhauses, über Leiden und Freuden des Tischlergesellen, des angehenden Malers, bis zu den Höhen des Weltruhms und des Reichtums, von ungar. Dörfern, Kleinstädten über Wien, München, Düsseldorf nach Paris und Amerika führt und im Irrenhaus endet, ist abwechlungsreich genug und bietet für die romanhafte Darstellung so viel Stoff und Möglichkeiten, daß der Schriftsteller sich auf ein einfaches Berichten beschränken kann, ohne langweilig zu werden. Die anspruchslose Wirklichkeitstreue und die andächtige Zurückhaltung des Darstellers ist denn auch das Wertvollste an dem Riesenwerk, das mehr eine vergegenwärtigende Biographie als ein Kunstwerk ist. (y.)

123. Petranu, Coriolan: *L'histoire de l'art hongrois au service du révisionnisme.* Bucarest: M. O., Imprimerie Nationale 1934. S. A. aus: Revue de Transsylvanie. Band I, Nr. 1, 1934. 19 S. 8°.

P. geht auf Schriften Stephan Möllers, Albert Apponyis, Cornel Divalds, M. T. Gerevichs und M. Sziládys ein, die den kulturellen Einfluß des Magyarentums bis weit nach Serbien, Siebenbürgen und Rumänien hinein nachweisen. Er bezweifelt ihre Objektivität, bezeichnet sie als Schriften des ungar. Revisionismus und glaubt, in seinen eigenen Werken den Beweis erbracht zu haben, daß die rumän. Volkskunst original und das sächs. Volk in Siebenbürgen der eigentliche Träger abendländischer Kultur und Kunst sei. (Ch. St.)

---

124. Rédey, Mária: *Kassainé ifiasszony* (Die junge Frau Kassai). Bp.: Nyugat o. J. 222 S. 23 Beil. 8°.

Jászay, die sicherlich interessanteste und größte aller ungar. Schauspielerinnen, heiratete 1869 noch als namenlose Anfängerin V. Kassai, einen nicht allzu bedeutenden Komiker. Ihre Ehe, ein seltsames Durcheinander von Exaltation und Schauspielerei, von selbstlosem Sich-Anschmiegen und haßerfülltem Ringen, endete 1878. In J.s

Memoiren erscheint dieses für sie so außerordentlich wichtige, reifende und klärende Jahrzehnt, besonders aber die Gestalt ihres Mannes, in einem sehr ungünstigen Licht. R. versucht nun, eine Ehrenrettung dieser Liebe auf Grund unveröffentlichter Briefe und Tagebücher zu geben. Mit scharfer Psychologie interpretiert sie Schriften und Taten, und es gelingt ihr vor allem ein sehr gutes Bild der überschäumenden „wilden" Lebensfülle J.s zu zeichnen, bei K. werden Charakterzüge wie Pedanterie, Verschlossenheit, Bürgerlichkeit vielleicht zu positiv gewertet. Dabei spielt das nicht zu unterdrückende künstlerische Temperament Verf.s eine Rolle, die das Tatsachenmaterial in die künstlerische Ordnung eines biographischen Romanes transponierte. (y.)

125. Szabolcsi, Bence: *A magyar zene története rövid összefoglalásban* (Abriß der ungar. Musikgeschichte). Népszerü zenefüzetek 2. sz. Bp.: Somló, 1934. 43 S. 8°. P. 1.50.

Sz., der schon in einer Reihe bedeutender Einzeluntersuchungen die Probleme der ungar. Musikgeschichte behandelt hat, bietet in diesem Heft eine vorzügliche Überschau seines Arbeitsgebietes. Seine Zielsetzung war offenbar die, unter möglichstem Verzicht auf belastendes Datenmaterial eine klare und vor allem von einheitlichem Gesichtspunkt aus gesehene Darstellung zu geben. Dies wurde insbesondere dadurch ermöglicht, daß das ganze geschichtl. Material auf das sozusagen allgegenwärtige Kontinuum der ungar. Volksmusik bezogen ist: dieser folgerichtig durchgeführte Gesichtspunkt gibt der vorzüglich orientierten Arbeit beachtenswerte Einheitlichkeit, wenn auch dadurch die mehr kulturkundlichen Belege des städtischen Musikwesens etwas in den Hintergrund gedrängt wurden. — Immerhin ist im Anhang ein eingehendes Literaturverzeichnis geboten, in dem alle wesentliche Spezialliteratur Erwähnung findet. — Die anregend stilisierte Arbeit zeigt überall vollkommene Beherrschung des Stoffes. (B. D.)

126. Buday, George: *Books of ballads.* Gyoma: Kner, o. J. XII. 53 S. 8°.

Der begabte junge Graphiker faßt in dem mustergültig gedruckten Band 4 Bilderserien zusammen. Die Blätter 2—16 bilden eine Reihe, in der der aus Siebenbürgen stammende Künstler sein erschütterndes Erlebnis der religiösen Welt des katholischen Bauerntums der Tiefebene im Rahmen einer Jungfrau-Mariä-Wallfahrt zum Ausdruck brachte; der zweite und dritte Abschnitt umfassen je 7 Illustrationen zu ungar. Volksballaden aus dem Nyirség und aus Siebenbürgen; der vierte enthält 20 Bilder zu den schönsten Balladen Aranys. Die ursprüngliche Kraft dieses ausgezeichneten Illustrators scheint in der feinen Miniaturzeichnung und in der Suggerierung einer vibrierenden Halbdunkel-Atmosphäre zu liegen; die auch im Technischen einheitlichsten Stücke (18, 19, 28, 44, 48, 51, 53) weisen in diese Richtung. Große tragische Gesten oder psychologische Tiefen vermag er noch nicht adäquat auszudrücken, seine Versuche in dieser Richtung zeigen aber, wie eine sich etwas Ruskinisch gebärdende Begabung den Expressionismus überwindet und seine Ausdrucksform mit Hilfe starker volkhafter Erlebnisse zu finden versucht. Stücke, wie 26, 27, 35 lassen denn auch darauf schließen, daß es B. gelingen wird, gewisse forcierte unwahre Elemente seiner Kunst (so z. B. den Barlach-Epigonismus des B. 2, die Volkstümelei des B. 22 und die Affektation des Titelblattes) mit Hilfe dieser ursprünglich-naturhaften Naivität zu überwinden. (y.)

127. Kállai, Ernő: *Czobel Béla* (B. Cz.). Bp.: Bisztrai Farkas F. Kiad. 1934. 30 S. 32 Taf. 8°.

Vorl. Band der modernen und künstlerischen Serie ist dem Werk B. Cz.s gewidmet, der von der Schule in Nagybánya ausgeht, über München nach Paris, von

dort nach Berlin kommt und heute wieder in Paris tätig ist. In seiner Kunst ließen also alle wesentlichsten Motive der westeurop. modernen Malerei, Cézannes und Matisses Tieffarbenmalerei, holländische zeichnerische Komposition, Berliner Expressionismus und Visionismus, ihre Spuren zurück. Seine stark malerische, lyrische Persönlichkeit, die die profane Wirklichkeit der Dinge mit der geheimnisvollen Welt des „zweiten Ichs" zu durchdringen sucht, setzt sich aber siegreich durch. K. versucht es auch, jene Zusammenhänge zu zeigen, die Cz., der ja seit einem Vierteljahrhundert im Westen lebt, mit der Gemeinschaft moderner ung. Maler verbindet. Das Buch ist in einer sehr poetischen Sprache geschrieben, aber damit betont Verf. die Farbenpracht des Malers, die die schönen und gut gedruckten Reproduktionen doch nicht fühlen lassen können. (V. M.)

8. Kirche. Religion. Bildung. Unterrichtswesen.

128. Müller, Georg: *Die deutschen Landkapitel in Siebenbürgen und ihre Dechanten 1192—1848.* Hermannstadt: Selbstverl. 1934. 180 S. 8°. (Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Deutschen in Rumänien, 8 Heft.)

Wir werden mit dieser in einzelnste gehenden Schrift in die Geschichte der inneren Kirchenverfassung der Siebenbürger Sachsen eingeführt. Quellenmäßig wird der dt. Ursprung der Institutionen der dt. Landdekanate, bzw. Landkapitel, die Nachrichten darüber (seit dem 13. Jh.), ihr Gebietsumfang, Unterorganisationen, Zehntverhältnisse, -rechte usw. nachgewiesen und dargestellt. Mit diesem Beitrag soll auf die Sonderstellung der Deutschen in Siebenbürgen auch auf kirchlichem Gebiete hingewiesen werden. Die Schrift verrät äußerste Sorgfalt und Mühe. (l. sp.)

129. Jekeli, Hermann: *Unsere Bischöfe 1553—1867.* Hermannstadt: Honterus 1933. S. 334. 8°.

Aus einer eingehenden Geschichtskenntnis heraus, gestützt auf ein reiches Quellenmaterial zeichnet der Verf. Leben und Wirken der siebenbürg.-sächs. Bischöfe. Beginnend bei dem ersten Bischof der siebenbürg.-sächs. Reformation Paul Wiener, bis zum 19. verstorbenen Sachsenbischof D. Dr. Friedrich Teutsch zeigt er an Hand biographischer Skizzen die Entwicklung der Reformationsbewegung in Siebenbürgen. der das unvergängliche Verdienst gebührt, Volk und Kirche in die Einheit der „Ecclesia Dei nationis Saxonicae" zusammengeführt zu haben. Sowohl die sittliche Reinheit der evang.-siebenbürg. Landeskirche, wie ihre große Bedeutung für die Erhaltung sächsischen Volkstums werden in dem Buche ausführlich dargestellt. (H. v. R.)

130. Eckhart, Ferenc: *A püspöki székek és a káptalani javadalmak betöltése Mária Terézia korától 1918-ig* (Die Besetzung der Bistümer und der Kanoniker-Pfründen von der Zeit Maria Theresias bis 1918. Selbstverl. Bp.: 1935. 68 S. 8°.

Vor allem auf Grund von Akten aus dem Bp.er und aus dem Wiener Staatsarchiv wird ein Überblick über die Rechtsverhältnisse und das tatsächliche Vorgehen bei der Einsetzung der hohen katholischen Würdenträger gegeben. Im Vergleich zu manchen anderen Arbeiten Eckharts ist diese Darstellung der Kirchenpolitik in einem sehr kühlen und sachlichen Ton geschrieben. Auf das Werk des Jesuiten Adam Franz Kollár, der zuletzt Direktor der Wiener Universitätsbibliothek war, wird die neue Richtung in der Kirchenpolitik des Absolutismus zurückgeführt. In einem Memorandum und einem zweiten Buch empfahl K. dem Herrscher, sich die alten Patronatsrechte wiederzunehmen. Kaunitz ist durchaus mit dieser Politik einverstanden, wünscht aber Kollárs beratende Mitarbeit. Maria Theresia übt tatsächlich das Patronatsrecht durch Gründung und Aufteilung von Bistümern in einem sehr

hohen Maße aus. Josefs II. Kirchenpolitik geht von einer rationalistischen, verwaltungsmäßigen Konzeption der Gesamtmonarchie aus, die „Geistliche Hofkommission", in der auch ungar. Räte sitzen, wird Beratungsorgan für ungar. Patronatsfragen, nach Josefs II. Tod steht die Kanzlei mehr im Vordergrund, zeitweilig der Staatsrat, ab Ende der 30er Jahre die Staatskonferenz. Oft werden Bischöfe wie andere Beamte versetzt und aus finanziellen Gründen bleiben manche Bistümer lange unbesetzt. Die Kanonikerpfründen werden auf Vorschlag des betreffenden Bischofs auf dem üblichen Dienstweg der Staatsbehörden besetzt. Während der Revolution beteiligten sich ungar. Bischöfe im Sinne der revolutionären Regierung; wegen der gegen sie verhängten Urteile erfolgt Einspruch des päpstlichen Nuntius beim Außenminister, ein Kompromiß ist meist das Ergebnis. Das Konkordat von 1855 wird unter dem Blickpunkt der Gesamtmonarchie abgeschlossen, dadurch werden die Rechte des Königs von Ungarn beschränkt, so verliert er das Recht, Bistümer zu gründen und Bistümer zu Erzbistümern zu erhöhen. In einem geheimen Artikel erhält aber der Herrscher das Zugeständnis, ohne Beratung mit dem Papst im Falle einer Revolution alles zur Sicherung des Staates tun zu dürfen, Nach dem Ausgleich fragt bei Besetzungen gewöhnlich der Kultusminister den Primas nach seinen Vorschlägen, diese gehen nach Zustimmung des Ministerrates an den König. Durch die vertrauliche Fühlungnahme zwischen dem Wiener Nuntius und der ungar. Regierung erfolgt die Besetzung meist unbehindert. Zu Beginn des 20. Jh.s waren stets lange Verhandlungen zwischen Wien und Rom über die Besetzung von Bistümern üblich. Die Inhaber von Kanonikerpfründen werden auf Empfehlung von 3 Kandidaten durch den betreffenden Bischof an den Kultusminister, nach dessen Vorschlag vom König ernannt. Es hat den Anschein, daß im letzten Zeitabschnitt die Kurie formal in manchem nachgibt, weil sie durch den Ausbau diplomatischer Beziehungen und eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen ihren Einfluß hinlänglich gesichert sieht. (Kl.)

131. Wick, Béla: *Adatok a kassai Domonkosok történetéhez* (Daten zur Geschichte der Kaschauer Dominikaner). Kosice: Kereskedelmi és ipari kvny. 1934, 47 S. 8°.

Verf. bringt in 4 kurzen übersichtlichen Abschnitten einen Überblick über die Entstehung des Dominikaner-Ordens in Kaschau unter Andreas II. und seine Entwicklung bis zur Neuzeit. Das kleine Werk ist eine regestenartige Sammlung auf Grund des Ordensschematismus und des Kaschauer Stadtarchivs, in welchem man über die Schwierigkeiten, mit denen der Orden in politischer und religiöser Hinsicht dauernd zu kämpfen hatte, gut unterrichtet wird. Diese Abhandlung bietet durch die Wiedergabe der Protokolle und Urkunden nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Ordensgeschichte, sondern auch zur Geschichte des dt. Städtewesens in Nordungarn. (R. W.)

132. Hermann, Egyed: *Zásió András jászói prépost tanári és teológiai irodalmi munkássága* (Die Lehrtätigkeit und theolog. Arbeit des Jászóer Propstes Andreas Z). Bp.: Sárkány ny. 1934. 38 S. 1 Taf. 8°.

H. verfolgt die Studienjahre des Prämonstratensers Z. (1741—1816) in Klosterbruck und Erlau, die z. T. bereits unter dem Einfluß der theresian. Reform des theolog. Lehrplanes stehen, ferner sein Wirken auf den theolog. Hochschulen von Jászó und Raab, sodann auf der Pester Universität. Verf. geht näher ein auf die 1787 veröffentlichten Vorlesungen Z.s „Encyklopedia Theologiae", die er mit dem entsprechenden Werk von Szvorényi vergleicht und behandelt ausführlich das erste ung. Handbuch der Hermeneutik des alten und neuen Testaments, dessen 6 Bände Z. 1796—1802

herausgab. Aufschlußreich ist der Hinweis auf die Quellen Z.s (Bibliothek von Jászóvár) und verdienstvoll das berichtigte Verzeichnis seiner Werke. (Z.)

133. Pehm, Joseph: *Padányi Biró Márton Veszprémi püspök élete és kora (Das Leben und Zeitalter Martin Birós von Padány, Bischof zu Veszprém).* Zalaegerszeg: 1934. 496 S.

Dieses histor. Werk holt die Gestalt eines bedeutenden kath. Kirchenfürsten aus dem Dunkel der Vergangenheit hervor, dem in der Kirchengeschichte Ungarns neben Forgach, Pázmány und Kollonitsch eine Ehrenstelle gebührt. Der Bischof Martin Biró, der 17 Jahre lang den Bischofsstab von Veszprém führte (1745—1762), ist eine typische Verkörperung des ungarischen Barockgeistes im 18. Jh. Seine Bedeutung liegt hauptsächlich in der Arbeit, die er für die kath. Wiedergeburt Ungarns entfaltete. Er übernahm eine in jeder Beziehung zertrümmerte, fast ganz protestantisch gewordene Diözese und hinterließ ein blühendes kathol. Bistum. Die Zahl der von ihm neu gegründeten und restaurierten Pfarreien beträgt 87; die Zahl der Kirchen und Kapellen, welche er stiftete, restaurierte und reichlich ausstattete, steigt auf nicht weniger als 200. B. betätigte sich daneben auch als Politiker, Schriftsteller und weltlicher Administrator, als „Obergespan" des Komitats Veszprém. Es ist ein großes Verdienst des Verf., daß er eine so wichtige und bedeutende Persönlichkeit ans Licht stellte, die bisher zu Unrecht von den Historikern fast ganz totgeschwiegen worden ist. P. beweist bei seiner Darstellung viel literar. Geschick und histor. Urteilsvermögen. (G. F.)

134. Ravasz, Ladislaus: *Alfa és Omega (Alfa und Omega).* 2 Bde. Bp.: Franklin-Gesellschaft. 1934. 383 u. 333 S. 8°.

Das Buch des kalvinist. Superintendenten R. ist eine Sammlung von Predigten, Reden, Vorträgen und Artikeln, die aus verschiedenen Jahren stammen. Das Buch hat kein einheitliches Thema. Wie Verf. sagt, hat er uns „eine Handvoll Mosaiksteinchen gegeben", die die Aufgabe haben, das Antlitz des Allmächtigen widerzuspiegeln. Es leuchten aber zwei „Edelsteine" besonders sichtbar aus dem Mosaik hervor: sein starker festverwurzelter Kalvinismus, den er als ein teures Erbgut seiner Vorfahren den jüngeren protestant. Levitengenerationen weitergeben will, und seine große, heiße Liebe zu seiner leidenden, zerrissenen ungar. Nation. Darum warnt er ernstlich vor dem rationalistischen Protestantismus, dem vom Christentum nur noch der Name übrigbleibt, und er weist entschieden wieder auf das Evangelium hin. — Sein Stil ist gewählt und feierlich, seine Sprache kräftig und ausdrucksvoll. Seine jungen Anhänger, denen das Werk gewidmet ist, haben damit ein kostbares Geschenk bekommen. (G. F.)

---

135. Schuller, Hermann: *Valentin Wagner, ein siebenbürgisch-sächsischer Schulmann im 16. Jahrhundert.* „Mitteilungen" der Deutschen Akademie. 1934. Heft 3. S. 351—369.

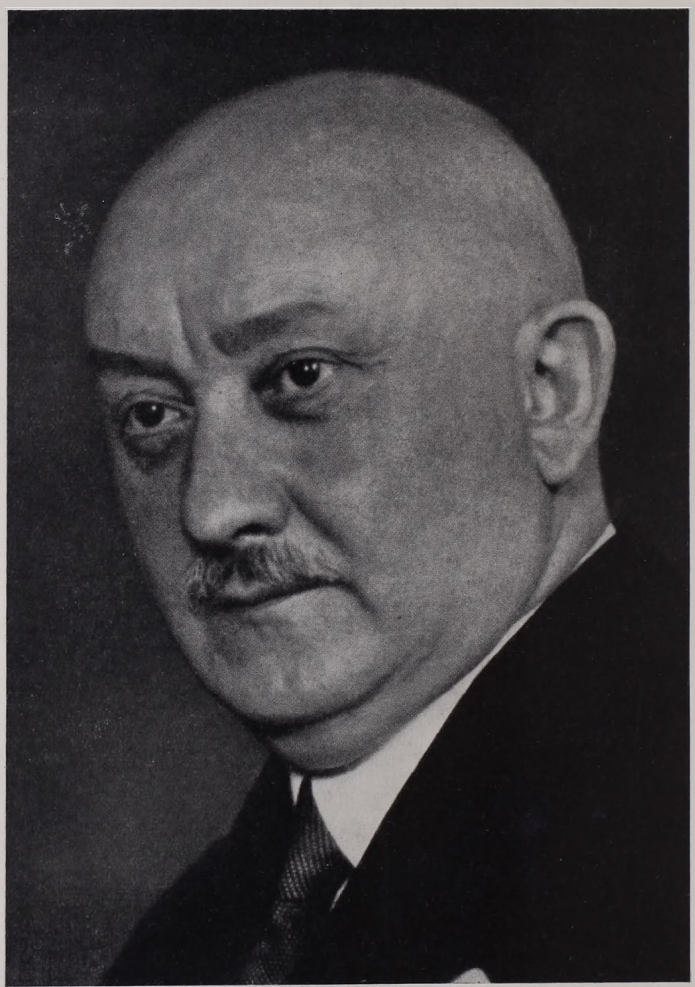
W. war der erste Rektor der 1544 in Kronstadt eröffneten Honterusschule. Eine unmittelbare Darstellung von seinem Wirken an dieser Schule gibt es nicht. Er hat sich als Theologe und humanistischer Pädagoge schriftstellerisch betätigt (UJb. XVI, Rez. 19), gab u. a. einen rumän. Katechismus zur Bekehrung der orthodoxen Rumänen, ein Gesangbuch, viele luther. und eine Reihe antiker Schriften heraus. Seine pädagog. Anschauungen sind in einem Maße von Seneca beeinflußt, daß er so weit geht, pädagogisch wertvolle, aber der christl. Lehre widersprechende Sentenzen Senecas zu verwerten. (Kptz.)

136. Imre, Sándor (Hrsg.): *Nevelésügyi tanulmányok* (Pädagogische Untersuchungen). Szeged: Egyetemi Pedagog. Int. 1934. 179 S. 8°.

E. Márer gibt eine kurze Skizze jener zum Teil umfassenden pädagog. Reformbestrebungen, die die ungar. Nationalversammlung nach dem Zusammenbruch beschäftigten; J. Kiss liefert interessante soziographische Angaben über die Erziehung in einem magyar. Dorfe. A. Darvas zeigt an Hand der Wandlungen im Leben einer Klasse eines 1919 unter tschechische Herrschaft gelangten ungar. humanistischen Gymnasiums jene tiefgehenden Veränderungen auf, die das innere Leben der Schule in den Jahren der Wende (1917—25) vollkommen umformten; B. Tettamanti untersucht auf Grund statistischer Zusammenstellungen die Frage der Beurteilung der Schulleistungen an Hand der Zensuren; E. Simon verfolgt den Wechsel der Schülerzahl der höheren Schulen zu Szeged in den Jahren 1903—33: die bibliogr. Zusammenstellung T. v. Joós weist auf die Notwendigkeit der bibliogr. Bearbeitung ungar. Fachzeitschriften hin. Die Studien des Bandes sind mehr Arbeitsberichte als erschöpfende Untersuchungen, sie geben in der Regel nur einige wichtigere Ergebnisse, ihre Bedeutung liegt vor allem in den anregenden Hinweisen, die den Weg zu manchen vernachlässigten Arbeitsgebieten ungar. Pädagogik weisen. (y.)

137. Klein, Karl Kurt: *Der Humanist und Reformator Johannes Honter.* Hermannstadt-München: Krafft & Drotleff-E. Reinhardt 1935. XI + 292 S. 8°. (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 22.)

In vorl. Vorarbeit zu einer künftigen Honterbiographie erhalten wir kein abgerundetes Lebensbild Honters. Partien, die der Klärung bedürfen, werden sorgfältig untersucht, andere wiederum übersprungen. K. beschäftigt sich vor allem mit Honters äußerem Lebensgang, von dem unser Wissen ja noch sehr lückenhaft war, seiner politischen Entwicklung und der Schilderung des Humanisten, Theologen und Reformators. Er stützt sich in erster Linie auf gedrucktes Material, die bahnbrechenden Ergebnisse erzielte er infolge der durchaus neuen Schau. Die ganze gegenwärtige Problematik des Sachsentums läßt ihre Geschichtsschreiber die schicksalsschweren Umwälzungen der Vergangenheit viel unmittelbarer, lebendiger empfinden, und gerade das bedingt den Hauptwert dieser Untersuchungen. H. wird von K. mit lebendiger Wirklichkeit erfaßt, was vor allem der Schilderung seines politischen und reformatorischen Kämpfertums zugute kommt. Sehr wertvoll sind die Ausführungen über H.s Nationalgefühl, das geradezu „großdeutsch" anmutet und sich politisch wie wissenschaftlich in der Betonung der Verbindungen mit dem Mutterland äußerte. Die Arbeit beweist, daß K. der Berufenste zur Abfassung einer lang ersehnten erschöpfenden Honterbiographie ist. (V—vec.)



Gombocz Zoltán.

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Zum Geleit.

Das Ungarische Institut ist in den letzten Jahren von vielfachen Schicksalsschlägen heimgesucht worden. Wir arbeiteten liebevoll und mit trauerndem Herzen an unserem Gedenkheft für Jakob Bleyer, den großen Kämpfer und verständnisvollen Förderer unserer Bestrebungen, als uns W. Bang verließ, unser Hauptmitarbeiter und warmherziger Freund und Berater. Nun folgte ihnen am 1. Mai dieses Jahres mit erschütternder Plötzlichkeit Zoltán von Gombocz.

Der Schlag traf uns um so schwerer, weil wir auch zu seinen Lebzeiten aus unmittelbarer Nähe und mit heißer Dankbarkeit immer wieder neu erfahren durften, was wir an ihm besaßen. Seine menschliche Größe, seine wissenschaftliche Bedeutung wird auf den Blättern dieses seinem Andenken gewidmeten Heftes von berufenen Händen geschildert. Die Gelehrten vieler Länder, die uns ihre besten Arbeiten zur Verfügung gestellt haben, zeugen von dem großen Widerhall, den seine Wirksamkeit in der ganzen wissenschaftlichen Welt erweckt hat. Wir aber beklagen hier unseren eigenen Verlust, der unermeßlich ist.

Es gibt in Ungarn wenig Gelehrte, denen das deutsche Geistesleben so vertraut ist, wie es Zoltán von Gombocz war. Das tiefe Verständnis für deutsches Wesen brachte er bereits aus seiner Heimatstadt, aus der Grenzstadt Oedenburg-Sopron mit, wohin er zur Erholung immer mit Freude zurückkehrte. In früher Jugend lernte er aber auch Deutschland kennen und brachte aus seiner Leipziger Studienzeit reiche Früchte mit nach Hause. Die deutsche Sprache beherrschte er beinahe so gut wie seine Muttersprache. Das deutsche Buch war ihm ein treuer Gefährte von den frühsten Kinderjahren bis zum Lebensabend; und nicht nur das wissenschaftliche: mit seiner Belesenheit in der deutschen Dichtung vermochte er manchen Germanisten zu beschämen. Nicht allein, daß er fast den ganzen Faust und manche Wagner-Texte auswendig hersagen konnte (sein Gedächtnis war phänomenal), er kannte auch die deutschen Romanschriftsteller von den kleinsten bis zu den größten.

Bei dieser Vertrautheit mit dem deutschen Wesen erfüllte es ihn mit Freude, daß die Berliner Universität nach dem Tode R. Graggers ihn mit einer Berufung beehrte. Er konnte und durfte sie nicht annehmen, seine Mission, die Erziehung von Gelehrten-Generationen für sein Volk, band ihn an Ungarn. Doch erklärte er sich sofort bereit, ein Jahr lang

M. T. AKAD. KÖNYVTÁRA
Növedéknapló
1925 2591

als Gastprofessor an der Berliner Universität zu wirken und bei der endgültigen Besetzung des verwaisten ungarischen Lehrstuhls mit Rat und Tat mitzuhelfen. An dieses eine Jahr seiner Gastprofessur erinnern sich noch manche seiner Kollegen und seiner Schüler dankbaren Herzens, wenn auch die beiden, mit denen er sich ganz besonders verbunden fühlte, Eduard Meyer und Wilhelm Schulze, ihm vorangegangen sind. Er verstand es, sein Berliner Heim, das Collegium Hungaricum, zu einem geistigen Mittelpunkt zu gestalten, man lernte ihn nicht nur als großen Wissenschaftler, sondern auch als bezaubernden Gastgeber schätzen, den niemand ohne innere Bereicherung verließ. Allein durch die immanente Kraft seiner Persönlichkeit tat er mehr für Ungarn, als die geschicktesten Diplomaten es vermochten.

Als er Berlin verließ, um in seiner Heimat einen immer mehr wachsenden Wirkungskreis anzutreten, brach er die ihm teuer gewordenen Verbindungen nicht ab. Die „Ungarischen Jahrbücher" trugen stolz seinen Namen auf ihrem Titelblatt, und er stand immer hilfsbereit mit der ganzen Kraft seines Einflusses da, wenn es hieß, bei der Vertiefung der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen mitzuhelfen.

Sein Weggang verstärkt das Gefühl der Einsamkeit des dankbaren Schülers, für den er Wegbereiter und Wegweiser war für ein ganzes Leben. Und wir halten umsonst Umschau nach dem Manne, der ihn jemals ersetzen könnte.....

Julius v. Farkas.

Zoltán von Gombocz.

1877—1935.

Von

Nikolaus Zsirai (Budapest).

Tief erschüttert will ich versuchen, ein Bild von Gombocz' Laufbahn, seiner Wirksamkeit und seiner wissenschaftlichen Bedeutung zu geben. Wenn es auch schon ein halbes Jahr her ist, daß er mit so tragischer Plötzlichkeit von uns schied, ist es doch schwer, sich in den Gedanken zu finden, daß sein befruchtender, richtunggebender, schöpferischer Geist von nun an aus dem ungarischen, wissenschaftlichen Leben verschwunden ist. Nur schwer können wir uns daran gewöhnen, daß er nicht mehr unter uns ist, und doch fühlen wir ihn als eine lebendige Wirklichkeit in unserer Seele, jetzt wo er schon zu einer historischen Persönlichkeit geworden ist.

Gombocz' Laufbahn ist die des geborenen und ohne Widerstände siegenden Genies und spiegelt trotz der Vielseitigkeit und inneren Spannung das Bild einer harmonischen Kraft.

Er wurde in Ödenburg, der westlichen Grenzstation ungarischer Kultur, geboren und verlebte hier seine Kinderjahre. Heim und Schule haben gleichermaßen die Geistes-, Charakter- und Gemütsanlagen des sehr ernsten Kindes gefördert. Sein Vater, Professor und späterer Direktor des evangelischen Lyzeums, war wegen seiner philosophischen Bildung, seiner aufs wesentliche gehenden Objektivität und seiner Großmütigkeit bekannt, während seine Mutter, ein Nachkomme der in dem ungarischen Geistesleben häufig auftauchenden Familie Lehr, mit ihrer glänzenden Sprachbegabung, staunenswerten Belesenheit, feinen Bildung und ihrem ästhetischen Empfinden die Achtung ihrer Umgebung errang. Schon hier beobachten wir, daß diese Wesenszüge der Eltern sich auf das Kind vererbt haben und den Grundstein zu seiner wissenschaftlichen und menschlichen Persönlichkeit bildeten.

Die Ausbildung der Erbanlage war dann die Aufgabe der Schule. Obwohl er in allen Fächern sich als der ausgezeichnetste Schüler erwies — in der VII. und VIII. Klasse (Unter- und Oberprima) wurde er von seinen Mitschülern mit dem Titel Meister ausgezeichnet —, hat sich sein Interesse und seine Liebe teils noch instinktiv, teils schon mit bewußter Zielsicherheit auf die literatur- und sprachgeschichtlichen Studien konzentriert. Von seinen Lehrern hat Haniffel, Thiering und der auch noch heute lebende Ludwig

Fejér in dieser Richtung den tiefsten Einfluß auf ihn gehabt. Diese Fachwissenschaftler haben nicht nur die Ereignisse auf wissenschaftlichem Gebiete mit Aufmerksamkeit beobachtet, sondern auch selbst gearbeitet und es verstanden, ihre wertvollen Kenntnisse und interessanten Forschungen in fesselnder Weise zu vermitteln, ja sie haben sogar den Mut gehabt, ihre begabten Schüler über die engen Grenzen der Schulbuchwissenschaft auf eine freiere wissenschaftliche Bahn zu lenken. Wenn irgendwo, so fiel in Gombocz' Seele der Same auf fruchtbaren Boden. Diese geistigen Ausflüge haben ihm neue Perspektiven und Arbeitsmöglichkeiten eröffnet, neue Zielsetzungen und neue Wege gezeigt. Immer mehr wuchs sein Wissensdurst, aber auch der Glaube an die Erfüllung: immer mehr und mit immer mutigeren Augen las er, überdachte das Gelesene und versuchte, sich ein Urteil darüber zu bilden. Wenn er Lücken fand, bemühte er sich diese auszufüllen, wenn er in Widersprüche fiel, versuchte er sie aus eigener Kraft zu überbrücken. Seine große Belesenheit, die staunenswerte Erinnerungsgabe, sein Formgefühl und seine Berufung zu selbständigem wissenschaftlichem Arbeiten fiel zuerst in seinen dem Selbstbildungsverein des Lyzeums, der „Magyar Társaság", eingereichten Arbeiten auf. Nicht nach billigen Lorbeeren hat er getrachtet, nicht die leichte Seite der Fragenkomplexe hat ihn interessiert, vielmehr fesselten ihn die schwierigen Probleme.

Sein Vater wollte ihn zum Juristen machen, und der gehorsame Sohn bedankte sich ohne Wimperzucken für das Lehrbuch des römischen Rechts, welches er als Weihnachtsgeschenk erhielt. Später gestand er, daß er totunglücklich geworden wäre, wenn er diese seiner Natur vollkommen widerstrebende Laufbahn hätte einschlagen müssen. Erst im letzten Augenblick trat die glückliche Wendung ein: I. Fröhlich, der als Regierungsvertreter dem Abitur beiwohnte, gelang es, den Vater zu bewegen, daß er den sehr begabten und offensichtlich zum Gelehrten geborenen Sohn an die Philosophische Fakultät gab und seine Aufnahme in das Eötvös-Kollegium, das bald eröffnet werden sollte, beantragte.

Im September 1895 immatrikulierte er sich an der Budapester Philosophischen Fakultät und belegte die Fächer Ungarisch und Französisch. Auch im Eötvös-Kollegium wurde er auf Grund seines vorzüglichen Reifezeugnisses mit dreißig anderen aufgenommen. Die an der Universität und im Eötvös-Kollegium verbrachten vier Jahre waren eine Zeit fleißiger Weiterbildung und zielbewußter fachlicher Schulung. Er las auch weiterhin außerordentlich viel, machte große Fortschritte in der Vervollkommnung seiner Sprachkenntnisse, mit Leichtigkeit verschaffte er sich gründliche Einblicke in die ungarische und französische Literatur, aber mit wirklichem Interesse und begeisterter Hingabe des Berufenen hat er sich doch nur der Sprachwissenschaft gewidmet. Er lernte Vámbéry kennen, hörte

die ungarischen sprachwissenschaftlichen Vorlesungen von Simonyi, aber das Wesentlichste seiner philologischen und linguistischen Studien bekam er, wie er selber sagte, von August Ph. Becker und Josef Szinnyei. Unter ihrer fachwissenschaftlichen und aufmerksamen Führung lernte er einesteils die Elemente und Methodik der allgemeinen Sprachwissenschaft, anderenteils die ganze Romanistik, sowie die vergleichende finnisch-ugrische und die historische ungarische Sprachwissenschaft kennen. Seinen Lehrern fiel alsbald die große Bildung auf, die ungeheuere Energie, die starke Auffassungs- und Erinnerungsgabe, sowie die Freimütigkeit seines treffenden Urteils, und miteinander wetteifernd versuchten sie, ihn an ihr Fachgebiet zu fesseln. Auf Grund seiner ausgezeichneten Vorbereitung hätte er sich mit gleichem Erfolge sowohl der Romanistik, als der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft zuwenden können, und es ist Szinnyeis Diplomatie zu verdanken, daß die Entscheidung des jungen Gelehrten auf die vom nationalen Standpunkt wichtigere nationale Wissenschaft fiel.

Im Frühling 1899 legte er die Fachprüfung fürs Lehrerdiplom ab, kurz darauf das Philosophische Rigorosum (Finnisch-Ugrisch-Ungarisch als Hauptfach, ungarische Literaturgeschichte und französische Philologie als Nebenfach), dann nach mühsamem pädagogischem Dienst wurde er im Mai 1900 zum Mittelschullehrer ernannt und promovierte am 1. Juni desselben Jahres als Abschluß seiner Universitätsstudien sub auspiciis regis zum Doktor phil. Das Eötvös-Kollegium, dessen Musterzögling er vier Jahre hindurch war, hat ihn gleich nach seinen Universitätsexamina am 3. Juli 1900 zum Professor berufen. Eine glücklichere, für beide Teile zufriedenstellendere Wahl hätte nicht getroffen werden können: Der junge Professor hatte großen Anteil daran, daß das neugegründete Institut mit einem Schlage auf die Höhe seiner Berufung gelangte, das Kollegium aber hat dem jungen Gelehrten das Milieu geboten, in welchem sich seine pädagogischen und schöpferischen Gaben voll entfalten konnten. So wie es verfehlt wäre, für das Aufblühen des Collegiums neben den Namen Baron Loránd Eötvös und Géza Bartoniek nicht auch den Namen Gombocz zu nennen, so wäre es auch nicht richtig, über die Tatsache hinwegzugehn, daß die produktivste Zeit für Gombocz die vierzehn Jahre seiner Lehrtätigkeit im Kollegium bilden.

Bevor wir auf die Würdigung Gombocz' als wissenschaftlicher Persönlichkeit eingehen, scheint es geboten — wenn auch nur mit chronistischer Trockenheit — auf seine Auslandsstudien und die wichtigeren Veränderungen, die in seinem äußeren Leben eintraten, hinzuweisen. Den Sommer 1899 hat er in Paris verbracht, und bei dieser Gelegenheit lernte er im Laboratorium des Collège de France die phonetischen Versuche Rousselots kennen. Im Laufe des Jahres 1903/4 hat er in Leipzig, Paris, Upsala und Finnland phonetische und verschiedene sprachwissenschaft-

liche Untersuchungen ausgeführt. 1905 wurde er zum Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt. 1906 hat ihn die Philosophische Fakultät der Budapester Universität zum Privatdozenten für „Allgemeine Phonetik und finnisch-ugrische Lautlehre" ernannt. 1914 wurde ihm von der Universität Klausenburg der Lehrstuhl für Ural-altaisch und 1921 von der Budapester Universität der Lehrstuhl für ungarische Sprachwissenschaft angeboten. 1927/28 hat er Gastvorlesungen an der Berliner Universität gehalten. 1927 wurde er zum Direktor des Eötvös-Kollegiums ernannt. 1933 ist er zum Mitglied des Direktoriums der Akademie und zum Vorsitzenden der I. Abteilung, 1934 zum Dekan der Philosophischen Fakultät der Budapester Pázmány-Péter-Universität gewählt worden, 1905—14 und nach seiner Rückkehr aus Klausenburg seit dem Jahre 1922 war er Redakteur der Zeitschrift „Magyar Nyelv" (Ungarische Sprache) und 1930 übernahm er von Szinnyei die Redaktion der „Nyelvtudományi Közlemények" (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen). Vieles ist aus dieser Aufzählung weggeblieben: unerwähnt blieb die ganze Reihe seiner Verpflichtungen in Komitees, seine Oberhausmitgliedschaft und seine Ämter als Direktor und Präsident, mit denen unsere kulturellen, pädagogischen und wissenschaftlichen Gesellschaften ihn in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens überhäuft haben, und obwohl er besorgt sah, daß ihm kaum Zeit und Energie bleiben würde, seine wissenschaftlichen Forschungen fortzusetzen und seine überaus wichtigen Pläne zu verwirklichen, so konnte er es doch nicht umgehen, die Pflichten, die in so ehrenvoller Weise an ihn herantreten, zu übernehmen.

Gombocz' literarische Tätigkeit — genauere Daten enthält die beigefügte Bibliographie — ist umfangreich, außerordentlich vielseitig und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unermeßlich. Sie erstreckt sich auf die allgemeine Sprachwissenschaft, Phonetik, finnisch-ugrische und altaische Sprachvergleichung, sowie auf alle Gebiete der im engeren Sinne verstandenen ungarischen Sprachwissenschaft. Diese vielgestaltige reiche Tätigkeit schließt sich aber zu einem geordneten Ganzen zusammen: sie wird nicht nur von dem Glanze Gombocz' wissenschaftlicher Persönlichkeit überstrahlt, der ebenso auf den kleinen Artikeln wie auf den großen Monographien, auf den etymologischen Beiträgen wie auf den abstraktesten sprachphilosophischen Untersuchungen ruht, sondern auch durch die zusammenfassende Kraft seiner Betrachtungsweise zu einer Einheit verschmolzen, welche den inneren Zusammenhang zwischen den scheinbar voneinander unabhängigen Erscheinungen herstellt.

Doch halten wir es für nötig, Gombocz' Wirksamkeit auf den einzelnen Gebieten der Sprachwissenschaft kurz zu skizzieren.

Schon seit seiner Jugend beobachtete er mit scharfer Aufmerksamkeit die Veränderungen, die auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften

vor sich gingen: kein neuer Versuch, keine neue Methode entging ihm und wo er eine Entwicklung feststellte, die er für lebensfähig und von befruchtender Wirkung hielt, verwertete er sie auch für das ungarische Material. Es ist kein Zufall, daß er es war, der die ungarischen Fachkreise mit sämtlichen sprachwissenschaftlichen Strömungen der letzten 50 Jahre bekannt machte: von der Junggrammatischen Schule bis zu Saussure.

Gombocz begnügte sich aber auch anfangs nicht mit der Rolle des Vermittlers allein, sondern mit der Vervollkommnung seiner sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse und Erfahrungen kam er immer mehr zur Abfassung selbständiger sprachphilosophischer und -psychologischer Studien, auch solcher, von denen manche, wenn sie nicht in ungarischer, sondern in einer der Weltsprachen erschienen wären, in einer Reihe mit den klassischen Schöpfungen der gesamten Fachliteratur genannt werden müßten. Lehrreich in dieser Beziehung sind folgende Aufsätze: „Grundlagen der gegenwärtigen Sprachwissenschaft — Sprachgeschichte und Psychologie — Die Einheit der Sprachen — Paul und Wundt, von dem Ursprung der Sprache — Assoziation und Bedeutungswandel — Tierlockrufe und Tiernamen — Lautnachahmungen und Sprachgeschichte — Sprachgeschichte, Psychologie und Völkerpsychologie — Veränderungen und Gesetze in der Sprachwissenschaft — Sprachhistorische Methodenlehre — Beschreibende und historische Sprachlehre — Was ist Satzlehre? — Sprachrichtigkeit und Sprachwissenschaft — Funktionale Sprachbetrachtung."

Über Phonetik hat er verhältnismäßig wenig geschrieben, trotzdem ist auch dieser Zweig seiner literarischen Tätigkeit außerordentlich beachtenswert, wenn man bedenkt, daß diese Hilfswissenschaft bei uns bis heute stiefmütterlich behandelt wurde. Gombocz' Interesse ist durch das plötzliche Aufflammen der ausländischen Fachliteratur geweckt worden. Auf seinen Auslandsreisen hatte er Gelegenheit, mit den Elementen und Methoden der Sprachforschung bekannt zu werden, auf diesem Fachgebiet Studien zu machen und in bezug auf die ungarische Sprache lückenfüllende Untersuchungen, Messungen vorzunehmen. Abgesehen von den zur Aufklärung der ungarischen Sprachforscher und Pädagogen geschriebenen hervorragenden Artikeln und den lehrreichen Abhandlungen über Geschichte der Phonetik seien nur die Arbeiten: „Zur Phonetik der ungarischen Sprache" und „Ungarische Palatogramme" erwähnt, sowie die auf Grund seiner Vorlesungen herausgegebene beliebte Zusammenfassung seiner „Ungarischen Phonetik".

Mit finnisch-ugrischen sprachwissenschaftlichen Forschungen hat er sich am Anfang seiner Laufbahn eindringlicher beschäftigt. Mit dem Wogulischen begann er (Der Infinitiv im Wogulischen — die fremden

Elemente im Wogulischen — Beiträge zu den türkischen Elementen der wogulischen Sprache — Beiträge zum Ursprung des Wortschatzes der obugrischen Sprache).

Auch von den übrigen verwandten Sprachen hat er sich solche Kenntnisse verschafft, daß er sich mit Leichtigkeit auf dem gesamten Gebiete der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft, sogar der samojedischen Lautlehre bewegen konnte. Seine bleibendste Schöpfung auf diesem Gebiete ist die Studie: „Zur finnisch-ugrisch-samojedischen Lautgeschichte" (Festschrift Wilhelm Thomsen). Hier zeigt er, daß dem finnisch-ugrischen *s̲-Laut im Samojedischen t̲, dem finnisch-ugrischen *ś̲-Laut im Samojedischen s̲ entspricht, d. h. daß die Zweiartigkeit der finnisch-ugrischen s-Laute auf die uralische Grundsprache zurückreicht.

Ähnlich wie in der Phonetik und der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft hat er auf dem Gebiete der altaischen Sprachvergleichung in seinen jüngeren Jahren auf das ernsthafteste gearbeitet, und man kann sagen mit bahnbrechendem Erfolge. Obzwar er hier Autodidakt war, hat seine Fähigkeit, jede Sprache mit spielender Leichtigkeit zu erlernen, jedes Problem richtig zu erfassen, sein fein ausgebildetes kritisches Empfinden und seine systematische Schulung ihm von vornherein die Erfolge seiner Arbeit gesichert. Von den hierher gehörenden Arbeiten sind vom Standpunkt der Entwicklungsgeschichte vor allem hervorzuheben: „Zur Lautgeschichte der altaischen Sprachen", welche Arbeit mit einigen Veränderungen auch deutsch erschienen ist, deren erster Abschnitt die Frage des Rotazismus und Lambdazismus, der zweite die Doppelbedeutung des mongolischen d-Lautes im Türkischen und dessen vermutliche sprachgeschichtliche Voraussetzungen behandelt.

Obwohl Gombocz, wie aus allem diesen hervorgeht, auf dem Gebiete der Phonetik der finnisch-ugrischen Sprachgeschichte und der altaischen Sprachvergleichung sich ein vollkommenes Fachwissen aneignete und hier und da hervorragende Resultate erzielte, hat er sich doch sehr bald von diesen Gebieten der Sprachwissenschaft zurückgezogen. Es wäre verfehlt, den Grund hierfür in einer Enttäuschung oder Flatterhaftigkeit zu sehen: offensichtlich hat ihn Wissensdurst und der Drang nach Höherem immer weitergetrieben. Bis zu seinem Tode hat er mit wacher Aufmerksamkeit das Schicksal sowohl der Phonetik wie der finnisch-ugrischen und altaischen Sprachwissenschaft verfolgt, er kannte und vermehrte bei Gelegenheit auch die neueren Ergebnisse der Fachwissenschaft, aber der Schwerpunkt seines Interesses schob sich immer mehr auf das Gebiet der ungarischen Sprache. Hier erst war es ersichtlich, was das vielseitige Wissen und die Erfahrungen, die er sich erworben hatte, zu bedeuten hatten.

Wir können ohne Übertreibung behaupten, daß es in der ungarischen Sprachwissenschaft kein Gebiet gibt, das er nicht gründlich gekannt,

gewissenhaft durchforscht und gleichzeitig mit neuen Beiträgen, Feststellungen und Beobachtungen vervollständigt hätte. Die Spur seines Geistes finden wir in jedem wichtigeren Kapitel der ungarischen Lautlehre, der Wortbildung, Flexions- und Satzlehre. Selbstverständlich ist es unmöglich, alle jene Artikel, Abhandlungen und Worterklärungen, an die wir hier denken, aufzuzählen, aber wir können die folgenden grundlegenden Studien nicht übergehen: „Zur Geschichte der ungarischen a-Laute — Aus der Geschichte der ungarischen Selbstlaute — Die Endvokale — Ein unbekanntes Suffix — Zur Frage des ungarischen velaren i — Zur Geschichte der v-stämmigen Wörter — Ursprung des Oslu-Stammesnamens — Sömör — Ossetenspuren in Ungarn — Osseten und Jazygen — Ungarische historische Sprachlehre — Lautlehre II — Lautgeschichte — Formenlehre — Bedeutungslehre — Zur Frage der Endvokale — Geschichte der ur-ungarischen a-Laute — Satzlehre — Über die Haupttypen der ungarischen Verbalformen — Über die ungarischen reflexiven Verben — Ursprung der Suffixe ság-ség."

Er sprach nicht gerne davon, aber es war zweifellos sein fester Vorsatz, aus dem Ergebnis seiner in Vorbereitung befindlichen Teilarbeiten und seinen nicht veröffentlichten Untersuchungen, die schon lange und gerade von ihm erwartete zeitgemäße systematische ungarische Sprachlehre herauszugeben. „Ich hoffe — sagte er auf der Generalversammlung der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft vom 22. I. 1934 —, daß ich in einigen Jahren, der löblichen Gesellschaft von dem Abschluß meiner geplanten Arbeit Mitteilung machen kann." Es ist tragisch, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllt hat. Der Plan des großangelegten Werkes ist uns nur aus den Vorlesungen und einigen Bruchstücken ersichtlich, aus welchen wir allerdings ersehen, wie berechtigt die Hoffnungen waren, die wir an das Erscheinen dieses Werkes geknüpft haben. Nur der Gedanke, daß es den glücklicheren Schülern, seinen Nachfolgern vielleicht gelingen wird, das als Erbe übernommene wissenschaftliche Gerüst im Sinne des Meisters auszubauen und so die ungarische Sprachwissenschaft zu bereichern, kann uns über den Verlust hinwegtrösten. Dieser Gedanke ist ein Trost, obwohl wir genau wissen, daß die Erziehung literarischer Waisen eine ungeheuer schwierige und mit restlosem Erfolg niemals zu erfüllende Aufgabe ist. Ja, wir müssen auch darüber im klaren sein, welch seltene außergewöhnliche Gabe des Himmels ein Gelehrter vom Format Gombocz' ist, der gleicherweise unumschränkter Herr des Stoffes und Meister der höheren Synthese ist.

Das andere großangelegte Werk Gombocz' ist das „Ungarische Etymologische Wörterbuch", welches er mit seinem Freund und Fachkollegen Johann Melich zusammen bearbeitet hatte. Dieses Werk ist in bezug auf seine Vollständigkeit und gewissenhafte Genauigkeit auch in

der Fachliteratur Westeuropas einzigartig. Es bietet viel mehr, als die gewöhnlichen etymologischen Wörterbücher zu geben pflegen. Seine Herausgeber begnügen sich nicht mit der Katalogisierung der bis jetzt zerstreuten Forschungsergebnisse, sondern bemühen sich womöglich das ganze Material des ungarischen Wortschatzes aufzuarbeiten. Ihr Interesse erstreckt sich genau so auf die Eigennamen, Appellativa, Tierlockrufe, die lautnachahmenden und lautmalenden Wörter, die Besonderheiten der Klassensprache und die Primitivität der Kindersprache, wie auf die ernsten Bürger der Literatur- und Gemeinsprache, denn beide erkennen klar und veranschaulichen es überzeugend, daß diese gewöhnlich ungerechterweise vernachlässigten Elemente der Sprache unsere Kenntnis mit unschätzbaren kultur- und sprachgeschichtlichen glottogonischen Tatsachen bereichern. Eine unausbleibliche Folge der planmäßigen Ausdehnung dieser Arbeit war es, daß die Verfasser gezwungen waren, auch eine umständliche Belegsammlung und bahnbrechende neue Untersuchungen anzustellen. Von ihren Vorgängern auf diesem Fachgebiet unterscheiden sie sich noch dadurch günstig, daß sie an ihre Artikel fast lückenlose Bibliographien anschließen und so die Arbeit späterer Forscher ungeheuer erleichtern. Es ist ein unersetzlicher Verlust für die ungarische Sprachwissenschaft, daß auch dieses Werk unvollständig blieb, und wir suchen vergeblich nach einem gleichwertigen Mitarbeiter für Melich, der wenn auch nur im entferntesten ein würdiger Nachfolger von Gombocz werden könnte.

Was ist natürlicher, als daß Gombocz über die engen Grenzen der Linguistik hinausstrebte. Er, der auch im kleinsten Teile das Ganze fühlte, auch in der Form die gestaltende Kraft suchte: er faßte die sprachlichen Gegebenheiten als Widerspiegelungen der Seele, als Begleiterscheinungen der Kultur und der Geschichte auf. Er wußte, daß man ohne psychologische Kenntnisse niemals in das Wesen der Sprache eindringen kann, er zeigte aber auch, daß die Sprachwissenschaft umgekehrt für die Psychologie von unschätzbarem Wert ist, er verkündete, daß der Sprachforscher ohne geschichtlichen Hintergrund sich in einem luftleeren Raume bewegt, aber mit Jakob Grimm war er auch fest davon überzeugt, daß „es ein lebendigeres Zeugnis gibt über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen". Wer solche natürlichen Zusammenhänge, solche Perspektiven zu sehen verlangt, kann keinen würdigeren Führer als Gombocz finden. Welche psychologischen Überraschungen und kulturgeschichtlichen Erlebnisse bietet zum Beispiel die Studie über den „Ursprung der alten ungarischen Speisenamen", sowie die Artikelserie über den „Wein" und das kleine Buch über die Bedeutungslehre. Hierher gehört dann auch jene hervorragende Gruppe von Gombocz' Arbeiten, welche sich mit den türkisch-ungarischen sprachlichen und ge-

schichtlichen Zusammenhängen befaßt. Diese überaus wichtige, aber ebenso heikle Frage hat seit Jahrhunderten die Gemüter erregt und, obwohl es feststeht, daß einige Forscher schon früher auf die Wahrheit gestoßen sind, gebührt doch Gombocz die Ehre und das Verdienst, die Zusammenhänge mit sicherer Hand aufgedeckt zu haben. Seine Arbeiten, vor allem die umfangreiche Studie über die türkischen Lehnwörter vor der Landnahme, das klassische Buch über die „Bulgarisch-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache", sowie sein bedeutender Artikel über „Die bulgarische Frage und die ungarische Hunnensage" haben endgültig den Ursprung der türkischen Lehnwörter vor der Landnahme, sowie den geschichtlichen Hintergrund und die kulturgeschichtliche Bedeutung der türkisch-ungarischen Beziehungen geklärt. Nehmen wir dazu noch die mustergültigen Studien über „Die türkischen Personennamen der Arpadenzeit" und „Die ungarische Urheimat und das nationale Erbe", so sind die wichtigsten Quellen genannt, aus welchen wir unsere heutige Kenntnis der Probleme ungarischer Vorgeschichte schöpfen.

Mit Befriedigung und Freude konnte Gombocz feststellen, daß die Ergebnisse seiner Arbeit zu den sichersten Stützen der ungarischen Urgeschichtsforschung wurden und seine Lehre sich zur wissenschaftlichen Allgemeingeltung erhob.

Gombocz muß den grundlegenden Wert und die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung seiner Arbeit gekannt haben. Er zeigte es jedoch niemals und ließ es niemand fühlen, denn sein menschliches Format war ebenso groß wie sein wissenschaftliches: großzügig, edel und zurückhaltend. Wie er wissenschaftliche Fragen immer aus der Perspektive großer Zusammenhänge sah, so betrachtete er auch das Leben, die Ereignisse mit der Ausgeglichenheit des philosophischen Geistes. Er war natürlich, unmittelbar und von faszinierender Liebenswürdigkeit. Er liebte sein Volk, seine Kollegen, liebte seine Schüler, aber auf den Grund seiner Seele ließ er niemand blicken. Man hatte das Empfinden, daß er sich hinter einer Maske verbarg: hinter der Maske vornehmer Lässigkeit und gemachter Leidenschaftslosigkeit; heute wissen wir schon, was er dahinter verborgen hat: seine warme Güte.

Das Geschick sei gesegnet, daß wir ihn kennen lernten und ohne Rückhalt zeigen konnten, welch tiefe Verehrung wir für ihn hegen. Sein teures Andenken bewahren wir treu in unseren dankbaren Herzen.

Bibliographie der Arbeiten von Professor Zoltán von Gombocz.

Abkürzungen: AkÉrt. = Akadémiai Értesítő; BpSz. = Budapesti Szemle; EPhilK. = Egyetemes Philologiai Közlöny; FUF. = Finnisch-ugrische Forschungen; KSz. = Keleti Szemle; MNy. = Magyar Nyelv; MNyK. = A magyar nyelvtudomány kézikönyve; MNyTK. = Magyar Nyelvtudományi Társaság Kiadványai; MO = Le Monde Oriental; NyF. = Nyelvészeti Füzetek; NyK. = Nyelvtudományi Közlemények; Nyr. = Magyar Nyelvőr; Nytud. = Nyelvtudomány; RÉH. = Revue des Études Hongroises et Finno-Ougriennes; SUS.Toim. = Suomalais-ugrilaisen Seuran Toimituksia; UngJb. = Ungarische Jahrbücher.

1897.

Permi nyelvtanulmányok. Genetz: Ostpermische Sprachstudien (Rez. = NyK. XXVII, 465).

1898.

A jelenkori nyelvészet alapelvei (Nyr. XXVII, 6, 53, 97, 193, 339, 433, 481; Sonderabdruck 1898).

A vogul infinitivus (NyK. XXVIII, 127).

A vogul nyelv idegen elemei (NyK. XXVIII, 148, 413; S. A. 1898).

Török jövevényszavak a mordvinban. Paasonen, H., Die türkischen Lehnwörter im Mordwinischen (Rez. = NyK. XXVIII, 124).

Egy jelentéstani kísérlet. Bréal, M.: Essai de sémantique (Rez. = NyK. XXVIII, 236).

Lazarillo de Tormes élete. Aus dem Spanischen übers. G. Z. (Olcsó Kvtár 1055—56.)

1899.

Sirály (Nyr. XXVIII, 68).

Balassa József, A magyar nyelv (Rez. = EPhilK. XXIII, 834).

Bánk bán egy ismeretlen francia földolgozása (BpSz. XCIX, 460).

1900.

Adalékok a magyar nyelv török elemeihez (Nyr. XXIX, 53).

Kísérleti fonétika és nyelvtanítás (M. Paedagogia IX, 180).

Bölcs (Nyr. XXIX, 353).

Bakcsó (NyK. XXX, 487).

Csardak (NyK. XXX, 487).

Kar (NyK. XXX, 488).

Koslat (NyK. XXX, 488).

1901.

Julius Krohn: Kantelettaren tutkimuksia (Rez. = KSz. II, 71).

Az igeszók átvételéről (Nyr. XXX, 105).

Finnisch-ugrische Forschungen (Rez. = Nyr. XXX, 518).

Zauner, Adolf, Romanische Sprachwissenschaft (Rez. = NyK. XXXI, 121).

Szószármaztatások. (Keselyű, Kortuj. Pihlaja. Gyűrű. Ér. Tapod. Váj.) (NyK. XXXI, 125, 243).
Wiklund, K. B., Entwurf einer urlappischen Lautlehre (Rez. = NyK. XXXI, 238).
Adalékok a vogul nyelv török elemeihez (NyK. XXXI, 361).
Noches de invierno (EPhilK. XXV, 335).

1902.

Thumb-Marbe, Analógia-kísérletek (Rez. = Nyr. XXXI, 160).
Nyelvtörténet és lélektan (Nyr. XXXI, 353, 417, 537, XXXII, 12, 70, 147, 204, 251; S. A. als H. 7 der NyF. 1903).
Ojansuu, H., Suomen lounaismurteiden äännehistoria (Rez. = NyK. XXXII, 127).
Adalékok az obi-ugor nyelvek szókészletének eredetéhez (NyK. XXXII, 182).
Pröhle Vilmos dr., A magyar nyelv és rokonai (Rez. = EPhilK. XXVI, 341).
Adalékok a „Sánta ördög" forrásaihoz (BpSz. CXI, 482).

1903.

Munkácsi Bernát, Vogul népköltési gyüjtemény. I. Bd. Ergänzungsheft (Rez. = NyK. XXXIII, 126).
Még egyszer a francia Bánkbán-regényről (EPhilK. XXVII, 269).
Szinnyei József, Magyar Nyelvhasonlítás[2] (Rez. = EPhilK. XXVII, 417).

1904.

Kristoffer Nyrop, Manuel phonétique du français parlé (Rez. = EPhilK. XXVIII, 160).
Balassa József, Magyar Hangtan. I. Magyar fonétika (Rez. = NyK. XXXIV, 235).
Szilasi Móricz, Adalékok a finn-ugor palatalis mássalhangzók történetéhez (Rez. = NyK. XXXIV, 458).
Török jövevényszavaink kérdéséhez (Nyr. XXXIII, 545).

1905.

Magyar Tudományos Akadémia (Rez. = MNy. I, 42, 329).
A régi magyar ételnevek eredetéről (MNy. I, 160, 254).
Pekmez, pökméz (MNy. I, 384).
Sirály (MNy. I, 421).
Radóc (MNy. I, 462).
Gyerek, gyermek (NyK. XXXV, 108).
Hölgy (NyK. XXXV, 109).
Paasonen Henrik, Die finnisch-ugrischen S-Laute (Rez. = NyK. XXXV, 235).
—Az altaji nyelvek hangtörténetéhez (NyK. XXXV, 241).
Karjalainen K. F., Zur ostjakischen Lautgeschichte. I. Über den Vokalismus der ersten Silbe (Rez. = NyK. XXXV, 472).
Rätoromänok, Heinrich's Allgemeine Literaturgeschichte II, 873).
† Szilasi Móric (EPhilK. XXIX, 521).

1906.

A bor (MNy. II, 145, 193).
Szalup (MNy. II, 239).
Freycor (MNy. II, 240).
Tintuk (MNy. II, 240).
A tulipán (MNy. II, 263).

Járdovány (MNy. II, 279).
Látszassunk (MNy. II, 288).
Magyar szófejtések (zusammen mit J. Melich = MNy. II, 300).
Czalbáj (MNy. II, 327).
Kacagány (MNy. II, 359, 470).
Köcsög (MNy. II, 377).
Rikimiaki (MNy. II, 382).
Személy, persona (MNy. II, 384).
Csúvár (MNy. II, 419).
Kozsók (MNy. II, 470).
— Csuvas szójegyzék (NyK. XXXVI, 1, 141).
Pápay József, Osztják népköltési gyüjtemény (Rez. = NyK. XXXVI, 137).
Árja elemek a törökségben (NyK. XXXVI, 139).
Adalékok a magyar nyelv szófejtő szótárához: Bálvány, bodza, görvély, gőte, hinta és hilinta, ívik, karvaly és herjó, katáng, kócsag és gém, seregély (NyK. XXXVI, 470).
A Kazinczy-kódex zir szavához (Nyr. XXXV, 95).
A nyelvek egysége (Szerda 1906, 57—61).

1907.

Régi török jövevényszavaink (MNy. III, 17, 62, 105, 153, 213, 250, 307, 357, 395; dasselbe Werk als S.A. unter dem Titel Honfoglaláselőtti török jövevényszavaink 1908 in H. 7 des MNyTK.).
Velem (MNy. III, 191).
Nekem (MNy. III, 191).
Retteg (MNy. III, 192).
Ebi-hal, votj. baka, osztj. vobi-nē (MNy. III, 286).
Gerengel (MNy. III, 335).
Padmaly (MNy. III, 383).
Iró (NyK. XXXVII, 334).
Alom (Nyr. XXXVI, 232).
Ernst A. Meyer, Englische Lautdauer und Zur Vokaldauer im Deutschen (Rez. = Nytud. I, 69).
Freeman M. Josselyn Ir. A. B., Étude sur la phonétique italienne (Rez. = Nytud. I, 312).
Paul és Wundt a nyelv eredetéről (Nytud. I, 318).
Thúry József „Magyar-török összehasonlító szótára" (AkÉrt. XVIII, 508).
A mondat zenei hangsúlyáról (Uránia VIII, 129).

1908.

Térdepelni (MNy. IV, 35).
Szatyma (MNy. IV, 36.)
Zsongár (MNy. IV, 36).
Duda (MNy. IV, 37).
Pótlékok a Magyar Tájszótárhoz (MNy. IV, 41, 94, 139, 187, 239, 286, 331, 382, 430, 481; V, 44, 94, 141, 333; VI, 238, 333, 430, 465; S.A. als H. 11 des MNyTK. 1910).
Ácsorog (MNy. IV, 80).
Magyar Tudományos Akadémia (Rez. = MNy. IV, 132, 327).
Fédel (MNy. IV, 177).
Sző-rigó (MNy. IV, 179).

Finnugor-indogermán nyelvrokonság (MNy. IV, 183).
Hagymáz (MNy. IV, 192).
Óperencia (MNy. IV, 192).
A magyar katonai műnyelv (MNy. IV, 235).
Polgár (MNy. IV, 279, 364).
Széjjel (MNy. IV, 287).
Ügy (MNy. IV, 287).
Szamosköz y és Miechov (MNy. IV, 328).
A régi magyar é és ê történetéhez (MNy. IV, 378).
Sajog (MNy. IV, 418).
Szily Kálmán, A magyar nyelvújítás szótára (Rez. = MNy. IV, 426).
Beőthy-emlékkönyv (Rez. = MNy. IV, 427).
Érteni vmin vmit (MNy. IV, 434).
Arany Toldi-ja olaszul (Rez. = MNy. IV, 475).
Magyar palatogrammok (NyK. XXXVIII, 193).
A magyar hangok időtartama (AkÉrt. XIX, 496).
Zur Phonetik der ungarischen Sprache (zusammen mit E. A. Meyer; MO. 1907—08 und S.A. 1909).
† Josef Thúry (FUF. VI, Anz. 83).
† Aladár György (FUF. VI, Anz. 85).

1909.

Simonyi Zsigmond, Die ungarische Sprache (Rez. = MNy. V, 25).
Szláv jövevényszavaink kérdéséhez (MNy. V, 85).
Vog. pat, pät (MNy. V, 96).
Aggik, aggódik (MNy. V, 125).
Ügy (MNy. V, 126).
Kardos Albert, Egy régi magyar nyelvőr (Rez. = MNy. V, 132).
A finn-ugor nominális mondatok (MNy. V, 133).
Tyató (MNy. V, 277).
A meg igekötőről (MNy. V, 288).
Leb (MNy. V, 323).
Pinzipien der Sprachgeschichte (Rez. = MNy. V, 328).
A tővégi magánhangzók kérdéséhez (MNy. V, 393).
Szinnyei József Magyar nyelvhasonlítása (Rez. = MNy. V, 414).
Kaptány (MNy. V, 420).
Alacs (MNy. V, 421).
Lágy és langyos (NyK. XXXIX, 226).
A magyar a -hangok történetéhez (NyK. XXXIX, 229).
E. N. Setälä, Zur Herkunft und Chronologie der älteren germ. Lehnwörter in den ostfinnischen Sprachen (Rez. = Nytud. II, 73).
A magyar hangok időtartamáról (Nytud. II, 93).
G. Körting, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache (Rez. = Nytud. II, 227).
P. J. Rosselot, Principes de phonétique expérimentale. Tome II. (Rez. = Nytud. II, 229.)
A fonétika történetéből (Nytud. II, 241).
† Eugen Zichy (FUF. VII, Anz. 81).
Kullervo énekei, ford. Vikár Béla (Rez. = EPhilK. XXXIII, 140).
Magyar nyelvtudományi programmértekezések 1908-ban (Rez. = EPhilK. XXXIII, 772).

1910.

Csiribiri (MNy. VI, 29).
A magyarság eredete (MNy. VI, 236).
Paasonen Henrik Szinnyei József Finnisch-ugr. Sprachw.-járól (Rez. = MNy. VI, 236).
Hülye (MNy. VI, 267).
Fustély (MNy. VI, 323).
Szonika (MNy. VI, 324).
Szuszma (MNy. VI, 421).
Puerilium colloquiorum formulae (Rez. = MNy. VI, 427).
Nem tágít (MNy. VI, 431).
Mészáros Gyula, Magna Ungaria (Rez. = NyK. XL, 347).
Gleye, A., Hettitische Studien (Rez. = NyK. XL, 469).
Rudnev, A. D., Adalékok a keleti mongol nyelvekhez (Rez. = NyK. XL, 471).
Vanhimmista unkarinkielisistä Uuden Kalevalan käännöksistä (Valvoja 1910, 192).

1911.

Rokon (MNy. VII, 24).
Kapucsi (MNy. VII, 28).
Zubbonycsi (MNy. VII, 28).
Régi dolgok új kiadásban (MNy. VII, 35, 425).
Képzettársulás és jelentésváltozás (MNy. VII, 97; M. Filoz. Társ. Közl. XXXVII. und S.A. 1911).
Maga (MNy. VII, 129).
Lengyel (MNy. VII, 131).
Zlinszky Aladár, A szóképekről (Rez. = MNy. VII, 324).
Állathivogatók és állatnevek (MNy. VII, 353).
Süly (MNy. VII, 413).
Birka (MNy. VII, 414).
Poncsos (MNy. VII, 415).
Czóh (MNy. VII, 471).
A fonétika történetéből (Nytud. III, 32).
Prof. Dr. J. Szinnyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft (Rez. = Nytud. III, 46).
E. Bourciez, Éléments de linguistique romane (Rez. = Nytud. III, 156).
Komló és kender (Nytud. III, 272).
Thomsen-Festschrift (Rez. = NyK. XLI, 369).
† Ludwig Katona (FUF. X, Anz. 113).

1912.

Török jövevényszavaink hangtanához (Nyr. XLI, 67).
Thomsen Vilmos (MNy. VIII, 1).
A magyar magánhangzók történetéből (MNy. VIII, 97).
Bog és családja (MNy. VIII, 119).
Bibasz (MNy. VIII, 120).
A Thomsen-ünnepről és az Emlékkönyvről (MNy. VIII, 131).
Karakalla (MNy. VIII, 143).
Balbesz (MNy. VIII, 239).
Mutatvány a készülő Magyar Etymologiai Szótárból (zusammen mit J. Melich = MNy. VIII, 241, 292).
Régi török jövevényszavainkhoz (MNy. VIII, 401).
Zur Lautgeschichte der altaischen Sprachen (KSz. XIII, 1).

Zur finnischugrisch-samojedischen Lautgeschichte (Festschrift Vilhelm Thomsen 8).
Die bulgarisch-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache (SUS. Toim. XXX).
Etymologische Streifzüge (FUF. XII, 73).

1913.

-már, -mér képzős szavaink (MNy. IX, 143).
Philister (MNy. IX, 143).
Fésület (MNy. IX, 144).
Réül (MNy. IX, 190).
Csilin és citrom (MNy. IX, 239).
Alabor és talabor (MNy. IX, 335).
Cejte (MNy. IX, 335).
Alangyár (MNy. IX, 336).
Bacsa-körtvély (MNy. IX, 336).
Negédesség (MNy. IX, 336).
Hangutánzás és nyelvtörténet (MNy. IX, 385).
Cibere (MNy. IX, 411).
Csáprág (MNy. IX, 412).
A tárgyas ragozásról (MNy. IX, 424).
Cimer (MNy. IX, 431).
Kérdések (MNy. IX, 432).
A szlávság török elemeiről (Nytud. IV, 289).
Th. Rosset, Recherches expérimentales pour l'inscription de la voix parlée (Rez. = Nytud. IV, 317).

1914.

Török jövevényszavaink hangtanához (MNy. X, 27).
Ajtony (MNy. X, 31).
Ilvány (MNy. X, 48).
Árpádkori török személyneveink (MNy. X, 241, 293, 337; XI, 145, 245, 341, 433; S.A. als H. 16 des MNyTK.).
Adatok a Magyar Etymologiai Szótárhoz (MNy. X, 282).
Zánk (MNy. X, 336).
Magyar Etymologiai Szótár Heft I.: A-Aszó; II. H.: Aszó-Becs; III. H.: Bécs-Bori. (Zusammen mit J. Melich.)
Jules Martha, La langue étrusque (Rez. = EPhilK. XXXVIII, 302 und KSz. XIV, 318).
O. Dittrich, Die Probleme der Sprachpsychologie (Rez. = EPhilK. XXXVIII, 306).

1915.

A nyelvtudomány alapelvei (Rez. = MNy. XI, 100).
Mult idejű melléknévi igenév mint jelző (MNy. XI, 383).
Adalékok a török nyelvtanhoz. Megjegyzések Németh Gyula nyelvtanára (NyK. XLIV, 407).
A szlávság török elemeiről II. (Nytud. V, 271.)
Köntös (Nytud. V, 320).
Magyar Etymologiai Szótár. H. IV: Bori-Cenk; H. V: Cenk-Csajta. (Zusammen mit J. Melich.)

1916.

Török jövevényszavainkhoz (MNy. XII, 1).
Történetelőtti j- > gy- változás? (MNy. XII, 19).
Csarnok (MNy. XII, 74).

A pannóniai avarok nyelvéről (MNy. XII, 97).
A besenyő népnévről (MNy. XII, 281).
Levente (MNy. XII, 305).
Nyujtott szóalakok (MNy. XII, 385).
Magyar Etymologiai Szótár. H. VI: Csajta-Csercse. (Zusammen mit J. Melich.)
Simonyi Zsigmond, Jelentéstani szempontok (Rez. = EPhilK. XL, 324).

1917.

„Öldökötökön" (MNy. XIII, 95).
Török jövevényszavainkhoz (MNy. XIII, 97, 185).
Csigol (MNy. XIII, 205).
Levente (MNy. XIII, 237).
Nyujtott szóalakok (MNy. XIII, 238).
Egy ismeretlen képző (NyK. XLV, 1).
A magyar őshaza és a nemzeti hagyomány (NyK. XLV, 129; XLVI, 1, 168).
Török nyelvemlékek: 1. Carl Brockelmann: Ali's Quissa i Jūsuf. Der älteste Vorläufer der osmanischen Literatur. — 2. F. W. K. Müller, Zwei Pfahlinschriften aus den Turfanfunden. — 3. A. von Le Coq, Türkische Manichaica aus Chotso. I. (Rez. = NyK. XLV, 117).
Klemm Antal, A vogul alárendelő viszony (Rez. = EPhilK. XLI, 680).

1918.

Magyar Etymologiai Szótár. H. VII: Csercse-Csobolyó. (Zusammen mit J. Melich.)
Kerecset (Szily-emlék 12). Über den Volksnamen Besenyő (Túrán 1918, 209).

1919.

† Simonyi Zsigmond (MNy. XV, 155).

1920.

A magyar mélyhangú i kérdéséhez (MNy. XVI, 2, 112).
† Wundt Vilmos (MNy. XVI, 153).
Bolgárok és magyarok (Új Magyar Szemle II, 176).

1921.

A bolgár-kérdés és a magyar húnmonda (MNy. XVII, 15).
Fonétikai magyar műszók (MNy. XVII, 111).
A Magyar Nyelvhasonlítás hatodik kiadása (Rez. = MNy. XVII, 124).
Nyelvtörténet, lélektan, társadalmi lélektan (Társadalomtudomány I, 97).
Változás és törvény a nyelvtudományban (Társadalomtudomány I, 194).
M. Räsänen, Die tschuwassischen Lehnwörter im Tscheremissischen (Rez. = KCsA. I, 81).

1922.

Az analitikus mondatmeghatározás történetéhez (MNy. XVIII, 119).
Karám (MNy. XVIII, 124).
Újabb nyelvlélektani dolgozatok (Rez. = MNy. XVIII, 130).
A v-tövű névszók történetéhez (MNy. XVIII, 202).
Tulajdonnévül használt közszó (MNy. XVIII, 214).
Nyelvtörténeti módszertan (MNyK. Bd. I, H. 1).

1923.

† Ojansuu Henrik (MNy. XIX, 58).
Jacobsohn, Hermann, Arier und Ugrofinnen (Rez. = NyK. XLVI, 143).

1924.

Az Oslu nemzetségnév eredete (MNy. XX, 23).
A geminatio (MNy. XX, 42).
Sömör (MNy. XX, 60).
Halka István szógyüjteménye (MNy. XX, 104).
Farsang (MNy. XX, 104).
Összes (MNy. XX, 104).
Ferdinand de Saussure, Cours de linguistique générale (Rez. = MNy. XX, 141).
Vígbe(n) (MNy. XX, 148).
G. J. Ramstedt, Zur Frage nach der Stellung des Tschuwassischen (Rez. = MNy. XX, 173).
Osseten-Spuren in Ungarn (Streitberg Festschrift 105).
Magyarok és húnok (Luther-Naptár XII, 46).
Das tschuwassische Praesens-futurum (KCsA. I, 262).

1925.

Szily Kálmán mint nyelvész (MNy. XXI, 77).
Császári (MNy. XXI, 128).
Élemés (MNy. XXI, 128).
Szülemér (MNy. XXI, 130).
A világ nyelvei (Rez. = MNy. XXI, 133).
Csevice (MNy. XXI, 284).
Életföldrajz és a magyar őshaza (Természettud. Közl. LVII, 369).
Ossètes et Iazyges (RÉH. III, 5).
A magyar illabiális a történetéhez (Klebelsberg-Gedenkbuch 155).
Magyar történeti nyelvtan. II. Teil Hangtan I. Magyar fonétika.
Magyar történeti nyelvtan. II. T. Hangtan II. Hangtörténet.
Magyar történeti nyelvtan. III. T. Alaktan. (Die drei Teile hrsg. auf Grund der Vorlesungen von Z. Gombocz von der Árpád-Burschenschaft-Vereinigung der Philos. Fakultät.)

1926.

Örs és Örkény (MNy. XXII, 6).
Dante Alighieri, Über das Dichten in der Muttersprache. De vulgari eloquentia (Rez. = MNy. XXII, 60).
Taksony (MNy. XXII, 74).
Dákó (MNy. XXII, 206).
Magyar Etymologiai Szótar Heft VIII. Csobontos-Daru. (Zusammen mit J. Melich.)
A magyar történeti nyelvtan vázlata. IV. Jelentéstan. (Tudományos Gyüjtemény No. 16).

1927.

Leíró nyelvtan, történeti nyelvtan (MNy. XXIII, 1).
A tővégi magánhangzók kérdéséhez (MNy. XXIII, 119).
Slavo-turcica (Symbolae in hon. J. Rozwadowski II, 71).
Magyar Etymologiai Szótár Heft IX: Darvadoz-Dunnyog. (Zusammen mit J. Melich.)
† Thomsen Vilmos (NyK. XLVI, 472).
Magyar nyelvészet (Magyary Z., A magyar tudománypolitika 91).

1928.

Observations sur le consonantisme des mots d'emprunt turks en hongrois (RÉH. VI, 80).
Geschichte der urungarischen a-Laute. Ein Kapitel aus der ungarischen Lautgeschichte. Descendente Übersicht (Ung. Jb. VIII, 269).
Bársony (MNy. XXIV, 344).

1929.

Mi a mondattan? (MNy. XXV, 1).
Fonétikai kérdések (MNy. XXV, 331).
Történeti magyar nyelvtan. Teil V. Mondattan. (Zusammengestellt auf Grund der Vorlesungen von Z. v. Gombocz durch Prof. Dr. K. Hegyi, hrsg. von der Árpád-Burschenschaft-Vereinigung der Philos. Fakultät.)

1930.

Über die Haupttypen der ungarischen Verbalformen. (Ung. Jb. X, 1).
Magyar Etymologiai Szótár Heft X: Dunszt-érdem (Zusammen mit J. Melich).
Magyar szókészlet. I. Teil. Honfoglaláselőtti bolgár-török jövevényszavaink. (Hrsg. auf Grund der Vorlesungen von Z. v. Gombocz von der Árpád-Burschenschaft-Vereinigung der Philos. Fakultät.)

1931.

Nyelvhelyesség és nyelvtudomány (MNy. XXVII, 1).
A magyar igealakok főtipusai (MNy. XXVII, 142).
† Pápay József (NyK. XLVIII, 162).
† Erdélyi Lajos (NyK. XLVIII, 163).
Nyelvtudomány és nyelvtanítás (Magyar Szemle XIII, 218).

1932.

Nyelv és lélek (PH. Nyelvőre 26).

1933.

Über die ungarischen reflexiven Verben (SUS. Toim. LXVII, 115).
† Wichmann György (NyK. XLVIII, 348).

1934.

Funkcionális nyelvszemlélet (MNy. XXX, 1).
A *ság-ség* képző eredete (Berzeviczy-Gedenkbuch 39).
Magyar Etymologiai Szótár H. XI.: erdő-faristár. (Zusammen mit J. Melich.)

Altbulgarisch СЪІНЪ

(*synъ*, lies *sïn*) πύργος, βᾶρις, aruss. СОУНЪ id. (*sun*) < mtű. *sïn*.

Von

B. von Arnim (Berlin).

In der von W. Bang in Verbindung mit A. von Gabain und G. R. Rachmati 1934 herausgegebenen uiγurischen Übersetzung des buddhistischen Sūtra Säkiz Jükmäk (= Türkische Turfantexte VI, SA aus den Sber. der preuß. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Klasse 1934 X) finden wir das Wort *sïn* in der Bedeutung „Grab": *sïn orun* 290 'Grabstätte'[1]) (Var. *sïn suburγan*[2]) *orun*).

Vermutungsweise wird für *sïn* „Grab" die Entlehnung aus chines. *tsʿin* „Ahnenhalle" angenommen (S. 89), während der zweite Teil der Zuss. *paosïn*, *tosun* (*toosun*, *tunzïn* [?]): *sïn* (*sin*, *šïn* [?]) aus chines. *jên* „Mensch" stammen soll (S. 90).

Können nicht beide Bedeutungen: „Grab" und „Mensch" vereinigt werden, indem wir eine Bedeutungsentwicklung von *sïn* „Mensch" (aus chines. *jên*) > *sïn* „Grab" annehmen, die durch ein Zwischenglied **sïn* „Grabdenkmal in Form einer menschlichen Gestalt" ohne weiteres verständlich wäre?

Zu dieser Fragestellung veranlaßte mich zunächst, was Maḥmūd al-Kāšγarī und Radloff zu *sïn* bemerken:

Kāšγarī ap. Brockelmann S. 178:

syn 1. Statur, Maß I, 179, 3.....; *buƃlug synlyγ kiši* ein Mensch von langer Statur;

2. (R. IV 628, Barthold Islamica III, 4) Grab III, 101, 13—15; 48, 9 (Spr. 188).

Ebenda S. 247 ist als Ortsname erwähnt:

Qatun Syny (Grab der Fürstin) ein Ort zwischen Taŋut und China III, 240, 5 (AM Pr 11, 16).

---

[1]) Vgl. Kāšγarī ap. Brockelmann S. 129: „*orun* (R I, 1057) Sitz III, 317, 6; *qara orun* Grab III, 167/8 (AM I, 41, 9 c)."

[2]) Vgl. Kāšγarī ap. Brockelmann S. 184: „*suburγan* (Uig. I, 58; III, 19, 9) heidnische Gräberstätte I, 425, 16 (Spr. 139)." F. W. K. Müller, Uigurica 1908 S. 58 = *stūpa*.

Radloff Wb (Опыт слов . . .) IV 628/9 [1]сын [𐰲𐰼𐰀𐰞 (Uig.), سين (Kas.) Kir. Kom. Alt. Tel. Leb. Šor. Sag.)]

1. das Äußere, die Gestalt сын тас (Kir.) каменная баба eine aufgestellte Steinfigur.

2. (Kom. Uig. = Сын тас) das Steinbild, der Grabstein.

3. (Kas.) ein Götze.

4. (östl. Dial.) die Menschengestalt.

(5. (Alt.) der Bergrücken; 6. (Alt.) der Flintenlauf; 7. (Uig.) ein Fremdling.)

Schon diese beiden lexikalischen Angaben legen doch die Vermutung nahe, daß wir eine Bedeutungsentwicklung „Menschenfigur" > „Steinbabe (каменная баба)" > Grab anzunehmen haben.

Zur Ergänzung der Angaben Radloffs sei auf A. Vámbéry, Der Wortschatz des Alt-Osmanischen, Keleti Szemle I (1900) 18 verwiesen, der *šin* „Grab" aus dem Altosmanischen und Jürükischen anführt (im Neuosm. verdrängt durch das arab. Lehnwort *mezar*). Budagov, сравн сл. II 636 verweist auf Bianchi für osmanisch سين 'гробница', II 649 auf tob. *sum* سوم = سن видъ, фигура.

Nach G. Huth (Sber. d. preuß. Akad. 1901 IX) finden wir *sin* 'Grabmal' in den Mahabaninschriften.

F. W. K. Müller, Uigurica, Abh. d. preuß. Akad. d. Wiss. 1908, Nr. 2 S. 58: „*sin* = Grab schon bei Klaproth, hier in der Bedeutung „Totenhain" 尸𐰀𐰀 (*śītavana*). Einmal auch in der Verbindung *sin suburγan*, wodurch zugleich das aus dem Mongolischen bekannte *suburγan* = *stūpa* nunmehr auch im Türkischen nachgewiesen wird."

Vgl. S. E. Malov, Ibn Muχanna über die türkische Sprache, Zapiski Kollegii Vostokovedov III. 2, S. 240:„ سن 179 могила *syn*. C. Brockelmann, Ali's qissa'i . . p. 52. Ср. здесь سنلاغ AT[1]) 76 كُور . . . . . .

„سلاغ 179 кладбище, Ср. здесь سن Ср. В. В. Бартольд, К вопросу о погребальных обрядах турков и монголов ЗВО т XXV AT 76 كورستان."

Als Kuriosum erwähne ich N. Ja. Marr, Русское „человек" абхазское *a—oɤə̀*, in den Doklady Akad. Nauk SSSR. Mai—Juni 1926 B, Leningrad. S. 81: „чувашское şып (ᴗ **sun*) — ионское племенное слово (Sic!)]

Nach G. N. Potanin, Očerki sěverozapadnoj Mongolii, vyp. 2, St. Pbg. 1881, S. 64 nennen die Mongolen „Steine mit Darstellungen oder ohne sie, aber in Gestalt hoher Pfeiler": *kiša-čilo*, die Urjanchaier: *kiša-taš*, die Kirgisen: *sïn-tas*, und zu *sïn* bemerkt Potanin a. a. O. S. 20, Bem. 4: „*sïn* bedeutet čuwassisch und tatarisch 'образ, лицо, изображение' (Zolotnickij, Čuw. Wb.), auf altaisch und sojonisch 'männlicher Hirsch, Cervus Elaphus'."

---

[1]) AT ist Abk. für Melioranskij's veraltete Abhandlung „Arab filolog o tureckom jazyke".



Kamenna baba aus d. Ðorfe Monastir (Provadiisko). Jetzt in Varna



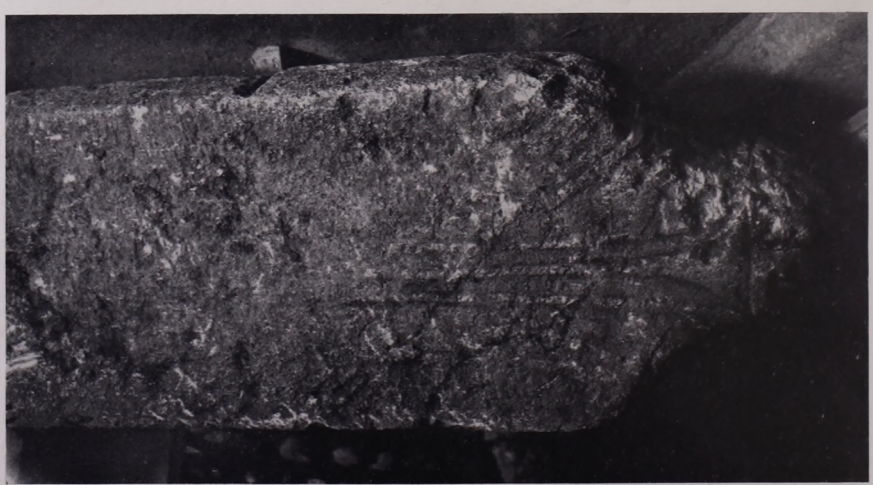
Grabsteine auf dem Friedhof von Kalugerica



Kamenna baba aus d. Dorfe Endže. (Jetzt in Šumen)



Kamenna baba aus d. Dorfe Endže. (Jetzt in Šumen)



Rückseite mit Zöpfen

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA

Für unsere weitere Beweisführung ist von größter Bedeutung, daß **auch einfache pfeilerförmige Grabsteine** *kiša-taš* 'Mensch-Stein' genannt werden, und wir folgern dasselbe für *sïn-tas*, ebenfalls 'Menschstein' und letzten Endes für alleinstehendes *sïn* 'Grab' < 'Mensch'.

Dieses Wort tritt in einigen altbulgarischen Übersetzungen als Synonym der ältesten Wiedergabe *stl*ъръ und der späteren *zabralo*[1]) für griech. πύργος oder βᾶρις auf.

Vgl. P. M. Melioranskij, Слова „чатъхулъ" и „сынъ" в „Сказаниях о 42 аморийских мучениках", Izv. VII. 4, 1903, 430—432, bes. S. 431: „Es will uns scheinen, daß СЪІНЪ πύργος und СЪІНЪ υἱός zwei ganz verschiedene Wörter sind, und daß ersteres aus der türkischen Sprache entlehnt ist, wo es „sïn" (сын) (سين. سن) lautet und die Bedeutung „могила, надгробный памятникъ, статуя, болванъ, фигура, видъ" hat". Daraus soll sich nach Melioranskij die Bedeutung „башня, крѣпостная башня" entwickelt haben, was zunächst nicht ganz evident erscheint.

Zweifellos aber hat Melioranskij hier doch das Richtige geahnt. Zur Evidenz gelangt seine Vermutung, wenn wir das heutige Nordostbulgarien bereisen und uns mit eigenen Augen davon überzeugen, wie auf den Friedhöfen osmanischer Herkunft ganz unbearbeitete pfeilerförmige Grabsteine stehen, in nächster Nähe von ihnen beim Dorfe Kalugerica ganz roh behauene Pfeiler mit menschlichem Kopf, und (von hieraus bei klarem Wetter sichtbar) in geringer Entfernung die kunstvoll bearbeitete Steinbabe aus dem Dorfe Endže, die sich jetzt in dem kleinen archäologischen Museum in Šumen befindet, gefunden wurden. (Vergleiche die Abbildungen.)

Auch der ganz unbehauene aufrecht in die Erde gerammte Steinblock repräsentiert eben eine menschliche Gestalt.

Es ist nicht uninteressant, daß in großer räumlicher Entfernung von hier: in — Ostpreußen dicht nebeneinander sorgfältig bearbeitete Steinbaben und Grabsteine mit ganz rudimentärer Andeutung des Umrisses einer Menschengestalt stehen. (Die reiche Literatur dieses Gegenstandes will ich hier nicht anführen).

Zum Vorkommen des Wortes *sïn* (СЪІНЪ) in der altbulgarischen Übersetzungsliteratur möchte ich etwas sorgfältiger gesichtete Belege anführen als F. Miklosich LP Seite 903 unter СОУНЪ und 967—968 unter СЪІНЪ, СЪІНЬНЪ (s. d.) und Sreznevskij Mat. III, 620, 874, 875.

Die Evangelienübersetzung (Mtth. 21, 33—Mk. 12, 1—Luk. 14, 28, Lukas 13, 4) und die Psalmenübersetzung im sinait. Psalter (und einigen späteren Handschriften) kennen nur *stl*ъръ als Übersetzung für πύργος.

Dagegen taucht *syn*ъ in einer lexikalisch eng verwandten Gruppe

---

[1]) Nachbildung des lat. *propugnaculum*?

von Übersetzungen auf, für die verhältnismäßige Häufigkeit mitteltürkischer Lehnwörter kennzeichnend ist: *Codex Suprasliensis*[1]), Psalterkommentar des Theodoret von Kyrrhos, Zlatostruj, dreizehn Predigten Gregors von Nazianz, Übersetzung der Genesis, der kommentierten Propheten usw. usw. ..... Ich will hier nur noch nennen aus der im „Archivskij chronograf" erhaltenen Übersetzung des „Jüdischen Krieges" und der „Archäologie" von Flavius Josephus: СНЪ Antiqu. XVI: 5. 3 πύργον, XIII: 2. 2 πύργος, ОУ СЫНѦ Bell. Jud. V: 6. 3 ἐπὶ ... φρουράν, СЪІНЬНЪІИ Bell. Jud. V: 5. 3 πυργοειδής, V: 6. 4 πύργου (nach Sborn. otd. XX No. 4, S. 137—138), um zu zeigen, daß auch in der altruss. Literatur das Wort *synъ* keineswegs nur vereinzelt vorkommt[2]).

Zusammenfassend können wir sagen, daß *synъ* πύργος, βᾶρις weder pannonisch noch mazedonisch, sondern vielmehr nordostbulgarischer Herkunft und ziemlich spät belegt ist. Es taucht zuerst in Übersetzungen nicht mehr des 9., sondern gewiß schon des 10. Jhdts. auf.

Es stammt gewiß aus dem Donaubulgarischen, wie beispielsweise das schon früher belegte *kovъčegъ*, bei dem Berneker (EW 594 unter *kovьčegъ*) zwar Herkunft aus dem Griech. vermutet, vergleiche aber die von Z. Gombocz, MSFOugr. XXX, S. 98 unter *koporsó* zusammengestellte Sippe, zu der auch abg. *kovъčegъ* gehört[3]), ferner *kaplь* εἰκών, *kapište* εἴδωλον, *dochъtorъ* προσκεφάλαιον (Cod. Zogr.) wie V. Pogorělov, Paasonen, Mikkola oder *tinь* λῶρος (Cod. Supr.) wie Ašmarin zeigte oder *tykъrъ* εἴσοπτρον (vgl. Z. Gombocz, MSFOugr. XXX zu ung. *tükör* id.)

Wenn ich demnächst versuchen werde, die Geschichte des donaubulgarischen Elements im altbulgarischen Wortschatz zusammenhängend darzustellen, so wird mir auch dabei das eben mehrfach zitierte Werk des verewigten ungarischen Gelehrten „Die bulgarisch-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache" MSFOugr. XXX, nicht nur als unentbehrliches Hilfsmittel, sondern auch als ein schwer erreichbares Vorbild zuverlässiger, verehrungswürdiger Forscherarbeit vor Augen schweben.

Nachtrag: Die alttürkische Balbal-Frage und alle weltumspannenden ethnologischen Fragen nach Herkunft, Alter, Verbreitung und Sinngehalt wollte ich nicht anschneiden. Den in altbulg. *synъ* vorliegenden Bedeutungswandel 'Grab' > 'Turm' usw. ('πύργος' usw.) habe ich deshalb nicht näher begründet.

---

[1]) In Nr. 6, 45, 47 und 48 *synъ* und *synьnъ* adj. (48).

[2]) Die Variante *sunъ* ist altrussisch.

[3]) Vgl. Kāšγ.: *qabyrčaq* 'Kiste, Sarg' bei Brockelm. S. 139.

Uigurische Bruchstücke über verschiedene Höllen.

Aus der Berliner Turfansammlung.

Herausgegeben von

W. Bang † und **R. Rachmati** (Istanbul).

Wir veröffentlichen hier aus einem *Pothī*-Buche, dem der Name ‘*Buch N*’ gegeben wurde, zwei mehr oder weniger gut erhaltene Blätter (fol. 32 und 33), die über Höllen handeln. Das ganze Buch muß früher über 310 Blätter umfaßt haben; ein ‘*Blatt 310*’ ist das letzte der in unserer Sammlung erhaltenen. Dieses Buch trägt den Namen (vgl. F. W. K. Müller - A. v. Gabain, Uigurica IV S. 678) *Dašakrmapuda'awtanamal nom bitig*, das ist < Skr. *Daśakarmapatha-avadānamāla* Lehr-Buch. Es ist aus dem Sanskrit ins Tocharische, und von dort erst ins Türkische übersetzt worden. Weder das Original noch die tocharische Fassung ist uns bekannt.

Zur Transkription ist wenig zu sagen. Daß nach *z* stets abgesetzt wird, ist, da selbstverständlich, hier nicht mehr angedeutet. — *q* wird von *γ* nur selten einmal durch zwei darübergesetzte Punkte unterschieden. Wir haben die wenigen Stellen, in denen dies geschah, gekennzeichnet. *s* läßt sich von *š* nicht unterscheiden, ebenso wenig wie *k* von *g*, *y* von *v*.

Es freut uns, diese kleine Arbeit dem zweiten Türkischen Sprachkongreß unterbreiten zu dürfen, für den die uigurischen Texte von so unendlicher Wichtigkeit sind.[1])

1) Sie erscheint zugleich in türkischer Übersetzung im *Türkıyat Mecmuası*, Bd. IV (Istanbul).

Text

T III M 84—55

Vorderseite.

1 inčä saqïntïñïz-lar: biziñä ölüm
2 arïtï tägmägäi; munï ölürsär-biz (,) ayïγ
3 tüšin öñi tïnlγ-lar tägingäi (,) tip.
4 yirtinčüdäki özüg yašïγ mäñü sa-
5 q̈ïntïñïz-lar (.) yalñuq-lar-nïñ ašï üz-
6 **ül***mä*tin (,) yrlïqančsïz köñülin tïnlγ-
7 **larïγ ö***lü*rüp .... k isig
8 ... yidiñiz- *l***är** (.) *ol* irinč
9 **tïnlγlar** . . ... / in saqïn-
10 .... yä*k* . . / **lar** q̈anïmaz ärkli
11 ... uryuq ol (.) öl*ütč*i yalñuq-
12 **lar qïl**mïš ayïγ qïlïnč tüšin öz-
13 ... täginzünlär (,) tip. ämti siz-lär
14 ... **ä***mgän*gülüg orunq̈a kälyük-
15 **s***iz*lär (.) özlüg ölürmiš-niñ ayïγ
16 **t***ü*šin tägingäli . . /i anuq turuñlar (,)
17 **ti***p* (.) bu muntaγ **iri***k* *sarsïγ* savïn sö-
18 *kä* sarsa, *ol qadïr* ... tomluγ yṳz-
19 lüg yäklär rakšs-lar ... t*a*muluγ-
20 larïγ q̈ayïnar išič ičintä kämišür-lär (.)
21 turγïnčara tolp ätʿüz-lärintäki ätläri
22 süñükläri saγyaγ täg sïzïlïp barïr (.)
23 ayïγ qïlïnč küčintä *yinä* o̤k bäl-
24 gülüg bolur-lar. ötrü titsi-si tamu-
25 daqï bu muntaγ ačïγ ämgäklärig išidip (,)
26 ärtingü qorqup (,) baqšï-sïña inčä tip
27 ötünti (:) yrlïqančučï köñül öriti yrlïqap (,)
28 özlüg ölürgüči kiši-niñ ayïγ tü-
29 šin taqï nomlayu yrlïq̈azun . anta
30 ötrü baqšï-sï titsi-siñä inčä
31 tip tidi: birük ölütči tïnlγ mq̈a-rau-
32 rab tamuda toγsar, anta tamu ärkligl-
33 *ä*ri örtlüg qïzartmïš tämirlig yir-
34 **d***ä* töbün yatγurur-lar. özäsintä
35 **ya***l*ïnlayu turur yoγun tuluq-lar tägräsintä

Übersetzung.

(Vorderseite)

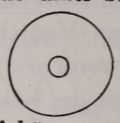
(1) "Ihr habt so gedacht: 'Uns wird der Tod keineswegs treffen; wenn wir diesen töten, so werden andere Lebewesen des bösen (3) Lohns teilhaftig werden'. Das Leben auf dieser Erde habt ihr für ewig gehalten. (5) Ohne daß der Menschen (andere) Nahrung erschöpft war, habt ihr unbarmherzigen Herzens Lebewesen (7) getötet und ihr warmes ... gegessen. Diese unglücklichen (9) Lebewesen ... Dämonen ... (11) ... hat man geschlagen. Die tötenden Menschen sollen des Lohns ihrer bösen Taten ... (13) ... teilhaftig werden. Jetzt seid ihr ... zum qualvollen Ort gelangt (15) und seid bereit des bösen Lohns dafür, daß ihr Lebendes getötet habt, teilhaftig ... zu werden." (17) Mit solchen rauhen und groben Worten schimpfend werfen jene strengen ... (19) Dämonen ... mit verzerrten Gesichtern ... die Höllenwesen in kochende Kessel hinein; (21) sofort schmelzen alles Fleisch und alle Knochen in ihren Körpern wie Butter. (23) Infolge der Kraft der bösen Taten, werden sie wieder erkennbar (sichtbar?) sein."

Als er diese bitteren Höllenqualen (25) erfuhr, fürchtete sich sein Schüler sehr und sprach so zu seinem Lehrer (27) ehrfurchtsvoll: 'Geruhe Barmherzigkeit entstehen zu lassen und geruhe des Lebendiges tötenden Menschen üblen Lohn (29) wiederum zu predigen."

Darauf sprach der Lehrer zum Schüler (31): 'Wenn die Mörder in der *Mahāraurava*-Hölle wiedergeboren werden, so legen die Höllenherrscher sie (33) auf brennende und glühende Eisenplatten nieder. Dicke Schläuche, deren Oberfläche (35) flammt, um sie herum

Rückseite

iki qïrq ptr

36 toqïp (,) anïñ ičintä baturur-lar (,) tolp
37 ätᶜüz-läri örtänip (,) kök (,) qïzïl (,) yu̱rüñ
38 yalïnlar turmutluγ sačïlu önär-lär. miñ
39 tu̱män yïl anta ačïγ ämgäk ämgänip,
40 isig özläri üzülmäz (.) antaran **ön-**
41 sär (,) yu̱ligü osquč ulatï bï bïčγu **öz-**
42 ä töšämiš yir-  lärdä **taqï**
43 küčäyü **yatγ**urur- lar . . .
44 önsär-lär . . r . . . **qïz-**
45 artmïš tämirlig yirkä **yatγ**ururlar (.)
46 örtlüg bädük küri-lär . . .
47 tälim qozluγ ügmäklärig . .
48 lar. birük antran ozs/ . .
49 ar (,) čadrlγ ögüz-tä tüšär-lär (.) **ögüz-**
50 nüñ tübintä a*ltï*-rar ygrmi ärk*ä*k
51 turqï tämirlig šïš-larïn tikänli/ . .
52 töšämiš täg ol . . /člaγ yil toγsar (,)
53 ol čadrlïγ **ögüz** suvï bükkün bolup (,)
54 uluγ uluγ *tä*gzinč-lär tägzinür. anta
55 tüšmiš tamuluγ irinč tïnlγ-lar tägz-
56 inč qodï barïp (,) ol süvri šïš-lar öz-
57 ä tüšär-lär. bütün ätᶜüz-lärintä ar-
58 quru turqaru ötüp önär (.) oluq ögüznüñ
59 iki qïdïγïnta ot čimgän önmiš
60 täg yitti yüligü-lär önüp turur. birük
61 ol tsuiluγ tamuluγ-lar tašqaru öngäli
62 qïlïnïp (,) ögüz **qï**dïγïn yarmasar-lar (,) tolp
63 ätᶜüz-läri tanču tanču bolup bïčïlur (,) osulur.
64 oluq ögüz qïdïγïnta bir birä idiz
65 tämirlig sögüt ol. altï ygrmi ärkäk
66 uzunï tämirlig tikän-läri ol. turqaru
67 tälim öküš yula kö**yär** osuγluγ yalïnla-
68 yu turur. tamu ärkligläri qïzartmïš **tämir-**
69 lig bärkän toqïyu ol sögüt özä

(Rückseite)

32. Blatt.

(36) festschlagend (?) versenken sie sie darin. Ihre ganzen (37) Körper werden brennen und blaue, rote und weiße Flammen werden sich kanalartig ausstrahlend erheben. Viele tausend Jahre (39) leiden sie dort bittere Qualen, aber ihre Leben werden nicht erschöpft. Wenn sie von dort herauskommen, (41) so werden sie wiederum mit Gewalt auf Stellen, die mit Rasiermessern, Schabeisen und anderen Messern belegt sind, (43) gelegt. Wenn sie (von dort) aufstehen, . . . so werden sie auf glühende (45) eiserne Platten gelegt. Flammende große Scheffel . . . (47) zahlreiche Haufen von glühenden Kohlen . . . Wenn sie von dort herauskommen und . . . (49), so werden sie in den Aschen-Fluß hineinfallen. Auf dem Boden des Flusses (stehn) eiserne Spieße von je 16 Daumen (51) Länge, als ob ein Pfühl von Dornen ausgebreitet wäre. Wenn der . . . Wind sich erhebt, (53) so werden gewaltige Wirbel sich drehen, da das Wasser dieses Aschen-Flusses eingedämmt ist. Die dort (55) hineingestürzten elenden Höllen-Wesen gehen in den Wirbeln unter und fallen auf die spitzen Spieße. (57) (Diese Spieße) dringen von allen Seiten ganz durch ihre Körper. Auf den beiden Ufern desselben Flusses (59) starren, als ob es Gräser wären, scharfe Rasiermesser empor. Wenn (61) jene sündigen Höllen-Wesen sich anschicken (aus dem Wasser) herauszukommen und das Ufer des Flusses zu erklettern, so werden alle ihre (63) Körper zerstückelt und zerschnitten. Auf dem Ufer desselben Flusses steht ein Eisen-Baum von der Höhe einer Meile. (65) 16 Daumen lang sind seine eisernen Dornen. Er flammt beständig, als ob dort unzählige Fackeln brennten. (68) Die Höllenherrscher schlagen (sie) mit glühenden eisernen Geißeln und befehlen (ihnen) auf diesen Baum

T III M 84—54

Vorderseite

70 yoqlaγalï ayur-lar. ol tamu ärkliglär-in-
71 gä qorqup (,) ärksizin yoqlayur-lar.
72 tolp ätᶜüz-läri qamïšlγ vičin **täg** tur-
73 γïnčara örtänür. q̈ačan birük qodï
74 . . d . . insär-lär, tämirlig süvri šïš-
75 . . /tun ätᶜüz-lärintä toqïyur-lar.
76 . . . /ta čad*arlγ* **su**v q̈u-
77 . . /r balïq ⊙ *s . . k . . l . . . . . š* täg
78 . . . . . *t* . p turγïnčara
79 . . . . . yirgä čalar
80 . . . /in süñükläri barča adrïlïp
81 . . birük yirtinčüdä özlüg
82 **ölütči** bolsar (,) utγuraq mq̈a-raurab ta-
83 **muda** tudar. ötrü titsi-si iki
84 **köziniñ** *yašïn aqïtïp* baqšï-sïña
85 **inčä** tip ötünti (:) täñ**ri baq**šï (,) alqu ö-
86 **lütči** tïnlïγ-lar ta*mu*daqï bu muntaγ ačïγ ämg-
87 gäklärig sizintä *äšidürlär*, yinä
88 özlüg ölürmäktin tïdïlmazlar (.) anča
89 ymä uvutsuz ärmäz-mü olar-nïñ irik
90 yavγan köñül-läri (?) ötrü baqšï inčä
91 tip tidi: ämti tapan atlïγ tamuda
92 toγmïš tïnlγ-lar-nïñ ämgäklärin söz-
93 läyü biräyin (,) tikä qulγaqïn tïñlaγ-
94 ïl. birük özlüg ölürmäktin tï-
95 dïlmasar (,) utγuraq tapan tamuda toγar.
96 ol tamuda ymä ülgüsüz öküš čadarlγ
97 suvïn tolu uluγ išičlär ol (.) ayïγ qïlïn-
98 člïγ otïn turqaru q̈ayïnar. tamu ärkli-
99 gläri sansïz öküš irinč tïnlγ-larïγ
100 ol išičlärdä kämišip (,) qayïnturur-lar.
101 äti (,) yini (,) siñiri (,) tamïrï *barča* qalïsïz
102 *köy*-ä bïšar. süvri sanč*ïγ*ïn önä
103 *käl*miš bašlarïn *q*odï *san*ča čomurur-lar (.)
104 ol išičtin önmiš bašï q̈apqara bolup (,)

(Vorderseite)

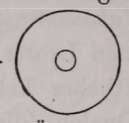
(70) zu steigen. Da sie sich vor jenen Höllenherrschern fürchten, so steigen sie gegen ihren Willen empor. (72) Ihre ganzen Körper brennen sofort wie ein Rohr-*vičin*. Wenn sie nun herunter (74) ... steigen wollen, so stoßen sie sie mit eisernen, spitzen Spießen ... in ihre Körper. (76) ... Aschen-Wasser ... (78) ... sofort ... (80) ... ihre Knochen trennen sie alle ... Wenn sie auf der Welt Lebendes (82) Tötende geworden sind, so werden sie bestimmt in der *Mahāraurava*-Hölle wiedergeboren.'

Darauf fragte der Schüler seinen Lehrer, (84) indem er Tränen aus beiden Augen vergoß, so: 'O, göttlicher Lehrer! All (86) die Mörder-Wesen hören von dir die bitteren Qualen, (die sie) in der Hölle (erdulden werden) und doch (88) lassen sie nicht davon ab, Lebendes zu töten. Sind denn so schamlos ihre rohen (90) Herzen?'.

Darauf sprach der Lehrer so: 'Jetzt will ich berichten über die Qualen, welche die in der *Tapana* genannten Hölle (92) wiedergeborenen Lebewesen erdulden müssen, höre mit gespitzten Ohren zu! (94) Wenn die (Menschen) nicht davon ablassen, Lebendes zu töten, so werden sie bestimmt in der *Tapana*-Hölle wiedergeboren. (96) In jener Hölle sind unermeßlich viele große Kessel voll von Aschen-Wasser. Sie kochen (98) fortwährend infolge des Sünden-Feuers. Die Höllenherrscher werfen zahllos viele elende Wesen (100) in diese Kessel und kochen sie. Ihr Fleisch, ihre Haut, ihre Sehnen und ihre Adern werden restlos (102) gekocht. Ihre aufgetauchten Köpfe stechen sie mit spitzen Lanzen (wieder) herunter. (104) Die aus diesem Kessel herausgekommenen Köpfe sind ganz schwarz

Rückseite

üč qïrq ptr

105 tapan atlaγ tamuda tolu tïqïlïp turur (.)
106 anta toγmïš tïnlγ-lar-nïñ bu muntaγ
107 ačïγ ämgäk-läri ol. muntada adïn ü-
108 lgüsüz sansïz ämgäkläri bar. burqan-lar-
109 da adïn tükäl sözlägäli kim *u*γ**ai** [(?)]
110 taqï anča q̈avïra ämgäkin sö**zläyin,**
111 išidgil. anta  toγmïš **irinč**
112 tïnl**yarïγ** *ör-* tlüg *yi* . .
113 oi-da *tïqïp* **ut**γ**ura***q* . .
114 türlüg **irik** s*arsïγ* . .
115 sarsïp (,) iki tämirlig šïš i . . .
116 ta yirgä boduyu toqïyur-lar (.) **bir** šïš
117 adaqïnta toqïyurlar (,) bir šïš **bašïn-**
118 ta taqïyur. anta adïn . .
119 toquz on *qïzart*mïš *ört*lüg *täm***ir-**
120 lig šïš-lar *tol*p *ät*'üzintä toqï**yur-**
121 lar (.) ol ämgäkig särü *u*matïn ögsüz
122 bolur-lar (.) bu sav*ïγ* äšidip titsi-si baqšï-
123 sïña inčä tip ötünti(:) pratapan
124 atlaγ tamuda toγmïš tïnlγ-lar-nïñ äm-
125 gäkläri nätäg ärki (?) ötrü baqšï-sï inčä
126 tip tidi-lär (:) ol pratapan atlaγ tamuda
127 qorqγu täg iki uluγ išič-lär bar.
128 bir nat atlaγ, ikinti upanat atlaγ (.)
129 nat atlaγ išič älig birä kiñ
130 ol (.) upanat išič-niñ kiñi älig
131 bir birä ol. ymä o̱k čadrlγ suvïn
132 üzüksüz tolu qayïnar. ötrü tamudaqï
133 rakšas-lar irinč tamuluγ-larïγ tutup (,)
134 ol išičlärdä töbün kämišür-lär. yu̱räk
135 yarïlïnčïγ ämgäk ämgänür-lär (.) isig
136 özläri üzülmäz . birük ol išič-
137 lärdin taštïn önsär-lär, örtlüg
138 yalïnlaγ süvri učluγ trizul učïnta
139 olγur-tup (,) qodï soqar-lar. ol trizul

(Rückseite)

33. Blatt.

(105) und werden in die *Tapana* genannte Hölle ganz hineingestopft (?). (106) Dies sind die bitteren Qualen der dort wiedergeborenen Wesen. Außer diesen (108) gibt es noch unermeßlich viele Qualen. Wer wäre außer den Buddhas imstande, sie vollständig aufzuzählen? (110) Ich will noch einmal zusammenfassend über ihre Qualen berichten, höre zu! Die dort wiedergeborenen elenden (112) Wesen stecken sie in lodernde ... Gruben und schimpfen sie ... (114) ... erlei rauhen ... und heften sie mit zwei eisernen Spießen ... (116) an der Erde fest. Den einen Spieß schlagen sie in die Füße ein, den anderen in den Kopf. (118) Darauf schlagen sie neunzig glühende, lodernde (120) Eisen-Spieße in den ganzen Körper ein. Da sie diese Qualen nicht aushalten können, so verlieren sie die Besinnung'.

(122) Als der Schüler diese Worte gehört hatte, sagte er ehrerbietigst zu seinem Lehrer: 'Wie sind wohl (124) die Qualen der in der *Pratapana* genannten Hölle wiedergeborenen Wesen?'

Darauf sagte sein Lehrer so: (126) 'In der *Pratapana* genannten Hölle gibt es zwei fürchterliche, große Kessel. (128) Der eine wird Nat genannt, der andere *Upanat*. Der *Nat* genannte Kessel ist 50 Meilen breit, (130) der Upanat genannte Kessel ist 51 Meilen breit. Auch sie füllen sich (132) unaufhörlich mit Aschen-Wasser und kochen. Die in der Hölle befindlichen Dämonen nehmen die elenden Höllen-Wesen und (134) werfen sie in die Kessel hinein. Sie leiden (dort) herzzerreißende Qualen. Ihr Leben (136) reißt nicht ab. Wenn sie aber aus diesen Kesseln heraussteigen wollen, so setzen sie sie (138) auf die flammenden spitzigen Dreizack-Spitzen und stoßen sie herunter. Jener Dreizack ...'

Abkürzungen.

INDEX = W. Bang und A. von Gabain, *Analytischer Index zu den fünf ersten Stücken der Türkischen Turfan-Texte* (SPAW. XVII, 1931).

KAŠγ. = C. Brockelmann, *Mitteltürkischer Wortschatz* nach Maḥmud al-Kašγaris Dīvān Luγat at-Turk. Budapest-Leipzig, 1928.

OγUZ QAγAN = W. Bang und G. R. Rachmati, *Die Legende von Oghuz Qaghan* (SPAW. XXV, 1932).

UNG. JAHRB. = *Ungarische Jahrbücher*, Hersg. Julius von Farkas. Walter de Gruyter und Co., Berlin-Leipzig.

U II = F. W. K. Müller, *Uigurica II* (Abh. PAW. 1910).

SUL.-KUN. = Šejx Sulejman Efendi's *Čagataj-Osmanisches Wörterbuch*, bearb. von Dr. Ignaz Kunos.

WB. = W. Radloff, *Versuch eines Wörterbuches der Türk-Dialecte*. Petersburg, 1893—1911.

MANICH. I = A. von Le Coq, *Türkische Manichaica aus Chotscho. I* (Abh. PAW. VI, 1911).

Anmerkungen.

1. *biziñä*, die schon in den Inschriften belegte Neubildung nach dem possessiven Dativ der Nomina; nach *atïña* usw. wurde zuerst wohl *öziñä* gebildet, das dann Vorbild wurde; *siziñä* im Index.
10. *qanï-* 'bluten' (Kašγ.), zu *qan* 'Blut' neben *qana-*.
11. *-yuq* und *-yük* (*ur-* und *käl-* 14), bilden Präteritum, s. *Index* 58.
18. *sökä sarsa* zu *sök-* und *sars-* 'ausschelten, schimpfen' (*sarsï-* im *Index* 39 ist zu verbessern), hierzu *sarsïγ* (s. Wörterliste), ist auch sonst in unseren Fragmenten belegt.
18. *tomluγ yüzlüg yäklär*, vgl. Kašγ. *tumluγlan-* 'ein verzerrtes Gesicht zeigen'.
20. *qayïna-*, sonst *qaina-* 'kochen, aufkochen'; eine Bildung wie *oyun*, **oyuna-*, *oina-* 'spielen'.
21. *turγïnčara* (auch 72 und 78) < *turγïnča-ra* oder < *turγïnča ara* entstanden. Die Bedeutung steht nicht fest. Ist 'solange sie dort sind, während dieser Zeit' usw. gemeint?
22. *saγ yaγ* 'Butter' < *sarïγ yaγ* eigentl. 'gelbes Fett'.
23. *yinä* (auch Z. 87), s. Oγuz Qaγan Anm. 3.
24. *titsi* 'Schüler' aus dem Chines.
29. *yarlïqazun, -zun* für die zweite Person. Dasselbe auch bei Vocativ: *titsisi inčä tip ötündi*: *täñri baqšï-a! nomlayu yarlïqazun* (T III. 846o Z. 33); auch sonst belegt.
31. *m̆a-raurab* = Skr. *mahāraurava*, die fünfte von den acht heißen Höllen. (Siehe auch *Uigurica III*, S. 76. Z. 7 (T. II, S. 89).
33. *tämirlig yirdä* (auch Z. 45); mit *yir* ist wohl hier eine besondere Einrichtung gemeint, wie Bretter und drgl.
35. *tuluq*. Vgl. aderb. *tuluq* und anatol. *doluq* sowie Ungar. Jahrbb. VIII 254.
38. *tarmutluγ*; Kašγ. *tarmut* 'Abhang, Schlucht' und *tarmutlan-* 'sich in Kanäle, verzweigen (Wasser)'. Ob unsere Übersetzung richtig ist?
40. *antran* und *antran* (48); so auch *muntran*. Im selben Sinne *antïrdïn* in U. II 4549. Statt *antan-oq* ist selbstverständlich *anda'oq* zu lesen bei W. RADLOFF, *Kuan-ši-im Pusar* (Bibliotheca Buddhica XIV) Z. 191: *käntüni atamïš ünüg anda'oq äšitür* 'er hört grade dort die Stimme, die ihn selbst gerufen hat'.
41. *osquč*. Sul.-Kun. 159 *us-* 'das Fleisch vom Knochen reißen'; vgl. Wb. unter *os-*. Dazu unser *osul-* (Z. 63; auch sonst bei uns belegt); *osquč* < **os-yuč*; vgl.

Kašγ.: *aryuč* 'trügerisch', *bïčyuč* 'Schere, Messer', *yoγuryuč* 'Nudelholz'. Sonst Bildungen wie *ačqïč*, *ašquč* 'Schlüssel', *basqïč* 'Treppe, Leiter' usw.

49. *čadar* 'Asche', Index 18.
50. *altïrar ygrmi*. Zu *-rar* s. Ung. Jahrb. X, S. 19 (5. Brief).
50. *ärkäk* 'Daumen' (eigentl. 'Männchen'), hier offenbar Längenmaß.
51. *turq* 'Länge' (Kašγ.), s. unten *uzun* (Z. 66).
53. *bükkün*. Zu *-kün* vgl. Ung. Jahrb. XIV, S. 198 ff. (7. Brief).
58. *oluq*, geschrieben: *ol'uq* für *ol oq*; vgl. *birük* < *bir'ük* < *bir ők* und *ätüz* < *ät'üz* < *ät őz*.
59. *čimgän*, Synonym von *ot* und *öläñ*; vgl. im Wb. *čimän*, *čämän*, das also nicht aus dem Iranischen stammt. Im Berliner *Maitrisimit*-Fragment 52 (T. II. S. 2, Z. 9—12) heißt es: *taγ tőpüsindä mrgt ärdni őñlüg yïlïnčqa yumšaq ärdnilärig tőšäp urmïš täg öläñ čimgänläri ärür* 'auf dem Gipfel des Berges sind Gräser (Hend.) als ob man smaragdfarbige zarte (Hend.) Juwelen ausgebreitet hätte'. Zu *yïlïnčqa* vgl. auch *Maitrisimit*-Fragm. 57 (T. II. S. 2; Vorderseite Z. 25—29): *yaqïn tägdüktä, täñri täñrisi burqan adaqïnda yinčürü tőbün yükünüp, yïlïnčqa yumšaq ayalarïn qavšurup, inčä tip ötündilär* 'nahe herbei gekommen, vor des Göttergottes Buddha Fuß sich niederwerfend, ihre zarten (Hend.) Handfläche aufeinander legend, sprachen sie ehrfurchtsvoll so'.
60. *yitti yüligü* (oder: *yülägü*) 'scharfe Rasiermesser'; s. *yitti süvri šïš* (T III. 73—10, Z. 10).
62. *yarma-*, kašγ. *yarman-* 'hinaufklettern'.
64. *birä* 'Meile'; s. Manich. I, 2016. Vgl. mong. *bärä*. Lehnwort aus??
69. *bärkä*, vgl. Index.
70. *ai-* 'sagen', dann aber auch 'befehlen'; davon *aiγučï* in T III, 8460 wohl 'Befehlshaber'.
72. *vičin* <??
87. *äšid-* (auch 122) neben *išid-* (Z. 25 und 111).
90. *irik yavγan* vgl. *irik sarsïγ* (17, 114).
91. *tapan* = skr. *tapana*, die 6. von den acht heißen Höllen.
123. *pratapan* = skr. *pratapana*, die 7. von den acht heißen Höllen. Es könnte hier allenfalls auch *partapan* gelesen werden; unten Z. 126 *prtapan*.
128. *nat* und *upanat* = Skr. *nata* 'gebogen'?
133. *älig bir*; die neue Zählart! Es liegt aber wahrscheinlich eine Textverderbnis vor, da der Unterschied zwischen 50 und 51 doch offenbar viel zu klein ist.
139. *trizul* = Skr. *trišūla* 'Dreizack'. Z. 138 steht *tarzul* oder *trazul*.

Index.

ačïγ bitter 25, 39, 86, 107
adaq Fuß *-ïnta* 117
adïn anders 107, 109, 118
adrïl- sich trennen *-ïp* 80
ai- sagen *-urlar* 70
alqu alle 85
altï sechs *a. ygrmi* 65, *a.-rar ygrmi* 50
anča so 88, 110
anta da 29, 32, 39, 54, 106, 111, 118
anïñ dessen 36
antaran von dort 40
antran von dort 48
anuq bereit 16
aqït- vergießen *-ïp* 84
arïtï total 2
arquru quer *a. turqaru* 57
aš Speise *-ï* 5
atlïγ genannt 91, 105, 124, 126, 128, 129
ayïγ böse 2, 12, 15, 23, 28, 97
älig fünfzig 129 *ä. bir* 130
ämgäk Leid 39, 135; *-in* 110, 121; *-läri* 107, 108, 124; *-lärin* 92; *-lärig* 25, 86

ämgän- leiden *-ip* 39; *-ürlär* 47, 135; *-gülüg* 14
ämti jetzt 13, 91
är- sein *-mäz* 89
ärk Macht *-li*(?) 10; *-sizin* 71
ärkäk Daumen 50, 65
ärki wohl 125
ärklig mächtig; *-läri* 32, 68, 98; *-läriñä* 70
ärtingü äußerst 26
äšid- hören s. *išid-*, *-ip* 122 *-ürlär* 87
ät Fleisch *-i* 101; *-läri* 21
ät'üz Körper *-intä* 120; *-läri* 37, 63, 72 *-lärintä* 57, 75; *-lärintäki* 21

balïq Stadt 77
baqšï Lehrer 85, 90; *-sï* 30, 125; *-ïña* 26, 84, 122
bar vorhanden 108, 127
bar- gehen *-ïp* 56; *-ïr* 22
barča alle 80, 101
baš Kopf *-ï* 104; *-nta* 117; *-larï* 103
batur- untertauchen *-urlar* 36
bädük groß 46
bälgülüg erkennbar 23
bärkä Geißel 69
bï Messer *b. bïčγu* 41
bïčïl- geschnitten werden *-ur* 63
bïčγu Messer *bï b.* 41
bïš- kochen, gar werden *-ar* 102
bir eins 64, 116, 117, 128 *älig b.* 131
bir- geben *-äyin* 93
birä Meile 64, 129, 131
birük und, aber 31, 48, 60, 73, 81, 94, 136
biz wir *-iñä* 1
bodu- heften *-yu* 116
bol- werden *-up* 53, 63, 104; *-urlar* 24, 122; *-sar* 82
bu dieser 17, 25, 86, 106, 122
burqan Buddha *-larda* 108
bükkün eingedämmt 53
bütün ganz 57

čadr Asche *-lγ ögüz* 49, 53, 75, 96, 131
čalar? 79
čimgän Kraut *ot č.* 59
čomur- untertauchen *-urlar* 103
ič innen *-intä* 20,36
idiz hoch 64
iki zwei 59, 83, 115, 127
ikinti zweiter 128
in- herabsteigen *-särlär* 74
inčä so 1, 26, 30, 85, 90, 123, 125
irik rauh *i. sarsïγ* 17, 114; *i. yavγan* 89
irinč elend 8, 55, 99, 111, 133
isig warm 7, 40, 135
išič Kessel 20, 129; *-tin* 104; *-niñ* 130; *-lär* 97, 127; *-lärdä* 100, 134; *-lärdin* 136
išid- hören s. *äšid-*, *-ip* 25; *-gil* 111

käl- kommen *-miš* 103; *-yüksizlär* 14
kämiš- werfen *-ip* 100; *-ürlär* 20, 134
kim wer 109
kiñ breit 129; *-i* 130
kir- eintreten *-ip* 113
kiši Mensch *-niñ* 28
kök blau 37
köñül Herz 27; *-in* 6; *-läri* 90
küč Kraft *-intä* 23
küčä- Gewalt anwenden *-yü* 43
küi- brennen *-ä* 102; *-är* 67
küri Scheffel *-lär* 46

mäñü ewig 4
miñ tausend 38
munï diesen 2
muntada von diesem 107
muntaγ solcher 17, 25, 86, 106
mqa-raurab < *skr. mahāraurava* 31, 82

nat < skr. *nata* gebogen? s. *upanat* 128, 129
nätäg wie 125
nomla- predigen *-yu* 29

oi Grube *-da* 113
ol jener 8, 18, 53 . . . *olarniñ* 89
ol (Kopula) 11, 52, 65 . . .
olγurt- setzen *-up* 139
oluq < *ol oq* gerade der 58, 64
on zehn *toquz o.* 119
orun Platz *-γa* 14
osquč Schabeisen 41
osul- zerstückelt werden *-ur* 63
osuγluγ beschaffen 67
ot Kraut *o. čimgän* 59
ot Feuer *-ïn* 98
ögüz Strom 53, 62, 64, 121; *-dä* 49; *-nüñ* 49, 58
ök Verstärkungspartikel 23, 131
öküš viel 67, 96, 99

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

ölür- töten *-mäktin* 88, 94; *-mišniñ* 15; *-särbiz* 2; *-üp* 7
ölürgüči Mörder 28
ölüm Tod 1
ölütči Töter 11, 31, 82, 85
ön- aufsteigen *-ä* 102; *-üp* 60; *-miš* 59, 104; *-är* 58; *-ärlär* 38; *-särlär* 44, 137; *-gäli* 61
öñi anderer 3
örit- erwecken *-i* 27
örtän- brennen *-ip* 37; *-ür* 73
örtlüg brennend 33, 46, 112, 119, 137
öt- durchdringen *-üp* 58
ötrü darauf 24, 30, 83, 90, 125, 132
ötün- ehrerbietig tun *-ti* 27, 85, 123
öz selbst *isig özin* 8; *-läri* 40, 136; *özüg yašïγ* 4
özä durch, auf 56, 69; *-sïntä* 34
özlüg Lebendes 15, 28, 81, 88, 94
pratapan < skr. *pratapana* 123, 126

qačan wenn 73
qadïr streng 18
qalïsïz restlos 101
qamïš Rohr *-lïγ* 72
qanï- bluten *-maz* 10
qapqara ganz schwarz 104
qavïr- zusammenfassen *-a* 110
qayïna- kochen *-r* 20, 98, 132
qayïntur- kochen (trans.) *-urlar* 100
qïdïγ Ufer *-ïn* 62; *-ïnta* 59, 64
qïlïn- sich anschicken *-ïp* 62
qïlïnč Tat 12, 23; *-lïγ* 97
qïzart- glühen *-miš* 33, 44, 68, 119
qïzïl rot 37
qodï herab 56, 73, 103, 139
qorq- fürchten *-up* 26, 71; *-γu* 127
qoz Kohle *-luγ* 47
qulγaq Ohr *-ïn* 93

rakšas < skr. *rākṣasa*; *-lar* 19, 133

sačïl- zerstreut werden *-u* 38
san Zahl *-sïz* 99, 108
sanč- stechen *-a* 103
sančïγ Lanze *-ïn* 102
saqïn- denken *-tïñïzlar* 1, 4, 9
saγ s. *s. yaγ*
sars- schimpfen *-a* 18; *-ïp* 115
sarsïγ grob *irik s.* 17, 114
sav Wort *-ïn* 17; *-ïγ* 122
sär- ertragen *-ü* 121
sïzïl- schmelzen *-ïp* 22
siz ihr *-lär* 13; *-intä* 87
soq- hereinstellen *-arlar* 139
sögüt Baum 65, 69
sök- schimpfen *-ä* 17
sözlä- sprechen *-yü* 92; *-yin* 110; *-gäli* 109
suv Wasser 75; *-ï* 53; *-ïn* 97, 131
süñük Knochen *-läri* 22, 80
süvri spitz 56, 74, 102, 138
šïš Spieß 74, 115, 116, 117; *-lar* 56, 120

tamïr Ader *-ï* 101
tamu Hölle 32, 68, 70, 98; *-da* 32, 82, 91, 95, 96, 105, 124, 126; *-daqï* 24, 86, 132; *-luγ* 55; *-luγlar* 61; *-luγlarïγ* 19, 133
tanču Fetzen *t. tanču* 63
tapan < skr. *tapana* 91, 95, 105
taqï ferner 24, 42, 110
tarmut Kanal *-luγ* 38
tarzul, s. *trizul* < skr. *triśūla* 138
taš draußen *-tïn* 137; *-qaru* 61
täg wie 22, 52, 60, 72, 77, 127
täg- berühren *-mägäi* 2
tägin- erlangen *-gäi* 3; *-gäli* 16
tägrä um — herum *-siutä* 35
tägzin- sich drehen *-ür* 54; *-ürlär* 13
tägzinč Wirbel 55; *-lär* 54
tälim viele 47, 67
tämir Eisen *-lig* 33, 45, 51, 65, 66, 68, 74, 115, 119
täñri Gott 85
tïdïl- gehindert werden *-masar* 94; *-mazlar* 88
tïnlïγ Lebewesen 31; *-lar* 3, 9, 55, 86, 112; *-larïγ* 6, 99; *-larnïñ* 92, 106, 124
tïñla- zuhören *-γïl* 93
tïqïl- gestopft werden *-ïp* 105
ti- sagen, sprechen *-p* 3, 13, 17, 26, 31, 85, 123; *-di* 31, 91, 126
tik- aufstellen *-ä* 93
tikän Dornen *-läri* 66; *-lig* 51
titsi Schüler *-si* 24, 83, 122; *-siñä* 30
tolp alle 21, 36, 72, 120
tolu voll 97, 105, 132
tomluγ streng 18
toqï- schlagen *-yu* 69; *-p* 36; *-yur* 118; *-yurlar* 75, 116, 117, 120
toquz neun *t. on* 119

toγ- geboren werden *-ar* 95; *-mïš* 92, 106, 111, 124; *-sar* 32, 52
tőbün unten 34, 134
tőšä- polstern *-miš* 42, 52
trizul, s. *tarzul* 139
tsui Sünde *-luγ* 61
tuluq Schlauch *-lar* 35
tur- stehen *-ur* 35, 60, 68, 105; *-uñlar* 16
turq Länge *-ï* 51
turqaru entlang *arquru t.* 58
turqaru fortwährend, beständig 66, 98
turγïnčara sofort 21, 72, 78
tut- fassen *-ar* 83; *-up* 133
tüb Boden *-intä* 50
tükäl völlig 109
tümän zehntausend 39
türlüg -artig 114
tüš Frucht *-in* 3, 12, 16, 28
tüš- fallen *-miš* 55; *-ärlär* 57

u- können *-matïn* 121
uč Spitze *-luγ* 138; *-ïnta* 138
ulatï und 41
uluγ groß 97, 127; *u. uluγ* 54
upanat < skr. *upanada*? s. *nat* 128, 130
ur- schlagen *-yuq* 11
utγuraq bestimmt 82, 95, 113
uvut Scham *-suz* 89
uzun lang, Länge *-ï* 66

ügmäk Anhäufung *-lärig* 47
ülgü Maß *-süz* 96, 107
üzüksüz ununterbrochen 132
üzül- abbrechen *-mäz* 40, 136; *-mätin* 5
vičin? qamïšlïγ v. 72

yalïn Flamme *-lar* 38; *-lïγ* 138
yalïnla- flammen *-yu* 35, 67
yalñuq Mensch 11; *-larnïñ* 5
yaγ Fett *saγ y.* 22
yarïl- sich spalten *-ïnčïγ* 135
yarlïqa- geruhen *-p* 27; *-zun* 29
yarlïqanč Erbarmen *-süz* 6
yarlïqančučï barmherzig 27
yarma- erklettern *-sarlar* 62
yaš Träne *-ïn* 84
yaš Leben *özüg y.-ïγ* 4
yatγur- legen *-urlar* 34, 43, 45
yavγan roh *irik y.* 90
yäk Dämon 10; *-lär* 19
ygrmi zwanzig *altïrar y.* 50; *altï y.* 65
yïl Jahr 39
yi- essen *-diñizlär* 8
yil Wind 52
yin Haut *-i* 101
yinä und 87; *y. ők* 23
yir Erde *-gä* 79, 116; *-dä* 33, 45; *-lärdä* 42
yirtinčü Erde *-dä* 71 ; *-däki* 4
yitti scharf 60
ymä und 89, 96, 131
yoqla- aufsteigen *-yurlar* 71; *-γalï* 70
yoγun dick 35
yula Fackel 67
yüligü Rasiermesser 41; *-lär* 60
yüräk Herz 134
yürüñ weiß 18
yüz Gesicht *-lüg* 18

Sprachliche Miszellen.

Von

Karl Bouda (Berlin).

I. Wandlungen des anlautenden *st-*.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die finnisch-ugrischen Sprachen Konsonantengruppen im Wortanlaut ungern dulden und sie sich daher bei Lehnwörtern zu erleichtern suchen. Das erreichen die einzelnen Sprachen auf verschiedene Weise. Im Ungarischen kann bei älteren Lehnwörtern einer im Anlaut stehenden Doppelkonsonanz entweder ein Vokal vorgeschlagen oder durch Einschaltung eines Vokals oder Beseitigung des zweiten Konsonanten die Schwere genommen werden. *asztal* 'Tisch'. *iskola* 'Schule'. *ostrom* 'Sturm, Belagerung'; *garas* 'Groschen'. *pelengér* 'Pranger'. *király* 'König'. *zománc* 'Schmelz'; *cibak* 'Zwieback'. *ságor* 'Schwager'.

Dementsprechend wird *st-* zu *s-* vereinfacht. Das ist schon lange bekannt, zuletzt hat A. Horger die Wörter zusammengestellt, MNy. 8, 12. Z. B. *Szaniszló* 'Stanislaus'. *szoba* 'Zimmer'.

Denselben Anlautwandel (von den Vorschlagsvokalen sehe ich hier ab) habe ich in zentralkaukasischen Sprachen, dem Tschetschenischen (č.) und Inguschischen (i.), beobachtet. Dort entspricht dem č. *st-*, das es im I. nicht gibt, i. *s-*. č. *stag*, i. *sæg* 'Mensch'. č. *stigal*, i. *sigæle* 'Himmel'. č. *stom*, i. *som* 'Frucht'. Der Wechsel *st-*> *s-* kommt auch im Č. selbst vor, nämlich neben *stiglaχ* mit derselben Bedeutung *silaχ* 'im Himmel' und č. *siela yad*, i. *sela yad* 'Regenbogen', eigtl. 'Himmelsbogen'.

Nicht minder interessant ist eine andere Entwicklung. Es gibt ein i. Wort *somæ* 'stark, kräftig, dick, wach, offen (von den Poren der Haut)', welches auf den Stamm *stom-* zurückgeht. Dieser liegt vor in č. *stomuŋ* 'dick'. *stam||al-*[1]) 'stark, kräftig, dick werden'. Daneben steht č. *sama*, jedoch ausschließlich in der Bedeutung 'wach' (*sama||al-* 'aufwachen'. *sama||aqq-* 'aufwecken'). Hier ist also Laut- und Bedeutungswandel zusammengegangen. Nun gebraucht aber die Sprache mit č. *stomuŋ* und *stam||al-* in der Bedeutung völlig identisch č. *tomuŋ* und *tam||al-*. Dazu

[1]) Das Verbum *||al-* bildet Intransitiva. || bezeichnet die Stelle der Klassenelemente.

führe ich wenigstens noch zwei Parallelen an. 1. č. *stien-* (i. *sen-*) ist der normale oblique Stamm des Fragepronomens *hu(η)* (i. *ʃuη, ʃyη*) 'was?' Daneben kommen aber Formen vor wie č. *tienca* 'womit?' *tienga* 'wohin?' 2. *stoxku, toxku* 'im vergangenen Jahr'.

Es ist hübsch, daß wir uns für den Wechsel *st* > *t* wieder auf das Fgr. beziehen können, denn das ist ja die Praxis des Finnischen, das im Wortanlaut die Konsonanten vor dem letzten abstößt.

Die Abneigung gegen die Konsonantengruppe *st-*, die mit der gegen die meisten solchen Gruppen — von wenigen, ganz bestimmten, besonders gearteten Fällen abgesehen — parallel, dem Nordostkaukasischen in scharfem Gegensatz zum Südkaukasischen, das solche Gruppen liebt, ja sogar zu häufen sucht, gemeinsam ist, kann ich auch auf einem vom Kaukasus nicht weit abliegenden Gebiet nachweisen, im Iranischen. In der Grammatik vor den Dialekttexten Å. Meyer Benedictsens sagt A. Christensen: „Un *t* après un *s* tombe régulièrement: *häsärä* 'étoile' (phl. *stāraγ*). *sānu* 'je prends' (phl. *stāđan* 'emporter, prendre')." Les Dialectes d' Awromān et de Pāwä, København 1921, S. 20. Dieselbe Erscheinung hat A. Christensen bei den Dialekten in seinem Werk: Contributions à la dialectologie iranienne 1930, festgestellt (S. 30. 43. 130. 246).

II. Die jenisseischen Wörter für 'Waise, Witwe, Witwer'.

Bei den Bemühungen um das Jenisseische sind mir die Wörter für 'Waise, Witwe, Witwer' aufgefallen. Castrén gibt an kott. *pašūpše, pašūpši* 'Waise, Witwe, Witwer' 222 a. jen. *basem* 'Witwe'. *basl-get* 'Witwer' 189 a. *bèibè. byeibè* 'Waise' 189 b. 190 a. Ich will versuchen, mit den Mitteln des Jenisseischen selbst zu zeigen, daß diese Wörter zu einem Stamm gehören. Durch ihre Analyse gewinnen wir einen Einblick in die jen. Wortbildung. Die Wörter *basem* und *basl-get* können durch einfache Parallelen erklärt werden. In *basem* erkennt man die feminine Endung wie in *bayam* 'Alte' gegenüber *bayat* 'Greis' 188 b oder *xīmä, xima* 'Großmutter' gegenüber *xip, xīp* 'Großvater' 172 a. In *basl-get* ist *get* das übliche Wort *ket* 'Mensch, Mann, Jenisseier' 167 a, vgl. auch *Dē-get, Dȳ-get* 'Samojede, Jurake' 181 b. 183 b oder *xȳʃ-get* 'Kaufmann' 172 a. Das Affix *-l* von *basl* kann man nicht leicht deuten, aber folgendes vergleichen. Wie *basem* und *basl* stehen nebeneinander die von *ūt* 'voll, ganz' abgeleiteten Wörter *utāl, ūtal* 'voll, ganz' 165 b und *ūtam* 'alles' 239 b. Andererseits kann *-l* antreten: *kōksa. koksel* 'ein anderer' 168 a. Freilich können wir nicht wissen, ob da eine Nuance vorliegt. Nun bleiben also noch kott. *pašŭpše, pašŭpši* und jen. *bèibè, byeibè.* In diesen beiden Wörtern sehe ich voll reduplizierte Wörter und analysiere *pašū-paše, -paši. bèi-bè, byei-bè.* In dem kottischen Wort ist der Stammvokal des

zweiten Gliedes unter dem Akzent geschwunden wie bei kott. *čumnága* 'neun' < *čυ-mon-hága*[1]) 'eins-nicht-zehn' C. § 98. Beiden reduplizierten Wörtern gemeinsam ist die Schwächung des auslautenden Vokals im zweiten Glied. Wir gewinnen also einen Stamm kott. *paš-ū*, der dem jen. *bas-* wirklich nicht fern steht, denn kott. *p-*, jen. *b-* und kott. *š*, jen. *s* entsprechen sich sehr oft. kott. *paŋ*, jen. *baŋ* 'Land' 221 b. 188 b. kott. *pei* 'Fremder, Anderer', jen. *bī*, *bi* 'fremd' 222 a. 189 b. kott. *pēi*, jen. *bei* 'Wind' 222 a. 189 a, u. v. a. — kott. *tīš*, jen. *des* 'Auge' 217 a. 181 a. kott. *šīš*, jen. *tyès*, *t'yès* 'Stein' 214 a. 177 a. 178 b. kott. *puš*, jen. *bys* 'männl. Glied' 222 b. 190 a, u. v. a., vor allem im Anlaut, weil es kott. *s-* nicht gibt. Leider kann ich über den Endvokal von *pašū* nichts sagen, jedoch findet man im Kottischen stärkeren vokalischen Auslaut als im Jenisseischen. kott. *t'apui*, jen. *tāfa* 'Stab' 218 b. 176 a. kott. *tagai*, jen. *t'y'e* 'Kopf' (' < *g*) 216 a. 178 b. kott. *hapi*, jen. *xȳf* 'Handel' 209 a. 172 a. Der Stamm kott. *paš-*, jen. *bas-* nimmt nun auch *bèi-bè*, *byei-bè* auf, die m. A. n. aus *bès-bè*, *byes-bè* entstanden sind. Das Schwanken zwischen einfachem und palatalem Anlaut hat nichts zu sagen; man braucht nur die Wörterverzeichnisse Castréns aufzuschlagen, um solche Erscheinungen überall zu finden. Andererseits kommt der Wechsel *s* > *i*, *į* häufig vor, so daß ein paar Beispiele genügen werden. jen. *dēstet'* 'schmieden' 70: *deität* ds. 71. *kiesfē*: *kieifē* 'spinnen' 71. 167 b. *kèŋso*: *kèŋī-abet'* 'speien' 68. 64. Diese *-s-* und *-i-* sind hier Präsenselemente, gehören also höchst wahrscheinlich zusammen. Castrén gibt noch eine ganze Anzahl Verba mit diesen Präsenszeichen 61 f. 63. Der Wechsel *s-i* liegt auch in jen. *kiespän*: *xuibeltet'* 'lahm' 167 b. 173 a vor, welche übrigens eine treffliche Parallele zum oben erwähnten Wechsel *-m*: *-l* bieten, denn die Auslaute der Wörter *kiespän* und *xuibel*[2]) entsprechen sich, und wie *xat'et* 'Greis', zu *xām* 'Mutter, Alte' 171 a[3]), in *xa-t'et*, so ist auch *xuibeltet'* in *xuibel-tet'* zu zerlegen. In *t'et*, *tet'* liegt unzweifelhaft das selbständig *tēt*, Plur. *teätn*, *tatn* lautende Wort für 'Mann, Ehemann' vor 176 b. Ich kenne auch ein jen. Verbum, das ich für reduplizíert halte. Der Stamm von jen. *l'uŋl'ūabät* 'sehen' 65 heißt *l'uŋlū-*, die Wurzel also *l'uŋ*. Sie ist mit Verlust des Auslauts, wie bei den Fällen oben, reduplíziert.

Als ich diese Reduplikation erkannte, kam mir die gleiche Praxis

---

[1]) *h* schwindet im Kott. nach Konsonanten § 31.

[2]) Für *ie*: *u* vgl. jen. *fyer*, *hyel* 'heiter': kott. *fur* 'hell, klar, heiter' 192 a. 174 a. 226 b. jen. *fèr*: kott. *fur* 'Tauchergans' 191 b. 226 b.

[3]) Die Plurale dieser beiden Wörter nennt Castrén „doppelte Plurale". *xèŋt'etn* und *xaŋamaŋ* sind also zu analysieren *xè-ŋ=t'et-n*. *xa-ŋ=am-aŋ* § 61. Der Sinn 'alt' liegt also in *xa*, *xè* und das wird nichts anderes sein als jen. *xeä* 'groß' 171 b (bei C. nur diese Bedeutung). Dann muß man an Castréns Bemerkung denken, daß attributive Adjektiva vor pluralischem Nomen in den Plural treten können § 75.

des Tschuktschischen in den Sinn, die bei den Nomina in den Texten von W. Bogoras auf Schritt und Tritt begegnet. Hier kann ich mich aber darauf beschränken, auf Bogoras' Darstellung in dem Handbook of American Indian Languages by Franz Boas II Washington 1922 688 ff. zu verweisen. Im Tschuktschischen (ebenso im Korjakischen und Kamtschadalischen) erscheinen einsilbige Stämme voll redupliziert. Bogoras nennt das „reduplicated absolute form". *tuwtuw* 'Wort'. *wutwut* 'Blatt'. *liglig* 'Ei' u. v. a. Die einfachen Stämme *tuw, wut, lig* kommen unkomponiert nicht vor. Stehen aber im Stammauslaut Konsonantengruppen, dann wird wie bei jen. *l'uŋlū-*, nämlich mit Verlust des letzten Konsonanten, redupliziert. Bei zweisilbigen Wörtern wird ähnlich verfahren: in *yiliil* unten ist *-i* wie bei jen. *bèibè* gefallen. Dadurch erhöht sich also der Wert der Parallele beträchtlich. Tschuktsch. *tirk* : *tirkṭir* 'Sonne'. *ṭṛrg* : *ṭṛrgiṭṛr* 'Fleisch'. *qērg* : *qērgṛqēr* 'Licht'. *mṭtk* : *mṭtkämṭt* 'Walfischspeck'. *pilh* : *pilhṭpil* 'Hungersnot'. — *yili* : *yiliil* 'Zunge'. *nute* : *nutenut* 'Land'. *mērē* : *mērēmēr* 'Tränen'.

III. Awarisch *bečéd* 'Gott' im Ungarischen.

Beim Blättern in Gombocz-Melichs etymologischem Wörterbuche bin ich zufällig auf ein Wort gestoßen, dessen Deutung mir auf der Stelle klar war. Weil das Wort Anspruch auf besondere Rarität machen kann, zitiere ich MEtSz I Sp. 219:

„† *bácsádom* [ein Beleg bei Geleji (Titkok titka 1645, 334): „Hogy mind azon által, tsak illyen szép bátsádomval el ne mennyen véle"], Bedeutung nach NySz vielleicht 'vale, Gott befohlen'; Ursprung unbekannt."

bácsádom heißt 'mein Gott', denn *bácsád* = awarisch *bečéd* 'Gott'. Aw. *e* kann aus *a* entstanden sein, wie 1. einheimische, 2. Fremdwörter beweisen. 1. aw. *meʾer*. lak. *mai*. čeč. *mara* 'Nase'. aw. *čed*. lak. *čʾaṭ* 'Brot'. aw. *megež*. čeč. *maž* 'Bart'. aw. *neč*. lak. *nač* 'Schande'. 2. aw. *čerx* aus kum. *čarx* 'Körper'. aw. *yeç* aus georg. *gazi* 'Kohlenzange'. Das läßt sich auch durch die Beobachtung stützen, daß *e*-vokalisierte Nomina im Plural *a* oder *u* haben können. Der Plural von *bečéd* lautet *bučúdul*, aber von *heh* 'Weintraubenkorb': *hahál* oder *húhdul*. *ṭeḥ* 'Fell, Buch' hat im Plur. *ṭaḥál* 'Felle'. *ṭúḥdul* 'Bücher'. Andere haben nur *a*. *ḥʾeṭé* 'Fuß' *ḥʾaṭʾál*. *čed* 'Brot' *čádal*. Möglicherweise hat es im Awarischen neben *bečéd* eine dialektische Nebenform **bačad* gegeben. Freilich kann auch von *bečéd* selbst ausgegangen werden, dessen andere Vokalisierung keine Schwierigkeiten macht, weil bei Entlehnungen die Erscheinung des Übergangs in eine andere vokalharmonische Reihe vorkommt. Auf welchem Weg aber das awarische Wort ins Magyarische gekommen ist, weiß ich nicht. Mag diese Frage auch als eine nicht sehr bedeutende Kleinigkeit

angesehen werden, so weiß ich doch, daß uns darüber wie über andere Probleme der große und von denen, die so glücklich waren, ihm menschlich nahe zu kommen, verehrte Gelehrte bei seinen reichen Kenntnissen und seiner einzigartigen Beherrschung der ungarischen Sprachgeschichte nützliche Belehrung hätte zuteil werden lassen, wenn das Schicksal ihn uns nicht so früh genommen hätte; da es aber so bestimmt war, mögen denn diese kleinen Beiträge seinem Gedenken gewidmet sein und von unserer Verehrung Zeugnis ablegen.

Attilas Sohn: Irnik.

Zur Frage der ungarischen und bulgarischen Hunnenüberlieferung.

Von

Géza Fehér (Debrecen).

In einem sehr wertvollen kleinen Artikel des MNy XVII (1921) 29 (= UJb. I, 1921, 203) schreibt Zoltán Gombocz: Da Irnik, der zweite bulgarische Fürst in der bulgarischen Fürstenliste, auf Grund des Datums der Liste nur Attilas Sohn Irnäk sein kann, brachte die das Ungartum organisierende bulgarische Herrscherklasse „den Glauben an die hunnisch-ungarische Identität und die Verwandtschaft mit den Hunnen mit und machte sie zur ungarischen nationalen Überlieferung. Sie brachte auch die blasse Erinnerung an den nach Osten fliehenden hunnischen Königssohn und das pannonische Reich des Attila mit sich."

Auf Grund dieser Meinung waren unsere Forscher bestrebt, aus der Geschichte der Söhne Attilas, in erster Reihe aus der des Irnik, die bulgarisch-hunnische Frage zu verstehen.

Da man an die Geschichte der Söhne Attilas so bedeutende Hypothesen knüpfte, müssen wir in erster Linie die betreffenden Quellen prüfen.

I.

Die geschichtliche Rolle von Attilas jüngstem Sohne.

Für die Geschichte der Söhne Attilas ist Jordanes unsere Hauptquelle. Jordanes erwähnt den jüngsten Sohn des großen Hunnenkönigs nur einmal: „Hernac quoque junior Attilae filius cum suis in extrema minoris Scythiae sedes delegit."[1])

Nach Marquart hat Ernak wahrscheinlich auch über das Gebiet, das zwischen Donaumündung und dem Dnjestr liegt, geherrscht. Die Vorfahren der Bulgaro-Türken haben nun zu dieser Zeit, sagt Marquart, schon zwischen Donau und Dnjestr gewohnt, also gehörten sie auch in das Reich Ernaks[2]). Als Beweis dafür dient auch, daß an der Spitze der bulgarischen Fürstenliste Ernak und sein Vater Avitohol = Attila stehen.

Marquart korrigierte später diese Hypothese, da ja aus den Quellen

---

[1] MGH. auct. ant. V., 1, 127, 2.

[2] *Chronologie der alttürkischen Inschriften.* Lpz. 1898, 75—78, 86, 95.

klar hervorging, daß die Vorfahren der Donaubulgaren zu dieser Zeit noch nicht in Bessarabien gewohnt hatten, man könnte also Ernaks bulgarische Herrschaft auch dann nicht annehmen, wenn wir die Grenzen Klein-Scythiens ausdehnten. Nach der neuen Hypothese zog Ernak im Jahre 454 nach Klein-Scythien, er blieb aber nicht dort, sondern übernahm nach dem Tode Dengeziks 469 die Führung der hunnischen Horden, also erlebte es Priskos noch, daß sich die Prophezeiung der hunnischen Priester erfüllte, nach der Attilas Geschlecht zugrunde geht, sich aber durch den jüngsten Sohn wieder erhebt[1]).

Der Marquartschen Annahme gab dann die Feststellung Mikkolas eine starke Stütze, daß in der Namensliste das Jahr von Avitohols Tode und der Thronbesteigung Irniks dilom, d. h. das 6. Jahr, und das Todesjahr Attilas 453, nach der alttürkischen Zeitrechnung ebenso auf das sechste Zyklusjahr falle. Das bedeutet, daß auch chronologisch die Identität von Avitohol und Attila, sowie von Irnik und Irnäk nachweisbar ist[2]).

Auf Grund der angeführten Hypothesen Marquarts wäre Irnik der Herr eines großen östlichen Reiches gewesen. Nach seiner ersten Hypothese nehmen Zlatarski[3]) und Detscheff[4]) an, der zitierte Ausdruck von Jordanes bedeute, daß Irnik sich von der Donaumündung nordöstlich niederließ, nach seiner zweiten Annahme meint Detscheff, daß Irnäk nach dem Tode Dengeziks ein großes östliches hunnisches Reich errichtete, das sich von der Mündung der Donau bis zum Kaukasus erstreckte und in dem das bulgarische das herrschende Element war[5]).

Hóman, der diese Hypothese ganz ausbaut, schreibt: „Irnik zog nach dem Verfall des Reichs ins untere Donaugebiet, nach Klein-Scythien, dann entschwand er vollständig den Augen der Byzantiner." Von dem weiteren Schicksal Irniks gibt aber die bulgarische Fürstenliste Nachricht, in der „die Zeit seiner Thronbesteigung nach der Zeitrechnung der Liste genau mit der Zeit der Reise der Gesandten der Söhne Attilas und der ogurischen Völker zusammenfällt." Die ogurischen Völker wollen mit Byzanz in ein Bündnis treten, Dengezik stellt, um dies zu verhindern, Irnik, seinen jüngeren Bruder, an ihre Spitze. Darauf zog Irnik mit seinen Unter-Donau-Hunnen in das Gebiet längs des Don zurück. Hier stellte er sich an die Spitze des Verbandes der ogurischen Völker, damit er die

[1] *Die altbulgarischen Ausdrücke in der Inschrift von Čatalar und der altbulgarischen Fürstenliste.* Izv. Russk. Arch. Inst. Kpl. XV, 1911. 22—23.

[2] *Die Chronologie der türkischen Donaubulgaren.* JSFOu XXX (1914) 33, 23—24.

[3] Zlatarski: *Istorija na bălgarskata dăržava prěz srědnitě věkove* I, 1, 40. Sofia 1918.

[4] D. Detscheff: *Der ostgermanische Ursprung des bulgarischen Volksnamens.* Zeitschrift für Ortsnamenforschung II, 197.

[5] cf. Detscheff 203—204.

gegen den Balkan vorrückenden hunnischen Scharen gegen einen Rückenangriff sichere. „Kam Irnik so an die Spitze der Oguren oder erst bei der Übernahme der Hauptmacht nach Dengeziks Tode, sicher ist nur, daß er der erste Organisator der bulgarischen Macht im 5.—7. Jh. war." Nach der Niederlage und dem Tode Dengeziks umfaßt die Herrschaft der Hunnen unter Irnik und seinen Nachfolgern nur das längs des Don gelegene hunnisch-bulgarische Reich, in dem das hunnische Element völlig im Ogurentum aufging. So bildete sich das bulgarische „Mischvolk" (hunnisch und ogurisch), dessen Herrscher Irnik und seine Abkömmlinge waren[1]).

Die Grundlage der Hypothese ist also, daß Attilas jüngster Sohn Irnäk nach dem Zerfall des hunnischen Reiches nach Osten zog und dort ein großes Reich begründete, das das Bulgarentum auch in sich aufnahm und in dem später das bulgarische Element zur Herrschaft gelangte.

Prüfen wir die Quellen, die sich auf Irnik beziehenden Angaben 1. des Jordanes und 2. der bulgarischen Fürstenliste.

1. Jordanes sagt, wie wir oben sahen, daß Irnik mit seinem Volk an den äußersten Rand Klein-Scythiens zog. Das wird von Marquart so erklärt, daß Irnäk zwischen die Donaumündung und den Dnjestr zog, d. h. Irnäk gründete ein selbständiges Reich — dieses Gebiet ist ja nicht im byzantinischen Reiche.

Wir müssen also feststellen, was Jordanes unter Klein-Scythien versteht. An einer Stelle sagt er es selbst: MGH auct. ant. V, 1, pag. 71, 13—16: „Tunc Thomyris regina aucta victoria tantaque praeda de inimicis potita, in partem Moesiae, quae nunc a magna Scythia nomen mutuatum minor Scythia appellatur, transiens ubi in Ponti Moesiaco litore Thomes civitatem suo de nomine aedificavit." Das ist ganz klar: Nach Jordanes ist Scythia minor die heutige Dobrudscha.[2])

Unter dem Einfluß der Marquartschen Hypothese läßt Zlatarski, obschon er weiß, daß Klein-Scythien nichts anderes als die Dobrudscha ist, Irnäk nach Norden hin siedeln. Jordanes sagt nämlich: „Scyri vero et Sadagarii et certi Alanorum cum duce suo nomine Candac Scythiam minorem inferioremque Moesiam acceperunt ..... Hernac quoque junior Attilae filius cum suis in extrema minoris Scythiae sedes delegit." Daraus folgert Zlatarski: nach Jordanes nahmen Scythia Minor, d. h. die Dobrudscha die Skiren, Sadagaren und Alanen ein, also gab es hier keinen Platz mehr für Irniks Hunnen. So bedeutet es dann, wenn wir lesen, daß „Hernac" sich am Rande Klein-Scythiens ansiedelte, daß er nicht in das

[1] Hóman-Szekfü: *Magy. Tört. I.* 47—48. Desgl. Moravcsik: *Az onogurok történetéhez* (Zur Geschichte der Onoguren) 18—19. Németh: *A honfoglaló magyarság kialakulása* (Das Werden des landnehmenden Ungartums) 97.

[2] Schünemann, U. Jb. V (1925) 297. Alföldi: *Klebelsberg Emlékkönyv* 122.

wirkliche Klein-Scythien, sondern von der Donaumündung nach Nordosten flüchtete[1]). Dasselbe nimmt auch Detscheff an[2]).

Aus Jordanes' Angabe geht aber etwas ganz anderes hervor. Er sagt, daß die oben erwähnten Völker Scythia Minor und Moesia Inferior bewohnten, dagegen Hernac sich am Rande von Klein-Scythien niederließ. Das bedeutet gerade, daß Jordanes, indem er von Hernac spricht, auch damit rechnet, wovon er früher gesprochen hatte. Nachdem er oben angeführt hatte, daß außer Unter-Moesien auch Klein-Scythien andere Völker besiedelten, er aber auch weiß, daß auch Attilas jüngster Sohn sich hier niederließ, wollte er nicht mißverstanden werden, deshalb konnte er nicht sagen, daß Attilas Sohn Klein-Scythien besiedelte, sondern er bestimmte genau, daß er sich am Rande dieser Provinz niederließ. Kurz: die Skiren, Sadagaren und einzelne alanische Gruppen ließen sich in Unter-Moesien und im südlichen Teil von Klein-Scythien, der mit Unter-Moesien in einer Linie liegt, nieder (sicherlich bis zur Linie Tscherna-Voda — Küstendsche). In den von dort nach Norden sich erstreckenden Teil, an drei Seiten von der Donau und im Süden von mächtigen Schanzen geschützt, siedelte Irnäk mit seinem Volk. Die Genauigkeit der Bestimmung des Jordanes ist daraus zu verstehen, wie wir unten sehen werden, daß er dort daheim ist, also die dortigen Verhältnisse sehr gut kennt.

Daß Irnäk sich tatsächlich in der Dobrudscha niederließ, geht ohne Zweifel auch daraus hervor, daß Jordanes an diesen Stellen von den sich im byzantinischen Reich ansiedelnden Völkern spricht, unter ihnen auch Irnäk und seine Völker erwähnt, also von einem von der Donaumündung nördlich liegenden Gebiet keine Rede sein kann.

So können wir also nach Jordanes' Feststellung nicht annehmen, daß Irnäk nach Osten zog, im Gegenteil: er ging in die Nord-Dobrudscha als Untertan der Byzantiner. Um eine noch größere Sicherheit zu bieten, zitiere ich den Satz, der dem auf Irnäk sich beziehenden Teil folgt: „Emnetzur et Vltzindur consanguinei eius in Dacia ripense Vto et Hisco Almoque potiti sunt." Also auch Irnäks Blutsverwandte lassen sich am Donauufer im Reich nieder. So sehen wir, daß hier von der Besiedlung der byzantinischen Donaugrenze durch hunnische und andere zu den Hunnen haltende Gruppen die Rede ist. Ohne Zweifel vertrauten die Byzantiner den im Reich sich ansiedelnden hunnischen und den anderen sich diesen angeschlossenen Volksgruppen die Bewachung der Grenze an.

Darauf könnte man erwidern, daß dieses Ereignis, wie man allgemein annimmt, in das Jahr 454 fiel, und so bestände die Möglichkeit, daß sich Irnäk dann später nach Osten ansiedelte, da er samt seinem älteren Bruder zwölf Jahre nachher eine Gesandtschaft nach Byzanz schickt und im Gebiet nördlich der Donau eine Rolle spielt.

[1] S. o. 40. [2] S. o. 202.

Um hier eine Antwort geben zu können, müssen wir die Geschichte der Söhne Attilas prüfen, weil sich hier besonders vom chronologischen Standpunkt bei allen Forschern in Ermangelung eines Vergleiches der Quellen Fehler zeigen. Nur eine Bemerkung im Werke Alföldis: Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien (Bd II, S. 99) macht eine Ausnahme. Alföldi sieht richtig, „daß die allgemeine Flucht der Hunnen über die Donau erst mehr als zehn Jahre später unter dem Ansturm des Sabiren erfolgte. (Wir treffen Hernac nämlich noch in den sechziger Jahren des 5. Jh.s zusammen mit Dengesich im Norden des Stromes, unser Beleg ist glaubhaft, er beruht auf der Autorität des Priskos)".

Nach dem Bericht des Jordanes besiegte noch im Todesjahre Attilas der Gepidenkönig Ardarich die Hunnen. Selbst Attilas Erbe Iläk, sein ältester Sohn, fiel in der Schlacht. Seine Brüder flüchteten ans Schwarze Meer, in das Gebiet der Goten. Dann nahmen die Gepiden Dacien in Besitz und die Goten zogen nach Pannonien.

Auf diesen Bericht folgt die Beschreibung des Zuges der Hunnen und die der zu ihnen haltenden Völker in das Reich: die Sarmaten, Cemandrer und einzelne hunnische Gruppen zogen nach Illyrien, die Skiren, Sadagaren und Alanen nach Unter-Moesien und Klein-Scythien, die Rugier nach Biza und Arcadiopolis, Hernac an den Rand von Klein-Scythien, seine Verwandten Emnečur und Ulčindur in das Gebiet längs des Vit, Lom und Isker[1]).

Alles dies erzählt Jordanes bei dem Bericht über Attilas Tod, wobei er sich auf Priskos beruft. Dann kehrt er zu seinem eigentlichen Stoff zurück: „ergo, ut ad gentem, unde agimus, revertamur[2])." Der erwähnte Teil ist also nur eine Einschaltung. Nur danach erfahren wir eigentlich die Fortsetzung der Ereignisse, und zwar, daß die Söhne Attilas den Valamir angegriffen hatten, aber eine Niederlage erlitten und mit den flüchtenden Scharen in das vom Dnjepr durchflossene Gebiet flohen[3]). Dann lesen wir weiter, daß die Goten die im unteren Pannonien ansäßigen Sadagaren angriffen, mit denen, wie es scheint, die Hunnen befreundet waren, weil darauf „Dintzic", Attilas Sohn, der König der Hunnen, mit dem ihm verbliebenen Volk die Goten angreift: mit den Ultzinguren, Angiskiren, Bittguren, Bardoren; aber die Goten siegen[4]).

Soviel weiß Jordanes. Da wir in der obigen Berichterstattung die Kämpfe, die auf Attilas Tod folgen, und die Ansiedlung der verschiedenen Völker im Reich hintereinander finden, nahmen auch Forscher die Kämpfe und die Landnahme gleich nacheinander in den Jahren 453—54 an. Dies entspricht aber nicht den historischen Tatsachen. Wie ich

---

[1] Jordanes ibid. p. 125—127.
[2] Ders. ibid. p. 127, 11.
[3] Ders. ibid. p. 127, 15—20.
[4] Ders. ibid. p. 128, 20—27.

oben gesagt habe, schreibt hier Jordanes, der eigentlich die Geschichte der Goten erzählt, den Teil, der von Attilas Tode und den darauffolgenden Kämpfen berichtet, aus Priskos ab (den er gewissermaßen ersetzt) und kehrt dann zu der Geschichte der Goten, bzw. zur Fortsetzung ihrer Geschichte, zurück.

Die Ansiedlung der einzelnen Völker des hunnischen Reiches im byzantinischen Reiche erfolgt nicht sofort nach dem hunnischen Zusammenbruch. Wir sehen dies ganz klar, wenn wir die Geschichte der Skiren betrachten.

Obwohl wir in dem erwähnten Kapitel lesen, daß die Skiren ausgewandert sind, spielen diese auch weiter eine Rolle. Jordanes erwähnt selbst nach der Niederlage Dengeziks, daß das Volk der Skiren, „qui tunc super Danubium consedebant et cum Gothis pacifice morabantur", auf Betreiben Hunimundus', des suebischen Königs, die Goten angriff. In diesem Kampfe fiel zwar Valamir, aber die Skiren wurden von den Goten völlig geschlagen[1]). Jordanes spricht von diesem Krieg auch in der „Romana": „Valamero rege Gothorum in bello Scirorum defuncto."[2]) Aber die Reste der Skiren brachen gemeinsam mit den Sueben, Sarmaten, Rugiern und Gepiden von neuem in das Gebiet der Goten ein, sie erleiden wieder eine Niederlage[3]). Die Skiren wohnten damals also nördlich der Donau, hier ereignete sich im Jahre 466 die Niederlage. Dann konnten also erst ihre Reste ins Reich ziehen. Dafür, daß sie von Byzanz immer unterstützt worden waren, also daß es verständlich war, daß sie auch dahin flüchteten, finden wir in einem Fragment des Priskos eine ausgezeichnete Angabe. Exc. de legat. ed. de Boor p. 587, 22—28: „Ὅτι Σκίροι καὶ Γότθοι ἐς πόλεμον συνελθόντες καὶ διαχωρισθέντες ἀμφότεροι πρὸς συμμάχον μετάκλησιν παρεσκευάζοντο· ἐν οἷς καὶ παρὰ τοὺς ἑῴους ἦλθον. Καὶ Ἄσπαρ μὲν ἡγεῖτο μηδετέροις συμμαχεῖν, ὁ δὲ αὐτοκράτωρ Λέων ἐβούλετο Σκίροις ἐπικουρεῖν. καὶ δὴ γράμματα πρὸς τὸν Ἰλλυροῖς στρατηγὸν ἔπεμπεν, ἐντελλόμενος σφίσι κατὰ τῶν Γότθων βοήθειαν τὴν προσήκουσαν πέμπειν."

Daraus können wir ersehen, daß Byzanz im Kampf der Goten und Skiren die letzteren unterstützte. Daß hier von dem bei Jordanes oben erwähnten Kampf die Rede ist, beweist außer anderem, daß wir diese Angabe Priskos bei dem Jahre 466 finden. Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß: 1. die Skiren noch 466 nördlich der Donau wohnten, 2. sie im Kampf gegen die Goten von Byzanz unterstützt wurden, 3. der Kampf 466 stattfand, 4. die Skiren besiegt worden sind. Wenn wir also bei Jordanes lesen, daß die Skiren ins Reich einsiedelten, ist es sicher, daß dies im Jahre 466 geschah: nach ihrer Niederlage wurden sie von ihren Gönnern, den Byzantinern, aufgenommen.

---

[1] Jordanes ibid. p. 129, 12—23. [2] Ders. ibid. p. 44, 29. [3] Ders. ibid. p. 129, 24—130, 13.

Jordanes weiß auch von den mit den Skiren zusammen erwähnten und mit ihnen auch zusammen ins Reich gezogenen Sadagaren, u. zw. daß die Goten nach ihrem Bündnis mit den Römern auch die im unteren Pannonien ansässigen Sadagen angriffen. Darauf kam Dintzic, der hunnische König, nach Bassiana, aber die Goten schlugen ihn so, daß er es dann nicht mehr wagte, sie anzugreifen. Nach den Forschern geschah dies 463, also erst danach konnten die Sadagaren ihre Wohnsitze wechseln.

Jordanes spricht unmittelbar nach den Skiren und Sadagaren von dem Einzug Irnäks und seiner Verwandten, Emnetschur und Ultschindur in das Reich. Das beweist, daß dies auch i. J. 466 geschah und, wenn wir die oben beschriebenen Kämpfe kennen, müssen wir annehmen, daß auch der Grund des Auszugs derselbe ist. 466 führten die Goten einen entscheidenden Schlag gegen die Sadagaren, die Freunde der Hunnen, und gegen die Hunnen und die Skiren, die Freunde des Reichs, aus. Deshalb suchte ein großer Teil der Sadagaren, Skiren und der hunnischen Gruppen Zuflucht im Reich.

Jordanes' Angabe, daß die Skiren und Sadagaren nach Unter-Moesien und Klein-Scythien auszogen, ist auf 466 festzulegen. Aber in dieser Zeit muß auch die Übersiedlung Irnäks, Emnetschurs und Ultschindurs in das Reich vor sich gegangen sein.

Unmittelbar nach der auf die Skiren sich beziehenden Angabe lesen wir bei Priskos, daß die Söhne Attilas noch eine gemeinsame Gesandtschaft an den Kaiser senden. Damals ist Irnäk noch nicht Untertan des Kaisers und wohnt nördlich der Donau. Der Grund für diese Wendung zum Reich ist, daß die Hunnen nicht mehr damit rechnen konnten, gegen die Goten etwas zu erreichen. Der Kaiser weist die Bitte der hunnischen Könige ab, worauf der ältere, Dengezik, zum Kriege treibt, aber sein jüngerer Bruder nicht mit ihm gehen will, weil in seinem eigenen Land Krieg ist. Das geschah um 466. Später, noch in demselben Jahre oder spätestens im folgenden, schickt Dengezik eine Gesandtschaft zum Kaiser und bittet um Geld und Land für sein Volk. Der Kaiser fordert Untertantreue, worauf der Krieg ausbricht, in dem Dengezik fällt.

Also 466/67 wendet sich Dengezik schon allein an den Kaiser, was besagt, daß Irnäk sich schon vorher von ihm getrennt hat. Es kann dann 466 geschehen sein, daß dieser nach Klein-Scythien, in die Nord-Dobrudscha, also in das Byzantinische Reich ausgezogen war. So ist es verständlich, daß Jordanes ihn unter den 466 an der Donaugrenze des Reichs angesiedelten Völkern anführt. Aus Priskos wird auch der Grund dieser Wanderung klar. Im Westen von den Goten zurückgeschlagen, vom Byzantinischen Reich abgewiesen, im eigenen Land durch Rebellion bedrängt, blieb Irnäk und Dengezik kein anderer Weg, als daß sie durch Krieg oder Lehnsbeziehungen sich und ihren Völkern Land und Ver-

mögen verschafften. Irnäk wählte den friedlichen Weg. Gewiß zwang ihn der Ausgang des in seinem Landesteil 466 ausgebrochenen Aufstandes dazu, daß er beim Kaiser um Aufnahme bat. Unter welchen Bedingungen das geschah, zeigt deutlich die dem Dengezik später gegebene Antwort. Als Dengezik Land und Geld für sich und sein Volk erbat, sagt der Kaiser, daß er dazu bereit sei, wenn er sein Untertan werde.

So ist es also nachweisbar, daß sich Irnäk 466 im Reiche niederließ, dadurch, 1. daß Jordanes ihn nach den i. J. 466 angesiedelten Skiren erwähnt, 2. daß er 466 den Krieg nicht will, und 3. er 466/67 mit Dengezik nicht mehr zusammen ist.

Nicht nur von den Skiren ist sicher, daß sie i. J. 454 nicht im Reiche angesiedelt sein konnten, aber auch von jenen Hunnen, von denen Jordanes im Zusammenhang mit „Hernacs" Niederlassung feststellt, daß Emnetschur und Ultschindur, Irnäks Verwandte, sich längs des Wit, Isker und Lom ansiedelten. Ultschindur ist nämlich nicht Personenname, sondern ein hunnischer Völkername. Als Dengezik später die die Sadagaren bedrängenden Goten angreift, zählt Jordanes von den unter Dengezik stehenden Völkern als erstes die Ultzinzures (pag. 128) auf, in einer Handschrift steht Ultzingures. In seiner Quelle stand Οὐλτζίνδουρ, ev. Οὐλτζίνγουροι. Auf jeden Fall ist dieser Stammesname mit dem obigen Namen identisch, also ist hier davon die Rede, daß auch die Überreste der Ulčinduren oder des Ulčingurenvolkes ihre Wohnsitze in das Reich verlegten.

Die Geschichte der Söhne Attilas ist also die folgende:

1. Nach Attilas Tode schlagen die Gepiden die Hunnen, Attilas ältester Sohn und Nachfolger „Ellac" fällt in der Schlacht, seine Brüder fliehen an das Nordufer des Schwarzen Meeres.

2. Von hier vertreiben die Söhne des Hunnenkönigs die Goten, worauf diese in Pannonien ansässig werden.

3. Von ihrer neuen östlichen Heimat aus bemühen sich Attilas Söhne, Dengezik und der jüngere, Irnäk, das Reich wieder aufzurichten. Sie greifen den Goten Valamir an, der sie aber schlägt, und die Besiegten fliehen in das Gebiet längs des Dnjepr.

4. Nachdem die Goten einen Vertrag mit den Römern geschlossen haben, bedrängen sie die im unteren Pannonien wohnenden Sadagaren. Darauf greift Dengezik die Goten an, er wird aber geschlagen, so daß seit dieser Zeit die Hunnen die Goten in Frieden lassen.

5. Die Sadagaren werden dann gezwungen, ins Reich überzusiedeln. Bald folgen ihnen 466 auch die Skiren, die als Verbündete von Byzanz mit den Sueven zusammen die Goten angreifen; im Kampfe fällt zwar Valamir, aber die Goten siegen. Darauf brechen die Sueven wieder mit den Sarmaten, den Resten der Skiren, den Gepiden und den Rugiern gegen die

Goten auf, aber wieder siegen die letzteren. Nun flohen die Reste der Skiren mit ihren Verbündeten vor den Goten zu den Byzantinern.

Zur Zeit des Krieges zwischen den Skiren und Goten, nach der Niederlage Dengeziks, baten Attilas Söhne den Kaiser um Frieden und um Wiederherstellung der alten Handelsbeziehungen mit Byzanz. Der Kaiser war dazu aber nicht geneigt, worauf Dengezik den Krieg will, Irnäk aber am Kampfe nicht teilzunehmen gedenkt, weil in seinem Lande Aufruhr herrscht. Vom Westen vertrieben und wissend, daß die Wiederherstellung des alten Reiches schon unmöglich sei, im Osten von den neuen Volksbewegungen beständig beunruhigt, vielleicht auch von Empörern besiegt, beschließen Irnäk und einige hunnische Gruppen, sich ins Unvermeidliche zu fügen und wie in dieser Zeit auch andere den Hunnen sich anschließende und den Goten feindliche Völker vom Kaiser Siedlungsland zu erbitten, als Lehnsleute sich im Reiche anzusiedeln. Der Kaiser vertraut ihnen zusammen mit anderen Völkern die Bewachung der Donaugrenze des Reiches an. So siedeln sich im Jahre 466 an der ganzen Donaugrenze hunnische und mit ihnen verbündete Völker an[1]).

6. Dengezik, ganz für sich gelassen, sieht sich nun auch genötigt, sich an den Kaiser zu wenden, aber noch immer will er sich nicht mit den Bedingungen abfinden und dem Beispiel seines jüngeren Bruders und seiner Verwandten folgen. Er fordert für sich und sein Volk Land und Geld, und als der Kaiser darauf die Untertanentreue verlangt, beginnt er den Krieg gegen das Reich, in dem er selbst 469 den Tod findet.

Nach den obigen Feststellungen hat sich Irnäk mit seinem Volke 466 am Rande von Klein-Scythien in der Nord-Dobrudscha niedergelassen, ist also Byzanz untertan.

Das wissen wir aus den Quellen.

II.

Attilas jüngster Sohn und die Bulgaren.

Da in der Namenliste der ersten bulgarischen Khane Irnik ein Vorfahr der bulgarischen Könige ist, nahm man an, daß Irnik nach 454 (wie wir sahen, kann nur von einer Zeit nach 466 die Rede sein) Klein-Scythien verließ und im Osten ein großes Reich begründete.

Prüfen wir, ob das nach Jordanes überhaupt möglich ist? Jordanes weiß nur soviel, daß Irnäk in die Nord-Dobrudscha zog. Das ist in der

[1] Nach Jordanes hatten die Hunnen des Reiches die Namen Sacromontisi und Fossatisii. Ibid. p. 127, 4. 5. Dazu bemerkt Kulakovsky: *Istorija Visantii* I, Kiew 1930, 324, richtig, daß dieser Name sich auf die Rechtslage bezieht. Das besagt, daß sie als foederati die Rolle der alten milites limitanei, Grenzwächter erfüllten.

Tat ein negativer, aber ausgezeichneter Beweis dafür, daß Irnäk auch hier blieb und hier mit seinem Volk unterging[1]).

Jordanes gibt nämlich in seiner „Getica" die genausten Angaben gerade über Moesia Inferior und Scythia Minor. MGH, auct. ant. V 1, p. XI sqq. Das ist verständlich, da er gerade im Zusammenhang mit der Ansiedlung an der Donau der zu den Hunnen haltenden und hunnischen Volksgruppen, wo sich die auf Irnäk beziehende Angabe befindet, erwähnt, daß der Notar des alanischen Fürsten Candac, der die hierher ziehenden Sadagaren, Skiren und anderen alanischen Gruppen nach Moesia Inferior und Scythia Minor führte, sein Großvater war; er selbst war der Notar des Vetters von Candac. So mußte er die Verhältnisse dieser Gebiete am gründlichsten kennen. An dieser Stelle ist also die Glaubwürdigkeit des Werkes von Jordanes über jeden Zweifel erhaben. Die auf die Hunnen sich beziehenden Angaben übernahm er im allgemeinen von Priskos, hier aber ergänzte er sie zweifellos mit seinen Kenntnissen und aus erster Hand übernommenen Angaben[2]). Der um die Mitte des 6. Jh.s arbeitende Jordanes gibt ein glaubwürdiges Bild von den an der Donaugrenze ansässigen Völkern. Er kann sogar genau bezeichnen, wo welches Volk unter wessen Führung angesiedelt war: sein Großvater war der Notar des mit Irnäk zu gleicher Zeit und in unmittelbarer Nachbarschaft sich niederlassenden alanischen Fürsten Candac. Wenn also Jordanes von Irnäk nur das weiß, daß er sich hier mit seinem Volke niederließ, bedeutet das, daß Attilas jüngster Sohn nicht nach Osten zog und dort irgendein großes Reich begründete, weil Jordanes sonst dies gewußt und erwähnt hätte.

Nach der einzigen aber ausgezeichneten Quelle, Jordanes also, müssen wir annehmen, daß Irnäk mit seinem Volk in Klein-Scythien blieb, im Reich der Byzantiner.

Aber wenn dem so ist, wie ist es zu erklären, daß Irnäk als Vorfahre der Fürsten der Bulgaro-Türken eine Rolle spielt?

Prüfen wir die auf Irnik sich beziehenden Angaben der Namensliste der ersten bulgarischen Khane. Nach dieser Liste ist Irnik der zweite bulgarische Fürst, der 150 Jahre lang lebte. Nach unseren Forschern würde dies beweisen, daß Attilas jüngster Sohn Irnäk im Osten ein großes hunnisches Reich errichtete, in dem das bulgarische Element das herrschende war.

Dieser Hypothese liegt aber eine falsche Deutung der Quelle, der Angabe der bulgarischen Fürstenliste, zugrunde. Obschon wir annehmen können, daß der Irnik der Namensliste Attilas Sohn ist, bedeutet das aber nicht, daß er tatsächlich der Beherrscher der Bulgaren war, auch kann

---

[1] Schünemann, U. Jb. V (1925) 298. [2] MGH. auct. ant. V, 1, XXXV.

man das mit chronologischen Angaben nicht beweisen, weil die ersten beiden Zahlen der Liste nicht historische Daten sind[1]).

Marquart und nach ihm andere nahmen an, daß die in der Namensliste angegebene Zahl 300 für Avitohols und 150 für Irniks Lebenszeit irgendein Datum der hunnischen, bzw. bulgarischen Geschichte ist: In der in der ersten Hälfte des 8. Jh.s verfaßten ersten Redaktion der Namensliste kann man die Namen der ersten bulgarischen Khane finden. Alle sind wirkliche, historische Gestalten und Ziffern, und zwar herrscht Tervel 21 Jahre, Esperich 40 Jahre, Bezmer 3, Kurt 60 und Gostun 2 Jahre. Völlig verständlich ist es, daß man in der ersten Hälfte des 8. Jh.s die Namen, das Geschlecht und die Regierungszeit der Khane der vergangenen 100 Jahre kannte. Aber es ist auch erklärlich, daß am Anfang des 8. Jh.s im allgemeinen Bewußtsein der Bulgaren, sowie in der Überlieferung der Herrscherfamilie Dulo, Gostun, der Regent, und Kurt die ersten historischen Gestalten waren, und daß man von jenen, die unmittelbar vor ihnen gelebt hatten, nichts wußte, — erklärlich ist das aus den historischen Angaben. Wir wissen nämlich, daß die unmittelbaren Vorgänger Kurts keine wichtige Rolle spielen konnten, weil damals die Bulgaren unter türkischer und awarischer Herrschaft waren. Gostun = Organ war der erste, der in diplomatische Beziehung zu Byzanz trat, und sein Vetter, den er zwei Jahre vertrat, vergrößerte sein Land auch mit dem von der Herrschaft der Awaren befreiten Gebiet der Kutriguren. Zwischen der Namensliste und den byzantinischen Quellen besteht folgende Übereinstimmung: Wie in der Namensliste Gostun und Kurt die ersten historischen Gestalten sind, so ist auch in der gemeinsamen Quelle des Theophanes und Nikephoros der alte Khan der Bulgaren Kurt, vor dem Nikephoros nur seinen Onkel Organ erwähnt [2]).

Aber die Geschlechtsüberlieferung der bulgarischen Khane und die Angaben der byzantinischen Quelle unterscheiden sich in ihren Grundlagen. Die letztere will den Zusammenbruch des Landes von Kurt und die Geschichte seiner Söhne geben, wie die im Reich erschienenen Bulgaren hierher gelangten. Die Geschlechtsüberlieferung wollte aber die Reihe der Vorfahren des Khanes, seiner Vorgänger, geben. So ist es natürlich, daß sie mit der mit Gostun-Kurt beginnenden Liste nicht zufrieden sein konnte, in der im ganzen nur fünf Namen waren und zusammen nur 126 Jahre.

Für die älteren Khane aber hatte die Geschlechtsüberlieferung keine historischen, nur weniger glaubwürdige, aber der Mentalität der Zeitgenossen entsprechende Angaben. Wir müssen also die Glaubwürdig-

[1] Vgl.: Fehér, Géza: *Imennikăt na părvitĕ bălgarski chanove.* Godišn. Narodn. Muzej Sofija 1922/25, 278 u. w.

[2] Vgl. Zlatarski S. 845 ff.

keit jener Angaben der Liste, die sich auf die näherliegende Zeit beziehen, in der Geschichte, die Glaubwürdigkeit jener aber, die auf die ältere Zeit eingehen, in der Sage suchen[1]). Vor die aus der bulgarischen Geschichte bekannten fünf Khane kommen noch zwei: Avitohol, der in sagenhafter Urzeit 300 Jahre lebte und der 150 Jahre lang lebende Irnik.

Wenn wir die Geschlechtsliste der Arpaden betrachten, verstehen wir, warum man diese zwei Namen an die Spitze der Liste vor die historischen Vorfahren setzte. Wenn die Ungarn in der Mitte des 10. Jahrh.s dem Konstantinos Porphyrogennetos von ihrer Fürstenfamilie erzählen, erwähnen sie vor Árpád nur Álmos, die wahrhaft erste historische Persönlichkeit aus dieser Familie. Auch bei Anonymus, in der von ihm bewahrten Liste der Geschlechtsüberlieferung, ist Álmos der erste aus dieser Dynastie, der eine historische Rolle spielt. Aber die Geschlechtsüberlieferung kann die Abstammungsliste nicht mit Álmos beginnen, wie es der byzantinische Schriftsteller macht. Also setzt sie an die Spitze der Liste vor die historischen Personen noch einen Vorfahren: Ügek. Dieser erste Vorfahr lebte noch in der Urheimat und erreichte ein märchenhaftes Alter. All das zeigt, daß die Gestalt Ügeks von der Überlieferung geformt wurde.

So werden in der Abstammungsliste registriert: 1. die in näherliegender Zeit bekannten wirklichen Vorfahren, und 2. man setzt vor sie noch einen Ahnen, von dem man sagt, — damit er der Ehre eines Vaters der Vorfahren würdig sei —, daß er in der Urheimat in sagenhafter Urzeit ein übermenschliches Alter erreichte. (Natürlich begnügen sich die Chronisten nicht eimal mit solchen Abstammungslisten, sondern führen die Familien bis Noah zurück.) Dasselbe finden wir in der Namensliste. Man setzte an den Anfang der Liste Avitohol, der ebenfalls in uralter Zeit (450 Jahre vor Gostun) in der Urheimat ein sagenhaftes Lebensalter erreichte (300 Jahre) und dessen Name nicht ein gewöhnlicher Personenname ist, sondern die Bedeutung „Ahne" hat, der „Sohn des Ahnen" der Völker, also der Vorfahr des Volkes, des Geschlechts. Daß dieser eine sagenhafte Figur ist, beweist auch, daß die Überlieferung nur von seinem Lebensalter, nicht aber von seiner Regierungszeit berichtet, d. h. in der Überlieferung von seiner Regierungszeit keine Rede war.

Aber in der Namensliste finden wir auch dafür einen Beweis, daß die Geschlechtsüberlieferung der Khanenfamilie sich auch aus der Volksüberlieferung bereicherte. Dies ersehen wir aus Irniks Namen, der die Hälfte des Alters seines Vaters Avitohol erreichte. Der Irnik der Namensliste ist identisch mit Attilas Sohn Irnäk. Dies zeigt, daß die Überlieferung der Bulgaren Attilas Sohn kannte.

Dieses Ineinanderfließen der Volksüberlieferung mit der Geschlechts-

[1] Grexa, Gyula: *A Csaba monda és a székely hunhagyomány.* (Die Čaba-Sage und die Szekler Hunnenüberlieferung.) Budapest 1922, 16.

tradition geschah folgendermaßen. Der Name von Attilas Sohn ist sicherlich in der bulgarischen Überlieferung mit dem seines Vaters verbunden gewesen, mit dem Namen des mächtigen hunnischen Herrschers, wie es in der Namensliste auch die enge Verbindung Irniks mit dem ersten Vorfahren beweist. Als man aber zur Erhöhung der Abstammung des Khansgeschlechtes aus der Volksüberlieferung den sagenhaften Attila und seinen Sohn Irnik in die Familienüberlieferung übernahm, trat Avitohol an die Stelle des Vaters von Irnik. Wenn Christen oder Mohammedaner diese Abstammungsliste gemacht hätten, wäre an die Spitze eine biblische Figur, Japhet, gekommen. Die Bulgarotürken konnten keinen anderen an den Anfang des Khansgeschlechts setzen als den, von dem die Sippen- und Volksüberlieferung glaubte, daß er der oγul = Sohn Avits, des Ahnen der Völker, war, selbst auch Ahne, von dem die Khanenfamilie abstammte. Wie die Arpaden glaubten, daß sie von dem in der Urheimat einst lebenden Ügek und der Emesü (der Tochter des Bolja Üned) abstammten, so glaubten die Dulos, daß sie von Avitohol, dessen Name Urahn bedeutet und von dem sie annahmen, daß er in der Urheimat ein langes, sagenhaftes Lebensalter erreicht hatte, abstammten. Als dann aus hunnischen Reminiszenzen die sagenhaften Helden Attila und sein Sohn Irnik in die Überlieferung der Dulos kamen, konnte auch Attilas ruhmvoller Name noch nicht den Namen des Urahnen des Geschlechts verdrängen.

Wenn wir auch den Irnik der Namensliste als identisch mit Attilas Sohn Irnäk betrachten müssen, besagt das nicht, daß der hunnische Königssohn wirklich der Fürst der Bulgaren gewesen wäre, sondern nur, daß die bulgarische Überlieferung ihn als Ahnen der Fürstenfamilie ansah. Die Namen der ersten beiden Fürsten und die auf diese sich beziehenden Angaben sind nicht historisch, sondern der Sage entnommen. Und daher ist es nicht anzunehmen, wie Marquart und Zlatarski tun, daß das Lebensalter der beiden Fürsten 300 und 150 Jahre, ein Zeitalter der hunnischen, bzw. bulgarischen Geschichte bezeichnet, oder wie Mikkola und nach ihm andere glauben, daß wir hier Attilas Todesdatum erhalten. Es ist möglich, daß Namen im Zusammenhang mit Sagen erhalten bleiben, aber daß wir in solchen sagenhaften, runden Zahlen — deren märchenhafter Charakter noch dadurch wächst, daß das Alter des Sohnes 150, genau die Hälfte des Lebensalters des Vaters ausmacht — ernsthafte historische Daten erhalten, ist unmöglich. Bei den Namen Gostuns und seiner Nachfolger finden wir Zahlen, die historische Daten der Überlieferung der onogundurischen Dulo-Dynastie sind, die großen runden Zahlen für Avitohol und Irnik sind Angaben aus der Sage der kutrigurischen Donau-Bulgaren.

Ja, die Gleichförmigkeit der bulgaro-türkischen Ausdrücke beweist auch, daß wir es hier nicht mehr mit historischen Daten zu tun haben.

Diese Ausdrücke zeigen, daß die Bulgaren, als die Namensliste im 8. Jh. entstand, nur die Zeit der Thronbesteigung Gostuns und seiner Nachfolger und ihre Regierungszeit kannten. Von den beiden vor diesen stehenden Ahnen sagten sie nur soviel, daß der Vater, der Urahn der Ahnen, 300 Jahre gelebt hätte, sein Sohn die Hälfte dieser Zeit, und da es in der Überlieferung einen mit ihren Namen zusammenhängenden bulgaro-türkischen Ausdruck nicht gab, der den Monat und das Jahr angegeben hätte, konnte der Verfasser der Namensliste nichts anderes tun, als daß er die 300 und 150 Jahre nahm und von dem für Gostun erhalten gebliebenen *dohstvirem* in runden Zahlen zurückzählte. So sind bei allen drei Herrschern die Monate dieselben. Avitohol dilomtvirem, Irnik dilomtvirem, Gostun dohstvirem. Diese Monatsnamen verraten uns ohne Zweifel, daß man in der Überlieferung die Zeit der Thronbesteigung Avitohols und Irniks nicht behalten hat.

Also stammen a) die dilomtvirem bei Avitohol und Irnik nicht aus der Überlieferung, sondern es sind Bildungen des Verfassers der Namensliste, b) 300 und 150 sind keine historischen Daten, sondern runde sagenhafte Zahlen der Überlieferung.

Nach allem diesen gilt es als sicher, daß wir die Glaubwürdigkeit des Anfangs der Namensliste nicht in der Geschichte, sondern in der Sage suchen müssen, wir dürfen also Irnik nicht zum bulgarischen Khane machen, sondern müssen erforschen, wie es zu verstehen ist, daß hunnische Reminiszenzen in die bulgarische Überlieferung kamen, wodurch Irnik als bulgarischer Fürst eine Rolle spielt.

* * *

Wir wissen, daß nach Attilas Tode die von den Goten geschlagenen Hunnen nach Osten zogen in die Gebiete längs des Dnjepr. Bei einem Teil der Bulgaren, den Kutriguren, können wir jedoch feststellen, daß sie zur selben Zeit ihre Siedlungsgebiete zwischen Don und Kuban verließen und sich zwischen Don und Dnjepr niederließen, also in der unmittelbaren Nachbarschaft der damals nach Osten gezogenen hunnischen Überreste. Diese Hunnen konnten nach Dengeziks Tod kaum etwas anderes tun, als daß sie sich ihren Nachbarn anschlossen und schnell in ihnen aufgingen, so daß danach die Bulgaren, kaum daß sie sich in ihrer neuen Heimat niedergelassen hatten, vermehrt durch die kämpferischen, hunnischen Elemente, eine erhebliche Macht darstellten[1]). Ihre häufigen Kriegszüge und Einfälle in das Gebiet des Reichs stammten in erster Linie aus der Kampflust der geflohenen, immer nach dem Westen sich zurücksehnenden, hunnischen Elemente.

---

[1] Vgl. Zlatarski, S. 44.

Aus der Überlieferung dieser hunnischen Elemente kam die Hunnenüberlieferung zu den kutrigurischen Bulgaren, nämlich, daß ihr Ahnenkönig Attila und sein Sohn Irnik sei. So kommt es, daß in der Namensliste der Fürsten der Donau-Bulgaren der eine Vorfahr Attilas Sohn Irnik ist, was beweist, daß die Donau-Bulgaren Kutriguren sind.

Daß diese Bulgaren Kutriguren waren, also daß das Volk Esperühs aus dem Gebiet zwischen Don und Dnjepr kam, beweist auch selbst die Quelle aus dem 7. Jh., aus der wir die Auflösung des Reiches von Kurt erfahren. Diese Quelle berichtet nämlich, nachdem sie erzählt, daß die Kutriguren über den Don gingen und in eine neue Heimat zogen, daß Esperüh mit seinem Volk den Dnjepr und Dnjestr überschritt und sich in Bessarabien niederließ. Wir wissen also von einem zeitgenössischen Berichterstatter, daß dieses Volk nicht aus dem Gebiet hinter dem Don, sondern hinter dem Dnjepr her kam.

Und das ist auch ganz natürlich. Als der Vorstoß der Chasaren diese Völker in Bewegung setzte, ließ sich ein Teil der Bulgaren, die zwischen Don und Kuban siedelten, im Norden an der Wolga nieder, ein anderer Teil blieb unter chasarischer Herrschaft, der mit den Hunnen stark gemischte kriegerische westliche Zweig der Kutriguren zog nach Bessarabien.

Danach ist die Tatsache, daß der Name des Sohnes Attilas Irnik in der Überlieferung der Donau-Bulgaren lebte, so zu erklären: 1. Noch zu Attilas Lebzeiten entstand eine Sage bei den Hunnen über seinen jüngsten Sohn Irnäk. Bei Priskos lesen wir nämlich, daß, als Priskos sich darüber wunderte, daß Attila sich nicht auch um die übrigen Söhne kümmerte, nur um Irnäk, ein Hunne ihm sagte, daß die Erklärung dafür eine Prophezeiung sei: Man hatte Attila prophezeit, daß seine Dynastie zugrunde gehen werde, aber durch die Abkömmlinge des jüngsten Sohnes sich wieder erhebe. 2. Mit den Westbulgaren, den Kutriguren, haben sich, wie wir sahen, große Hunnenmassen verschmolzen, und so gaben diese aufgesaugten hunnischen Elemente den Bulgaren ihre von Irnik, dem Sohne ihres größten Fürsten, berichtende Überlieferung. Die Überlieferung der in den Kutriguren aufgegangenen Hunnen übernahm das einschmelzende Volk. — Daß die schon zu Attilas Zeit verbreitete Sage tatsächlich die Phantasie des hunnischen Volkes beschäftigte und daß die Überreste der Hunnen dies auch anderen Völkern weitergaben, zeigt auch die ungarische Überlieferung, die Čaba-Sage, deren Wurzel dieselbe Sage ist.

III.

Attilas jüngster Sohn und die Ungarn.

Nach Prüfung des Quellenstoffes, der sich auf die ungarische Hunnenfrage bezieht, stellt Hóman den Inhalt der Hunnenüberlieferung fest und zwar:

Im 11. Jh. gab es zweierlei voneinander getrennte Arten des Hunnenbewußtseins: a) Die Szekler hielten sich für Abkömmlinge der Hunnen, „als eine Volksüberlieferung lebte bei ihnen" „das Bewußtsein der hunnischen Abstammung" und auch Attilas Name [1]); b) das hunnische Bewußtsein des Ungartums, bzw. der Glaube an den hunnischen Ursprung der Arpaden. Dieser Glaube war im Ungartum schon im 11. Jh. vorhanden. Dieses Hunnenbewußtsein konnten die Chronisten nicht selbst geschaffen haben, weil „die Geschichtsanschauung und christliche Weltauffassung des Verfassers" der Ursprungsquelle, „der Gesta Ungarorum des 11. Jh.s", dies ausschließt [2]). Aber die Ungarn konnten dies auch aus der ausländischen Literatur nicht entliehen haben, etwa aus der deutschen Sage, „weil sie eine solche Quelle nicht kannten, in der sie das hätten finden können." Natürlich trifft dies in noch höherem Maße auf die Überlieferung der hunnisch-szeklerischen Identität zu, weil die ausländischen Quellen die Szekler in dieser Zeit nicht einmal dem Namen nach kennen [3]).

Was ist der Ursprung dieses zweifachen Hunnenbewußtseins?

A) Was ist der Grund des Bewußtseins der Ungarn, bzw. des Glaubens, daß die Arpaden hunnischen Ursprungs seien?

Nach der ungarischen Ursprungssage rauben die namengebenden Ahnen des hunnischen und ungarischen Volkes und ihre Kämpen die Töchter Belars — Hunor und Magyar heiraten die Töchter des Königs Dula. Wenn eine Quelle sagt, daß die Ahnen der Hunnen und Ungarn neben der Maeotis die Töchter von Belar-Bulgar und unter ihnen die Töchter des Dula rauben, so bedeutet das — da wir wissen, daß die Ungarn in näherem Zusammenhang mit den Bulgaren waren und die Khanenfamilie der Bulgaren Dulo genannt wurde — daß sich die ungarische Überlieferung an die Bulgaren und ihr Herrscherhaus erinnerte.

Die Frage ist nun, ob die Ungarn diese Überlieferung aus dem Osten mitgebracht haben?

Grexa nimmt an, daß die einziehenden ungarischen Szekler die Hunnenüberlieferung und dabei auch die zitierte Belar-Dula-Sage [4]) erst von den siebenbürgischen Bulgarotürken übernommen haben. Die Belar-Form zeigt aber, daß diese Überlieferung ihren Ursprung nicht von den Donau-Bulgaren haben kann. Belar ist nämlich eine im Osten gebräuchliche Form, und der Name der Donau-Bulgaren wurde weder bei den Ungarn noch bei ihnen zu Bular oder Belar. Diese Form ist östlichen Ursprungs, die Ungarn brachten sie von Osten mit, zur Zeit der Chronisten wußte niemand, daß dieses Wort der Name der Bulgaren war.

---

[1] Hóman: *A magyar hun-hagyomány és hun-monda.* Bdp. 1925, 57—58.
[2] dt. S. 49. [3] dt. S. 44. [4] Grexa, s. o. 113 u. f.

Auch das, was wir über Dula lesen, beweist die östliche Herkunft dieser Ursprungssage. Diese Sage nimmt nämlich für Belar und Dulo keine hunnische Herkunft an; hier ist von einem benachbarten Volk, das neben der Maeotis lebt, die Rede, das durch seine Töchter in Verwandtschaft mit den Hunnen und Ungarn kam. Wenn diese Sage zu den Ungarn von den Donaubulgaren gelangt wäre, würde darin auch von der hunnischen Herkunft der Dulos die Rede sein, mindestens von ihrer Abstammung von Irnik.

So gelangte also Belar und Dula nicht durch die siebenbürgischen oder allgemeiner gesagt durch die Donaubulgaren zum Ungartum, sondern auf dem Wege älterer Beziehungen. Die Dulos waren ursprünglich onogundurische Herrscher. Die erste wirkliche geschichtliche Person Kurt ist ursprünglich nur der Herr der Onogunduren, der Fürst eines am Ostufer der Maeotis lebenden Volkes, aber später nimmt er das Land der Kutriguren ein, und einer seiner Söhne, Esperüh, wurde der Fürst der kutrigurischen Donaubulgaren. Also die Familie ist onogundurischer Herkunft, aber an der Donau herrschte sie über Kutriguren. Die ungarische Überlieferung kennt noch aus jener Zeit die Dulos und die Bulgaren, als man noch von den längs der Maeotis wohnenden Bulgaren und Dulos sprechen konnte und Irnik noch nicht als Vorfahren ansah. Aber im Gegenteil, das Charakteristische der bulgarischen Hunnenüberlieferung ist, wie wir gesehen haben, die Irnik-Sage.

Diese die älteren bulgarischen Beziehungen bewahrende Belar-Dulo-Überlieferung ist also zu trennen von der die Abstammung des Sohnes Attilas betreffenden Überlieferung, was der Kern der kutrigurisch-donaubulgarischen Hunnentradition ist. Die Belar-Dulo-Sage stammt von einem Volk, von dem die Ungarn in diesem Zusammenhang das hunnische Bewußtsein nicht übernehmen konnten — von den Oturgur-Onogunduren.

Es kann also festgestellt werden, daß:

1. die die Namen Belar und Dulo bewahrende ungarische Herkunftssage nicht von den kutrigurischen Donaubulgaren stammt, weil diese Sage nicht die Dulos als Attilas Nachfolger kennt, also aus einer Zeit, als man die Dulos noch nicht mit den Hunnen in Verbindung gebracht hatte. Dies ist nur in der Zeit der onogurisch-oturgurisch-ungarischen Berührung zu verstehen.

2. Das Bewußtsein der Arpaden, daß Attila der Ahne ihres Geschlechtes bzw. Ahnenkönig der Ungarn sei, kann nur durch jene Bulgaren vermittelt worden sein, die Attila durch die in sie eingeschmolzenen Hunnen für ihren Ahnenkönig hielten — also durch die Kutriguren — und zwar in einer Zeit, als die Dulos noch nicht ihre Herrscher waren, wenigstens als sich der Glaube der Abstammung der Dulos von Irnik noch nicht entwickelt hatte.

In der ungarischen Überlieferung spielte Attilas Sohn keine Rolle. Der Čaba-Name kam aus der Überlieferung der Szekler hinein in die Chronik und wurde ursprünglich nicht in genealogische Verbindung zu den Arpaden gebracht. Darin unterscheidet sich die ungarische Überlieferung von der der Donaubulgaren.

Die Khane der Donau-Bulgaren rühmten sich der Abstammung der Dulos von dem Irnik der Sagen, auch das Volk glaubte es, und zwar auf Grund der Sage, die Irnik als Fürsten der Bulgaren ansah, der ein sagenhaftes Alter erreicht hatte.

b) Was ist der Ursprung des hunnischen Bewußtseins der Szekler?

Für das Hunnenbewußtsein der Szekler stellt Hóman fest, daß „die Szekler schon am Ende des 11. Jh.s für Abkömmlinge der Hunnen gehalten wurden“ [1]), „der Schriftsteller der Gesta des 11. Jh.s konnte den Gedanken der hunnisch-szeklerischen Identität nur aus der Volksüberlieferung der Szekler, bzw. von den diese Volksüberlieferung kennenden Ungarn übernehmen“[2]). Diese „auf historisches Wissen sich gründende Überlieferung des Szekler-Volkes“, die „von der hunnischen Überlieferung unabhängig und davon auch in den Chroniken konsequent abgesondert“ ist, „in der offenbar auch die Rede von der Heimat der Szekler auf dem Chigla-Felde war —, zeigt sich schon in den Urquellen des 11. Jh.s engverschmolzen mit jener Überlieferung, daß die Szekler Überreste des Volkes Attilas sind. Daraus können wir mit Recht folgern, daß in der Überlieferung des Szekler-Volkes (vielleicht ein nach dem Zerfall des awarischen Reiches auf dem Gebiet Ungarns gebliebener und vielleicht schon damals nach Siebenbürgen ziehender hunnischer, awarischer oder vielleicht ein mit der awarischen Welle mitgerissener onogurischer oder auch ungarischer (?) Stamm) der Name Attilas lebte“[3]).

Die hunnische Überlieferung des Szeklertums steht in engem Zusammenhang mit dem Ursprung dieses Volkes. Hóman stellt auf Grund der Aufarbeitung des Quellenstoffes, der sich auf den Ursprung der Szekler bezieht, fest, daß das Szeklertum ein „in größeren, geschlossenen Massen sich niederlassendes, urbesitznehmendes Volk oder ein Stamm war“, „Siebenbürgens alleiniger Landnehmer“[4]), der entweder mit den Ungarn hineinkam oder schon früher hier wohnte, das ein verwandtes, aber von den eigentlichen Ungarn sich doch unterscheidendes, aller Wahrscheinlichkeit nach ein türkisches Volk (oder Stamm) war“[5]). Dieses Volk der Szekler, „weil die Überlieferung es bestimmt für hunnische Abkömmlinge

[1] Hóman zit. S. 57. [2] dt. zit. S. 57.
[3] Dt. [1] zit. S. 58. [4] U. Jb. II (1922) 22.
[5] dt. S. 30.

hielt, sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Abkömmlinge eines mit den Hunnen für identisch gehaltenen und die hunnische Überlieferung bewahrenden türkischen Volkes: des awarischen oder bulgarischen oder die Abkömmlinge irgend eines der zur Zeit der Awarenherrschaft auf dem Gebiete unseres Vaterlandes geschichtlich nachweisbaren hunnischen Stämme"[1]).

Bei der Frage nach der Abstammung der Szekler kann man von den Ergebnissen der ausgezeichneten Arbeit Josef Thurys ausgehen[2]):

Die Quellen erwähnen auf dem Gebiet Ungarns im 9. Jh. awarische Überreste, und bei der Auffindung der Siedlungsorte dieser awarischen Überreste finden wir gemäß den Quellen Szeklerspuren. Also die im Westen angetroffenen Szekler sind Nachfolger der awarischen Überreste, was bedeutet, daß man die Awaren Szekler nannte. Damit ist auch zu erklären, warum der bis zur Landnahme nachweisbare Name der Awaren in Ungarn keine Rolle mehr spielt. Die ungarischen Chroniken kennen ihn nicht: Der Name *avar* dieses Volkes ist fremd, die Ungarn nannten sie *székely*.

Schon vom 6.—13. Jh. nennen und halten die verschiedensten Quellen die Awaren für Hunnen, wie auch die westlichen Völker das awarische Reich für die Fortsetzung von Attilas Reich ansahen. Auch die ungarischen Chroniken halten das hunnische und das awarische für ein Volk. Das hunnische Reich endet mit dem Zerfall der Awaren, so ist es zu verstehen, daß die Ungarn noch Überreste des hunnischen Volkes finden, die sich selbst Szekler nannten. Nach der Chronik wohnten nach dem Zusammenbruch des hunnischen Reiches Szekler (Hunnenüberreste) auf dem Chigla-Feld. Das spricht auch für ihre awarische Herkunft. *čigla* ist nämlich ein mit *čig*-en = 'Hag, Hecke, Zaun' umgebenes Gebiet, von den Awaren ist bekannt, daß sie ihre Wohnsitze mit einem Zaun umgaben.

Tatsächlich findet Sebestyén in den hunnischen Sagen die awarischen geschichtlichen Ereignisse widergespiegelt[3]). So steht fest, daß das Hunnenzeitalter unserer Chroniken die hunnische und awarische Zeit umfaßt.

Zu alledem ist noch hinzuzufügen, daß nicht nur die fremden Schriftsteller und die ungarischen Chronisten die Awaren Hunnen nennen, sondern, wie ich es zu beweisen versucht habe, daß auch die Awaren sich selbst Verwandte der Hunnen genannt und daß auch die Awaren ihre Hunnenüberlieferung besessen haben.

Die Awaren selbst sagten auf Grund ihres eigenen Namens Οὐαρχωνῖ-

---

[1] dt. zit. 36.

[2] Thury, József: *A székelyek eredete* (Der Ursprung der Szekler). Erdélyi Muzeum XV (1898), 65—87, 138—163, 195—216.

[3] Sebestyén, Gyula: *Az avar-székely kapcsolat emlékei*. Ethn. X (1899), 1. Uf. Száz, 1907.

ται[1]), wie wir von Theophylaktos Simok. wissen, daß der Name ihrer ältesten Ahnen Οὐάρ und Χουννί, auch ihr eigener ursprünglicher Name Οὐάρ und Χουννί war[2]). Das bedeutet, daß die Awaren = Οὐάρ sich selbst im 6. Jh. für ursprungsidentisch mit den Hunnen = Χουννί hielten. Eine Erklärung des gemeinsamen Ursprungs ebenfalls von zwei Königssöhnen, die die namengebenden Ahnen sind, finden wir auch bei den Ungarn und bei den Bulgaren. Die gemeinsame Abstammung der Oturguren und Kutriguren erklären die Bulgaren damit, daß ihre uralten Könige Utigur und Kutrigur waren. Kurzum, die Awaren, bzw. uarhoni-s glaubten, daß sie von einem den Namen *Avar* und einem den Namen *Hun* tragenden König abstammten, was demnach bedeutet, daß sie ein hunnisches Bewußtsein besaßen und sich selbst für Nachfolger, Verwandte der Hunnen hielten.

Aber es gibt für die hunnische Überlieferung der Awaren auch einen anderen Beweis, und zwar daß die Überreste der Awaren Attila als ihren Ahnenkönig ansahen. Bei Konstantinos Porphyrogennetos lesen wir nämlich, daß Attila der König der Awaren ist[3]). Wir können nicht annehmen, daß das einfach ein Irrtum des Schriftstellers ist. Konst. Porph. wußte selbst sehr gut, daß Attila hunnischer König war, er konnte das auch von anderswoher wissen, aber ganz sicher aus dem Werk seines Verwandten und Vorbildes Theophanes. Warum schreibt er nun doch, daß Attila der König der Awaren war? Der Verfasser der De adm. imp. ordnet sein eigenes Wissen den Quellenforschungen unter. Er war ein kompilatorischer Geist. Er sammelt und schreibt alles nieder, so wie er es hört oder liest. Es kommt vor, daß ein Kapitel bisweilen von einer Sache etwas anderes sagt als ein anderes, aber er kümmert sich nicht darum, weil es ihm nur wichtig ist, seine Quelle getreu wiederzugeben. Er weiß also als ein sehr gebildeter Mensch sicherlich von Attila und deshalb konnte er ihn an der erwähnten Stelle als awarischen König angeben, weil er es so gehört hatte. Wir wissen auch, woher er es gehört hat. Konst. Porph. spricht von den Awaren nämlich immer in Zusammenhang mit den Kroaten, das auf die Kroaten sich beziehende Material übermittelte ihm sicherlich ein Kroate (oder ein Einwohner aus einer der Städte des dalmatinischen Meeresgestades). Wir wissen von Konst. Porph. auch, woher die Kroaten ihre Kenntnis von den Awaren haben konnten. Nach dem kroatischen Bericht sagt Konst. Porph. im 30. Kapitel, daß die Awaren, die auf dem zeitgenössischen ungarischen Lande wohnten, von Dalmatien Besitz ergriffen hatten. Als die Kroaten die dalmatinischen Awaren angriffen, töteten sie einen Teil von ihnen, den anderen Teil unterjochten sie, und „auch noch jetzt gibt es Überreste dieser Awaren in Kroatien und man

[1] Exc. de legat. ed.de Boor p. 205.
[2] Ibid. p. 258 10—13.
[3] C. 28 Ed. Bonn. p. 123.

kann ihr Awarentum erkennen". Und daß das tatsächlich so war, wissen wir ganz sicher, aus einer anderen Stelle desselben Kapitels. Nach dem Bericht über Kroatien erzählt er, daß es in 11 Županate geteilt ist, und fügt dann hinzu, daß in 3 Teilen ihr Bojan herrscht. Den Titel des bojan-βοεάνος finden wir noch im 31. Kapitel, und zwar ist es zweifellos ein awarischer Titel (vgl. den Namen des awarischen Kagans Bajan). Wir wissen auch, daß diese von den Awaren bewohnten Teile die nördlichsten Gebiete Kroatiens sind. Hier erhielt sich das awarische Element. Diese Awaren wohnten ebenso am Rande des Landes in Kroatien wie die Szekler in Ungarn, und behielten ebenso lange ihre besondere Organisation.

Danach ist es sicher, daß es noch in der Mitte des 10. Jh.s in Kroatien solche Gebiete gab, von deren Bewohnern wir wissen, daß sie Awaren waren, ja die sogar noch damals ihre besonderen awarischen Einrichtungen hatten. So ist es auch zu verstehen, daß der von den Kroaten berichtende Konst. Porph. auch von den Awaren spricht. Daß also Attila der König der Awaren war, konnten die Kroaten nur von ihren Awaren gehört haben, Konst. Porph. schrieb das der Mitteilung gemäß nieder, so, wie er es gehört hatte. Das besagt, daß der Überrest der Awaren in der Mitte des 10. Jhs. Attila für ihren Ahnenkönig hielt[1]).

Wir haben also einen unzweifelhaften Beweis dafür gefunden, daß sich die Awaren selbst für ein mit den Hunnen identisches Volk und Attila für ihren Ahnenkönig hielten, und so ist es ganz natürlich, daß der ungarische Chronist aus der Überlieferung des Awarenüberrestes, das das Szeklervolk darstellt, auch dasselbe aufzeichnen konnte. Es gilt also als sicher, daß die Awaren, die sich Szekler nannten und bei den Ungarn auch so genannt wurden, sich selbst für Nachfolger der Hunnen und Attila als ihren Ahnenkönig ansahen.

Die Szekler sind also sich den landnehmenden Ungarn anschließende Awaren, die von dem Ungartum, wie es jedes Volk ähnlicher Kultur mit den sich Anschließenden getan hätte, an der Grenze angesiedelt wurden.

Aus dem auf die Szekler sich beziehenden Material kann man aber auch annehmen, daß in Siebenbürgen das dorthinziehende Awarentum auch Überreste eines anderen Volkes in sich einschmolz. Wir wissen nämlich, daß am Anfang des 9. Jh.s Ostungarn in die Hände der Bulgaren kam und auch so lange ganz bulgarisch blieb, bis das Ungartum dieses Gebiet noch nicht besiedelt hatte. So traf das wahrscheinlich am Ende des 10. Jh.s von der ungarischen Tiefebene nach Siebenbürgen ziehende Szeklertum hier die Bulgaren und kam unter bulgarisch-christlichen kulturellen Einfluß. Daß das so ist, zeigt auch, daß in der Runenschrift der Szekler außer

---

[1] Fehér, Géza: Nyugat XV (1922) 711, Századok 1922, 367 u U. Jb. II (1922) 55. Nach Presbiter Diocleas ist Attila ungarischer König.

16 Buchstaben der türkischen Schrift, 4 cyrillische und 2 glagolitische Buchstaben sind[1]). Wir müssen also als glaubhaft annehmen, daß das Szeklertum die auf ihrem Siedlungsgebiet angetroffenen bulgarischen Elemente in sich aufnahm, wenigstens ist es sicher, daß es den christlich-bulgarisch-kulturellen Einfluß verspürte: unter die Buchstaben ihrer Urschrift kamen die Buchstaben der bulgarischen Kirchenschrift, erst glagolitische und dann cyrillische.

Während die ungarische Hunnenüberlieferung sich wesentlich von der bulgarischen darin unterscheidet, daß Attilas Sohn gar keine Rolle darin spielt, spielt der Sohn Attilas in der Szekler Hunnentradition eine ebenso bedeutsame Rolle wie in der bulgarischen. Die Geschichte nach dem Zerfall des hunnischen Reiches ist in den Chroniken nur zusammengeflickt aus den Quellen. Darin ist nur der Čaba-Name ursprünglich. Aber nach der aus den Chroniken geschöpften Erzählung finden wir auch einen Teil, in dem Spuren völkischen Ursprungs vorhanden sind: Es sind von den Hunnen noch dreitausend Mann geblieben . . . die, weil sie die westlichen Völker fürchteten, auf dem Chigla-Feld blieben bis zu Arpads Ankunft, die sich aber nicht Hunnen, sondern Szekler nannten. Diese Szekler sind die Reste der Hunnen . . . Diese Szekler glaubten, daß Čaba in Griechenland zugrunde ging. Daher ist im Volksmunde auch heute noch das Wort lebendig: „Dann sollst du wiederkehren", sagt man zu dem Weggehenden, „wenn Čaba aus Griechenland zurückkehrt."

Hier sieht man, daß die Szekler ganz klare Überlieferungselemente bewahrt haben. Solche sind der Name des Čigla-Feldes, der Name Čabas und der Glaube, daß Attilâs Sohn Čaba in Griechenland zugrunde ging. So hat auch bei den Szeklern die hunnische Überlieferung in der Erzählung von Attilas Sohn ihren Höhepunkt erreicht wie bei den Bulgaren.

Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen beiden: Die bulgarische Überlieferung übernahm von den eingeschmolzenen Hunnen den Namen von Attilas Sohn und schmückte damit die Ahnenreihe der Herrscherfamilie. Dagegen ist bei den Szeklern die Geschichte von Attilas Sohn eine viel konkretere, reale Tatsache: die Überreste von Attilas Volk wußten, daß Attilas Sohn nach Griechenland zog und niemals von dort zurückkehrte. Die beiden Überlieferungen sind also grundverschieden — nach der Szekler Überlieferung kehrte Attilas Sohn aus dem fremden Lande nie zurück, dagegen wurde er bei den Bulgaren gerade zu einem Urahn der Herrscherfamilie, wurde aus der Sage in das Fürstenregister aufgenommen. Wir müssen also annehmen, daß die Überlieferung der

[1] Németh, Gyula: *A magyar rovásirás.* (Die ungar. Kerbschrift) Bdpst. 1934, 27. Nach Németh stammen die Zeichen für a, f, h und l aus dem griechischen Abc, die glagolitische Schrift war noch nicht im Gebrauch auf dem Gebiet, auf dem das Ungartum wohnte.

Szekler eine wahre historische Überlieferung ist, die sich auf Tatsachen gründet. Solche Tatsachen sind: das Chigla-Feld und die nie erfolgte Rückkehr von Attilas Sohn aus Griechenland.

Der Held dieses den realen historischen Tatsachen entsprechenden Hunnenbewußtseins der Szekler, ist Attilas Sohn, aber nicht Irnik, sondern Čaba. Es ist anzunehmen, daß die Rolle des Helden einer zu späterer Zeit verbreiteten Sage, der Čaba-Sage, sich mit der Rolle des Sohnes Attilas verschmolz — der volkstümliche Čaba-Name verdrängte den Namen Irnik, aber die Geschichte Čabas wurde die Geschichte von Attilas Sohn.

Aber der Chronist ist damit nicht zufrieden. Als er hörte, daß nach der Szekler Volksüberlieferung Attilas Sohn Čaba nach Griechenland floh und von dort nicht mehrzurückkehrte, unterzog der Gelehrte das, was er hörte, einer Kontrolle auf Grund seiner eigenen Kenntnisse. Er hatte nämlich gelesen, daß Attilas Sohn Hernac nach Klein-Scythien zog und er mißverstand diese literarische Angabe, weil er nicht wußte, daß dies dasselbe bedeutete, was auch die Szekler sagten, da ja Klein-Scythien in Griechenland lag. Scythien war nach dem Wissen des Chronisten die Urheimat der Ungarn. Indem er so die Angabe der Überlieferung gebraucht, nach der Čaba nach Griechenland auszog und die Angabe der Quelle, die eigentlich dasselbe bedeutete, er aber nach seinem Wissen interpretierte, daß Attilas Sohn nach Klein-Scythien zog, brachte er Čaba aus Griechenland nach Scythien, in die ungarische Urheimat. Das war dem Verfasser der Chronik umso angenehmer, weil er das Geschlecht der Abas von Čaba abstammen ließ, von denen man wußte, daß sie nicht ungarischer Abstammung waren, sich aber für verwandt hielten. So konnte auch Attilas Sohn in der Urheimat die Ungarn antreffen.

Zur Frage: wer dieser Čaba ist und wie er Attilas Sohn Irnik ersetzen konnte, bemerke ich folgendes:

Anonymus erzählt, daß Zuard und Cadusa Bulgarien in Besitz nahmen und schreibt: „Et Zuardu in eadem terra duxit sibi uxorem, et populus ille, qui nunc dicitur Sobamogera, mortuo duce Zuard, in Grecia remansit. Et ideo dictus est Soba secundum Grecos, idest stultus populus, quia mortuo domino suo, viam non dilexit redire ad patriam suam." Nach Anonymus ist zu seiner Zeit also ein Šoba oder Čaba benanntes Volk in Griechenland. Da zur Zeit des Anonymus Bulgarien zu Byzanz gehörte, bedeutet das, daß man dieses Volk auf bulgarischem Gebiete finden kann. Hier lebte also ein Volk, das man „Soba" nannte, und für ein „ostoba" (dummes) Volk und aus irgendeinem Grunde für ungarisch hielt.

Auf der 445. Seite der MHK lesen wir folgende Bemerkung in bezug auf Soba: „Ein Volk dieses Namens kennen wir im 13. Jh. auf der Balkanhalbinsel nicht", es sei denn, wir könnten den Sapai Sopistamm — den Rest der alten Thraker — für dieses Volk halten. Sie wohnten an der oberen Struma, in der Gegend von Köstendil, und am Ägäischen Meer gegenüber der Insel Thasos und das noch heute bei den Bulgaren für dumm und ungeschickt gilt". (Jireček: *Geschichte der Bulgaren*, S. 59, 111).

Die bulgarischen Šopen sind natürlich nicht thrakischer Abstammung wie das Šafarik meinte. Die Šopen sind Bewohner der Gebiete von Sofia, Trăn, Bosilegrad, Palanec, Kumanovo, Ovčepolje, Kratovo, und sie sind die konservatisten und primitivsten Völker Bulgariens. Nach der Annahme Dobruskis, die von Jordan Ivanoff bestätigt wurde, sind die Šopen petschenegischer Abstammung. Nach Kedrenos nämlich siedelten die Byzantiner im Jahre 1049 einige 10 000 Petschenegen in der Gegend von Sofia, Niš und Ovčepolje an. Diese Petschenegen können mit dem bei Konst. Porph. erwähnten achten Stamm Τζόπον identisch sein. Von diesem Namen stammt das bulgarische Wort šopi ab. Das wird dadurch noch gestützt, daß der Führer dieses Petschenegenstammes den Namen *Batan* trägt und wir einen Ortsnamen *Batanovci* zwischen Pernik und Radomir finden. Die petschenegische Herkunft wird noch dadurch bezeugt, daß die Einwohner der Gegend von Sofia, besonders die Frauen, von mongolischem Typus sind, auch ihre Tracht. Nach Konst. Porph. sind nämlich die Kleider der unter den Uzen gebliebenen Petschenegen ein Zeichen dafür, daß diese sich von ihrem Volk trennten, weil die Kleider bis über die Knie und auch die Ärmel abgeschnitten sind. Die Šopen aber besonders in der Gegend von Sofia tragen eine kurzärmelige und bis über die Knie reichende Kleidung[1]).

Gegen diese Annahme behauptet Jordan Trifonoff, daß 1. die Petschenegen aus dem Umkreis von Sofia und Nisch später ausgezogen sind, 2. daß die Erklärung Τζόπον-šop nicht stichhaltig ist, 3. die Kleidung der Šopen auch in anderen Gebieten Bulgariens getragen wird, 4. ihr Typus nicht mongolisch ist[2]).

Es ist aber wirklich unzweifelhaft, daß die Beschreibung des Anonymus auf dieses Volk paßt. 1. Dieses Volk wohnt seit grauer Vorzeit in Bulgarien als ein dem Ursprung nach von den Bulgaren ganz deutlich unterschiedliches Volk, 2. die Umschrift ihres Namens šopъ könnte šoba sein, 3. es wird auch heute noch für ein „stultus populus" gehalten, 4. sie sind in der Tat von mongolischem Typus.

Anonymus verschaffte sich davon Kenntnis, daß in Bulgarien ein Volk lebte, das für „ostoba" gehalten wurde und das mit Ungarn Beziehungen hat und das nach dem Tode seines Herrschers nicht zurückkehrte. Wenn die Šopen Petschenegen sind, so können wir annehmen, daß die ungarländischen Petschenegen wußten, daß ihre Verwandten in Bulgarien geblieben sind, d. h. die ungarländischen Petschenegen wußten von einem bulgarischen Čaba-Volke, und da Bulgarien zu dieser Zeit zu Griechenland gehörte, glaubten sie, daß der Führer dieses Volkes, Čaba, in Griechenland zugrunde ging.

Eben diese Tatsachen gaben den Anlaß dazu, daß der Name Čaba den Namen von Attilas Sohn verdrängte. Die Überlieferung nämlich, daß der Čaba der Sagen in Griechenland zugrunde ging (und wahrscheinlich auch, daß er dort eine fremde Frau zum Weibe nahm), stimmt mit der historischen Wirklichkeit überein, daß Attilas Sohn Irnäk in Griechenland zugrunde ging. Die Volksüberlieferung der Awaren, d. h. der Szekler, glaubte, daß Attilas Sohn in Griechenland verschollen ging und damit verknüpfte sich die spätere Sage, deren Held ebenfalls in Griechenland zugrunde ging, und infolge der Übereinstimmung verdrängte der neue Name den alten.

Warum die beiden Sagen verbunden wurden, das findet seine Erklärung darin, daß der nach Ungarn ausgezogene Rest des „Soba"-Volkes erzählen konnte, daß das Soba-Τζόπον-Volk in Griechenland zugrunde ging. Nach einer älteren Annahme von mir ist Čaba = Τζόπον, lies Čaban, der Name eines Petschenegenstammes, bzw. eines Stammeshäuptlings und Čaba-Sage ist die Sage der nach Ungarn ausgezogenen

---

[1] Ivanoff, Jordan Sĕverna Makedonija, Sofia. 1906, 41—42.

[2] SpBAN XXII, 122—158.

Petschenegen. Dies wird durch die Annahme der bulgarischen Gelehrten ergänzt, daß die bulgarischen Šopen petschenegischer Abstammung und Abkömmlinge des Τζόπον-Stammes sind. Wenn dem wirklich so ist, kann ich mit der Angabe des Anonymus meine Hypothese beweisen, daß die Čaba-Sage petschenegischer Herkunft ist. Anonymus zeigt nämlich unzweifelhaft, daß in Ungarn im 12. Jh. der Glaube lebendig war, daß Čabas Volk in Bulgarien wohnt, und so kann dieses Volk kein anderes sein als das von den Petschenegen abstammende Šop-Volk. Ein Zweig des Τζόπον-Volkes floh vor der Bedrängung der Uzen nach Ungarn, der andere Teil wurde später von den Byzantinern in Bulgarien angesiedelt. Die ungarischen Petschenegen sprachen davon, daß ein Teil des Stammes mit ihrem Führer Čaba nach Griechenland gelangte. Anonymus hat auch davon Kenntnis, wo zu seiner Zeit die Reste dieses Volkes wohnen: Die petschenegische Überlieferung spricht von dem einem Stamm den Namen gebenden Urahnen Čaba und von dem mit ihm nach Griechenland gezogenen Volkszweig.

Der ungarische Stammwechsel vom Typus *madár: madarat.*

Von

Anton Horger (Szeged).

Es gibt im Ungarischen eine Anzahl zweisilbiger, auf einen Konsonanten endigender Wörter (Nomina und Adjectiva), in deren letzter Silbe ein langes illabiales *á*[1]) oder (auf früherem offenem *ê* beruhendes) langes geschlossenes *é* steht, in deren mit primären Suffixen versehenen Formen und Derivationen aber an Stelle dieser langen *á* und (*ê* >) *é*-Laute ein kurzes (auf früherem illabialem *ȧ* beruhendes) labiales *a* und offenes *e* steht. Z. B. *madár* 'Vogel': (Acc.) *madarat* 'den Vogel', *darázs* 'Wespe': (Plur.) *darazsak* 'Wespen', *levél* 'Blatt' : *leveles* 'mit Blättern versehen', *kevés* 'wenig' : *kevesen* 'wenige'.

Mit dieser Erscheinung befaßte sich zuletzt (vor mehr als 40 Jahren) Prof. Siegm. Simonyi (Tüz. Magy. Nyelvt. 292—3), und er nahm an, dieser Quantitätswechsel *á* : *ȧ* (> *a*) und *ê* (> *é*) : *e* sei infolge einer Vokalkürzung *á* > *ȧ* (> *a*) und *ê* (> *é*) > *e* entstanden. Diese Annahme ist aber unserer Ansicht nach unhaltbar. Hauptsächlich deshalb, weil von einer Kürzung der langen *á* und *ê* Laute in der Geschichte der ungarischen Sprache (außer in diesen in Frage stehenden Fällen) nirgends die geringste Spur zu finden ist, eine Dehnung ursprünglich kurzer *ȧ*- und *e*-Laute hingegen in vielen Fällen nachweisbar ist.

Wenn wir die Geschichte der kurzen *ȧ* und *e*-Laute in unseren mehrsilbigen alten türkischen Lehnwörtern untersuchen, finden wir, daß sie im allgemeinen zwar kurz geblieben sind (z. B. *alma* 'Apfel', *balta* 'Beil', *barom* 'Vieh' usw., *eke* 'Pflug', *erő* 'Kraft' usw.), wenn sie aber in der letzten Silbe des Wortes vor *l*, *r*, *n* (> *ny* ~ *m*) standen, trat Dehnung zu *á* und *ê* ein. (An Stelle dieses langen *ê*-Lautes trat dann, wie bekannt, im 16. Jh. ein um einen Grad geschlosseneres *é*.) Z. B. bulg.-türk. *sakal* > ung. *szakál*

---

[1]) Wir gebrauchen im folgenden in der Schreibung der ungarischen Wörter und bei Benennung der Laute die in der ungarischen Schrift gebräuchlichen Buchstaben. Demnach ist *á* = langes illabiales *a*; *ȧ* = kurzes illabiales *a*; *å* = langes labiales *a*; *a* = kurzes labiales *a*; *ê* = langes offenes *e*; *e* = kurzes offenes *e*; *é* = langes geschlossenes *e*; *ë* = kurzes geschlossenes *e*.

'Bart' und ebenso *kantár* 'Zaum, Zügel', *vasár*-nap 'Sonntag', *bojtorján* 'Klette', *csalán* 'Nessel', *oroszlán* 'Löwe', *boszorkány* 'Hexe', *csákány* 'Streitaxt', *sárkány* 'Drache', *gödény* 'Pelikan', *görény* 'Iltis', *gyékény* 'Binse', *örmény* 'Armenier' usw.

Die Dehnung des *á*-Lautes in dieser lautlichen Stellung ist auch in vielen späteren Lehnwörtern zu beobachten. Z. B. in Wörtern (slawischen Ursprungs) *császár* 'Kaiser', *korcsmár* (os) 'Wirt', *kulcsár* 'Beschließer', *mocsár* 'Morast', *pohár* 'Becher', *bárány* 'Lamm', *borostyán* 'Epheu', *keresztyén* 'Christ', *patkány* 'Ratte', *pogány* 'Heide', *tömjén* 'Weihrauch' usw., (aus dem Lateinischen) *István* 'Stefan', *ministráns* 'Ministrant', *protestáns* 'Protestant', (aus dem Deutschen) alt. *szomálz* (> *zománc* 'Email'), *gyémánt* 'Diamant', *zsákmány* 'Beute'. Und da *Gáborján* (über **Gábrján* < alt. *Gábrian* < *Gábriál*) nur auf lat. *Gabriel* beruhen kann und alt. *márván* (> *márvány* 'Marmor') ~ alt. *mármán* (über **márvál* ~ **mármál*) nur auf deutsch. *marwel* ~ *marmel*, darum brauchen wir unsere deutschen auf alt. *-êr* (> *-ér*, mit Vokalharmonie *-ár*) endenden Lehnwörter, wie z. B. *cégér* 'Schild', **erkér* (> alt. *erkél* > *erkély*) 'Erker', *fillér* 'Pfennig', *gallér* 'Collier', *hóhér* 'Henker', *kacér* 'kokett', alt. *páncér* (> *pancél* 'Panzer'), alt. *perengér* (> *pellengér* 'Pranger'), *pintér* 'Faßbinder', *sintér* 'Schinder', *tallér* 'Taler' usw. und *boglár* 'Agraffe', *bognár* 'Wagner', *fullajtár* 'Vorreiter', *kalmár* 'Krämer', *kasznár* 'Verwalter', *krajcár* 'Kreuzer', *mozsár* 'Mörser', *sajtár* 'Sechter', *trágár* 'obszön' usw., wegen ihres langen *ê* (> *é* > *á*)-Lautes nicht unbedingt für Übernahme mittelhochdeutscher Formen auf *-êr* zu halten (so Simonyi: Nyelvőr VII, 104), sondern diese können, wenigstens zum Teil, auch späteren Datums sein, aus einer Zeit, in welcher sie im Deutschen schon auf *-er* (mit kurzem *e*) endigten; die Dehnung des *e* (*-er* > *-êr* > *-ér*, mit Vokalharmonie wahrscheinlich *-er* > *-ár* > *-ár*) konnte auch im Ungarischen erfolgt sein. Wie z. B. auch aus lat. *Sylvester* im Ungarischen zuerst *Sërëster* (Familienname) und dann **Sërëstér* (> alt. *Sërëstél* > *Serestély*) wurde.

Daß diese Dehnung wirklich in der ungarischen Sprache erfolgte, nicht aber in der übergebenden Sprache, das beweisen unumstößlich solche Fälle, in welchen an Stelle eines einstigen *o* vor *l*, *r*, *n* (> *ny*) heute ein langes *á* steht. Dies kann man (da von einem Lautwandel *o* > *á* nirgends die geringste Spur zu finden ist) nur so verstehen, daß an die Stelle des kurzen *o*-Lautes im Altungarischen zuerst gesetzmäßig ein um einen Grad offenerer *à*-Laut trat und dieses kurze *à* dann wegen seiner Stelle in der letzten Silbe vor *l*, *r*, *n* (> *ny*) gedehnt wurde. Z. B. alt. *Kacsond* > *Kácsánd*, (lat. *Cain* >) alt. *kajon* > *kaján* 'hämisch', alt. *Kocsord* > *Kocsárd*, alt. *Leton* > *Letán*, alt. *modor* > *madár* 'Vogel', alt. *Mohol* > *Mahál*, (alt. *Murën* >) alt. *Muron* > *Murány*, (poln. *pstrąg* >) alt. **pisztrong* > *pisztráng*, *Simon* : *Simánd*, alt. *Szopor* > *Szapár*, alt. *Vargon* > *Vargán*, slaw. *zavorъ* > *závár* 'Riegel'.

Ganz klar ist die Dehnung auch in vielen auf *l*, *r*, *n* (> *ny*) endenden Suffixen. Aus den in Dialekten noch heute gebräuchlichen Zeitwortformen vom Typus *vártàl* 'du wartetest', *kértel* 'du batest' und *várjàl* 'warte!', *kérjel* 'bitte!' wurde regelrecht *vártál*, alt. *kértêl* (> *kértél*) und *várjál*, alt. *kérjêl* (> *kérjél*) und ebenso alt. *várand* 'wird warten', *kérend* 'wird bitten' > alt. *váránd*, *kérênd* (> *kérénd*). Neben den Formen mit kurzem Vokal (*szól* 'redet':) *szólal*, (*képëz* 'bildet':) *képzel* stehen ebensolche mit langem Vokal: (*dob* 'wirft':) *dobál*, (*metsz* 'schneidet':) *metél*. So (*fog* 'ergreifen':) *foglal* und (*csap* 'haut':) dial. *csaplál*, (*lép* 'schreitet':) dial. *lépcsel* und (*rág* 'nagt':) *rágcsál*, (*rúg* 'schlägt aus':) *rugdal* und (*harap* 'beißt':) *harapdál*, (*áll* 'steht':) dial. *álldogal*, (*mén* 'geht':) *mendegel* und *álldogál*, *mendegél*, (*fon*, 'spinnt':) *fonal* und *fonál* usw.

Daß die Dehnung des kurzen *à*, *e* der letzten Silbe von dem darauffolgenden *l*, *r*, *n* bedingt ist, das zeigt in interessanter Weise der Fall, daß aus einstigem *kàràj* 'Segment' (> *karaj*) nach Metathese des *r* und *j* nicht *kàjàr* > *kajar*, sondern dial. *kàjár* > *kajár* wurde, mit langem *á* vor dem *r*. Und daß die Dehnung des *à*, *e* vor *l*, *r*, *n* (> *ny*) wirklich von ihrer Stelle in der letzten Silbe bedingt ist, beweist der ebenso interessante Fall, daß aus slaw. *pьsarь* (*piszàr* > **pëszer* > **pëszêr* >) *pëcér* wurde, aus slaw. *pьsarьja* hingegen der ON. *Pëszere* > *Pëcere*.

In vielen Fällen wechselt auch in derselben Wortfamilie das in der letzten Silbe vor *l*, *r*, *n* gedehnte *á*, *ê* (> *é*) und das in nicht letzter Silbe kurz gebliebene *à* (> *a*), *e*. Z. B. aus der einstigen (alt. *modor* 'Vogel' >) *màdàr* Form wurde *madár* (mit sekundären Suffixen: *madárnak*, *madártól*, *madárra* usw.), ebenso wie z. B. aus bulg.-türk. *kantar* ung. *kantár*, und aus einstigem *eger* 'Maus' wurde *egêr* > *egér*, ebenso wie aus bulg.-türk. *küràn* > **görên* > *görény* 'Wiesel', weil ihr *à*, *e* vor *r* in der letzten Silbe des Wortes stand; in den Formen (mit primären Suffixen) *madarat*, *madarak*, *madara*, *madarász* und *egeret*, *egerek*, *egere*, *egerész* aber steht vor dem *r* auch heute noch kurzes *à* (> *a*), *e*, ebenso wie z. B. bulg.-türk. *kyramyγ*, *täkänaγ* > *kanyaró* 'Scharlach', *tekenő* 'Mulde', weil sie nicht in der letzten Silbe des Wortes standen.

Dieser Quantitätswechsel *á* : *à* (> *a*) und *ê* (> *é*) : *e* ist außer den eben erwähnten zwei Fällen schon seit Jahrhunderten zu beobachten in den Familien der Wörter *bogár* 'Käfer', *sugár* 'Strahl', *gyökér* 'Wurzel', *kenyér* 'Brot', alt. *sikér* (> *siker* 'Erfolg'), *szekér* 'Wagen', *tenyér* 'Handfläche', *fonál* 'Faden', *kanál* 'Löffel', *fedél* 'Decke', *kötél* 'Seil', *levél* 'Blatt', *tehén* 'Kuh', *fövény* 'Sand', *ösvény* 'Steg'. Das neben *meztelen* 'nackt' stehende verdunkelte Kompositum dial. *meztél-láb* 'barfuß' beweist, daß einst auch in dem Privativsuffix *-talan*, *-telen* ein solcher Wechsel stattfand: ohne das Suffix *-n*, also in der letzten Silbe des Wortes, war seine Form *-*tál*, *-têl* (> *tél*); mit folgendem *-n* hingegen, also nicht in letzter Silbe, *-talan*, *-telen*.

Wir sehen also, daß infolge dieser Vokaldehnung in der Familie einzelner Wörter ein quantitativer *á* : *à* (> *a*) und *ê* (> *é*) : *e* Wechsel entstand. Wenn wir nun diejenige Gruppe von Wörtern, in welchen dieser Wechsel besteht, und jene Wörter, in welchen er nicht zu beobachten ist, miteinander vergleichen, dann stellt sich die überraschende Tatsache heraus, daß diejenigen, in welchen dieser Wechsel besteht, entweder finnisch-ugrischen Ursprungs oder (z. B. *szekér*, *tehén*) uralte Lehnwörter sind, diejenigen hingegen, in welchen er nicht vorhanden ist, türkische, slawische, lateinische oder deutsche Lehnwörter sind, demnach in der Arpaden-Zeit noch mehr oder weniger fremd waren. Diese auffallende Erscheinung (nämlich einerseits das bedeutende Alter des Wortes und der in seiner Familie entstandene quantitative Wechsel, andererseits die Fremdheit des Wortes und das Fehlen dieses Wechsels) ist aber leicht zu verstehen.

Bei der Erklärung, warum dieser Quantitätswechsel nur in der Familie uralter Wörter zu beobachten ist, müssen wir davon ausgehen, daß die Dehnung natürlich nur in jenen Wörtern und Wortformen eintreten konnte, welche zur Zeit dieser Dehnung schon vorhanden waren. Es ist daher verständlich, daß aus uraltem (*modor* >) *màdàr*, *eger* usw. *madár*, *egêr* (> *egér*), *kanál*, *levêl* (> *levél*), *tehên* (> *tehén*) usw. wurde, aber in ihren ebenfalls uralten Formen und Derivationen, wie *madarat*, *egeret*, *kanalak*, *levelek*, *tehenes* usw., der Vokal kurz geblieben ist, da er nicht in der letzten Silbe stand. Die türkischen, slawischen, lateinischen, deutschen Lehnwörter aber hatten zur Zeit der Entstehung dieser Dehnung noch keine Familie, was so viel bedeutet, daß in der Seele der ungarischen Sprecher damals nur noch von ihrem Nominativ ein mehr oder weniger starkes Erinnerungsbild vorhanden war, so stark, daß es im Augenblicke des Bedarfes sogleich bewußt werden konnte. Wenn demnach ein Sprecher jener Zeit eine Form oder Derivation eines solchen nicht sehr alten Lehnwortes benötigte, dann wurde dieses, weil es in den meisten Fällen entweder noch gar kein oder nur ein sehr schwaches Erinnerungsbild hatte, gewöhnlich nur ad hoc, im Augenblicke des Bedarfes, gebildet, und natürlich immer aus der Grundform des Wortes. Als das *à* und *e* der letzten Silbe in der Grundform des Lehnwortes gedehnt wurde, wurden seine Formen und Derivationen natürlich aus diesen neuen Formen mit langem Vokal gebildet. Z. B. aus *szakál* 'Bart' : *szakált*, *szakála*; aus *kantár* 'Zügel' : *kantároz*; aus *bojtorján* 'Klette' : *bojtorjános*. Es ist lehrreich, von diesem Gesichtspunkte aus die Geschichte des uralten Wortes *madár* 'Vogel' und des slawischen Lehnwortes *závár* 'Türschloß' zu beobachten. Zu Beginn der Árpáden-Zeit endeten beide gleichmäßig auf *-or*: *modor* und (slaw. *zavorъ* >) **závor*; auch später, nach dem gesetzmäßigen *o* > *à*-Lautwandel endeten sie gleichmäßig auf *-àr*: *modor* > *màdàr* und **závor* > **závàr*; und endlich

infolge der Dehnung des *à* vor *r*, ebenfalls gleichmäßig auf *ár*: *madár* und *závár*. In den mit primären Suffixen versehenen Formen und Derivationen des alten Wortes *madár* blieb der Vokal kurz, z. B. *madarat, madarak, madaras, madara,* weil diese aus uralten Zeiten ererbte Formen sind; in denselben Formen und Derivationen des Lehnwortes *závár* hingegen ist der Vokal lang, z. B. *závárt, závárok, záváros, závárja.* Diese sind nämlich (offenbar darum, weil sie in der Seele der damaligen Sprecher noch kein Erinnerungsbild hatten) Neubildungen aus der Grundform mit langem *á*. Und ebenso lehrreich ist es, daß wir neben der uralten Wortform *kànàl* > *kanál* 'Löffel' solche suffigierte Formen haben wie *kanalat, kanalak, kanalas, kanala,* hingegen neben deren neuzeitlicher dial. *kalán* Variante nur *kalánt, kalánok* usw.

In der ersten Zeit nach dem Eintreten dieser Dehnung war demnach in der Familie derjenigen hierher gehörigen Wörter, welche uralt waren, ein Qualitätswechsel *á* : *à* (> *a*) und *ê* (> *é*) : *e*, in der Familie derjenigen hingegen, welche damals noch mehr oder weniger fremd waren, war kein solcher Wechsel. Die Einwirkung der Analogie hat aber diese Regelmäßigkeit seitdem in vieler Hinsicht verdunkelt.

Sie verdunkelte sie einerseits durch Ausgleichung, das heißt, daß sie den einstigen regelmäßigen Wechsel zugunsten des langen oder des kurzen Vokals oder auch zugunsten beider aufhob.

1. Vom einstigen Wechsel in den heutigen Wortfamilien *morzsál* 'bröseln': *morzsálok, morzsálunk* usw. und *zagyvál* 'vermischen': *zagyválod, zagyválta* usw. zeugen die Derivationen mit kurzem (*à* >) *a* Laut: *morzsalék* und *zagyvalék*. Die Erinnerung an einstigem Wechsel ON. *Meszlén*: *meszleni* bewahrt das Prädikat *meszleni* der Familie *Meszlényi*. Neben dem ON. *Eszény* heißt ein Bach noch heute *Eszenes pataka*. Neben *Iván* steht der Familienname *Ivancsó*, neben *vezér* 'Führer' dial. *vezeres*. Es ist ganz sicher, daß die Analogie in vielen anderen Wortfamilien auch die letzten Spuren des einstigen Wechsels getilgt hat. In unserer heutigen Sprache z. B. ist immer nur das Lautverhältnis *halál* 'Tod': *halált, halálom, halálos* zu beobachten, da aber dieses Hauptwort *halál* ebenso gebildet und gewiß ebenso alt ist wie z. B. das Hauptwort *fonál* 'Faden', so ist es nach dem Vorbilde des Lautverhältnisses *fonál*: *fonalat* sehr wahrscheinlich, daß einst auch in der Familie des Wortes *halál* Formen und Derivationen mit kurzem *à* (> *a*), waren, z. B. **hàlàlut, *hàlàlum, *hàlàlus* usw. Vielleicht ist der walachische ON. *Halalis* (lies *hàlàliš*) ein Überbleibsel davon. In diesen Fällen (und gewiß in noch vielen ähnlichen) hat die Analogie den Wechsel zugunsten des langen Vokals aufgehoben.

2. In der Konjugation des Zeitwortes *ismer* 'kennen' bestand einstmals regelmäßiger Quantitätswechsel. Z. B. *ismerëk, ismérsz, ismér, ismerünk* usw., *ismerjek, ismérj, ismerjen* usw., *ismerjem, isméred, ismerje*

usw. Diesen Wechsel hat die Analogie im größten Teile des ungarischen Sprachgebietes zugunsten des kurzen Vokals aufgehoben: *ismerĕk, ismersz, ismer, ismerünk* usw. Auch aus dem langen *á* des Bindewortes *akár* 'entweder' kann man folgern, daß die heutige Konjugation mit beständigem (*à* >) *a* des Zeitwortes *akar* 'wollen' einst *akarok, *akársz, *akár, akarunk* usw. war. An Stelle des einstigen Wechsels *sikér* 'Erfolg': *sikeres* und *kebél* 'Brust': *kebele* trat das Verhältnis ohne Wechsel: *siker*: *sikeres* und *kebel*: *kebele*. Daß einst das alt. *lengyen* (> *lengyel* 'Pole') hierher gehörte, davon zeugt der ON. *Lengyénd*, und neben dial. *kerecsen* 'eine Falkenart' steht der ON. *Kerecsén* > *Kerecsény*. In allen diesen Fällen hat die Analogie den Wechsel zugunsten des kurzen Vokals aufgehoben.

3. Die Ausgleichung des Quantitätswechsels sowohl zugunsten des langen wie auch des kurzen Vokals zeigt am klarsten der Umstand, daß aus dem ursprünglicheren *fonál* 'Faden': *fonalat* Verhältnis einerseits *fonál*: *fonált*, andererseits *fonal*: *fonalat* wurde. Und ebenso erklären sich die Doppelformen mit *á, é* und *a, e* der oben angeführten Suffixe.

Aber die Wirkung der Analogie verdunkelte die nach Dehnung des *à, e* eingetretene Regelmäßigkeit auch noch auf eine andere Weise. Nämlich einerseits so, daß sie den als Folge der Dehnung in der Familie der uralten Wörter entstandenen Quantitätswechsel während der letzten 3—400 Jahren auch in die Familie einzelner Lehnwörter einführte. So trat z. B. an Stelle des älteren Verhältnisses *agár* 'Windhund': *agárt, agárok, agárja* usw., *kosár* 'Korb': *kosárt, mocsár* 'Sumpf': *mocsárt, pohár* 'Becher': *pohárt, szamár* 'Esel': *szamárt* seit dem XVI. Jh. auf Grund der älteren Direktionsreihen, wie *madár*: *madarat*, das Verhältnis *agár*: *agarat, agarak, agara* usw., *kosár*: *kosarat, mocsár*: *mocsarat, pohár*: *poharat, szamár*: *szamarat*. Anderseits aber auch so, daß sie diesen Wechsel in die Familie solcher Wörter einführte (gleichgültig ob uralt oder Lehnwort), welche nicht auf *l, r, n* (> *ny*) endeten. Z. B. an Stelle des ursprünglichen Verhältnisses *darázs* 'Wespe': *darázst, darázsok* trat das Verhältnis *darázs*: *darazsat, darazsak*. Oder in entgegengesetzter Richtung aus alt. *nehez* 'schwer': *nehezet* > *nehéz*: *nehezet* und ebenso *ĕgyéb* 'ander-': *ĕgyebet, fenék* 'Boden': *feneket, kerék* 'Rad': *kereket, kevés* 'wenig': *keveset, közép* 'Mitte': *közepet*.

An welchem Punkte des ungarischen Sprachgebietes diese Dehnung (und als ihre Folge dieser Quantitätswechsel) entstanden ist, das kann man heute nicht mehr genau nachweisen. Aber ebenso, wie der bekannte Wechsel vom Typus *víz* 'Wasser': *vizet*, wird auch dieser irgendwo in der Mitte des Sprachgebietes entstanden sein, denn auch dieser erreichte noch nicht die äußersten Grenzen des ungarischen Sprachgebietes. In einigen Szekler- und Paloz-Dialekten und zum Teil in Göcsej sind nämlich auch heute noch nur die der Dehnung vorausgehenden *madar, eger, level, tehen-* artigen Formen mit kurzem Vokal gebräuchlich.

Bezüglich der Frage, in welcher Zeit unserer Sprachgeschichte diese Dehnung erfolgte, ist einerseits der Umstand wichtig, daß unsere bulgarisch-türkischen und älteren slawischen Lehnwörter ihr unterworfen waren, und anderseits der Umstand, daß unsere sekundären Suffixe schon an die Nominativform mit langem Vokal hinzutraten, z. B. *madár* 'Vogel': (Acc.) *madarat*, (Plur.) *madarak*, aber (Dat.) *madárnak*, (Abl.) *madártól* usw. Auf Grund dieser beiden Tatsachen könnte man nun annehmen, daß die Dehnung in der Zeit zwischen dem 9. und 13. Jh. erfolgte. Aber aus dem Umstande, daß in einer nicht geringen Anzahl von Wörtern auch an der Stelle von Árpád-zeitlichen *o* (vor *l, r, n*) ein *á* steht und der dieser Dehnung unbedingt vorausgegangene *o* > *à* Lautwandel, wie bekannt, erst um das Jahr 1300 herum begann, müssen wir annehmen, daß die Neigung zur Dehnung des kurzen *à* und *e* (vor *l*, *r*, *n*) auch um 1300 herum noch in voller Wirkung war. Als Endergebnis können wir demnach sagen, daß diese Dehnung der kurzen *à*- und *e*-Laute in der Zeit zwischen dem 9. und 14. Jh. erfolgte. Dieser Lautwandel war demnach kein schneller, sondern ein ziemlich langsamer. Sein Grund ist vorläufig gänzlich unbekannt. Phonetischer Natur kann er keinesfalls sein. Sicher ist nur soviel, daß zwischen den Dehnungen vom Typus *madár*: *madarat* und jenen vom Typus *víz*: *vizet* weder ein zeitlicher noch ein ursächlicher Zusammenhang besteht.

Das Kerbschrift-Alphabet von Nikolsburg[1]).

Von

E. v. Jakubovich † (Budapest).

Die in den letzten Jahrzehnten bekannt gewordenen Denkmäler der szeklerischen Kerbschrift: die im Jahre 1913 entdeckte Inschrift von Konstantinopel, der im Jahre 1915 publizierte Kerbschrift-Kalender und das herkömmliche Kerbschrift-Alphabet von Marsigli, ferner die in den Jahren 1929 und 1930 gefundenen, ihrem Umfang nach geringen, wegen ihrer Originalität und ihres Alters aber wichtigen Denkmäler, die Fresken-Inschrift von Bögöz und die Ziegel-Kerbschrift von Székelyderzs behoben endgültig den unbegründeten Zweifel, mit dem ein großer Teil der Gelehrten die aus dem Osten mitgebrachte Schriftkunde des Ungartums bis zur neuesten Zeit angesehen hatte. Daß diese Denkmäler der ältesten ungarischen Kultur aus einem Kuriosum zu einem ernsten, wissenschaftlichen Problem, teils von nationalen Gesichtspunkten aus, teils auch für die allgemeine Schriftgeschichte wurden, ist zu einem großen Teile zwei Gelehrten, Julius v. Sebestyén und Julius Németh, zuzuschreiben. Julius v. Sebestyén sammelte mit unermüdlichem Fleiß die glaubwürdigen Denkmäler der ungarischen Kerbschrift[2]), Julius Németh legte durch methodische, wissenschaftliche Forschung den Ursprung dieser Schrift endgültig klar[3]).

Aus den Untersuchungen von Julius Németh wissen wir bereits, daß unsere Kerbschrift zusammen mit der petschenegischen Schrift auf den Gefäßen des Schatzes von Nagyszentmiklós von der mittelasiatischen

---

[1]) Vortrag in der Sitzung der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft am 13. November 1934.

[2]) Auch die früheren Forschungen von Sebestyén sind in einem großen Werke *A magyar rovásirás hiteles emlékei* (Die glaubwürdigen Denkmäler der ungarischen Kerbschrift) = MRHE, zusammengefaßt. (Budapest, 1915, Ung. Akademie d. Wissenschaften.)

[3]) Zusammenfassender Auszug der Forschungsarbeiten Németh's: Bibliotheca Orientalis Hungarica II. *Die Inschriften des Schatzes von Nagy-Szent-Miklós.* Budapest-Leipzig, 1932. 60—84. Anhang II, *Die ungarische Kerbschrift.* — Nach meinem Vortrage, im Dezember 1934, erschien eine zusammenfassende Studie von Julius Németh: *A magyar rovásirás* (Die ungarische Kerbschrift), als Bd. II. Heft 2. des Handbuches der Ungarischen Sprachwissenschaft.

alttürkischen, kök-türkischen Schrift abstammt, die durch die Felseninschriften der Gegend von Orchon und Jenissei aus dem 7.—8. Jh. und durch die Grabinschriften des Talas-Tales in West-Turkestan und durch andere Denkmäler überliefert ist. Besonders mit diesen letzteren ist die ungarische Kerbschrift nahe verwandt. Nicht weniger als 16 Zeichen der Denkmäler des Talas-Tales können nicht nur ihrer Form, sondern auch ihrem Lautwert nach in enge Verbindung mit den entsprechenden Zeichen der ungar. Kerbschrift gebracht werden. Außerdem sind auch die Spuren aller anderen charakteristischen Eigenschaften der kök-türkischen Schrift: der Kerbtechnik, der Zeilenführung, der Vokalauslassung, der worttrennenden Punkte usw. in der ungar. Kerbschrift erhalten. Und daß das Ungartum diese Schrift bereits vor der Landnahme auf der südrussischen Ebene übernahm und seiner eigenen Sprache anpaßte, ist daraus zu ersehen, daß es seine Zeichen für die in der türkischen Sprache nicht vorhandenen Konsonanten oder in der türkischen Schrift nicht aufgezeichneten Vokale teils aus dem griechischen, teils aus dem hebräisch-samaritanischen Alphabet der Pontus-Gegend oder den aus diesem übernommenen glagolitischen Buchstaben entlehnt hat [1]).

Die Fortsetzung der Schriftgeschichtsforschung und die Klarlegung der Probleme in ihren Details wird aber durch die Kluft von fast tausend Jahren sehr erschwert, die das Zeitalter der Denkmäler der so in zweifellose Verwandtschaft gebrachten Alphabete voneinander trennt. Die Überbrückung dieser weiten Kluft stößt auf kaum überwindbare Hindernisse. Die obenerwähnten alttürkischen Schriftdenkmäler stammen aus den Jahrhunderten vor der Landnahme. Die Schriftkunde der Szekler wird zwar bereits in unseren Gesten und Chroniken des 13.—14. Jh.s erwähnt, die Denkmäler der szeklerischen Kerbschrift erscheinen aber erst gegen Ende des 15. Jh.s, zu gleicher Zeit, als unsere Chronisten Thuróczi und Bonfini in ihren lateinisch geschriebenen Werken diese eigenartige Schrift bereits mit einigen Worten charakterisieren. Die übrigen auch sonst nicht sehr häufigen Denkmäler stammen aus dem 16.—17. Jh., ein großer Teil von ihnen ist sogar nur in späten Kopien erhalten.

Die weitere Erforschung der Denkmäler ist also eine ernste wissenschaftliche Aufgabe. Die Entdeckung eines jeden originalen oder älteren Kerbschriftdenkmals als die bis jetzt bekannten bringt die Lösung der bisher noch ungelösten Fragen der ungarischen nationalen Schriftkunde um einen Schritt weiter.

Die Széchenyi-Landesbibliothek des Ungarischen Nationalmuseums,

---

[1]) Vgl. Ludwig Ligeti: *A magyar rovásirás egy ismeretlen betüje.* (Ein unbekannter Buchstabe der ungarischen Kerbschrift). Magyar Nyelv, XXI, 50—52; Johann Melich: *Néhány megjegyzés a székely irásról.* (Einige Bemerkungen über die Schrift der Szekler.) Magyar Nyelv, XXI, 153—159.

die auch Julius v. Sebestyén durch seine Sammeltätigkeit nach Möglichkeit unterstützte, hörte auch in den letzten Jahren nicht auf, die Denkmäler der szeklerischen Kerbschrift zu erforschen und die aufgetauchten Denkmäler unter bedeutenden Opfern zu erwerben.

Im folgenden besprechen wir das älteste Alphabet der szeklerischen Kerbschrift, das Kerbschrift-Alphabet von Nikolsburg, das ich für die Széchenyi-Landesbibliothek als deren damaliger Direktor erwarb.

Der Sohn des Inhabers der Budapester Buchhändlerfirma Gustav Ranschburg, Herr Georg Ranschburg, war so freundlich, meine Aufmerksamkeit am 28. Oktober 1933 auf die Nr. 529 des Versteigerungskataloges der Nikolsburger Bibliothek der herzöglichen Familie Dietrichstein (auf Seite 105) zu lenken, auf einen Wiegendruck des Jahres 1483 von A. Koburger: „Bartholomaeus Anglicus: *De proprietate rerum.* „Auf dem Verso des letzten Pergament-Vorsatzblattes" ist nach der ausführlichen Beschreibung des Katalogs unter dem Titel: *Litterae Siculorum, quas sculpunt vel cidunt in lignis* ein runenartiges, aus 47 Buchstabenzeichen bestehendes Alphabet zu lesen, mit darübergeschriebenen Erklärungen und darunter auf demselben Pergamentblatt mit der Überschrift: „Litterae Iudaeorum et menses" das jüdische Alphabet und die Monatsnamen. Schon die Photographie überzeugte mich beim ersten Anblick, daß auf dem Pergament-Vorsatzblatt des Wiegendrucks das älteste mittelalterliche Alphabet der szeklerischen Kerbschrift, das größte Beweisstück für unsere alte orientalische Kultur bewahrt ist, das ich für die Széchenyi-Landesbibliothek des Ungarischen Nationalmuseums durch die Vermittlung des Herrn G. Ranschburg ankaufen ließ. Der Wiegendruck selbst ging in andere Hände über.

Das Werk des Bartholomäus, eines englischen Minoriten aus dem 13. Jh., betitelt: *De proprietatibus rerum*, erschien zwischen 1470—1500 in zahlreichen lateinischen, englischen, französischen, holländischen und spanischen Wiegendruck-Ausgaben. Von den 12 lateinischen Ausgaben gehört die von Anton Koburger in Nürnberg im Jahre 1483, III. Kalendas Junii (30. Mai), herausgebrachte zweispaltige, 268 Seiten starke Fraktur-Ausgabe in Folioformat nicht zu den seltenen Wiegendrucken. Auch aus dem Material der herzöglich Dietrichsteinschen Bibliothek gelangte ein zweites Exemplar zur Versteigerung in Luzern (Katalog, Nr. 530). Auch im Besitze der Universitätsbibliothek Budapest ist diese Ausgabe vorhanden.[1])

Das Exemplar mit dem Kerbschrift-Alphabet auf dem hinteren Pergament-Vorsatzblatte war für die ausländischen Bibliophilen infolge

[1]) Gesamtkatalog der Wiegendrucke, Leipzig, 1928. III. Bd., Spalte 415, Nr. 3409. Hain 2505. Proctor 2036. Brit. Mus. Cat. II, 425.

der kostbaren Illumination des ersten Blattes besonders wertvoll. Das große Initiale *C* am Anfange des Textes hat einen Goldrand und prunkt in mehreren Farben. Am unteren Rande des Blattes ist das Wappen des damaligen Besitzers inmitten einer reichen Randverzierung zu sehen; unter dem Text der rechten Kolumne steht auch sein Name in humanistischen Kapitalbuchstaben, mit Rubrum geschrieben: PHILIPI DE PENCZICZ. Die einzelnen Kapitel des Wiegendruckes werden von blauen und roten Initialen eingeleitet. Nach der Feststellung von Frau Dr. Edith Hoffmann, der besten Sachverständigen für die mittelalterliche ungarische Miniaturmalerei, ist dieser Buchschmuck nicht das Werk eines ungarischen Künstlers; er verrät die Hand eines Miniators im Stile von Ferrara. Der Einband ist ein mit Leder überzogener und mit Messingbeschlägen versehener böhmischer Holztafeleinband der Zeit. Alle zehn Schutzknöpfe sind vorhanden, die Schließen aber fehlen (Katalog, S. 105 und Taf. 35).

Über die Person des Inhabers, Philipp von Penczicz, konnte das Böhmische Landesarchiv in Prag keinerlei Auskünfte geben. Er wird auch in den mir zu Gebote stehenden böhmischen lexikalischen und genealogischen Werken nicht erwähnt. Er war möglicherweise ein gebildetes Mitglied der uralten mährischen Adelsfamilie Penčic oder Otik von Penčic, einer Familie, die in Mähren im Bezirk Prerov (Prerau) zwei Dörfer namens Penčic besitzt [1]).

Das Pergamentblatt selbst, das in den Besitz der Széchenyi-Landesbibliothek gelangte und dort die Signatur „Ungarisches Sprachdenkmal 70" erhielt, ist ein 30 × 21 cm großes, gut gearbeitetes, feines, gelblich-weißes sogenanntes nordisches Pergament. Die Vorderseite ist vollkommen leer. Auf der rechten Seite der beschriebenen Rückseite ist ein ziemlich breiter Rand freigelassen, auf der linken Seite reichen die Kerbschrift-Zeilen bis an den Rand des Blattes. Ebenfalls auf der linken Seite in gleicher Entfernung vom oberen und unteren Rande des Blattes sind an zwei Stellen Spuren von Löchern und rostigen Nägeln zu sehen; die Spuren und ein senkrechter Kniff in der ganzen Länge des Blattes zeigen deutlich, daß das Pergamentblatt bereits als innerer Überzug des Vorderdeckels eines früheren Buches, offenbar eines Kodex, diente, bevor es als hinteres Vorsatzblatt des Wiegendruckes verwendet wurde. Dementsprechend ist an den drei äußeren Rändern der Rückseite des Blattes in einem breiten Streifen die Spur des Klebstoffes, auf der Vorderseite eine Runzelung infolge des nassen Klebstoffes zu sehen. An den beiden durchlöcherten, rostigen Stellen waren die Schließen des Vorderdeckels aufgenagelt, der

[1]) J. Siebmachers *Großes und allgemeines Wappenbuch* IV. Band, 10. Abth. Nürnberg, 1899. — H. von Kadich und C. Blažek: *Der mährische Adel.* S. 93, 98. Taf. 72, 77. — Adalbert Ritter Král von Dobrá-Voda: *Der Adel von Böhmen, Mähren und Schlesien.* Prag, 1904. 181, 188.

senkrechte Kniff wurde von dem eingeschlagenen Rand des äußeren Lederüberzuges verursacht. Auch der paläographische Charakter der lateinischen Schrift auf dem Blatte beweist, daß das szeklerische und das jüdische Alphabet mit dem Lautwert der Zeichen in lateinischen Buchstaben, ferner die jüdischen Monatsnamen in lateinischer Schrift nicht auf das hintere Vorsatzblatt des Wiegendruckes vom Jahre 1483, sondern mehrere Jahrzehnte früher, mindestens gegen Mitte des 15. Jh.s, auf dem inneren Überzug des Vorderdeckels eines älteren Kodex aufgezeichnet wurden.

Die obere Hälfte des Blattes wird von dem szeklerischen Alphabet eingenommen. Über diesem steht in dicken rot geschriebenen Lettern in gebrochener gotischer Kodexschrift die Überschrift in zwei Zeilen: „Littere Siculorum quas ſculpu(n)t // vel cidunt in lignis", d. h. die Buchstaben der Szekler, die sie in Holz kerben oder schneiden, also kurz die szeklerische Kerbschrift. Darunter folgen von rechts nach links gehend in zweieinhalb Zeilen die 46 (und nicht wie im Versteigerungskatalog steht 47) 10—12 mm hohen szeklerischen Buchstabenzeichen, bzw. Ligaturen. Über einem jeden Zeichen ist mit kleineren und biegsameren lateinischen Lettern der Lautwert geschrieben und zwar in folgender Reihenfolge (die in Parenthese stehenden Erklärungen wurden von mir eingeschoben):

1. Zeile: *A, eb, ecz, encz, eczk, ecź, ech* [cs, ecs], *encź, ench* [ncs, encs], *ed, and, eÿ* [j, ej], *e, f, egh* [g, eg], *eǧ* [gy, egy], *eng* [ngy, engy], *athÿ* [ty, aty], *echech* [hh?, cscs?, eheh?, ecsecs?], *eh* //

2. Zeile: *i, ac,* [ak], *vnc* [unk], *l, elÿ* [ly, ely], *m, en, enÿ* [ny, eny], *nÿe* [nj], *o, ep, emp, ek, r, ſs, eſch* [zs, ezs], *ſ* [s, es], *eth* [t, et] //

3. Zeile: *enth* [nt, ent], *v* [u], *ew* [v, ev], e^{v}_{e} [oder $o^{v}_{e} = ö$], $^{e}_{w}$ [ü], *s* [sz], *ez, ezt, eſt,* mit einem Zeichen dazwischengeschoben: *tprus,* *tprus* durchgestrichen: *us*//. Die Zeichenreihe wird von dem Worte „*Amen*" in szeklerischer Schrift und darüber in lateinischen Zeichen abgeschlossen.

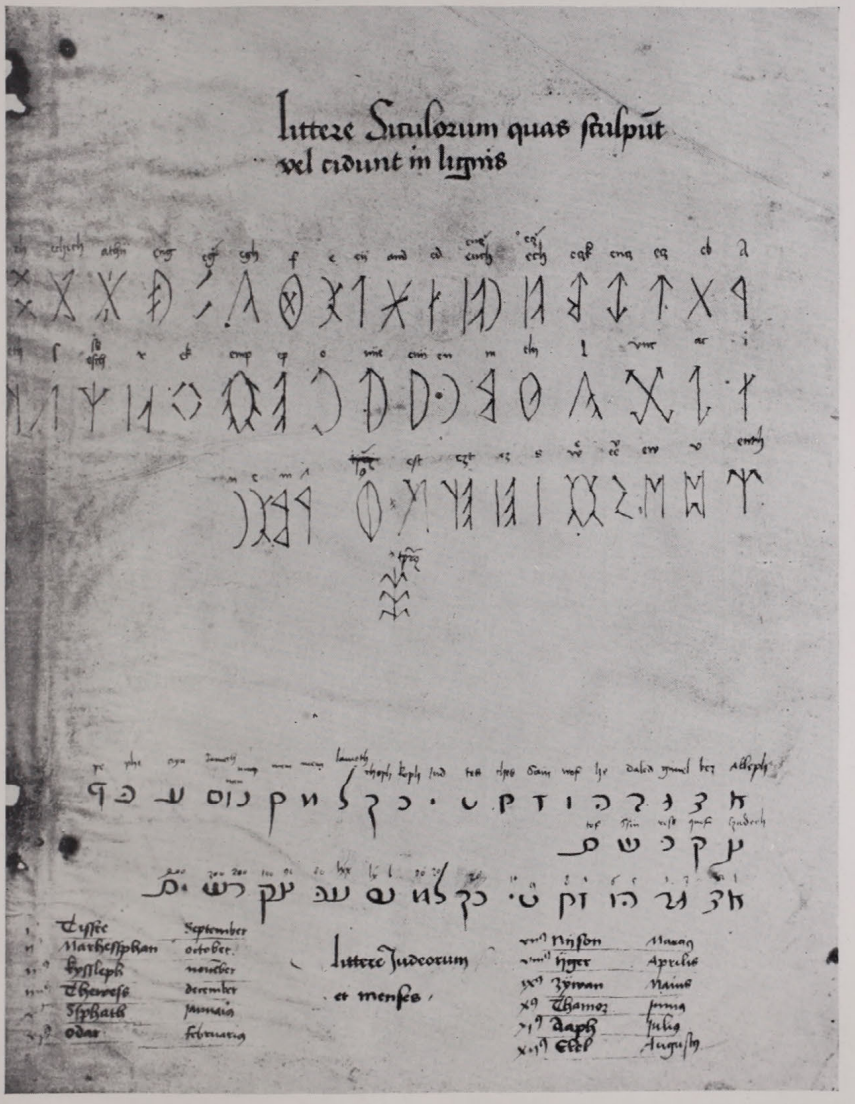
Nach einem handbreiten leeren Raum, ebenfalls von rechts nach links, in $1^{1}/_{4}$ Reihen, folgen die kursiven hebräischen Schriftzeichen. Über einem jeden hebräischen Zeichen steht der hebräische Name des Zeichens in kleinerer lateinischer Schrift in folgender Reihenfolge:

1. Zeile: *Alleph* [aleph], *bez* [béth], *gimel, daled* [dāleth], *he, wof* [wāw], *Sain* [zajin], *ches* [h'eth], *tes* [téth], *Jud* [jód], *koph* [kaph], *choph* [dass.2.], *lameth* [lāmed], *mem* [mém], *mem* [dass. 2.], *num* [nûn], *nun* [dass. 2.], *ſamech* [śāmekh], *ayn* ['ajin], *phe* [pê], *pe* (dass. 2.] //

2. Zeile: *Czadech* [sādê], *quof* [qóph], *reſs* [rés], *Sſin* [šin], *tof* [tāw] //

Die folgende Zeile erklärt den Zahlenwert der hebräischen Buchstaben mit darüber geschriebenen arabischen, zu geringem Teile römischen Ziffern:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 20, 30, 40, l [50], *lx* [60], *lxx* [70], *80, 90, 100, 200, 300, 400* //



Das Nikolsburger Kerbschriftalphabet.

1	2	3	4	5	6	7
 *encz*	 *encz*	 *ncz*	—	—	—	 *ncz*
 *eczk*	 *eczk*	—	—	—	—	—
 *and*	 *end*	 *nd*	 *nd*	—	—	 *nd*
 *eng(y)*	—	 *ngi*	—	 *ngy*	—	 *ngy*
 *echech*	—	—	—	—	—	—
 *eh*	 *eh*	 *ah*	—	 *h*	 *h*	 *h*
 *vnc*	—	—	—	—	—	—
 *emp*	 *enb*	 *amb*	 *imb*	*Omb*	—	—
 *anth*	 *ent*	 *ant*	—	 *Ant.*	—	 *nt*
 *ű*	 *eő(ű)*	 *ő*	 *ö*	*ö*	 *ö*	—
 *tprus*	—	*tpru*	—	*Pthru*	—	—
us	—	—	—	—	—	—

Vergleichstafel der Kerbschrift-Formen.

1. Alph. v. Nikolsb.
2. Marsigli
3. Telegdi
4. Inschr. v. Konst.
5. Kájoni
6. Dobai
7. Dési

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Die Mitte des unteren Viertels des Blattes nimmt der Titel „Littere Judeorum // et menſes“ in zwei Zeilen mit dicker, schwarzer, gebrochener Kodexschrift geschrieben ein. Rechts und links von diesem stehen in zwei Kolumnen die je 6 jüdischen und die ihnen entsprechenden römischen Monatsnamen in größerer, einigermaßen kursiver, lateinischer Schrift. Vor den Monatsnamen ist ihre Ordinalzahl mit rot geschriebenen römischen Zahlzeichen bezeichnet, und alle 12 Zeilen sind mit einer dünnen roten Linie unterstrichen:

1. Kolumne: I[us] *Tiſſre* — September
II[us] *Marheſſphan* — october
III[us] *Kyſſleph* — noue[m]ber
IIII[us] *Thewes* — december
V[us] *Sſphath* — janua[r]i[us]
VI[us] *Odar* — februari[us]
2. Kolumne: VII[us] *Nÿſon* — Marci[us]
VIII[us] *Ÿger* [richtig: Ijár] — Aprilis
IX[us] *Zÿwan* — Maius
X[us] *Thamoz* — Juni[us]
XI[us] *Aaph* — Juli[us]
XII[us] *Elel* — August[us].

Das Zeitalter des szeklerischen Kerbschrift-Alphabets wird durch die oben beschriebenen, von einer Hand stammenden drei lateinischen Schriftarten: die dicke, gebrochene, starre Kodexschrift der Überschriften, die größere, halbkursive Schrift der jüdischen und römischen Monatsnamen, die dünne, biegsame, kleine Schrift des Lautwertes der szeklerischen und jüdischen Buchstabenzeichen, ferner durch die Formen der arabischen Zahlzeichen mit genügender Genauigkeit bestimmt. Nach gleichlautendem Zeugnis all dieser Faktoren stammt das Alphabet aus den mittleren Jahrzehnten des 15. Jh.s. Diese paläographische Zeitbestimmung wird auch von der sekundären Verwendung des Pergamentblattes im Wiegendruck vom Jahre 1483 unterstützt.

Als das älteste, im Original erhaltene Denkmal der szeklerischen Kerbschrift haben wir in jüngster Zeit die 1930 entdeckte, aus der ersten Hälfte des 16. Jh.s stammende, zwei Worte enthaltende Fresken-Inschrift von Bögöz (Magyar Nyelv, 1931. XXVII, 81—4.), dann die etwas früher, 1929 gefundene, aber erst vor zwei Jahren publizierte Ziegelinschrift von Székelyderzs angesehen. Über das Zeitalter dieses letzteren, 8—10 Zeichen enthaltenden, wertvollen kleinen Denkmals gehen die Meinungen stark auseinander. Desider Pais meint, es stamme vom Ende des 13. Jh.s und unterstützt seine Ansicht auch mit urkundlichen Angaben. Ich selber datierte den Ziegel auf Grund der Fundumstände auf den Anfang des 16. Jh.s (Magyar Nyelv, 1932. XXVIII, 264—77). Da aber drei bis vier

Buchstabenzeichen des Ziegels (besonders das *m*, *k* und *o*) ganz gleiche Form haben wie die entsprechenden Zeichen des Kerbschrift-Alphabets von Nikolsburg, bin ich schon geneigt, meine Ansicht zu ändern, und halte die Ziegelinschrift mindestens für gleichaltrig mit dem Nikolsburger Denkmal, also aus dem 15. Jh. stammend. In bezug auf das Zeitalter kann also nur dieses kleine, drei Worte enthaltende originale Denkmal mit dem Kerbschriftalphabet von Nikolsburg wetteifern. Im Kerbschriftkalender von Marsigli ist der jüngste Heilige der 1450 heiliggesprochene Bernardinus von Siena (20. Mai, „*Bernal*"); das Kerbschrift-Stäbchen also, von welchem Marsigli seinen Kalender abgeschrieben hat, mußte möglicherweise mindestens vom Ende des 15. Jh.s gestammt haben. Die Kopie von Marsigli stammt aber erst aus den Jahren um 1690, unser Denkmal ist also etwa um 230—250 Jahre älter.

Wenn wir nun die Buchstabenzeichen des Kalendertextes von Marsigli, der in bezug auf die Vokalauslassung von größter Wichtigkeit ist, ferner die Buchstabenzeichen seines traditionellen Alphabets mit den Zeichen unseres Alphabets vergleichen, sehen wir sogleich, daß in bezug auf die originale, steife Form der Buchstaben und auf die Art ihrer Kerbschrift nicht nur dieses Marsiglische, sondern auch kein anderes originales oder kopiertes Denkmal der szeklerischen Kerbschrift mit unserem Denkmal wetteifern kann. Wir kennen leider kein tatsächlich gekerbtes Denkmal der mehr als ein Jahrtausend alten szeklerischen Kerbschrift, abgesehen vielleicht von der in einen Ziegel geritzten Inschrift von Székelyderzs. Das Denkmal von Bögöz wurde mit roter Kreide auf einem Wandgemälde, die späte Inschrift von Enlaka auf einer Holzdecke mit Farbe angebracht. Mehr originale Denkmäler hat ja die szeklerische Kerbschrift auch nicht, denn die Inschrift von Csikszentmihály aus dem Jahre 1501 und diejenige von Konstantinopel aus dem Jahre 1515, beides epigraphische Denkmäler, sind nur durch Kopien aus dem 16., bzw. 18. Jh., auf Papier mit Tinte geschrieben, erhalten. Alle übrigen Aufzeichnungen in Kerbschrift sind Literaturdenkmäler. Die oft zitierten Aufzeichnungen von Johann Thuróczi, Anton Bonfini, Nikolaus oláh, Anton Verancsics, Stefan Szamosközi, Johann Baranyai Decsi, Graf Ludwig Ferdinand Marsigli und anderen bezeugen jedoch übereinstimmend, daß die Szekler diese Schrift auf ein quadratisches Kerbstäbchen mit einem Kerbmesser oder einem anderen stilusähnlichen Instrument einkerbten, *in ligno, in baculo, in bacillis ligneis, in scipionibus quadratis* etc. . . . *sculpunt, excidunt, incidunt* . . . , wie es auch im Titel unseres Kerbschriftalphabets heißt, und daß sie diese in dieser Form Jahrhunderte hindurch aufbewahrten.

Die immer weitere Verbreitung des billigen Papiers, des Buchdrucks, der Schulen, der Kenntnis der lateinischen Schrift, ferner die Einwirkung des Humanismus und des Protestantismus haben jedoch diese schwer-

fällige Schreibweise rasch verdrängt. Man hielt es nicht für notwendig, die in Stäbchen gekerbten Mitteilungen und andere Aufzeichnungen beschränkten Umfanges und ephemeren Wertes so sorgfältig aufzubewahren wie die ewiggültigen Rechte enthaltenden Pergament- und Papierdokumente. Die Kerbstäbchen vermoderten mit der Zeit, und auch die Kerbschrift wäre bald in Vergessenheit geraten, wenn sie nicht unsere alten Wissenschaftler des 16.—18. Jh.s, so in erster Linie Johann Telegdi aus nationalem Stolz oder andere aus Kuriosität und nicht selten zum Zwecke einer Geheimschrift, gerettet hätten. Es ist interessant, daß Johann Telegdi selbst, als er im Jahre 1598 zur Verewigung der hunnisch-szeklerisch-skythischen Schrift deren Katechismus abfaßt, von dem Kerben kein Wort erwähnt.

Zur Zeit, als der Abschreiber des Kerbschriftalphabets von Nikolsburg das szeklerische Kerbschriftalphabet auf das innere Überzugsblatt des Vorderdeckels eines Kodex für eigene Zwecke aufzeichnete, war diese Schriftart auf dem engen Gebiet der Szekler eine in ihrer ursprünglichen, alten Form gebrauchte, auf Kerbstäbchen mit Kerbmesser gekerbte, lebendige Schrift. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß unser Schreiber das szeklerische Alphabet von einem solchen originalen Kerbschriftstäbchen kopiert hat. Und da er selbst — wie dies aus den Umständen zu ersehen ist — diese Schrift früher nicht gekannt hatte und natürlicherweise auch nicht kerben konnte, begnügte er sich nicht damit — wie Marsigli oder die oben erwähnten Gelehrten des 16.—18. Jh.s — daß er die Form der Buchstabenzeichen aufzeichnete, sondern er zeichnete mit guter Beobachtungsgabe, großer Sorgfalt und Genauigkeit auch die Art und Weise ihres Kerbens. Und eben dieser Umstand macht unser Denkmal so unschätzbar wertvoll und so glaubwürdig. Das Kerbschriftalphabet bewahrte in seinen zweieinhalb Zeilen nicht nur die ältesten, glaubwürdigen Formen der szeklerischen Kerbschrift, sondern auch die Technik ihres Kerbens. Von unserem Alphabet sind die Regeln des Kerbens direkt abzulesen: die gekerbte Schrift geht wie die Zeichen unseres Alphabets von rechts nach links. Auf das in der linken Hand gehaltene Kerbstäbchen kann man mit dem in der rechten Hand gehaltenen Messer in entgegengesetzter Richtung — von links nach rechts — überhaupt nicht kerben. Das ist ein gemeinsames Erkennungszeichen aller Schriften, die sich aus irgendeiner Kerbschrift entwickelt haben. Dementsprechend sind auch die Buchstabenzeichen nach links gewendet und zwischen den beiden parallelen Kanten einer Fläche des quadratisch geschnittenen Kerbstäbchens gleich hoch. Die Buchstabenzeichen bestehen aus senkrechten, nach links oder rechts schrägen geraden und kreisbogenförmigen Linien und schrägen (allein bei dem Buchstaben *ty* senkrechten) Nebenlinien oder sind möglichst

einfache Kombinationen von diesen. Die Hauptlinien sind geschnitten, ihre beiden Ränder sind parallel. Die Nebenlinien oder Unterscheidungszeichen sind keilförmig. Jene wurden offenbar mit der Schneide des Messers geschnitten, diese aber — samt den Kreisbogenlinien — mit der Messerspitze gekerbt. Im ganzen Alphabet gibt es keine waagerechte Haupt- oder Nebenlinie. Die Kerbtechnik vermeidet die waagerechten Linien wegen der waagerechten Fasern des Kerbstäbchens. Der Kreisbogen der krummlinigen Buchstaben (*e*, *en*, *o*) ist kleiner als ein Halbkreis. Die aus zwei entgegengesetzten Kreisbogen geformten Buchstaben sind also nicht kreisförmig, sondern oval, richtiger mandelförmig (*f*, *ely*, *ü*, *emp*, *us*). Einen Halbkreis oder einen ganzen Kreis kann man kaum mit einem Kerbmesser schneiden. Unser Alphabet vermeidet auch die von drei oder vier Haupt- oder Nebenlinien eingeschlossene Fläche, weil eine solche aus der Ebene des Kerbstäbchens leicht herausfallen würde. Deshalb reichen die aus der ersten senkrechten Linie der aus zwei senkrechten Linien, nach Telegdi Säulen, gebildeten Buchstaben *r*, *cs* und *z* ausgehenden 1—2 bzw. 3 keilförmigen Nebenlinien nicht bis zur zweiten Linie, auch ihre Spitze berührt kaum dieselbe. Die 1 bzw. 2 inneren schrägen Linien der aus zwei Kreisbogenlinien gebildeten mandelförmigen Buchstaben *ly* und *f* berühren eben deshalb nicht beide Kreisbogenlinien. Auch die vier keilförmigen Linien des viereckigen Buchstaben *ek* berühren sich nicht. All dies beweist klar, daß der Kopist des Alphabets die szeklerischen Buchstabenzeichen nach einem originalen Kerbschriftstäbchen gezeichnet hat, und zwar originalgetreu.

Diese aus unserem Kerbschriftalphabet von Nikolsburg ableitbaren kerbtechnischen Regeln werden auch von den beiden anderen ältesten Denkmälern, von den Inschriften von Székelyderzs und Bögöz nicht streng befolgt. Auch der Kerbschriftkalender und das traditionelle Alphabet von Marsigli verstoßen gegen diese Regeln, indem sie einige Zeichen aus waagerechten (*a*, *f*, *ö*), andere aus mehr als einen Halbkreis ergebenden (*e*, *o*, *h*), sogar welche aus ganzen Kreislinien bilden (*f*, *ly*, *enb*). Diese Fehler finden wir alle in den übrigen, meistens in späten Abschriften überlieferten Denkmälern. Die auf dem Papier weiterlebende Kerbschrift verlor allmählich ihre steifen Linien und wurde immer mehr zu einer krummlinigen, weichen Kursivschrift. Obwohl nur in Abschriften des 18. Jh.s erhalten, sind von einigen Fehlern abgesehen auch die 1501 datierte Inschrift von Csikszentmihály, ferner die Buchstabenzeichen der Aufzeichnungen des Stefan Szamosközi für die Jahre 1587 und 1604 hinreichend kerbschriftartig. Die Inschrift von Konstantinopel aus dem Jahre 1515 führt die Zeile, abweichend von den Regeln und allen anderen Denkmälern der Kerbschrift — vielleicht um noch geheimnisvoller zu sein — von links nach rechts und wendet auch dementsprechend die asymme-

trischen seiner übrigens hinreichend kerbschriftartigen Buchstabenzeichen nach rechts. Zu den 32 einfachen Buchstabenzeichen unseres Alphabets von Nikolsburg sind kaum weitere Erklärungen nötig. In einer weniger steifen und weniger kerbschriftartigen Form, mit einigen Änderungen finden wir alle an unseren anderen Denkmälern und in anderen Alphabeten wieder. Die schwebend übereinander angeordneten zwei *x* des Buchstaben *eh* finden wir z. B. in Form von zwei übereinander stehenden, aber zusammenhängenden *x* im Alphabet von Stefan Dobai aus dem Jahre 1753 und in Form eines dreifachen zusammenhängenden *x* in dem wertvollen Alphabet von Johann Kájoni aus dem Jahre 1673. Das viereckige *ek* ist kleiner als die übrigen Buchstaben, ebenso wie in den Inschriften von Csikszentmihály und Derzs. Daneben kennt natürlich auch unser Alphabet das bekannte Zeichen für *ak*. Das runde Zeichen mit vier Speichen, das in den Alphabeten von Marsigli und Kájoni als *ö* (*eö*) gebraucht wird, hat eigentlich — wie ich annehme — auch in unserem Alphabet den Lautwert *ü* wie im Texte des Kalenders von Marsigli (*Küs karácson, Szülveszter*), weil darüber *ü* (*ü?*) steht, während das traditionelle, aus einer dreimal gebrochenen Linie bestehende *ü* anderer Alphabete vom Abschreiber unseres Alphabets mit den Buchstaben e^{v}_{e} oder o^{v}_{e} (*ö?*) interpretiert wird. Dieses letztere Zeichen bedeutet auch im Kalender von Marsigli *ö* (*Lörinc, Bötlen — Bötlehem*). Es ist interessant, daß in unserem Alphabet das Zeichen *gy* seine senkrechte Linie nur in der Ligatur als *ngy* (*eng*) besitzt; das Buchstabenzeichen *gy* (*eǵ*) wird von den beiden parallelen, schwebenden, nach rechts schrägen Linien gebildet.

Laut der Regeln der Kerbtechnik spart die szeklerische Kerbschrift Raum und Arbeit. Wo sich eine Gelegenheit dazu bietet, zieht sie die nebeneinander stehenden Zeichen zusammen, d. h. schneidet ihre nebeneinander geratenen Linien gleicher Richtung nur einmal. Durch diese geschickte Verbindung, Ligation der Buchstabenzeichen und womöglich durch Auslassung der Vokale erreicht sie, daß sie mit wenigen Zeichen viel Bedeutung ausdrücken kann, wie Bonfini, Verancsics und Szamosközi sagen. Es gibt aber Ligaturen, die das Lesen der Kerbschrift erleichtern. Für die in der ungarischen Sprache am häufigsten nebeneinander stehenden Konsonanten werden besondere, stereotype Zeichen verwendet, damit man beim Lesen zwischen diese keine Vokale einschiebe. Deshalb gibt es in den traditionellen Alphabeten und so auch im unsrigen besondere, zusammengezogene Zeichen für die Konsonantengruppen *eck, enc, encs, and, emp, ent, enj, engy, zt, st*. Einige dieser Zeichen sind so kompliziert, daß ihre Buchstabenelemente nicht mehr erkennbar sind. Das Werk *Rudimenta* von Telegdi vergleicht diese mit Reptilien

und nennt sie Capita dictionis und meint, sie seien nicht aus richtigen Buchstaben zusammengesetzt.[1])

Auf dem Kerbschriftstäbchen des Abschreibers unseres Denkmals von Nikolsburg stand wahrscheinlich ein ähnliches traditionelles Kerbschriftalphabet wie auf dem in Holz gekerbten Kerbschriftkalender von Marsigli. Die einfacheren Ligaturen werden in beiden mit nur wenigen Beispielen erläutert, die übrigen sind der durch Übung erreichbaren Geschicklichkeit des Kerbenden überlassen. Das Alphabet von Nikolsburg enthält sieben Ligaturen und sieben Capita dictionis, das Alphabet von Marsigli sechs Ligaturen und nur ein Caput dictionis. Die übrigen sind teils in den *Rudimenta*, teils in der traditionellen Buchstabenreihe von Kájoni zu finden.

Nicht aber alle, denn das Kerbschriftalphabet von Nikolsburg enthält einige komplizierte Buchstabenzeichen von unklarer Zusammensetzung, die in keinem anderen Alphabet zu finden sind. Ein solches ist das *X*-förmige, mit zwei Unterscheidungslinien gebildete *echech*, dessen Lautwert wir nicht kennen: *hh*?, *ty*?, *cscs*?. Dem Äußeren nach ist das ebenfalls *X*-förmige, aber mit vier Linien kombinierte Zeichen *vnc* (*unk*) mit diesem verwandt. Hierher müssen wir auch das letzte Zeichen unseres Alphabets, die von einer senkrechten Linie durchschnittene Mandel zählen, über welcher das konventionelle Zeichen der lateinischen Paläographie für *us* steht. Telegdi zählt zwischen die „Capita dictionum" das wirklich reptilienähnliche Zeichen, über welchem in der Gießener und Hamburger Abschrift der *Rudimenta* die Lautreihe *tpru*, im Alphabet von Kájoni-Telegdi *Pthru* (Sebestyén: MRHE 126), in der Abschrift von Fogaras aus dem Jahre 1671 *Tptrü* als Lautwert angegeben wird. Auch über das vorletzte, einem Baum ähnliche Zeichen unseres Alphabets ist *tprus* geschrieben. Das sind die Buchstabenzeichen eines in unserer alten Sprache vorhanden gewesenen bilabialen tremulanten Lautes, den auch unsere alten Grammatiken und Wörterbücher kennen, dessen lebendiges Andenken aber in unserer Sprache nur noch im Namen des ungarischen Dorfes *Ptrügy* im Komitat Szabolcs, südwestlich von Tokaj, weiterlebt. Der Namengeber dieses Dorfes war der dem Bodrogkereszturer Zweige des Geschlechts Aba angehörende Comes *Ptrügy* oder *Prügy*, der in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s lebte und Ptrügymonostora gründete.[2]) Dieser Laut kommt auch im *Magyar Gramatikátska* von Stefan Geleji Katona (Gyulafehérvár, 1645) in den Wörtern *ptr̥̊szkl̥̊lés*, *ptr̥̊szentés*, *ptr̥̊ts̥̊k*[3]) und im *Dictionarium Hungarico Latinum* von Franz Páriz Pápai

[1]) „Praeter has sunt quaedam syllabae reptilium formas referentes, quae non sunt ex certis characteribus conflatae. Siculi capita dictionum vocant."

[2]) Karácsonyi, János: *Magyar Nemzetségek* I, 37, 40, 48—49.

[3]) Toldy: *Corpus Grammaticorum* 328.

in den Wörtern *Ptrüszentek*, *Ptrüszentés*, *Ptrüszögetése* (*a' lónak*) und *Ptrütsök* vor.

Einige auffallendere Buchstabenzeichen, Ligationen und „Capita dictionum" des Alphabets von Nikolsburg werden mit den entsprechenden Zeichen der übrigen traditionellen Alphabete in der auf Beilage II. stehenden Tabelle verglichen.

Der orientalische Paläograph Professor Dr. S. Löwinger hält das jüdische Alphabet, die Buchstaben- und Monatsnamen des Pergamentvorsatzblattes für eine mangelhafte und fehlerhafte Kopie eines orientalistisch interessierten Gelehrten des 15. Jh.s, der die hebräische Sprache nicht kannte und auch die hebräische Schrift nicht schreiben konnte; er hatte deren Duktus nicht in seiner Hand und kannte auch deren Regeln nicht. Er hat das szeklerische Alphabet und die Buchstaben der kursiven jüdischen Schrift zu seinem eigenen Gebrauch sozusagen abgezeichnet. Aus der phonetischen Aufzeichnung der jüdischen Buchstaben- und Monatsnamen können wir weder auf den Ort der Abschrift, noch auf die Heimat des Dolmetschers einen Schluß ziehen. Wir müssen annehmen, daß in der Interpretation des Lautwertes der szeklerischen Buchstabenzeichen ihm ein Ungar zur Seite stand, aber der Kopist selbst konnte eben auf Grund der Orthographie dieser Lautwertbezeichnungen kaum ein Ungar gewesen sein. Die ungarische Orthographie des 15. Jh.s schrieb den Laut *cs* (*tsch*) nicht mit *cź*, die Laute *s* und *sz* (*sch* und *s*) nicht gleichzeitig mit *s*, den Laut *zs* nicht mit *ss* oder *sch*.

Es wäre unnütz, darüber nachzudenken, ob der Fremde auf einer Reise in Ungarn dieses ihm auffallende szeklerische Alphabet in seinem Kodex aufzeichnete oder ob das Kerbschriftstäbchen, eventuell ein mit einem dem Marsiglischen ähnlichen traditionellen Alphabet versehener Kerbschriftkalender, ins Ausland, in die Nähe des Fundortes, nach Mähren oder Böhmen gekommen ist. Während des ganzen 15. Jh.s, unter den gemeinsamen Herrschern Sigismund, Albrecht und Ladislaus V., dann später unter Matthias, standen die Ungarn in häufigem, bald feindlichem, bald friedlichem Verkehr mit ihren nordwestlichen Nachbarn. Am nächsten liegt die Annahme, daß diese Aufzeichnung auf dem Wege der böhmisch-mährischen Verbindungen der im Szeklerlande rasch verbreiteten, dann aber infolge der Verfolgungen nach der Moldau geflohenen ungarischen Hussiten in fremdes Land gekommen ist als unsagbar wertvolles, ältestes und vollkommenstes Dokument der szeklerischen Kerbschrift.

Ein unbekanntes ungarisches Adverbialsuffix.

Von

J. Juhász (Budapest).

Es ist eine der Eigenheiten der ungarischen Sprache, daß beim Akkusativ der Personalpronomen *én, te, mi, ti*, nämlich bei *engem (engemet), téged (tégedet), minket, titeket* die subjektive Konjugation steht, während bei der Akkusativform *őt, őket* des Personalpronomens *ő* (pl. *ők*) die objektive Konjugation angewendet wird.

I. *Péter lát engem (engemet).*	*Péter lát minket.*
Péter lát téged (tégedet).	*Péter lát titeket.*
II. *Péter látja őt.*	*Péter látja őket.*

Es gibt im Ungarischen noch ein Verbalsuffix *-lak, -lek*, welches ausdrückt, daß das Subjekt der Handlung „*én*" ist, also die erste Person Einzahl, das Objekt dagegen „*téged (tégedet)*" oder „*titeket*", also die zweite Pers. Sing. oder Pl., ist. Jetzt beschäftigen wir uns nicht mit der Frage, was das *l*-Element dieses *-lak, -lek*-Suffixes bedeutet, ob es ein Frequentativverbalbildungssuffix ist, wie Klemm meint (Magy. Nyelv XXI, 256) oder etwas anderes, uns interessiert nur, daß das *k*-Element in *-lak, -lek-* zweifellos mit dem subjektiven *k*-Suffix identisch ist, das z. B. auch in den Verbalformen *várok, kérek* vorhanden ist und daß das ungar. Verb somit bei *engem (engemet), téged (tégedet), minket* und *titeket* immer in der subjektiven Konjugation steht.

Diese Erscheinung pflegt man damit zu erklären, daß die Pronomina der 1. und 2. Pers. nicht als gemeinsame Substantive anzusehen seien, während das Personalpronomen der 3. Pers. als solches anzusehen sei, und so könne bei *engem* (*engemet*), *téget* (*tégedet*), *minket, titeket* nicht eine solche Konjugation stehen, wie sie beim Pronomen *őt, őket* und beim Akkusativ der gemeinsamen Hauptwörter steht. Dies ist eine Erklärung, aber keine beruhigende Lösung. Versuchen wir also eine gründliche Prüfung der Frage.

Da die *-m, -d, -nk, -tek* Elemente der Pronomen *engem (engemet), téged (tégedet), minket, titeket* zweifellos besitzanzeigende Personalsuffixe sind, mögen sie mit anderen Wörtern verglichen werden, die mit Possessivsuffix versehen sind:

Péter lát engem (engemet).	*Péter látja kertem (kertemet).*
Péter lát téged (tégedet).	*Péter látja kerted (kertedet).*
Péter lát minket.	*Péter látja kertünket.*
Péter lát titeket.	*Péter látja kerteteket.*

Es gibt auch vereinzelte Fälle: *tégedet megfojtsam* (an Stelle von *megfojtsalak*) (bei MIKES: MNy II, 346), *hát nem ismeri már minket?* (anstatt *ismer*) (slawonischer Dialekt, Nyr. V, 65) usw. Aber dies sind nur die Ergebnisse des Eroberungszuges der objektiven Konjugation, die ursprüngliche Konj. ist in diesen Fällen von den frühesten ungar. Sprachdenkmälern an die subjektive.

Es fällt auf, daß auf der linken Seite, bei den Akkusativen des Pron. der 1. und 2. Pers., das Verb in der subjektiven Konj. steht, während es auf der rechten Seite, bei den Akkusativen der gemeinsamen Hauptwörter, in der objektiven Konj. steht; wenn man die Deklination betrachtet, besteht zwischen den Personalpronomen und den gemeinsamen Hauptwörtern kein Unterschied. Es gibt zwar in den Wörtern *engem (engemet)*, *téged (tégedet)* ein *g*-Element, aber dies wird bloß als Pronominalbildungssuffix erklärt. So ist also *engem (engemet)* ein Wort von ebenderselben Struktur wie *kertem (kertemet)* usw., aber vom syntaktischen Standpunkt besteht dennoch zwischen ihnen ein wesentlicher Unterschied.

In der obigen Tabelle fällt noch auf, daß, während *kertem*, *kerted* nicht nur „meinen Garten, deinen Garten" bedeutet, sondern in erster Linie „mein Garten, dein Garten", *engem* und *téged* nur „mich, dich" bedeutet, aber niemals „ich, du" bedeuten kann. Da nun *engem* und *téged* nur Pronominalformen im Akkusativ sind, welches Element macht nun die beiden Wortformen zu Akkusativen? Von dem in beiden Wörtern vorkommenden *g*-Element kann nach unserer bisherigen Kenntnis nicht die Rede sein, denn, wie wir schon sagten, man hält es nur für ein Pronominalbildungssuffix, das hier keine syntaktische Rolle spielen kann, die *m*-, *d*-Endung ist jedoch possessive Personalendung, auch diese spielt in diesem Falle also keine syntaktische Rolle. Es bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, daß die ursprünglichere Form von *engem* und *téged engemet* und *tégedet* war, daß also die beiden Pronomen durch die *t*-Akkusativendung zu Akkusativen gemacht wurden und daß dann nach der Analogie der Wortpaare gleicher Bedeutung *kertemet*: *kertem* = „meinen Garten", *kertedet*: *kerted* = „deinen Garten", auch *engemet*: *engem*, *tégedet*: *téged* die Akkusativbedeutung bekamen. Es ist Tatsache, daß wir in den Kodices häufiger die Formen *engemet*, *tégedet* antreffen als die *engem*, *téged*-Formen, in der altungar. Marienklage finden wir *engümet*, wenn wir auch auf den Streifen der Königsberger Bruchstücke die Form *tégüd* finden, aber auch das ist Tatsache, daß in den Kodices *őtet* verhältnismäßig häufiger ist als das regelmäßige *őt* und vom 16. Jh. ab *bennünket*, *benneteket* viel häufiger anzutreffen ist als das ursprünglichere *bennünk*, *bennetek*. Aus

den Sprachdenkmälern gewinnen wir also kein klares Bild. Es ist möglich, daß *engemet, tégedet* das ursprünglichere ist, dafür spricht das zahlenmäßige Übergewicht des *engemet, tégedet*-Vorkommens und daß die älteste derartige Pronominalform aus der altungar. Marienklage bekannt ist und dort schon *engümet* vorhanden ist; aber es ist ebenfalls möglich, daß *engem, téged* das ursprünglichere ist, dafür spricht das schon auf den Streifen der Königsberger Bruchstücke vorkommende *tégüd; engemet, tégedet* sind also nur Ergebnisse einer Suffixhäufung wie *őtet, bennünket, benneteket* gegenüber den Formen *őt, bennünk, bennetek* und die *t*-Akkusativendung verbreitete sich vom Akkusativ der gemeinsamen Hauptwörter auf die Pronominalformen *engem* und *téged*. Die Frage der Ursprünglichkeit muß dennoch für die Formen *engem* und *téged* entschieden werden, weil, wenn neben *kertemet, kertedet kertem, kerted* nicht nur „meinen Garten", „deinen Garten" bedeutet, sondern in erster Linie „mein Garten, dein Garten", es dann unverständlich ist, daß neben *engemet* und *tégedet engem* und *téged* nicht in erster Linie „ich und du" bedeuten oder wenigstens warum *engem* und *téged* nicht auch die Bedeutung „ich, du" haben.

Im Ungarischen steht beim sog. Teilobjekt die subjektive Konj., ob nun die Wortformen im Akkusativ ein besitzanzeigendes Personalsuffix haben oder nicht.

Totalobjekt	Teilobjekt
Péter a kertet látja.	*Péter kertet lát.* o. *Péter egy kertet lát.*
Három lovamat ellopták.	*Három lovamat elloptak.*

In der Tabelle auf der linken Seite bedeutet der erste Satz, daß Peter den einen Garten sieht, von dem die Rede war, der zweite Satz, daß ich insgesamt drei Pferde hatte und mir alle drei gestohlen wurden. In der Tabelle auf der rechten Seite bedeutet der erste Satz, daß Peter unter vielen Gärten einen sieht, der zweite Satz, daß ich mehr Pferde hatte, aber drei von ihnen gestohlen wurden.

Es kann der Gedanke auftauchen, ob nicht deshalb bei *engem* und *téged* die subjektive Konj. steht, weil wir *engem* und *téged* als Teilobjekte auffassen müssen. Dies ist sicherlich nicht der Fall, weil *én* = 'ich', *te* = 'du' nicht aus mehreren Personen bestehen können, deshalb können *engem* und *téged* nicht Teilobjekt sein.

Da *engem* und *téged* Personalpronomen im Akkusativ sind und bei ihnen die subjektive Konj. gebraucht wird, müssen die *engem, téged*-Wortformen ein solches Element besitzen, das die beiden Wörter zu Akkusativen macht, und zwar zu solchen Akkusativen, bei denen nach den Gesetzen der ungar. Syntax die subjektive Konjugation stehen muß.

Wir wollen nun unsere Aufmerksamkeit auf das in *engem* und *téged* vorkommende *g*-Element richten. Dieses *g*-Element, wie wir schon gesagt haben, wird als Pronominalbildungssuffix erklärt, aber wir wollen prüfen, ob es nicht eher eine Endung ist, eine Akkusativendung, aber eine solche Akkusativendung, bei der die subjektive Konjugation stehen muß.

In der früheren ungar. Sprache, aber auch in der heutigen, wird statt *minket, titeket bennünket* und *benneteket* gebraucht. Von diesen beiden Wortformen wurde schon sehr früh festgestellt, daß ihre ursprünglichere Gestalt *bennünk, bennetek* war, *bennünket, benneteket* kommt nicht früher als im 16. Jh. vor (s. Tömlő: Budenz-Album 149), z. B. lesen wir auch in der Leichenrede: *tiǔ bennetük* „titeket". In den Wortformen *bennünk, bennetek* ist das *benn*-Element identisch mit dem ortsbestimmenden Suffix *-ban, -ben*. Das *ban-, ben*-Suffix drückte besonders in der früheren ungar. Sprache auch das Teilobjekt aus: *adjatok nekünk az ti olajtokban* „adjatok nekünk egy részt a ti olajtokból". Bei einem solchen Teilobjekt mit der Endung *-ban, -ben* war im Ungarischen immer die subjektive Konj. in Gebrauch und deshalb stand bei *bennünket, benneteket,* bzw. älterem *bennünk, bennetek* immer das Verb in der subjektiven Konj.

Péter lát bennünk (bennünket).
Péter lát bennetek (benneteket).

Die Bedeutung ‘uns’ und ‘euch’ haben aber im Ungarischen auch die Wortformen *minket, titeket.* Diese Wortformen müssen auch alt sein, denn *minket* kommt z. B. schon auf den Streifen der Königsberger Bruchstücke vor. Im Prinzip wäre es keine Unmöglichkeit, daß es für den Ausdruck „uns" und „euch" im Ungarischen von Anfang an zweierlei Wortformen gab: *bennünk, bennetek* „einige von uns, einige von euch" (Teilobjekt) und *minket, titeket* „uns alle, euch alle" (Totalobjekt). Aber diesen Gedanken müssen wir verwerfen, nicht nur deshalb, weil z. B. in der Leichenrede *tiǔ bennetük* nicht Teil-, sondern Totalobjekt ist und aus den meisten Angaben des „Nyelvtörténeti Szótár" zweifellos festzustellen ist, daß *bennünk (bennünket), bennetek (benneteket)* ‘uns alle, euch alle’ bedeuten, sondern in der Hauptsache deshalb, weil, während bei *bennünk (bennünket), bennetek (benneteket)* die subjektive Konj. verständlich und klar wäre, es unverständlich und dunkel bleibt, warum bei *minket, titeket* nicht die objektive Konj. stehen sollte, so wie z. B. bei *kertünket, kerteteket.* Die Wortformen *minket, titeket* sind tatsächlich alt, aber dennoch sind sie viel späteren Ursprungs als *bennünk, bennetek.* Diese *bennünk, bennetek*-Formen sind die ursprünglichen und ihre Bedeutung war neben ‘in uns, in euch’ nicht nur ‘einige von uns, einige von euch’, sondern auch ‘uns alle, euch alle’.

Demzufolge waren ursprünglich die Akkusative der ungar. Personalpronomen wie folgt:

engem	*bennünk*
téged	*bennetek*
őt	*őket*

Ursprünglich hatte nur das Pronomen der dritten Person die *t*-Akkusativendung, und dies ist sicherlich der Grund dafür, daß bei *őt, őket* immer die objektive Konj. in Gebrauch war.

Péter látja őt.	*Péter látja a kertet.*
Péter látja őket.	*Péter látja a kerteket.*

Wenn wir jetzt die ursprünglichen Pronominalformen im Akkusativ betrachten, können wir feststellen, daß bei *bennünk, bennetek* deshalb subjektive Konj. steht, weil *bennünk, bennetek* ursprünglich adverbiale Bestimmungen sind, und zwar Ortsbestimmungen, — auch bei *engem* und *téged* muß deshalb die subjektive Konjugation stehen, weil *engem* und *téged* ursprünglich adverbiale Bestimmungen waren, und zwar Ortsbestimmungen. In *engem* und *téged* muß deshalb ein ortsbestimmendes Suffix vorhanden sein, und dieses Suffix kann nichts anderes sein als das in beiden Wörtern vorkommende *-g*.

Engem und *téged* aber bedeuten nicht, wie wir sehen werden, „bennem, benned", sondern „rajtam, rajtad". Das *-g* ist also ein Lokativsuffix[1]), das auch in andern Wörtern, auch in zusammengesetzten Suffixen vorkommt, aber auf leicht verständliche Weise wurde es in einem Teil der Fälle zu einem Suffix mit modaler Bedeutung.

Ein solches ungar. Wort mit *g*-Suffix ist *gyalog*: 1. 'pedibus (ire)', 2. 'pedestris (miles)'. Dessen Grundwort *gyal-* ist finnisch-ugrischen Ursprungs, finn. *jalka*, tscher. *jol* usw. 'Fuß'. Die Bedeutung des Wortes *gyalog* ist also 'lábon' (auf den Füßen), was genau mit der Bedeutung 'pedibus (ire)' zusammentrifft. Das *g*-Element wurde als Bildungssuffix erklärt, und man sagte, daß das Wort ein sog. endungsloses Adverb sei (seine ursprüngliche Gestalt sollte *gyalogon* sein), ein solches endungsloses Adverb wie z. B. *négykézláb, holnap, mikor*. Aber was die Endungslosigkeit anbetrifft, können wir uns nicht auf solche adverbiale Bestimmungen berufen wie *négykézláb*, weil diese alle Zusammensetzungen sind, *gyalog* ist aber kein zusammengesetztes Wort. Das Wort *gyalog* können wir als nichts anderes ansehen als ein Wort mit einem lokalen oder modalen Adverbialsuffix; die erste 'pedibus (ire)' Bedeutung des Wortes läßt an unserer Feststellung keinen Zweifel. Aus dem Adverb wurde dann durch Adhäsion ein Nomen: 'Pedestris (miles)', wie z. B. auch durch Adhäsion auch *rokon, eleven, haza* usw. aus Adverbien zu Nomen wurden.

---

[1]) Dieses Lokativsuffix *-g* wurde ebenso Akkusativsuffix, wie das ungar. Lokativsuffix *-t* (*-tt*) Akkusativsuffix (*-t*) wurde.

Wenn *gyalog* ein Wort mit Adverbialsuffix ist, dann muß auch seine Entsprechung: *lovag* „eques" ursprünglich ein Wort mit Adverbialsuffix sein. Dieses Wort hielt man allgemein für ein Nomen mit *g*-Bildungssuffix, und das Wort ist in der ungar. Sprache wirklich nur als Hauptwort bekannt; aber da die ursprüngliche adverbielle 'lábon'-Bedeutung des Hauptwortes *gyalog* sicher ist, so können wir auch die ursprüngliche adverbielle 'lovon'-Bedeutung des Hauptwortes *lovag* als unzweifelhaft hinnehmen. Auch dies senkt die Wagschale zu unseren Gunsten, daß auch Szinnyei das Wort nicht für eine Bildung hält, weil in NyH[7] 92 wir weder *gyalog* noch *lovag* unter den Wörtern finden, die das *g*-Bildungssuffix haben[1]).

Das Adverbialsuffix *-g* ist auch in dem Suffix *-lag, -leg* vorhanden. Gleichalterig und ursprünglich gleichwertig damit ist das Suffix *-lan, -len*, das aus den Adverbialsuffixen *-ul, -ül* und *-an, -en* entstand (s. Ponori Thewrewk: Nyr. VII, 544, Simonyi: Nyr. XV, 483 ff.). Daß der Gebrauch des *lag, leg*-Suffixes identisch ist mit dem des *-lan, -len*, können wir mit diesen Wortpaaren beweisen: *újolag—újolan* „aufs neue", *szinüleg—szinülen* „oberflächlich", *futólag—futólan* „flüchtig". Die verschiedene Gestalt zog mit der Zeit nicht die bedeutungsmäßige, wohl aber die gebrauchsmäßige Sonderung der beiden Suffixe nach sich. In gewissen Fällen können wir heute nur noch *-lag, -leg*, in anderen Fällen *-lan, -len* gebrauchen. Wie das *-lan, -len*-Suffix aus den Adverbialsuffixen *-ul, -ül* und *-an, -en* entstand, so entstand auch das *-lag, -leg*-Suffix aus den Adverbialsuffixen *-ul, -ül* und *-g*.

Ebenso können wir auch das *-tag, -teg*-Suffix erklären (vgl. *viszontag—viszontan* „wiederum"): *kezülteg* „comminus", *oldaltag* „seitwärts", *enyészteg* (vgl. *enyészik* „sich verbergen" NySz.) „Aufbewahrungsort penetral" (Calepinus), *veszteg* „ruhig, still'. Das letztere Wort hält Mészöly für ein Wort mit *ig*-Terminativsuffix: *vesztég hallgat, vesztig hallgat* „elpusztulásig hallgat" (MNy XXI, 120). Dies ist möglich, da das Wort *veszteg* wirklich die Formen *vesztég* und *vesztig* hat. Aber die Ausdrücke *veszteg feküdni, veszteg maradni, veszteg állni, veszteg ülni, vesztegelni* zeugen dafür, daß wir im Worte *veszteg* nicht das Terminativsuffix *ig*, sondern das modale Adverbialsuffix *-g* suchen müssen.

Das Terminativsuffix *-ig (-ég)* wird seit Budenz (UA. 389) als ein Zusammentreffen des Lativsuffixes *-é* mit einem unorganischen *g*-Laut erklärt. Diese Feststellung, daß das *i- (é)*-Element mit dem Lativsuffix *-é* identisch ist, ist unzweifelhaft richtig, aber wenn wir das *g*-Element

[1]) Bei J. Garai lesen wir: *ki gyalog, ki lovag fut* (Szent László, II. T.). Diese Angabe brauchen wir natürlich nicht für eine bewahrte Altertümlichkeit halten, aber wir wollen damit zeigen, daß das Wort *lovag* ursprünglich einen derartigen adverbiellen Gebrauch hatte.

nicht als müßigen Laut, sondern als Lokativsuffix auffassen, erhalten wir eine natürliche Erklärung für die Terminativbedeutung des *ig*-Suffixes: *a fáig megyek „a fáé* = a fa felé" megyek + Lok. *-g* = „a fánál" megállok vagy visszafordulok.

Es ist wahrscheinlich, daß wir es in dem in der Volkssprache vorkommenden Ausdruck *orrag esni* auch nicht mit einem anorganischen *g*-Laut zu tun haben, sondern mit dem Lokativsuffix *-g*, weil man in gewissen Mundarten nicht sagt: *orra esni*, sondern *orrott esni*. Und wie in der Wortform *orrott* das Adverbialsuffix *-tt* vorhanden ist, ebenso kann in der Form *orrag* das Adverbialsuffix *-g* vorhanden sein.

Das Wort *részeg* pflegt man seit Munkácsi (ÁKE 527) mit dem ossetischen Wort *rasig* zusammenzubringen, wenn es auch außer Zweifel steht, daß das ungar. Wort auch mit dem wogulischen *rēj*, *rē* „Hitze" und ungar. *réül* „in Verzückung geraten" in Zusammenhang steht. Nach den Feststellungen Asbóths wissen wir nichts über den Ursprung des ossetischen Wortes, und es ist auch auffallend, daß die großen ossetischen Wörterbücher dieses Wort nicht kennen (NyK. XXXV, 51—52).

Wenn wir das Wort *részeg* aus der ungar. Sprache entwickeln wollen, sind zwei Erklärungen möglich: 1. das Grundwort ist das ungar. **ré* ugrischen Ursprungs „Hitze, heiß", die Endung *-szeg* ist das Nomen *szeg* „angulus", das die Bedeutung '-féle' hat, z. B. *félszeg*, *barnaszeg*, *fejérszeg*, *kerekszeg* (Gyarm. Nyelvm. I, 344), die Bedeutung von *részeg* ist demnach „forróféle". 2. Das Grundwort ist das ugrische **ré* „Hitze, heiß" mit dem Bildungssuffix *sz* und dem Adverbialsuffix *-g*. Auf die letztere Feststellung können wir durch die Form des Wortes *józan* kommen. Das Grundwort von *józan* ist das Nomen *jó* „gut", das *-z* scheint dasselbe Bildungssuffix zu sein (vgl. noch *igaz* < **jogaz*), das wir im *sz*-Element von *részeg* sahen (vgl. noch *tonkasz*, *lapász* > *lapác*), und der Lautwechsel *sz*: *z* ist im Ungarischen genügend bekannt: *csúsz* — *csúz*, *búszmeleg* — *búz*, *küszöb* — *közép* usw. Die *an*-Endung von *józan* ist dagegen sicherlich mit dem modalen Adverbialsuffix *-an (szomorúan, boldogan)* identisch. Die Wörter *részeg* und *józan* waren demnach ursprünglich Adverbien und nahmen erst später ihre adjektivische Bedeutung an. Jetzt wollen wir nicht darüber sprechen, daß z. B. auch im Deutschen *„betrunken"* nicht nur adverbiale, sondern auch adjektivische Bedeutung hat, sondern darüber, daß das Mordwinische *ińetsta* „részeg" und auch 'részegen' bedeutet. Die ursprüngliche Bedeutung war auch im Mordw. adverbiell, dies geht unzweifelhaft aus der Endung *-sta* hervor, die mit dem elativischen (teilweise modalen) *-sta* Suffix identisch ist.

Wenn wir jetzt zwischen dem ungarischen Wort *részeg* und dem ossetischen Wort *rasig* einen Zusammenhang suchen, müssen wir zu folgender Feststellung kommen: Da der Ursprung des osset. Wortes vom

osset., bzw. iranischen und indogermanischen Standpunkt unbekannt ist und da der ungar. Ursprung des ungarischen Wortes *részeg* außer Zweifel steht und mit Sicherheit zu den Ausdrücken des finnisch-ugrischen Schamanendienstes gehörte, haben wir es, wenn das ungar. und osset. Wort im Zusammenhang stehen, nicht mit einem osset. Lehnwort der ungar. Sprache vor der Landnahme zu tun, sondern mit einem ungar. Lehnwort der osset. Sprache vor der Landnahme. Damit haben wir nichts Absonderliches gesagt, denn wir kennen schon andere ungar. Lehnwörter vor der Landnahme in verschiedenen Sprachen. So wissen wir, daß das ungar. *sátor* ein ungar. Lehnwort im Altrussischen aus der Zeit vor der Landnahme (Melich) ist, die Stammesnamen *Jenő* und *Gyarmat* sind noch heute im Baschkirischen vorhanden (Németh).

Die finnisch-ugrische Entsprechung des ungar. *-g*-Suffixes ist ohne Zweifel das tscheremissische *-ŋg*-Suffix: *teŋge, teŋgelä* „so" < *te* „dieser", *tụŋge, tụŋgelä* „so" < *tu* „jener", *seŋge, seŋgelä* „so" < *se-* „jener" (NyK. XL, 455—7). Das *-ŋg* sah man bisher als Pronominalbildungssuffix, aber da nicht nur *teŋgelä, tụŋgelä, seŋgelä*, sondern auch *teŋge, tụŋge, seŋge* „so" bedeuten und da das bei tscheremissischen Adverbien vorkommende *lä* ein Bildungssuffix ist (s. Beke: NyK XL, 455), ist es außer Zweifel, daß die Endung *-ŋge* nicht Pronominalbildungssuffix, sondern Adverbialsuffix ist.

Bei der Behandlung des ungar. *-g*-Suffixes müssen wir darauf achten, daß wir es nicht mit ungar. *-g*-Endungen anderen Ursprungs zusammenbringen. Es gibt im Ungarischen wirklich ein deverbales *-g*-Nominalbildungssuffix: *viszketeg, daganag* usw. Es gibt ein denominales Nominalbildungssuffix: *jóg* „dextra", *balog* usw. Es gibt einen anorganischen *-g*-Laut: *rozmaring, csaláng* usw., und gänzlich anderen Ursprungs sind auch die Wörter der Art: *osztég, osztëg*.

DieseWorte sind folgende: *osztég, osztánnég* „nachher", *majdég* „dann", *márég* „schon wieder" aus *oszt'-még, osztán-még, majd-még, már-még*; *ëssëg, ësëg* „wiederum", *osztëg* „nachher", *esztëg* „nachher", *éppëg* „eben" aus: *ë(é)s-meg, oszt'-më̈g, eszt'-më̈g, épp-më̈g*. Das *m* kann nämlich im Innern des Wortes nach Konsonant ausfallen: *azt mondják, azt mondta* > *aszongyák, aszonta*; *pap-monya* „physalis alkekengi" > *paponya, páponya*; *is-még* > *isőg* > *sőg* > *sőt*; *gyermek* > *gyerek*[1]).

Die Wörter der Art *osztáng* „nachher", *éppeng* „eben" wurden nicht mit anorganischem *-g* gebildet, sondern entstanden aus der Vermischung von Wörtern der Art *osztán* × *osztég, éppen* × *éppeg*.

[1]) Das *m*-Element des Wortes *gyermek* ist gewiß Diminutivsuffix, dennoch ist es nicht zulässig, sich auf den Wechsel *gyerek*: *gyermek* zu berufen, weil es scheinen könnte, als ob das Wort *gyerek* ebenso alt wäre wie *gyermek*. Während das Wort *gyermek* sehr alt ist, kenne ich für das Wort *gyerek* aber keine ältere Angabe als 1660 (Tört T. 1889: 170), das Wort wurde somit aus dem ursprünglichen *gyermek* zu *gyerek* verstümmelt.

Sprachklangbilder.

Von

Heinrich Junker (Leipzig).

Was ich unter dem Titel „Sprachklangbilder" hier vorlege, trägt ein eignes und völlig neues Gesicht.

Es handelt sich — schon mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum — zunächst nur um einen Einblick in die Arbeit an einer objektiven und vergleichenden Sprachcharakteristik, ja um die Erschließung dieses Gebietes selbst. Und ich lege gern einige Erstlinge meiner Tätigkeit auf diesem Arbeitsfelde an dem Steine nieder, der den Namen: Zoltán von Gombocz trägt, weil ich weiß, daß auch dieser große ungarische Sprachforscher, wenn schon von anderer Seite her und aus anderem Stoffe den Faden spinnend, mit regstem und freundschaftlichstem Interesse den hier behandelten Fragen nachging.

Ihm brauche ich nicht die wissenschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen darzulegen und die Spuren von Vorarbeiten aufzuzeigen, die in die Richtung weisen, die ich hier beschreite, sondern kann sogleich mit der Selbstbesinnung beginnen.

Gegenüber der philologischen Methode der Sprachbetrachtung, welche sich — mit Recht — an den Buchstaben und den Sinn eines niedergelegten Textes gebunden weiß, hat es zu allen Zeiten, unwillkürlich oder bewußt verfahrend, eine andere Sprachbetrachtung gegeben, welche nicht so sehr mit dem Auge als mit dem Ohre und daher lebendige Sprachen lieber, als „tote", im Ganzen und Zusammenhang und in ihrer Eigenart und ihren Gegensätzen zu erfassen strebte, eine Betrachtung, die mit immer neuem Staunen der Vielfalt und Unterschiedenheit der Klänge und Geräusche lauschte, auf denen der Menschengeist seine Fahrt in die Welt unternimmt. Ich glaube, daß es nicht nur eine persönliche Weise meines eigenen Erlebens ist, sondern daß einen jeden von uns erwachsenen und geschulten Menschen doch immer wieder etwas von der naiven Verwunderung und Ergriffenheit des Kindes überkommt, wenn er den Äußerungen einer ihm völlig fremden Sprache gegenübertritt. Und fällen wir nicht wie das Kind, das noch glaubt, daß seine Sprache alle Sprache sei, fällen nicht auch wir unwillkürlich Urteile — und wie oft nicht Verurteilungen! — über den flüchtigen Leib des Logos, der uns in der unver-

ständlichen Rede eines Russen, Ungarn, Inders, Chinesen, Berbers oder Indianers begegnet und leise anrührt? Finden wir nicht die eine Sprache wohllautender und melodischer als die andere, die uns herb und hart vorkommt? Erfreut und befriedigt uns nicht die Linie des tonischen Satzverlaufes der einen Sprache, während uns Tonschritt und Tonbewegung der anderen langweilen oder abstoßen? Und genießen wir nicht geradezu die rhythmische Abfolge und den fein gewogenen Stufenbau der Schwere im Klanggefüge dieser Sprache, wohingegen uns das Stampfen und Stoßen oder die ratternde Bewegung im Körper der anderen widerstrebt? Ob wir wollen oder nicht: wir nehmen Stellung, wir vergleichen und bewerten. Und nicht selten fällt der Vergleich auch zu Ungunsten unserer Muttersprache aus. So etwa bei dem Altgriechischen. Wem steigt nicht bei der Erinnerung an den griechischen Unterricht vor dem geistigen Auge die ehrsame Gestalt eines für den Wohllaut dieser Sprache begeisterten Schulmonarchen auf, der mit schöner Leidenschaft aus den unverkennbaren Sprachelementen seiner Münchener, Leipziger oder Königsberger Heimat die ewigen Verse Homers wieder aufbaut und vor gespannt lauschenden Jünglingsohren dahinrollen läßt?

Hier, wie an anderen Stellen, erhebt sich die Frage und läßt sich nicht abweisen: ob nicht all diese Werturteile über Sprachen doch im Letzten nicht anderer als nur subjektiver Begründung fähig sind, genau so, wie sie auch nur aus gefühls- und stimmungsmäßigem Untergrunde erwuchsen; und ob sie daher überhaupt einen Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung haben.

Eine solche Frage muß man wohl dahin beantworten, daß in der Tat allen Sprachkennzeichnungen und -beurteilungen von der Art der angegebnen (zunächst) nur subjektive Bedeutung zukommt.

Bewertungen dieser Art sind subjektiv aus zwei Gründen. Sie sind es, weil sie Geschmacksurteile darstellen und das, was dem einen wohlklingt, noch lange nicht den andern erfreut. Und sie sind es, weil sie kritiklos den eigenen Sprachklang als Grundlage von Beurteilungen nehmen, meist ohne das individuelle oder landsmannschaftliche Gepräge der eignen Sprache genauer oder überhaupt zu kennen.

Von der subjektiven und persönlichen Bedingtheit solcher Sprachcharakteristiken sucht man dadurch loszukommen, daß man über die Gründe und Veranlassungen zu derartigen Urteilen nachdenkt. Man unternimmt so eine sachliche Rechtfertigung des mehr gefühlsmäßigen Eindruckes, und man verweist auf sprachliche Einzelheiten und macht sie für die unwillkürlichen Bewertungen verantwortlich. So wird der „Wohlklang" des Italienischen oder Altgriechischen auf den „Reichtum an volltönenden Vokalen" dieser Sprachen zurückgeführt, zumal an solchen der Endsilben, und an den slavischen Sprachen, an den einen mehr als an

den andern, mißbilligt man das Übermaß an Konsonanten oder deren allzugroße Häufung. Die bis zu gelegentlicher Geziertheit „elegante" Satzmelodie der französischen Rede wird als einer der Gründe angegeben, warum diese Sprache dem Fremden so reizvoll und ansprechend erscheint. Und man will von den holländischen oder Schweitzer [*ach*]-Lauten nichts wissen, weil sie „rauh, fauchend und unschön" klingen und das „Ohr beleidigen".

Das alles sind aber im Grunde nur Versuche nachträglicher Rechtfertigung eines schon vorher abgegebenen Urteils, über dessen Unterlagen man sich klar werden will, und es sind Versuche, die selber der Rechtfertigung bedürfen, denn sie beruhen auf der keineswegs gesicherten Voraussetzung, daß der Eindruck des Ganzen einer Rede sich aus der Summe der Eindrücke ihrer Teile aufbaut. Man wird nicht bestreiten, daß die einzelnen Redeteile für sich schon einen bestimmten Eindruck auf das Ohr eines fremden Hörers machen können. Mindestens ebenso wichtig, wie dieser Eindruck ist aber der aus dem Verhältnis und der wechselseitigen Gemeinschaft der Redeteile entspringende, und es ist daher die Frage, ob sich eindrucksmäßige Charakteristiken überhaupt durch Hervorhebung irgend welcher auffallender Eigenheiten einer Sprache rechtfertigen lassen, Eigenheiten, die doch nur durch den Gegensatz dieser Sprache zur Sprache des jeweiligen Hörers ihre Fremdartigkeit besitzen und durch diese Fremdartigkeit hervortreten.

Als persönliches Bekenntnis läßt es sich vielleicht rechtfertigen, wenn man sagt: am Englischen mißfällt mir der stimmhaft oder stimmlos auftretende Zwischenzahnlaut [θ, δ]. Sein Lispeln stört das Klangbild des Englischen. Oder man findet böhmische Worte, wie: *vždy* 'immer', *mdlý* 'matt', *ctnosten*, d. i. *tstnosten*, 'tugendhaft', *vlk* 'Wolf', *smrk* 'Fichte' wegen ihrer Konsonantenhäufung unschön. Wer so urteilt, wird freilich auch die bairischen Formen: [*tsruk*] 'zurück', [*ksiχt*] 'Gesicht', [*hóxtst*] 'Hochzeit', [*fiᵃrtsχ*] '40', [*irksn*] 'Achselhöhle', [*šiᵃx*] 'häßlich' u. a. nicht gerade für Muster des Wohllautes ansehen. Man darf aber nicht vergessen, daß all diese Worte und Lautgruppen ja nicht alleinstehend hervorgebracht und durch klangleere Zeiten von einander getrennt werden. In der lebendigen, gesprochenen Rede sind ihre Besonderheiten eingebettet in das Gesamtgefüge eines beweglichen und elastischen aber immer geschlossenen Zusammenhanges, und sie wirken darin auch klanglich ganz anders, als herausgelöst aus dieser ihrer zeugenden und tragenden Umgebung. In ihr sind sie derart mit einander verkettet, daß das Ziel und Ende der akustischen Bewegung, als welche sich die Rede darstellt, ebenso wie das Ziel eines jeden einzelnen Satzes, schon seinen Anfang nach Farbe, Dauer, Höhe und Lautheit bis in die kleinsten Teile hinein mitbestimmt. Vom Sinne her wird jeder sprachliche Verlauf gestaltet. Er ist das ideale

Band und zugleich die treibende Kraft der sprachlichen Hervorbringung. Er ist ihre zeugende Mitte und der Bürge für ihr Maß. Er schafft eine sprachliche Gesamtstimmung, welche eine akustische Beleuchtung des Ganzen hervorruft, die ihren Abglanz auf jede klangliche Einzelheit fallen läßt und dadurch die Schärfe ihrer Konturen mildert oder auch verdeutlicht.

Für eine vergleichende und objektiv verfahrende Charakteristik gilt es daher, dieses bewegliche und doch bestimmte Ganze einer sprachlichen Hervorbringung zu erfassen und zu beschreiben. Das ist ohne die Erfassung seiner tragenden Einzelheiten nicht möglich, und es fragt sich, was man als solche anzusehen hat. Vorausgesetzt, diese Einzelheiten stünden fest, so wird man sie aber nach dem Gesagten nicht als solche zu schildern haben, sondern in ihrer Gemeinschaftswirkung und als Menge. Denn nur so wirken sie an dem Gesamteindruck mit, den die Sprache macht, nur so sind sie wahrhaft in der gesprochenen Rede vorhanden.

Heute wird es einem viel leichter gemacht, sich über die klanglichen Gebilde, die das Ganze einer Sprachäußerung tragen, Gewißheit zu verschaffen, als früher. Kaum bedarf es der Begründung, daß sich die Muttersprache für solche Feststellungen am wenigsten eignet, denn hier gehört schon eine große Übung dazu, um sich völlig auf das rein Klangliche einzustellen und den darüber hin schwebenden Sinn nicht zu beachten. Auch übersieht man am Bekannten leicht so manches. Besser geht es daher schon bei einer mehr oder weniger gut bekannten Fremdsprache, der man sich viel leichter, als der Muttersprache, „gegenüber"stellen kann. Am sichersten verfährt man aber, wenn man eine fremde Sprache wählt, die man überhaupt nicht versteht. Und Sprachäußerungen dieser Art stehen uns heute durch das Radio, vor allem aber durch die Schallplatte leichter und sicherer zur Verfügung als früher, wo man immer erst einen fremden Sprecher haben mußte, wenn man eine fremde Sprache hören wollte.

Was bemerken wir aber an solch einem fremdartigen Klanggebilde, von dem wir nur das eine sicher wissen: daß es bedeutsame Äußerung oder Sprache ist, wenn wir hinhören? Der gesamte Klangkörper ist, wie in der Musik, in fortschreitender Bewegung. Die erste Grunddimension der gesprochenen Sprache ist daher die Zeit. Sie ist die sprachliche Anschauungsform schlechthin, die x-Achse eines vom beobachtenden Verstande über die Sprache ausgebreiteten Koordinatensystems. Demgegenüber kann man beim sprachlichen Geschehen nur im übertragenen Sinne des Wortes neben der zeitlichen Anschauungsform auch von räumlichen Erstreckungen reden, die in Wirklichkeit nur aus der Bewegungsgliederung des Klangkörpers stammen. Dennoch will ich es der Anschaulichkeit

halber tun. Alsdann besitzt auch das bewegte Klanggefüge der gesprochenen Sprache nicht nur in den Einzelheiten seiner Gliederungen, sondern schon als Ganzes und allgemein eine Erstreckung in der Vertikalen, auf der y-Achse, eine Erstreckung, die das sprachliche Geschehen ebenfalls mit dem musikalischen teilt: seine tonische Kennzeichnung nach Höhe und Tiefe.

Erkennt man diese zweite, wenn auch mit der zeitlichen nicht gleichartige Dimension an, so darf man in der Lautheit eine dritte Erstreckung, die z-Achse des genannten Koordinatensystems, erblicken, eine Dimension, die auf die Stärke und Dichte oder den Hintergrund weist und die ebenfalls am musikalischen Gebilde zu beobachten ist.

Wie dem Ganzen zeitliche Dauer, Höhe und Stärke eignet, so auch jedem seiner Teile oder Glieder, die sich ja nur durch das Hervortreten eines oder mehrerer dieser Merkmale überhaupt als Glieder und Teile vom Ganzen abheben. Die Zeit- und Stärkegliederung des Sprachgefüges erfassen wir als Tempo, Takt und Rhythmus, die tonische Gliederung tritt uns in der Melodie der Worte und Sätze und in der Farbe der sie tragenden Klanggebilde entgegen. Es ist hier nicht der Ort, diese Auffassungen zu begründen und zu ergänzen. Ich kann sie, als Voraussetzungen des Folgenden, nur einfach hinstellen. Anderwärts werde ich ausführlicher darüber zu sprechen Gelegenheit nehmen. Hier sei nur angemerkt, daß auch die Klangfarbe, mit der wir uns jetzt in Beispielen beschäftigen wollen, eine Folge der Zusammensetzung der Klanggebilde ist und von der Tonhöhe der verschmolzenen Merkmale abhängt.

Ich greife also von den verschiedenen Eindrücken, die ein Sprachgebilde auf den Hörer macht, hier nur einen einzigen heraus, um zu zeigen, wie man ihn objektiv fassen und als Ganzes darstellen und vergleichen kann. Diese neue Art der Sprachvergleichung ist, wie leicht einzusehen, von der Voraussetzung der Verwandtschaft der verglichenen Sprachen völlig unabhängig. Man kann entwicklungsgeschichtlich verwandte Sprachen und unverwandte, alte und neue, lebende und „tote" in bezug auf ihre Färbung miteinander vergleichen und kann dadurch einen Teil der Gründe aufdecken, warum die eine Sprache größere Zuneigung erweckt und erfreulicher anmutet, als die andere. Gewiß ist es nicht allein das wechselnde Spiel der Klangfarben, welches den Gesamteindruck einer sprachlichen Äußerung bestimmt; aber ebenso gewiß ist die Abtönung nach der Farbe mit das wesentlichste Merkmal eines jeden Sprachganzen.

Es bedarf keiner ausführlichen Darlegung, daß die Farben eines Sprachgefüges vor allem — wenn auch nicht ausschließlich — an den „Vokale" genannten Trägern der Sprache haften. Schon immer hat man ja diese Gebilde nach ihrer Farbe in helle, mittlere und dunkle eingeteilt und hat zur Gruppe der ersteren alle *i*- und *e*-artigen Laute, zur

zweiten Gruppe die *a*-artigen und zur dritten die *o*- und *u*-artigen gerechnet. Genau genommen trifft man jedoch mit dieser Bezeichnung eine Doppelheit von Eigenschaften. Man meint nämlich mit ihr: einmal jene Qualität der Klanggebilde, welche sie als *a*, *e*, *i*, *o*, *u* von einander unterscheidbar macht, daneben aber auch die Höhenlage in einer gedanklich in Stufen eingeteilten gleitenden Reihe zunehmender Schwingungsgeschwindigkeiten des Klangerzeugers. Es ist lediglich eine Frage der Benennung, ob man nur etwa die *e*-Qualität eines Klanges als seine „Farbe", seine Tonhöhe aber als „Helligkeit" bezeichnen will. Ich gebrauche den Ausdruck „Helligkeit" für beides, im Einklang mit dem Sprachgebrauch im Bereich des Sichtbaren, wo es ja verschiedene Helligkeitsgrade z. B. der Farbe „braun" gibt. Bei den Vokalklängen hängt die Qualität, d. h. das, was sie als *a*, *e* oder *o* erscheinen läßt, durchaus nur von ihrer Zusammensetzung aus verschieden hohen Einzeltönen (Formanten) ab, und es gibt für eine jede typische Vokalqualität in einer bestimmten Höhe der Tonleiter einen kennzeichnenden Formantbereich, — unter Umständen auch mehrere, — mit deren Wegfall die Vokalfarbe selbst schwindet. Doch sei hier nicht näher auf diese Verhältnise eingegangen. Ein Blick etwa auf die Stumpfsche Tafel der Formantenzentren (Stumpf, Die Sprachlaute, Bln. 1926, S. 179) zeigt deutlich, wie *o*, *u* durch ein in der Gegend von g^1 liegendes Zentrum, *a* durch ein solches bei g^2, die Gruppe der Umlaute *ö*, *ä*, *ü* durch Zentren von Formanten in der Lage g^3 und b^3, die helle Gruppe *e*, *i* aber durch solche bei d^4 und b^4 zustande kommen. Im Hinblick auf ihre Helligkeit wird man darum *ä*, *ö*, *ü* als „halbhelle" zur *e*, *i*-Gruppe stellen.

Der Gesamteindruck der Farbe und Helligkeit einer sprachlichen Äußerung kommt durch die Verschmelzung der Einzeleindrücke vor allem ihrer Vokale zustande. Man muß daher versuchen, sich ein Bild von der durchschnittlichen und eben deshalb typischen Häufigkeit der Vokale einer bestimmten Sprache zu machen, will man diesen Gesamteindruck erfassen. Ein solches Bild erhält man dadurch, daß man die Vokale einer ausreichend umfänglichen sprachlichen Äußerung statistisch aufnimmt. Eberhard und Kurt Zwirner haben gezeigt (Fo. und Fo. 1935, Nr. 4), warum die bisherigen, höchstens auf ein paar Tausend Laute sich beschränkenden Auszählungen wertlos sind; deshalb habe ich in den nachfolgenden Statistiken überall einen 30—40000 Elemente umfassenden Sprachstoff zugrunde gelegt.

Ich kann an dieser Stelle nicht auf all die möglichen Einwände gegen das statistische Verfahren überhaupt und seine Anwendung bei der Herstellung von Sprachklangbildern eingehen, möchte aber doch zwei naheliegende Einwürfe kurz zurückweisen. Zunächst den Einwand, daß die Zahl und die Art der gesprochenen Vokale — um bei diesen zu bleiben — von

Sprecher zu Sprecher derselben Sprachgemeinschaft wechsele, ja auch im Laufe der individuellen Sprachentwicklung einer Einzelperson sich verändere, und daß die Zahl der Vokale überhaupt ganz unbestimmbar groß sei und jeder wissenschaftlichen Abgrenzung spotte. Dem ist entgegenzuhalten: Es handelt sich hier gar nicht um phonetische, sondern um sprachliche Feststellungen. Deren Gegenstand sind nicht die artikulatorischen Schälle und Klänge, sondern Stellenwerte einer beschränkten Zahl von Grundelementen, die durch ihre herkömmliche Ordnung und Zusammenfassung als Sinnträger auftreten, ohne Rücksicht darauf, an welchem Stoffe diese Elemente erscheinen. In der Lautsprache verwendet man, als die bequemsten Mittel, Klänge und Geräusche. Aber die sinnlich-anschaulichen Klanggebilde der Laute meinen nur jene unanschaulichen Grundelemente, sie sind sie nicht selbst. Sie weisen auf Stellen in einem bestimmten, wohlabgegrenzten Bereich von Elementen und auf deren Werte hin, also auf Ordnungstatsachen, die ihrem Wesen nach unanschaulich sein müssen. Die „Laute", als Signale für Stellenwerte in einem durch seine Ordnung sinntragenden Gefüge, werden aber nicht, wie einzelne Flaggen, nebeneinander gesetzt oder durch Pausen getrennt hervorgestoßen. Vielmehr besteht das Wesen der sprachlichen Artikulation gerade darin, die verschiedenen artikulatorischen Grundstellungen fließend zu durchfahren oder im Vorübergehen eben nur zu berühren und die so hervorgebrachten Klanggebilde gleitend in einander zu verwandeln. Dadurch entsteht die Gesamtstruktur eines sich stetig umformenden akustischen Geschehens, aus der für den Hörer nicht etwa alle Momente der Wandlung, sondern nur diejenigen ins Bewußtsein treten, die für die Sinnerfassung wertvoll sind, d. h.: bestimmte artikulatorisch-akustische Bereiche, die immer eine gewisse Schwankungsbreite besitzen müssen und die keine „Laute" im landläufigen Wortsinne, sondern Laut-Typen darstellen. Darauf führt auch schon die einfache Besinnung, wie phonetisch unterschiedlich etwa das [$\bar{e}$] in: [$l\acute{e}\dot{g}\ di\,\chi$] gesprochen wird, wenn man es grollend, oder liebenswürdig, in heller Wut mit fast überschlagender Stimme, oder schmeichlerisch-schnurrend hervorbringt, wenn es ein Mann, eine Frau oder ein Kind sagt. Phonetisch sind das ebensoviel eigene Gebilde, wie Weisen der Artikulation, sprachlich ist es immer dasselbe „$\bar{e}$".

Während also der Phonetiker mit Recht Hunderte von *e*-Lauten unterscheiden mag, — und jedes Oszillogramm dieser Laute zeigt deutlich die Abweichung — gibt es sprachlich und damit auch sprachwissenschaftlich in jedem Lautsystem nur deren eine eng begrenzte Anzahl, die freilich genau genommen nicht *e*-Laute im Sinne des Phonetikers, sondern *e*-Lautartige, im Rahmen der Umstände ihrer Hervorbringung schwankende, durch die benachbarten „Laute" und durch den Rhythmus und die Melodie des Satzes mit bestimmte, aber immer nur durch eine Gegenüberstellung

mit den andern in der betreffenden Sprache auftretenden sinnwichtigen Vokaltypen erst abgrenzbare Artikulationen darstellen, hinter denen das gemeinte „e" als ideelles Urbild steht. Der Sprecher will nicht sowohl ein phonetisch bestimmtes $\bar{e}_x$ hervorbringen, sondern ein sich (im Deutschen) vom *ö, ä, ā, ə, i* unterscheidendes Schallsignal, das „*ē*" des Hochdeutschen. Im Einzelfalle wird dieses „*e*" ihm und dem Hörer durch ein beliebiges $\bar{e}_{12}$ oder $\bar{e}_{31}$ des *e*-Bereiches seiner Artikulationen vertreten.

Was man also statistisch zu erfassen hat, sind nicht die phonetischen Laute, sondern deren gemeinte ideellen Urbilder und diese werden vielfach schon durch die Buchstaben des Alphabets bezeichnet.

Somit fallen die obigen Einwürfe in sich zusammen.

Im Ungarischen, das ich hier einmal beispielhaft mit zwei sogenannten „toten" Sprachen ganz anderer Herkunft vergleichend zusammenstellen will, haben wir die folgenden vokalischen Urbilder oder Vokalwerte anzuerkennen:

u ū o ō å ā ö ō̈ ü ṻ ä ę ē i ī,

in der Schrift:

u ú o ó a á ö ő ü ű e é i í.

Der grammatische Bau der ung. Sprache bringt es mit sich, daß diese Vokalwerte in zwei einander entsprechende Gruppen, der „hohen" Vokale (magas hangok) *ē, ä, e, ö, ü* und der „tiefen" Vokale (mély hangok) *ā, å, o, u* geschieden werden, in welchen wir — abgesehen von *i, ī*, dem keine tiefe Vokalgruppe entspricht — unsere Einteilung der hellen (*i, e*), halbhellen (*ä, ö, ü*), sowie der mittleren (*ā, å*) und dunklen (*o, u*) Vokale wiederfinden. Bezüglich des *å* kann man im Zweifel sein, ob man es nicht nach dem Schema der ung. Grammatik der dunklen, tiefen Gruppe zuzählen soll, denn es trägt sicherlich dazu bei, den Klangcharakter des Ungarischen zu verdumpfen. Man wird auch das *ä*, das in der Schrift nicht vom „e" unterschieden wird, eher zu den hellen Werten zu zählen geneigt sein, als zu den halbhellen. Da *ä* und *e* in manchen Gegenden und auch in der Sprache der Gebildeten vielfach gar nicht unterschieden wird und beide Laute in ein helles, offenes *e* zusammenfallen, soll auch hier *e* von *ä* nicht getrennt werden.

Zählt man nun umfänglichere Prosatexte verschiedener Autoren aus, so treten die Vokalwerte des Ungarischen mit folgender Häufigkeit auf. Auf 100 Werte entfallen:

25,0	*å*	2,5	*ō*
24,2	*e, ä*	2,2	*u*
9,8	*o*	1,9	*ö*
9,7	*ā*	1,4	*ü*
9,4	*i*	1,3	*ī*
7,7	*ē*	1,0	*ū*
3,3	*ö*	0,5	*ṻ*

Ordnet man diese Werte nach ihrer Helligkeit in eine Reihe, so erhält man das Helligkeitsspektrum des Ungarischen, wie es sich in Tafel 1 darstellt. Man sieht, daß die Gesamtmasse aller hell-Werte gerade die Hälfte aller Werte überhaupt ausmacht und daß die dunkel-Werte mit 40 Hundertteilen fast die ganze andere Hälfte bilden. Zwischen beiden Wertehälften in der Mitte befindet sich die kleine 10 Hundertteile betragende reine *ā*-Gruppe, wie der Zeiger an der Waage. Die Ungarische Sprache erweist sich also hinsichtlich der Verteilung von hellen und dunklen Farben als besonders harmonisch oder symmetrisch gemischt. Mit *ö* und *ü* herrscht ein klein wenig die helle Seite vor. Läßt man aber diese Übergangslaute zusammen mit *ā* die Mitte bilden, so befindet sich zu beiden Seiten derselben die gleiche Menge heller und dunkler Werte. Wie man die statistischen Zahlen auch deuten mag: dem grammatischen Wechsel heller und dunkler Gefüge entspricht auch ein eindrucksmäßiger, derart, daß Hell und Dunkel im ganzen gleichmäßig über den artikulatorischen Vorgang ausgebreitet sind.

Das aber ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Das beweist ein Blick auf das Altindische (Sanskrit).

Die hier in Frage kommenden Vokalwerte sind:

a ā ē i ī ō u ū ṛ ṝ.

Die letzteren beiden Werte unterliegen der Erörterung. Läßt man sie gelten, dann muß man sie wohl zu den hellen rechnen, da die Aussprache *ri* in verschiedenen Schulen auf *i*-Haltigkeit weist. Wir können hier aber auch die beiden Werte vernachlässigen, wenn wir sie zu denjenigen Konsonanten zählen, welche auch in sonantischer Funktion auftreten, und die, wie alle Konsonanten, auch mit das Klangbild einer Sprache bestimmen, aber nicht in erster Linie. Rechnet man dennoch *ṛ* und *ṝ* mit zu den Hauptträgern der Färbung des altindischen Klangbildes, so machen sie nur rund 1 % aller Sonanten aus, sodaß sie praktisch fast verschwinden. Ohne sie erscheinen die indischen Vokalwerte mit folgender Häufigkeit:

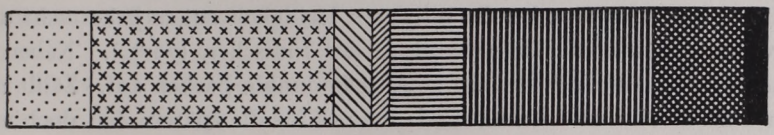
ă	49 %	*u*	6 %
ā	21 „	*ō*	3 „
i	11 „	*ī*	2 „
ē	7 „	*ū*	1 „

Ordnen wir diese Werte wiederum, wie im Ungarischen, nach ihrer Helligkeit in eine Reihe, so erhalten wir das in Tafel 2 abgebildete Spektrum.

Man sieht: eine völlig andere Helligkeitsverteilung. Die reinen dunkel-Werte (*ō*, *ŭ*) sind weniger häufig als im ersten Spektrum. Auch die hell-Werte sind auf mehr als die Hälfte zurückgegangen. Einer besonderen Erörterung bedürfen die breit hingelagerten Werte *a*, *ā*. Der Klangcharakter des so außerordentlich häufigen (49 %) indischen *a*-Vokals ist in der Zeit der indischen Epen, in der Zeit der großen Grammatiker nicht der eines

1.

i e ä ö ü a å o u



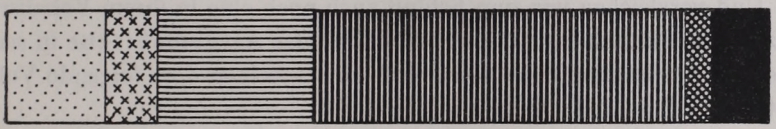
10.7 31.9 5.2 1.9 9.7 25 12.3 3.2

50 : 10 : 25 : 15

hell : mittel : hdunkel : dunkel

2.

i e ā ă o u



13 7 21 49 3 7

20 : 21 (70) : 49 : 10 (59)

hell : mittel : dunkel

3.

i e ā̆ ü a ō o u



21 20 8 3 23 6 13 6

52 : 23 : 25

hell : mittel : dunkel

reinen *a* gewesen. Dieses *ă* klang dumpf und meist dunkel. Aber es spricht sehr vieles dafür — allein schon sein grammatisches Verhältnis zu *ā* — daß es in einer früheren Zeit eher den mittleren Helligkeitsgrad besaß. Auf diese Fragen will ich jetzt nicht eingehen, zumal da es uns hier auf die ideellen Lautwerte und nicht auf deren individuelle Ausprägungen ankommt. Rechnet man also *ă* und *ā* der mittleren Helligkeit zu, so beherrscht diese souverän den ganzen Klangcharakter des Indischen (70 %). Neben ihr treten nur 20 Anteile helle und 10 Anteile dunkle Farben auf. Zählt man aber *ă* zu den dunklen Werten, wie man es für die spätere Zeit doch wohl tun muß, dann erhalten wir das Verhältnis:

$$h : m : d = 20 : 21 : 59,$$

dem im Ungarischen

$$h : m : d = 50 : 10 : 40$$

gegenübersteht.

Das klassische Sanskrit ist hiernach eine Sprache, in der die dunklen und dumpfen Farben vorherrschen und die mittleren und hellen sich die Waage halten.

Und vergleichen wir zum Schluß auch noch eine in ihrem Vokalismus ganz anders zusammengesetzte Sprache wie das Altgriechische in seiner attischen Ausprägung der älteren Zeit, so erscheinen dort folgende Vokalwerte:

a ā e ǟ i ī o ō u ū ü ǖ

wobei ich unter *ǟ* η verstehe, unter *ō* ω, das man aber eher durch *å̄* versinnbildlichen sollte, während *ŭ̈* das ου der griechischen Rechtschreibung meint. Der richtige Ansatz der altgriechischen Vokalwerte birgt manche nicht ganz einfache Frage in sich, die ich aber hier nicht erörtern kann.

Ihrer Häufigkeit nach, wie sie sich aus fast 40000 Sprachelementen, die ausgezählt wurden, ergibt, erscheinen die genannten Vokalwerte mit folgenden Hundertteilen:

ă	23,4 %	*ǟ*	8,0 %
ī	20,7 „	*ō*	5,5 „
e	19,6 „	*ŭ*	6,3 „
o	13,5 „	*ŭ̈*	3,3 „

Diese Werte nach der Helligkeit geordnet, ergibt das in Tafel 3 abgebildete Spektrum.

Wiederum ein abweichendes Bild. Die hell-Werte stimmen hinsichtlich ihrer Menge zum Ungarischen (gr. 52%, ung. 50%). Das Griech. hat aber mehr als doppelt so viel mittlere Farben als das Ungar. (gr. 23%, ung. 10%), und es stimmt hier mit dem Altindischen überein (ai. 21%). Demgemäß unterscheiden sich auch die dunklen, einschließlich der halbdunklen Farben des Griech. von denen des Ungarischen: gr. 25% gegenüber ung. 40% und ai. gar 59%. Im Griechischen herrschten also die hellen

und mittleren Farbeindrücke, während das Ungarische sie ausgewogen zeigt und das Indische den dunklen das Übergewicht läßt, wobei man vielleicht annehmen darf, daß es in dieser Sprache früher eine Zeitlang die mittleren Farben besaßen. In abgerundeten Zahlen, schematisch zusammengestellt, ergibt sich folgendes Bild der Helligkeitswerte der drei verglichenen Sprachen:

	h	m	d
ung.:	50	10	40
ai.:	20	20	60
gr.:	50	25	25

Während im Griechischen die mittleren und dunklen Werte einer doppelt so großen Menge von hell-Werten gegenüberstehen, befinden sich im Ind. die mittleren und hellen Werte in einem noch stärkeren Gegensatz zu den dunklen, und im Ung. halten die mittel-Werte die dunkeln und hellen im Gleichgewicht.

Der Satz und seine Teile.

Von

Antal Klemm (Pécs-Fünfkirchen).

Was ein Satz ist und was Satzteile sind, ist auch heute noch eine Streitfrage, obwohl man wiederholt versucht hat, dies Problem zu lösen. Im Jahre 1931 erschien eine umfangreiche Monographie über das Wesen des Satzes von J. Ries mit dem Titel: Was ist ein Satz? Diese Monographie ist der dritte oder Schlußteil seines Werkes: Beiträge zur Grundlegung der Syntax. Der erste Teil führt den Titel: Was ist Syntax? (1/1894. 2/1927), der zweite: Zur Wortgruppenlehre (1928). Am Ende seiner Arbeit: Was ist ein Satz? zitiert Ries 137 bedeutendere Satzdefinitionen. Ebenso finden wir auch auf dem Gebiet der Satzteilbestimmungen die mannigfaltigsten Auffassungen. Worin liegt nun die Unsicherheit und die Schwierigkeit, den Satz und die Satzteile zu definieren, begründet? Den Hauptgrund, die Wurzel allen Übels müssen wir in der unrichtigen Auffassung der wirklichen Beschaffenheit der grammatischen Kategorien suchen. Versuchen wir also auf Grund der wirklichen Beschaffenheit der grammatischen Kategorie den Satz und die Satzteile zu definieren und letztere in ein organisches System zu fassen.

Zuerst müssen wir die richtige Beschaffenheit der grammatischen Kategorien im allgemeinen ins reine bringen. Was ist die grammatische Kategorie? Auf diese Frage können wir kurz folgendes antworten: Die grammatischen Kategorien gründen sich auf die psychische Funktion der binären Gliederung des Bewußtseinsinhaltes und auf die Beziehung der beiden Glieder zueinander, sowie auch auf die Beziehungen des objektiven Gedankeninhaltes. Manche berücksichtigen bei der Definition der grammatischen Kategorien nur den psychologischen Gesichtspunkt, andere dagegen nur den Gesichtspunkt der Bedeutung. Doch Definitionen dieser Art erschöpfen nicht die wirkliche Beschaffenheit der grammatischen Definitionen des Satzes, der Satzteile und der Wortarten. Es ist also jetzt die Frage, wie können wir vom grammatischen, d. h. psychologischen (psychogenetischen) Gesichtspunkt und vom Gesichtspunkt der Bedeutung aus (phänomenologisch) den Satz und die Satzteile definieren. Unter den verschiedenartigen Satzdefinitionen sind die von Paul und Wundt die annehmbarsten, aber keine von ihnen ist ganz einwandfrei, vor allem

die von Paul nicht. Paul definiert den Satz in folgender Weise: „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen." (Prinzipien der Sprachgeschichte 5, S. 21.) Einwände, die sich gegenüber der Paulschen synthetischen Satzdefinition erheben, sind in meiner Historischen Satzlehre des Ungarischen (1928, 6. S.) ausführlich behandelt. Hier fassen wir nur die Mängel der analytisch-synthetischen Satzbestimmung von Wundt ins Auge. Wundt definiert den Satz in folgender Weise: „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile." (Die Sprache 4 II. 248.) Gegen diese Satzdefinition können wir folgende Wortkonstruktionen vorbringen: *A föld forgása saját tengelye körül* (Drehung der Erde um die eigene Achse) oder z. B. die Aufzählung der Wochennamen folgendermaßen: *hétfő, kedd, szerda* usw. Diese sind gleichfalls Gliederungen einer Gesamtvorstellung in ihre Bestandteile und deren Stellung in logische Beziehungen, aber dennoch sind es keine Sätze, auch kein Ersatz für einen Satz, keine Satzäquivalente. Ähnliche Beispiele bringt Bühler gegen die Satzdefinition von Wundt vor (Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes. Idg. Jahrbuch. 1918, VI, 15; vgl. auch die erwähnte Monographie von Ries): *Dieses München mit seinen Frauentürmen und der monumentalen Ludwigstraße, mit seinen alten Gassen und der grünen Isar....* Wenn wir nun die gegen die Paulsche und Wundtsche Satzdefinition aufgetauchten Einwände in Betracht ziehen, können wir den Satz folgendermaßen definieren: Der grammatisch regelmäßige Satz ist der sprachliche Ausdruck dessen, daß wir einen einheitlichen Bewußtseinsinhalt (eine sog. Gesamtvorstellung) bewußt in seine Bestandteile gliedern, diese miteinander in logische Beziehungen setzen und ihren einen Teil auf den anderen beziehend aussagen (sei es bejahend oder verneinend, sei es einfach erklärend oder ausrufend, sei es wünschend oder verbietend) oder fragen.

Man pflegt auch den Satz von einem reinen Bedeutungsstandpunkt aus (phänomenologisch) zu erklären, unabhängig von den seelischen Vorgängen. Porzig (Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift f. W. Streitberg 1924. 142) definiert den Satz z. B. von diesem Gesichtspunkte so: *Ein Satz ist ein Bedeutungsgefüge von derjenigen Form, durch die (in der betreffenden Sprache) Sachverhalte als abgeschlossene gemeint werden.* Ries dagegen so (Was ist ein Satz? 1931. 99): *Ein Satz ist eine grammatisch geformte kleinste Redeeinheit, die ihren Inhalt im Hinblick auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit zum Ausdruck bringt.*

Diese Satzdefinitionen sind aber nur sprachwissenschaftliche Abstraktionen, in Wirklichkeit bildet das Bedeutungsmoment immer mit dem psychologischen Vorgang zusammen den Satz.

Unsere oben behandelte Satzdefinition paßt auf jede Art des einfachen Satzes, weiterhin auf den zusammengesetzten Satz, bzw. auf die diesen bildenden einfachen Sätze. Aber im zusammengesetzten Satz ist außer der apperzeptiven Verbindung, die zwischen den Gliedern der den zusammengesetzten Satz bildenden einfachen Sätze vorkommt, noch irgendeine Verbindung zwischen den den zusammengesetzten Satz bildenden einfachen Sätzen vorhanden, und zwar zwischen den nebengeordneten Sätzen eine assoziative und zwischen den untergeordneten eine apperzeptive Verbindung. Vgl. Wundt: Die Sprache 4, II, 337, 1.

Gehen wir jetzt über zur Definition der Satzteile.

Vom Standpunkt des seelischen Vorgangs sondert sich der Satz in zwei Hauptbestandteile: in psychologisches Subjekt und psychologisches Prädikat. Von diesem Standpunkt ist das Attribut, die adverbiale Bestimmung und das Objekt nur psychologisches Subjekt oder Prädikat. Das psychologische Subjekt und Prädikat könnte man unserer Satzdefinition entsprechend so definieren: Psychologisches Subjekt ist diejenige Vorstellung (Begriff), auf die wir eine andere Vorstellung (Begriff) beziehen. Psychologisches Prädikat dagegen die Vorstellung (Begriff), die wir auf eine andere Vorstellung (Begriff) beziehen. Es wurde in der ungarischen sprachwissenschaftlichen Literatur viel darüber diskutiert, was ein grammatisches Subjekt und Prädikat ist. Dadurch daß die die Grundlage der sprachlichen Kategorien bildenden psychologischen und Bedeutungsgesichtspunkte nicht genügend in Betracht gezogen wurden, war ein Hindernis für die richtige Auffassung des Wesens des grammatischen Subjekts und Prädikats und im allgemeinen der sprachlichen Kategorien vorhanden. L. Császár (Magyar Nyelv 5 : 213) sagt in seiner Besprechung des Werkes von Emil Kicska (Das Subjekt und Prädikat in der Grammatik. 1908): „Es ist eine mißliche Angelegenheit, genau zu sagen, was die Grammatik Subjekt und Prädikat nennt, und Wunderlich hat wirklich recht, wenn er sagt (in seinem Werke: Der deutsche Satzbau, 108): Subjekt und Prädikat sind Termini, deren Bedeutung leichter nachgefühlt als definiert werden kann." Einige (S. Brassai, E. Kicska. Vgl. mein Werk: Die Theorie der Syntax, 1928, 84 S.) gingen so weit, die Existenz grammatischer Kategorien zu leugnen, daß Gedeon Petz (Gibt es ein grammatisches Subjekt und Prädikat? Phil. Közl. XXIV, 136) die grammatischen Kategorien ihnen gegenüber verteidigen mußte.

Korrekt und genau könnte man vielleicht auf folgende Weise das grammatische Subjekt und Prädikat definieren: Das grammati-

sche Subjekt ist der Name (Substantiv) irgendeines lebenden Wesens, leblosen Gegenstandes oder Abstraktums, auf den bezogen wir den Namen (Substantiv) irgendeines lebenden Wesens, leblosen Gegenstandes, Abstraktums oder den Namen (Verb) einer Handlung, eines Geschehens, eines Zustandes, einer Eigenschaft (Adjektiv) aussagen (bejahend, verneinend, einfach erklärend oder ausrufend, wünschend, verbietend) oder fragen (dies ist auch vom psychologischen Standpunkt aus Subjekt); oder der Name (Substantiv) eines lebenden Wesens, leblosen Gegenstandes, Abstraktums, welchen wir auf den Namen (Verb, Adjektiv) irgendeiner Handlung, eines Geschehens, Zustandes, einer Eigenschaft bezogen aussagen oder fragen (dies ist vom psychologischen Standpunkt Prädikat), z. B. *A sas* madár[1]). *A sas* repül. *Pál* beteg. *A sas* repül. *Pál* beteg. Bei der Definition des grammatischen Prädikats müssen wir auch das nominale Prädikat in Betracht ziehen, deshalb müssen wir die Definition so ausweiten, daß auch dies hinein paßt. Danach ist das grammatische Prädikat der Name irgendeines lebenden Wesens, leblosen Gegenstandes, Abstraktums oder irgendeiner Handlung, eines Geschehens, Zustandes, einer Eigenschaft, den wir auf den Namen irgendeines lebenden Wesens, eines leblosen Gegenstandes, eines Abstraktums bezogen aussagen oder fragen (dies ist auch vom psychologischen Standpunkt aus Prädikat); oder der Name irgendeiner Handlung, eines Geschehens, Zustandes, einer Eigenschaft, auf den bezogen wir den Begriff irgendeines lebenden Wesens, leblosen Gegenstandes oder Abstraktums aussagen oder fragen (dies ist vom psychologischen Standpunkt aus Subjekt) z. B. A sas **madár**[2]). **A sas** madár. A sas **repül.** A sas **repül.** Pál **beteg.** Pál **beteg.** In dieser Definition des grammatischen Subjektes und Prädikates kommt neben dem Bedeutungsgesichtspunkt vollständig der Gesichtspunkt des seelischen Vorganges zur Geltung, z. B. *Pál* (grammat. Subj., psychol. Subj.): *sír* (psychol. Präd., grammat. Präd.). *Pál* (grammat. Subj., psychol. Präd.): *sír* (grammat. Präd., psychol. Subj.). Wir sehen aus diesen Beispielen, daß in solchen Sätzen, in denen das Prädikat ein Hauptwort ist, heute immer das psychologische und grammatische Subjekt und Prädikat zusammenfällt. Ursprünglich fielen beide immer zusammen.

Bei der Anwendung dieser Definition des grammatischen Prädikates ergibt sich auf den ersten Blick eine Schwierigkeit, wenn wir sie auf solche Sätze anwenden wollen: *Itt a kezem*! *Nyakunkon a török*! In solchen Sätzen kommt das psychologische Prädikat in den Wörtern *itt*, *nyakunkon*

[1]) Das kursiv gedruckte Wort ist das grammatische Subjekt, der Strich über dem Wort bezeichnet das psychologische Prädikat.

[2]) Das fett gedruckte Wort ist das grammatische Prädikat, der Strich über dem Wort bezeichnet das psychologische Prädikat.

zum Ausdruck, in den Wörtern *a kezem, a török* dagegen das psychologische und gleichzeitig das grammatische Subjekt. Das grammatische Prädikat kommt in solchen Sätzen sprachlich, d. h. im Worte nicht zum Ausdruck, sondern es ist nur in der Gestalt einer dunklen, weniger gegliederten Vorstellung in der Seele des Sprechenden oder Schreibenden vorhanden. Das Adverb *itt, nyakunkon* ist derart nachdrücklich, daß die Vorstellung des Existenzverbs *van*, das hier grammatisches Prädikat wäre, gegenüber den erwähnten Adverbien in den Hintergrund tritt, sie wird nicht so scharf apperzipiert, d. h. wird in der Seele des Sprechenden oder Schreibenden nicht so klar bewußt, sondern bleibt im dunklen, simultanen Zusammenhang der Gesamtvorstellung. Die Vorstellung des Existenzverbs gliedert sich nicht so bestimmt wie die den Adverbien *itt, nyakunkon* entsprechenden Vorstellungen, deshalb fehlt in diesen Sätzen die der Vorstellung des Existenzverbs entsprechende Wortvorstellung. Die Vorstellung des Existenzverbs gelangt sprachlich im Worte nicht zum Ausdruck. Derartige Sätze sind also vom grammatischen Standpunkt eher Satzäquivalente, keine vollständigen Sätze.

Aus der Wiederholung der binären Gliederung des Gedankeninhalts beim Subjekt und Prädikat entstanden die übrigen Satzteile[1]). Aus der Weitergliederung der Vorstellung (des Begriffes) des Subjekts entstand das Attribut, aus der Weitergliederung der Vorstellung (des Begriffs) des Prädikats die adverbiale Bestimmung und das Objekt. Vom psychologischen Standpunkt ist also das Attribut, die adverbiale Bestimmung, das Objekt nur psychologisches Subjekt oder Prädikat, vom grammatischen Standpunkt dagegen ist jedes ein besonderer Satzteil. Die Ergänzung brauchen wir nicht als besonderen Satzteil anzusehen, wie wir unten sehen werden. Wenn wir den Begriff des Subjekts weitergliedern, d. h. wenn von einem die Rolle eines Subjekts spielenden Sachbegriff zwei Eigenschaftsbegriffe oder ein Eigenschaftsbegriff und ein Zustandsbegriff mit apperzeptiver Analyse abstrahiert werden und in einer gemeinsamen sog. ἀπὸ κοινοῦ Konstruktion auf den betreffenden Gegenstandsbegriff bezogen werden, der im Satze Subjekt war ($P^{\leftarrow}_{\rightarrow}S^{\rightarrow}_{\leftarrow}P$), dann hatte der die Rolle eines Subjekts spielende Gegenstandsbegriff (S) zwei Prädikate (P); unter diesen kann das erste Prädikat vom Standpunkt des sachlichen (objektiven) Gedankeninhalts von untergeordneter Bedeutung sein, weil es nicht um seiner selbst willen ausgesprochen wird, sondern nur deshalb, um vom Subjekt ein anderes Prädikat abstrahieren zu können und es mit ihm in Beziehung zu setzen. Deshalb schwächte sich der Druck des erstgradigen Prädikates, es verlor seine prädikative Rolle, so daß das erste Prädikat

[1]) Vgl.: Paul: *Prinzipien d. Sprachgeschichte*[5] 138. Wundt: *Die Sprache*[4]. II. 331. *Sprachgeschichte u. Sprachpsychologie* 78. Gombocz: *Hist. Satzlehre des Ungarischen* (lithogr.). 81. 96. Klemm: *Die Theorie der Syntax* 72.

mit dem Subjekt zusammen ein vom psychologischen Standpunkte erweitertes Subjekt bildete. Vom grammatischen Gesichtspunkt, d. h. einesteils vom psychologischen Gesichtspunkt, andernteils gleichzeitig und in erster Linie vom Standpunkt des objektiven Gedankeninhalts spielte sich der folgende Vorgang so ab: Das erste Prädikat verlor einesteils seinen Nachdruck und seine prädikative Rolle und wurde zum Glied des Subjekts degradiert, andernteils wurde es zur Bezeichnung irgendeiner Eigenschaft des Subjekts, also zu seinem Attribut, z. B. *Piros a rózsa?* (= ha piros a rózsa). *Szép.* → *A piros rózsa szép.* Weniger wahrscheinlich ist jene Erklärung (S. Simonyi, A jelzők mondattana, 4), nach der die attributive Konstruktion ein gehäufter Satzteil wäre: *A legelső magyar ember a király.* = *A legelső magyar és ember a király.*

Wenn man den Begriff des Prädikats weitergliederte, der ursprünglich immer ein Gegenstandsbegriff war und der ihm entsprechende sprachliche Ausdruck ein Hauptwort, und abstrahierte man so von ihm ein neues Prädikat und bezog es darauf ($S \rightleftarrows P \rightleftarrows P$), dann nahm das erste Prädikat dem andern gegenüber die Rolle eines Subjekts an. Im weiteren Verlauf der Entwicklung wurde aus dem so als Subjekt dienenden Gegenstandsbegriff (aus dem Hauptwort) in vielen Fällen ein Handlungsbegriff (Verb) und dieser schmolz unter einem Druck in die prädikative Rolle des zweiten (nominalen) Prädikats hinein, z. B. *Egy sas ül, a fán* → *Egy sas ül a fán* = Ein Adler sitzt auf dem Baum = Ein Adler ist ein etwas sich im sitzenden Zustand Befindliches, dieses im sitzenden Zustand befindliche Etwas ist auf dem Baum. *Atyám vadász az erdőben* = atyám vadász, ez a vadász az erdőben van. = Mein Vater jagt im Walde. = Mein Vater ist ein Jäger, der Jäger ist im Walde. Zuweilen weist ein Demonstrativpronomen (*-t*) auf das zweite Subjekt hin: *Atyám lő ludat.* = *Atyám lő* (*lövő*), *lúd ez* (*im*). = Mein Vater ist ein Schießender, es ist eine Gans, was er schießt. — Vom grammatischen Gesichtspunkt, d. h. einesteils vom psychologischen, andernteils gleichzeitig und in erster Linie vom Standpunkt des objektiven Gedankeninhalts spielte sich also hier folgender Vorgang ab: Das zweite Prädikat wurde einerseits zum Bestandteil des ersten Prädikats, andererseits bestimmte es irgendeinen Umstand des ersten Prädikats und zwar näher: das Ziel der Handlung oder ihren Ort, ihre Zeit usw. So wurde das zweite Prädikat zum Objekt oder zur adverbialen Bestimmung des ersten Prädikats.

Bei der heute üblichen Definition der grammatischen Kategorien des Attributes, des Objektes und der adverbialen Bestimmung kommt einseitig nur der Bedeutungsstandpunkt zur Geltung, deswegen müssen wir auch den Standpunkt des psychologischen Vorganges hinzunehmen. So ist also das Attribut derjenige Satzteil, der die Eigenschaft eines in einem anderen Satzteile ausgedrückten Gegenstandsbegriffs ausdrückt

und den wir mit diesem Begriff zusammen auf einen anderen Gedankeninhalt bezogen aussagen (bejahend oder verneinend, einfach aussagend oder ausrufend; wünschend oder verbietend) oder fragen; oder auf den bezogen mit diesem Gegenstandsbegriff zusammen wir einen anderen Gedankeninhalt aussagen oder fragen: z. B. *Pista jó fiú.* In diesem Satz ist *jó* das Attribut, welches zugleich mit dem Beziehungswort *fiú* zusammen hier psychologisches Prädikat ist. *A meleg kenyér nem egészséges.* In diesem Satz ist *meleg* das Attribut, das mit dem Beziehungswort *kenyér* zusammen hier zugleich das psychologische Subjekt ist. Die adverbiale Bestimmung und das Objekt sind diejenigen Satzteile, die irgendeinen Umstand eines in einem anderen Satzteile ausgedrückten Begriffes bestimmen (und zwar das Objekt den Zielpunkt, den die Handlung geradezu in ihrer Einheit trifft, die Adverbialbestimmung dagegen den Ort, die Zeit, die Art und Weise der Handlung, des Geschehens) und die wir mit diesem Begriff zusammen auf einen anderen Gedankeninhalt bezogen aussagen oder fragen; oder auf die bezogen mit diesem Begriff zusammen wir einen anderen Gedankeninhalt aussagen oder fragen, z. B. *A vándor: leült egy kőre.* In diesem Satz ist *egy kőre* adverbiale Bestimmung, die mit dem Begriff der Handlung (*leült*) zusammen hier zugleich psychologisches Prädikat ist. *Egy vándor: ült le a kőre.* In diesem Satz ist *a kőre* adverbiale Bestimmung, die mit dem Begriff der Handlung (*ült le*) zusammen hier zugleich psychologisches Subjekt ist.

Nicht nur die Satzteile, sondern auch die Wortarten (Redeteile) entstanden im Satz, nur im Verlaufe der Satzbildung konnten jene seelischen Vorgänge wirken, als deren Ergebnis die Satzteile und Wortarten entstanden. Wie der Satz und das Satzäquivalent, so ruhen auch die Satzteile und die Wortarten auf dem seelischen Vorgang der binären Gliederung und den Beziehungen des objektiven Gedankeninhalts. Aus der psychologischen Zweiteilung des Gegenstandsbegriffs entsteht das Akzidens und dessen Träger, die Substanz, die logischen Kategorien von Wirkung und Ursache. Vom Standpunkt des seelischen Vorgangs gibt es diesen entsprechend nur zwei Wortarten: solche Worte, die eine Substanz oder eine Ursache bezeichnen und solche, die ein Akzidens oder eine Wirkung bezeichnen. Wenn wir neben dem psychologischen noch den Bedeutungsstandpunkt in Betracht ziehen, dann bekommen wir drei Hauptarten der Begriffe: der Substanz, der Ursache entsprechend die Gegenstandsbegriffe, dem Akzidens, der Wirkung entsprechend die Eigenschafts- und Zustandsbegriffe; sodann vom grammatischen Standpunkt diesen entsprechend die drei Grundkategorien der Wortarten, und zwar den Gegenstandsbegriffen entsprechend das Hauptwort, den Eigenschaftsbegriffen entsprechend das Eigenschaftswort, den Zustandsbegriffen entsprechend das Verb. Das Hauptwort ist also der Name eines Gegenstands-, Eigen-

schafts- oder Zustandsbegriffes, der als Substanz, d. h. als Grundlage, als Träger irgendeines Eigenschafts- oder Zustandsbegriffes vorkommt oder vorkommen kann: z. B. *Kutyám* fekete. *Jósága* barátokat szerzett neki. *A sok evés, ivás, ülés, alvás* megártott neki (ártalmas). — A veréb *madár*. A lopás *bűn*. A pálinka *méreg*. Ez *hazaárulás*. Micsoda *hálátlanság, kegyetlenség* ez! In diesen letzteren fünf Sätzen sind *madár, bűn, méreg, hazaárulás, hálátlanság, kegyetlenség* Hauptwörter, wenn sie auch nicht hier als Substanzen dienen. Aber in anderen Sätzen treten sie als solche auf: *A madár* repül. *A bűn* rút dolog. *A méreg* öl. *A hazaárulás* utálatos. *A hálátlanság, kegyetlenség* megbosszulja magát. Das Eigenschaftswort (Zahlwort) ist der Name eines die Rolle eines Akzidens spielenden, d. h. eines auf irgendeine Substanz als Akzidens bezogenen Eigenschafts-(Zahl-)begriffes: z. B. Kutyám *fekete*. *Három* alma. Das Verb ist der Name eines als Akzidens dienenden, d. h. eines auf irgendeine Substanz als Akzidens bezogenen Handlungs-, Geschehens- oder Zustandsbegriffes: z. B. Anyám *főz*. A korsó *eltörött*. A fán *ül* egy veréb.

Die Klassifizierung der Wörter vom Standpunkt der Wortarten muß ebenso wie die der Satzteile nach den erwähnten zwei Grundprinzipien ihres Ursprunges geschehen. Diese beiden Prinzipien sind: der psychologische Vorgang der binären Gliederung und die Beziehungen des objektiven Gedankeninhalts. Die Klassen der Wortarten bekommen wir also auf Grund eines psychologischen Vorgangs und auf logischer Grundlage. Wir erhalten sie dadurch, daß wir die Tatsache, ob ein Wort im Satz Substanz oder Akzidens ist, mit der Bedeutung, mit dem begrifflichen Inhalt der Worte zusammenhalten (Gegenstands-, Eigenschafts- und Zustandsbegriff). Dem ersten Grundprinzip entsprechend gibt es Wörter, die keine Begriffe bezeichnen (Interjektionen) und solche, die Begriffe bezeichnen. Die letzteren kann man nach ihrer Rolle im Satze in drei Hauptgruppen teilen: I. Es gibt solche Wörter, die im Satze als Substanz vorkommen, diese sind die Hauptwörter (Substantiva) und die substantivischen Pronomina. II. Es gibt weiter solche Wörter, die im Satze die Rolle des Akzidens spielen, hierher gehören die übrigen Wortarten mit Ausnahme der Adverbien und Konjunktionen. III. Es gibt endlich solche Wörter, die ihre Substanz- oder Akzidens-Rolle, d. h. ihre Hauptwort-, Pronomen-, Eigenschaftswort-, Zahlwort-, Zeitwortrolle verloren haben, diese sind die Adverbien und Konjunktionen. Diese Einteilung kann man kreuzen mit dem Standpunkt der Bedeutung, des begrifflichen Inhalts des Wortes, danach löst sich die zweite Hauptgruppe auf in: Adjektiva, adjektivische Pronomina, Numeralia, Artikel und Verba.

Aus diesem allen können wir sehen, daß der Satz, die Satzteile und die Wortarten alle aus einer gemeinsamen seelischen Tätigkeit entstehen, die darin besteht, daß wir einen einheitlichen Bewußtseinsinhalt (Gesamt-

vorstellung) bewußt in seine Bildungselemente gliedern und diese aufeinander bezogen, d. h. miteinander in logische Beziehung gesetzt, deren einen Teil auf den andern bezogen aussagen (sei es bejahend oder verneinend, sei es einfach erklärend oder ausrufend, sei es wünschend oder verbietend) oder fragen. Die Ergebnisse der Gliederung und Inbeziehungsetzung sind die Denkformen der Substanz und des Akzidens, der Ursache und Wirkung, weiterhin die logischen Kategorien der Gegenstands-, Eigenschafts- und Zustandsbegriffe, sowie auch die grammatischen Kategorien des Satzes, des Satzäquivalents, der Satzteile und der Wortarten.

Die grammatischen Kategorien: der Satz, die Satzteile und die Wortarten sind also auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen, auf die binäre Gliederung des Gedankeninhaltes, aber zugleich auch auf die Beziehungen des objektiven Gedankeninhaltes. Da die Struktur der Denkart der ganzen Menschheit im wesentlichen gleichförmig ist, d. h. jedes Denken nur nach dem psychologischen Gesetz der binären Gliederung des Gedankeninhaltes und in den Denkformen der Substanz und des Akzidens, der Ursache und der Wirkung unsere innere und die äußere Welt erfassen kann, deshalb entwickeln sich der Satz, das Satzäquivalent, die Satzteile und die wichtigsten Wortarten in jeder Sprache notwendigerweise stufenweise.

Lekence-Lechnitz.

Von

Stefan Kniezsa (Budapest).

Unter diesem Namen kennen wir drei Bäche und fünf Ortschaften in Siebenbürgen, bzw. unmittelbar in dessen Grenzgebieten.

1. Im Komitat Beszterce-Naszód (früher Doboka), linkes Nebenwasser des Sajó (Lipszky, Rep.), deutsch Dürrbach (Spezialkarte), welches neben dem Dorf Lekence in den Sajó mündet. Auf der Spezialkarte ist es zwar nicht benannt, aber nach Gustav Kisch [1]) heißt es auch heute *Lekence*, deutsch *Lechnitz*, rumän. *Lechinţa*. Für den Namen des Baches besitzen wir folgende Angaben: 1356: possessionis *Lekence* in comitatu Doboka prope fluvium *Lekence*, Zimmermann-Werner, Urkundenbuch II, 127; terram hereditariam *Lekence* vocatam iuxta aquam *Lekence* o. c. 128; possessionis *Lekence* iuxta fluvium *Lekence* o. c. 129; 1358: possessionis *Lekence* ... in comitatu de Doboka iuxta fluvium *Lekence* o. c. 151.

2. Im jetzigen Komitat Torda-Aranyos, Nebenwasser des Flusses Maros an dessen rechter Seite, fließt in Nordost-Südwest-Richtung und mündet in den Maros neben dem Dorf Maroslekence. Der Bach heißt heute Kapus, wurde aber früher *Lekence* genannt (Csánki, V, 718): 1355: Zenthmartun ... in comitatu de Clus iuxta fluvium *Lekence*, Zimmermann-Werner, Urkundenb. II, 112; 1358: possessionis Scenthmartun vocatae in comitatu de Clus iuxta fluvium *Lekenche* o. c. 156.

3. Im Komitat Szatmár, ein unter dem Berg Avas entspringendes Nebenwasser des Baches Túr, welches rumänisch *Lechincioară* [2]), d. h. „kleiner Lekence" genannt wird. Da im Rumänischen das Suffix *-oară* auch zur Bildung von Bachnamen aus Ortsnamen dient, könnte man auch daran denken, daß der Bachname gegenüber dem Namen der daneben-liegenden Ortschaft *Lekence* sekundär wäre. Der alte Name der Ortschaft, *Lekencefő* (1319: *Lekencefeu* Cod. Dipl. Comit. Zichy I, 164, in der Umschrift aus d. XV. Jh. *Lekenchefeu* und *Lekenczefew*) [3]) beweist aber zweifel-

---

[1]) G. Kisch: *Siebenbürgen im Lichte der Sprache:* Archiv d. Vereins f. siebenbürg. Landeskunde N. F. XLV (1927), 254.

[2]) Magyarország vármegyéi és városai. Szatmár vármegye. S. 2.

[3]) Urkunden der Familie Perényi im Landesarchiv von Budapest. Mitteilung von Herrn Dr. Stefan Szabó.

los, daß der Name des Baches der ursprüngliche ist und daß die Ortschaft hiernach benannt wurde. Die mit *fő* zusammengesetzten Namen bezeichnen nämlich die an Quellen von Gewässern liegenden Ortschaften (z. B. Jolsvafő, Tapolcafő, „am Haupte [an der Quelle] des Jolsva, Tapolca").

4. *Lekence*, Ortschaft im Komitat Beszterce-Naszód, rumänisch *Lechinţa*, Kisch, o. c. 254, Drăganu [1]), 483, *Kincza* Lipszky, Rep., deutsch *Lechnitz*, *Lâichnz*, Kisch o. c. an der Mündung des unter 1. erwähnten *Lekence*. Außer den dort angeführten Angaben s. noch: 1361: *Lekenche*, Zimmermann-Werner, Urkundenb. II, 191; 1357: *Lekence* o. c. 131.

5. *Maroslekence*, rum. *Lechinţa*, Drăganu, o. c., deutsch *Lechnitz*, Ortschaft im Komitat Torda-Aranyos, neben dem Flusse Maros, an der Mündung des Baches Kapus, früher Lekence (s. 2.). 1263, 1296: *Lekenczetw*; 1366: *Lekenchetw* (d. h. Lekencető, „Lechnitzmünde"); 1383: *Lekenche*, 1418: *Volahlekenche* (d. h. Oláhlekence, „Walachisch-Lechnitz"); 1462: *Lekencze* usw., Csánki V, 718.

6. *Kislekence*, rum. *Lechinţoara*, Ortschaft im Komitat Maros-Torda (früher Marosszék). Am mittleren Laufe des heutigen Baches Kapus, früher Lekence (s. 2.).

7. *Avaslekence*, rum. *Lechinţa*, Drăganu o. c., Ortschaft im Komitat Szatmár, neben dem Bach *Lekence* (s. 3.). 1319: *Lekencheſeu*, Cod. Dipl. Comit. Zichy I, 164; 1490: *Lekenche*, Csanki, I, 479.

8. *Lekence*. Nach Lipszky, Rep. ein zur Ortschaft Nagyludas (am Maros) gehöriges „praedium" im Komitat Kolos.

Zur Deutung des Namens wurden bereits mehrere Versuche gemacht, keiner ist aber befriedigend.

a) Nach Liebhart [2]) wäre der Name *Lekence* — wovon er eigentlich nur eins, das unter Nr. 5 angeführte Maroslekence kennt — ein aus dem PN *Leka*, *Leko* mit dem slaw. Suffix *-ĕnci* (richtiger: *-ĕnьci*) gebildeter ON. Der PN *Leka*, *Leko* sei weiters mit der bulgarischen Koseform des Namens *Alexander* identisch [3]). Nach ihm wäre der Name *Lekence* (<**Lekĕnьci*) eine ähnliche Bildung aus dem PN *Leka*, wie der ON *Budĕnci* aus *Buda* (Kroatien).

Diese Erklärung hat mehrere Mängel. Erstens haben wir keine Angaben dafür, daß im Altungarischen die *heutige* Art der bulgarischen Kosenamenbildung bekannt gewesen wäre. Zweitens deutet alles darauf hin, daß in den slawischen Sprachen die aus der zweiten, dritten Silbe des

---

[1]) Nicolae Drăganu: *Românii în veacurile IX—XIV. pe baza toponimiei si a onomasticei*. Bucureşti, 1933.

[2]) Otto Liebhart: *Die Ortsnamen des Szeklergebietes in Siebenbürgen*. Balkan-Archiv III, 47.

[3]) Gustav Weigand: *Die bulgarischen Rufnamen*. XXVII—XXIX. Jahresber. d. Inst. f. Rumän. Sprache, 117.

Namens gebildete Koseform ursprünglich nicht gebräuchlich war, sondern sich erst später verbreitete und auch jetzt nicht häufig ist. (Die ersten Angaben im Ruthenischen stammen aus dem XIV. Jh.) Wenn wir im Altungarischen dennoch die Personennamen *Leka* finden, können wir sie aus *Alexander* kaum erklären. Schon deswegen nicht, weil die Namen *Leka* auch in solchen Varianten vorkommen, die die Ableitung aus Alexander vollkommen unmöglich machen. (Z. B. *Lékfalva*, Komitat Zala: 1345: *Leukfolua*, Csánki III, 78; *Léka*, latein. *Leuka*, Lipszky, Rep. vgl. 1260: *Leuka wara* usw., Csánki II, 715.) Der PN *Léka* ist auf Grund der Angaben *Leuka* eine Koseform, entweder aus dem Namen *Lőrinc* (früher *Leŭrenc*), oder aus dem slaw. *Lev* „Leo".

Aber nicht dies ist der größte Fehler der Erklärung Liebharts. Er scheint damit nicht gerechnet zu haben, daß die vermeintliche Form **Lekěnci* im Slaw. unmöglich ist. Denn das *k* vor dem slaw. *ě* (< idg. **ē*) wurde in allen slaw. Sprachen zu *č* erweicht, das *ě* nach *č* wurde zu *a*. Im Slawischen hätte also ein aus dem PN *Leka* mit dem Suffix *-ěnьci* gebildeter ON **Lečanci* lauten müssen.

b) An demselben organischen Fehler leidet auch die Erklärung von Drăganu [1]). Auch er leitet den Namen aus dem bulgar. (und rum.) PN *Leka, Leko* ab, doch sucht er darin nicht das Suffix *-ěnьci*, sondern — um eine dem rum. *Lechinţa* näherstehende Lautform konstruieren zu können — das slaw. Suffix *-inьca* und geht von einer Form **Lekinьca* aus. Aber das *i* des Suffixes *-inь*, das die Grundlage zum angenommenen *-inьca* bildet, palatalasiert ebenfalls die vor ihm stehenden Gutturalen, und zwar, da es auf idg. *ī* zurückgeht, ist das Ergebnis der Palatalisierung ebenfalls *č, ž, š*. Wir würden also auch in diesem Falle *č*, also die Form **Lečinca* erwarten (vgl. serb.-kroat. *Bučince* < PN *Buk*; *Volčince* < PN *Volk, Vuk* [2]); slowak. *Mičiňa* ~ ungar. *Micsinye* < *Mik-in-ja* < *Miklós* usw.). Auch deswegen ist die Erklärung fehlerhaft, weil es ein Suffix *-inьca* im Slawischen nicht gibt. Das Suffix *in-*ьcь kommt entweder in der Einzahl: *-inьcь* (russ. u. westslaw. *-inec*, serb. *-inac*), oder im Plural, früher im Nominativ: *-inьci* > *-inci*, später im Accusativ: *-inьce* > *-ince* vor, aber eine Form *-inca* kommt gar nicht vor [3]).

c) Nach der früheren Erklärung von Drăganu würde der Name aus der slaw. Form **Lęchinica* stammen, die wiederum aus irgendeiner Ableitung *lęch* des Zeitwortes *lękǫ* ~ *lęšti* „krümmen" gebildet wäre (Dacorom. III, 490—91). Da jetzt auch Drăganu selbst diese Erklärung nicht

[1]) Drăganu, o. c.

[2]) Otto Franck: *Studien zur serbokroat. Ortsnamenforschung*. Berlin-Leipzig, 1932.

[3]) Miklosich: *Die Bildung d. slav. Personen- und Ortsnamen*. Heidelberg, 1927, 118—9.

mehr für wahrscheinlich hält, gehen wir auch nicht näher auf diesen phantastischen Einfall ein.

d) Gustav Kisch [1]) leitet den Namen *Lekence* aus dem Deutschen ab. Nach ihm hätte sich das ung. *Lekence* ~ deutsch *Lechnitz* ~ rumän. *Lechinţa* aus dem mhd. Worte *lech* (nordgerm. *lekr, lek*) „dürr, trocken'. mit dem Suffix *-inza* gebildet [2]), woraus sich im Sächsichen *-nz* entwickelt hätte. Nach Kisch wäre die urgerm. Form des Namens im rum. *Lech-inţa* (lies: *Lek-inca*) bewahrt, während sie im Sächsischen durch Metathese zu *-nitz* wurde. Kisch ist offenbar deshalb auf diesen Gedanken gekommen, weil der Bach *Lekence* im Komitat Beszterce-Naszód (s. unter 1.) in den deutsch *Dürrbach* genannten Bach mündet. Diese Erklärung ist offensichtlich so verfehlt, daß sie zu widerlegen überflüssig ist. Aus einem *lech-inza* ist das *k* des ungar. und des rum. Namens nicht zu verstehen, auch ist ein Suffix *-inza* im Deutschen nicht zu finden [3]).

e) Elemér Moór befaßte sich auch mit dem Ursprung dieses Namens, in Verbindung mit dem Namen der Ortschaft *Lekence* im Komitat Szatmár [4]), wir können uns aber auch seinen Ausführungen nicht anschließen. Er erklärt nämlich den Namen *Lekence* durch Metathese aus *Kelence*, was wiederum aus dem slaw. *klenica* < *klenъ* „acer" stammen würde. Er beachtete aber nicht den Umstand, daß wir nicht einen, sondern fünf solche Ortsnamen haben, bei denen wir doch ohne irgendwelche Angaben nicht eine solche im Ungarischen völlig ungewöhnliche Metathese annehmen können.

Alle diese Erklärungen leiden an dem gemeinsamen Mangel, daß alle von dem Namen der Ortschaften ausgehen, sie erwähnen sogar die Flußnamen — außer Kisch — gar nicht, obwohl von den identischen Bach- und Ortsnamen die Bachnamen die älteren zu sein pflegen. Daß auch in unserem Falle die Bachnamen die ursprünglicheren waren, wird dadurch bewiesen, daß a) von den fünf Ortschaften namens *Lekence* vier neben dem gleichnamigen Bach liegen und die fünfte (s. 8.), für die wir übrigens keine alten Angaben besitzen, nicht weit von dem unter 2. angeführten Bach, beim Zusammenfluß der Flüsse Maros und Ludas, nach der Karte auf sumpfigem Boden liegt und daß b) von den Ortsnamen die unter 5. und 7. angeführten *Lekencető*, *Lekencefő* zweifellos für die Priorität der Bachnamen zeugen.

---

[1]) G. Kisch, o. c.

[2]) „Flußnamen bildende Endung, vgl. Fl. N. *Pegnitz* < Sturmfels 116: urk. *Paginza.*"

[3]) Kisch hielt diesen Namen früher auch für slawisch, bezeichnete aber die nähere Quelle nicht, vgl. Archiv d. Vereins f. Siebenbürg. Landeskunde NF XXXIV, 80. Ebenda erwähnt er den kroat. Bach *Lekenik*.

[4]) Elemér Moór: *Die slaw. ON. der Theißebene.* ZONF VI, 25.

Der Ausgangspunkt zur Erklärung des Namens *Lekence* kann also nur der Bachname *Lekence* sein. Und wenn dieser Name in erster Linie ein Bachname war, so ist es nicht schwer, das Grundwort des Namens im Slawischen — wohin die ganze Lautform des Namens weist — aufzufinden. Es gibt nämlich ein Wort **lъkno, *lъkъno*, welches im Tschechischen in der Form *lekno* existiert und mit seinen Derivaten *leknin, lekuta* gemeinsam „Seerose" bedeutet. Es ist auch mit dem litauischen Worte *lukne*, „gelbe Seerose", „Mummel" verwandt. (Kott, Slovnik, II; Bern. EW I, 749; Trautmann, BSIWb. 163.) Außer dem Tschechischen und Slowakischen (vgl. im Wörterbuch von Bernolák *lekno*, das ist aber vielleicht eine literarische Übernahme aus dem Tschechischen) können wir zwar das Wort nicht nachweisen, aber daß es einst weiter verbreitet war, wird durch den Umstand bewiesen, daß wir es in Flußnamen auch aus dem Polnischen, Russischen, Sorbischen und Kroatischen nachweisen können. So finden wir besonders im Polnischen und bei den Slawen Deutschlands viele Angaben: *Leknica* (~ *Loknica, Luknica*): dtsch. *Löcknitz*: 1247: *Lokenitz*, 1249: *Lecnici* (Nebenwasser der Spree bei Fürstenwalde); 1212: *Lokeniz*, 1216: *Lochniza, Locniza*, 1250: *Lockenitza*, 1284: *Lokeniz* dtsch. *Lucknitz*; *Löcknitz*, Nebenwasser d. Uecker b. Ueckermünde; *Löcknitz*, Nebenwasser der Elbe b. Parchim; *Löcknitz*, See b. Zauche; obersorb. *Luknica* ~ *Leknica*, dtsch. *Lecknitz*, Nebenwasser d. Neiße, Sachsen; obersorb. *Luknica* > *Vuknica* Flurname bei Bautzen [1]); russ. *Loknica*, Nebenwasser der Narva; *Loknja*, Nebenwasser der Lovata i. d. Gegend v. Pskov (Brockhaus, Enciklopedičeskij Slovar XVII, 921); poln. *Lekno*, Name zweier Seen, Name des Dorfes *Lekno* [1]). Hierher gehören der Bach *Lekenik* im Komitat Zágráb und der Name des daneben liegenden Dorfes (Ortvay, Vizrajz I, 465, Lipszky); *Lekneno*, Dorf und Bach im Komitat Zágráb (Lipszky, Wb. der kroat. Akad. VI, 1 < **lъkъněno*). Hieraus stammt das serb.-kroat. *laknovica*, „eine Art Weide", Šulek, Imenik 188, Wb. der kroat. Ak. V, 884.

Zu den verschiedenen, hier angeführten Sprachformen müssen wir bemerken, daß im Sorb. und Russ. dem ъ regelrecht *o* entspricht (Vondrák, Vgl. Gr. 1², 179), hier ist also *Loknica* (> dtsch. *Löcknitz*) die Grundform. Die Formen mit *u* im Sorb. sind offensichtlich Rückentlehnungen aus dem Deutschen (deutsches *u* < ъ). Im Kajkroat. finden wir das regelrechte *e*, während im Serb. und den übrigen kroat. Dialekten dem ъ ein *a* entspricht. Die verschiedenen slaw. Formen entwickelten sich also aus den Grundformen **lъkъnica*, [**lъkъnikъ*] **lъknikъ* (das kroat. *Lekenik* ist eine sekun-

---

[1]) Kozierowski: *Nazwy rzeczne w Lechji przybałtyckiej*. Slavia Occ. IX. (SA. S. 37). Im poln. *Lekno* wurde das *-no* sicher schon als Ortsnamen bildendes Suffix empfunden.

däre Entwicklung anstatt des regelrechten **Lkenik*), **lъkъněno*, **lъkъnovica* [1]).

Die ungarischen Bachnamen *Lekence* bildeten sich ebenfalls aus einem **lъkъnica*, welches aus dem Pflanzennamen **lъkъno* mit dem Suffix *-ica* gebildet wurde. Was das *lъkъno* in der Sprache der siebenbürgischen Slawen bedeutete, ist natürlich sehr schwer festzustellen. Zweifelsfrei steht nur, daß es eine Wasserpflanze bezeichnete.

In Verbindung mit den ungarischen, sächsischen und rumänischen Entsprechungen des slaw. **Lъkъnica* taucht die Frage auf, wie der slaw. Name zur Zeit der Übernahme lautete und welche die unmittelbare Übernehmerin von den drei Sprachen war. Bei der ersten Frage wissen wir, daß das in starker Position stehende ъ in den verschiedenen slawischen Sprachen sich verschieden entwickelte (ostslaw. *o*, bulg. *ă* und *o*, serb.-kroat. *a*, slowen., kajkroat. *e* [manchmal *a* und ə], tschech., poln. *e*, mittelslowak. *e*, *o*, *a*, sorb. *o*, *e*). Es fragt sich also, von welchem Laut an Stelle des ъ wir bei der Erklärung des Namens ausgehen können. Das ungar. *Lekence* wäre aus der Form ъ > *o* (**Loknica*), sogar auch selbst aus der Form *Lъkъnica* > altung. **Luknica* zu erklären (vgl. *Radigoj* > ung. *Redege* > *Regede*; *Budigoj* > ung. *Bedege* > *Bödöge*, Pais, MNy XXVI, 307) [2]), und in diesem Falle könnten wir entweder an das Bulgarische oder an das Kleinrussische denken. Das deutsche *Lechnitz* und das rum. *Lechinţa* wären natürlich als Entlehnungen aus dem Ungarischen zu erklären. Das deutsche *Lechnitz* mit seiner Wortendung *-nitz* sieht aber wie eine unabhängige Übernahme aus, und so hat sein *e* eine starke Beweiskraft betreffs der Farbe des entsprechenden slaw. Lautes. Daher ist es vielleicht nicht gewagt, die slaw. Form **Leknica* als Grundform anzunehmen, aus der sich einerseits die ungarische, andererseits die deutsche Form entwickelt hat. Die rum. Form ist für jeden Fall eine Übernahme aus dem Ungarischen, da man sonst die Form **Lecniţa* erwarten müßte. Die Entwicklung ъ > *e* ist zwar nur in den westslawischen und west-südslawischen Sprachen lautregelhaft, und so müßten wir den Namen für eine westliche Übernahme erklären. Wenn wir jedoch bedenken, daß in der regelrechten Behandlung des ъ-Lautes in den meisten slawischen Sprachen abweichende Fälle vorkommen, können wir auch die Möglichkeit einer Herleitung aus nichtwestslawischen Sprachen ebenfalls nicht völlig ausschließen.

Im Zusammenhange mit *Lekence* müssen wir noch von dem Namen *Lehnic*, dtsch. *Lechnitz*, 1349: *Lechnych*, Csánki I, 262, slowak. *Lechnica* [3])

[1]) Zur Bildung vgl. Miklosich: *Die Bildung der slav. Personen- und ON.* Heidelberg, 1927, 210, 208. 211.

[2]) Zur Gestaltung vgl. ung. *Gerzence*, Bäche in den Komitaten Somogy und Ugocsa < slaw. *grębnica*; ung. *Gerence*, Bach < slaw. *granica*; ung. *Lesence*, Komitat Zala < slaw. *Lěščnica*, < *Lěskьnica*.

[3]) Czambel: *Slovenská reč* I, 545.

(im Komitat Szepes) sprechen, welchen einige von den bisherigen Forschern mit dem Namen *Lekence* in Verbindung brachten [1]). Wegen des *ch* des slowak. Namens können wir aber die beiden Namen kaum aus identischer Quelle erklären. Wahrscheinlich ist er eine ähnliche Bildung wie das poln. *Lechnowo*, *Lechnino*, *Lechnyno* [2]), *Lechowo* [3]), *Lechów* [4]), die aus einem Personennamen *Lech* oder *Lechno* stammen [5]). Aber in diesem Falle müßten wir eine Form mit dem Patronymicum-Suffix früher *-ici*, später *-ice* (**Lechnice*) erwarten. Die aus PN stammenden slaw. ON wurden nämlich entweder mit Possessivsuffixen (*-ovъ*, *-inъ*, *-jь*), oder mit Patronymicum-Suffixen (*-itjь*) gebildet. Das Suffix *-ica* würde also gegen den Ursprung des ON aus einem PN sprechen. Bei diesem Namen ließe sich jedoch annehmen, daß der heutige slowak. und poln. Name eine Rückentlehnung des deutschen *Lechnitz* (< slaw. **Lechnice*) ist. Diese Annahme könnte auch dadurch gestützt werden, daß das Dorf ursprünglich eine nachweisbar deutsche Ansiedlung war, die erst später durch eine polnische Überschicht slawisiert wurde [6]).

---

[1]) G. Kisch, o. c. l. c.; Misel Orend: *Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen.* Archiv d. Ver. f. sieb. Landeskunde NF XLIII, 328. Nach ihm ist das *k* des ung. *Lekence* die ungarische Aussprache des *ch*, wie z. B. China > Kina.

[2]) Kozierowski: *Badania nazw topograficznych na obszarze archydj. poznańskiej*, Poznań, I, 385.

[3]) Ders.: *Badania ... na obszarze zachodniej Wielkopolski.* Poznań, I, 448.

[4]) Ders.: *Badania ... na obszarze wschodniej wielkopolski.* Poznań, I, 225.

[5]) Vgl. poln., kleinruss. PN *Lech*, *Lechno*, femin. *Lechna*, die früher Kosenamen des PN *Lestko* waren, aber etwa seit dem XV. Jh. die des PN *Alexander* sind. Zur Bildung der Namen vgl. Taszycki: *Najdawniejsze polskie imiona osobowe.* Kraków, 1925, 49: *Bole-ch*, *Dobroch*, *Bozechna*, *Radochna* usw. Die Namen mit der Endung *-chno* im Poln.: 1397: *Czechno*, 1417: *Lechno*, 1208: *Machno*, 1394: *Michno*, 1394: *Pechno*, XII—XIII. Jh.: *Sechno*, usw. Kozierowski: *Pierwotne osiedlenie pogranicza wielkopolskośląskiego*, Slavia Occ. VII—VIII, SA. 263—4. Im Kleinrussischen: *Vachno*, *Hrychno*, *Dachno*, *Zachno*, *Ivachno*, *Lachno*, *Machno*, *Mychno*, *Olechno*~*Lechno*, *Rachno*, *Sechno*, *Stachno*, usw. usw. Simovyč: *Ukrajins'ki čolovici jmennja osib na -no.* Zbirnyk komisiji dlja doslidžannja istoriji Ukrajins'koj movy. Tom. I. Kyjiv, 1931. 95, 99, usw. Alle diese Namen sind aus der ersten Silbe des vollständigen Namens mit dem Suffix *-chno* gebildet (z. B. *Peter* > *Pe-chno*, *Daniel* > *Da-chno*, *Zacharias* > *Za-chno*, *Michal* > *Mi-chno*, usw.).

[6]) Zur Geschichte der Ortschaft im Mittelalter s. Fekete-Nagy Antal: *Szepesmegye területi és társadalmi kialakulása.* Budapest, 1934. 240.

Lā tab'ad.

Von

Tadeusz Kowalski (Kraków-Krakau).

Von den mit dem Tod und dem Begräbnis zusammenhängenden Sitten und Gebräuchen der alten, vorislamischen Araber haben sich nur spärliche und ungenaue Nachrichten erhalten, die hauptsächlich von J. Wellhausen[1]), I. Goldziher[2]), G. Jacob[3]) und R. Smith[4]) zusammengetragen und, soweit es angeht, auch gedeutet worden sind. Die Hauptquelle für die Kenntnis der einschlägigen Tatsachen bildet die altarabische Poesie, namentlich aber die alten Trauerlieder. Diese Quelle darf keineswegs als endgültig erschöpft gelten; im Gegenteil versprechen die in den letzten Jahrzehnten zugänglich gemachten, neuen Materialien eine reiche Ausbeute an wichtigen Tatsachen auch auf dem Gebiete der arabischen Begräbnisgebräuche. Andererseits hat sich die bisherige Deutung so mancher Sitte auf Grund von anderwärts gewonnenen Erfahrungen der allgemeinen Völkerkunde als revisionsbedürftig erwiesen, was in dem vorliegenden Aufsatz an einem Beispiel gezeigt werden soll.

Es handelt sich um die aus der Phraseologie des altarabischen Trauerliedes (*riṯā'* bzw. *marṯiya*) so gut bekannte, formelhafte Wendung لَا تَبْعَدْ (*lā tab'ad*), wörtlich 'sei nicht fern, entferne dich nicht', die, soweit wir wissen, dem Abgeschiedenen bei der Totenklage unter Nennung seines Namens nachgerufen wurde. Diese Formel hat sich unter den arabischen Beduinen bis auf den heutigen Tag gehalten[5]), und ihre starre Unveränderlichkeit, die wir über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren verfolgen können, läßt uns mit gutem Grunde vermuten, daß sie aus einer uralten Vergangenheit stamme. Später wurde sie von den Dichtern aus der Praxis, den wirklichen Begräbniszeremonien, in die Trauerpoesie übertragen und zur Erreichung von rein künstlerischen Effekten benützt.

---

[1]) *Reste arabischen Heidentums*, 2. Ausg., Berlin und Leipzig 1927, S. 177—186.

[2]) *Über Todtenverehrung im Heidentum und Islam* in den *Muhammedanischen Studien* I, Halle a. S. 1889, S. 229—263 und *Bemerkungen zur arabischen Trauerpoesie*, *WZKM*, XVI (1902).

[3]) *Altarabisches Beduinenleben*, 2. Ausg., Berlin 1897, S. 139—144.

[4]) *Die Religion der Semiten* (übers. v. R. Stübe), Freiburg i. B. 1899, S. 282—83.

[5]) Vgl. A. Musil: *Arabia Petraea* III (Wien 1908), S. 427 ult.

Der Ausruf *lā tabʿad* hat seit langem die Aufmerksamkeit von Arabisten auf sich gelenkt. Besonders I. Goldziher und N. Rhodokanakis haben sich mit ihm beschäftigt, der erstere in seinen *Bemerkungen zur arabischen Trauerpoesie*[1]), der letztere in seiner schönen Studie über *al-Ḫansāʾ und ihre Trauerlieder*[2]). Gelegentlich hat auch J. Wellhausen seine Meinung über den Sinn von *lā tabʿad* ausgesprochen[3]).

Stellen wir nun die bisher geäußerten Anschauungen über den Ursprung und den Sinn der Formel *lā tabʿad* zusammen! Wellhausen (*Reste*[2], S. 183) erklärt die Worte aus „der Scheu, die Lücke einfach zu schließen und den Toten sogleich als nicht zugehörig zu betrachten". In einer seiner anderen Schriften, der Anzeige des *Kuṣeir ʿAmra*-Werks der Wiener Akademie, finden wir freilich eine wesentlich abweichende Meinung: „Dem Dämon ruft man zu اِبْعَدْ (= *apage*); als Antithese dazu erklärt sich das لا تَبْعَدْ, womit einem Totengeist gesagt wird, er solle nicht als böser Dämon zum Teufel gewünscht werden"[4]). Goldziher leitet den Ruf auf „leidenschaftliche Bräuche" bei der Totenfeier zurück und weist auf einige indianische und sonstige Parallelen hin, in denen er einen Ausdruck dafür sieht, daß sich die Angehörigen vom Toten nicht trennen wollen[5]). Nach Rhodokanakis dient er ursprünglich demselben Zweck wie die iterierte Namensanrufung im *riṯāʾ*, von der er wörtlich sagt[6]): „hat man jemanden verloren, so ruft man ihn. Der Tote gilt als abwesend und wird zurückgerufen; vgl. das لا تبعدْ". Sonst beschäftigt sich Rhodokanakis hauptsächlich mit der künstlerischen Bedeutung dieses Ausrufs, sowie seinen poetischen Varianten in der Trauerpoesie. Gelegentlich zitiert er auch eine mündliche Mitteilung von R. Geyer, wonach لا تَبْعَدْ (*lā tabʿad*) „einen tieferen, okkult-zauberhaften Sinn" habe.

Wie man sieht, stimmen die angeführten Äußerungen, trotz ihrer scheinbaren Verschiedenheit, in zwei wesentlichen Punkten überein: alle fassen die Formel *lā tabʿad* wörtlich, als einen negativ ausgedrückten Wunsch: ʿsei nicht fern' auf und alle schreiben ihr den Wert eines Segens zu. In ihrem Schmerzgefühl sollen die Hinterbliebenen dem Wunsche Ausdruck geben, den Toten zurückzurufen und ihn so lange wie möglich in ihrer nächsten Nähe zu behalten, als ob er noch lebte.

Demgegenüber muß aber bemerkt werden, daß eine derartige pietätvolle Haltung dem Toten gegenüber in den primitiven, altarabischen

---

[1]) *WZKM*, XVI, S. 311—12.

[2]) *Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wissensch. in Wien*, CXLVII (1904), 4. Abh., S. 60—62.

[3]) *Reste arab. Heidentums*, S. 183.

[4]) *Göttingische gelehrte Anzeigen* 1907, Nr. 9, S. 726.

[5]) *Bemerkungen zur arab. Trauerpoesie*, S. 312 u. Anm. 1.

[6]) Op. cit. S. 58, Anm. 4.

Verhältnissen Verwunderung hervorrufen muß. Überblickt man die Begräbnisgebräuche verschiedener Völker, so sieht man, daß ihr ursprünglicher Sinn meistens darin liegt, dem Verstorbenen die Rückkehr zu den Seinigen unmöglich zu machen. Die Behandlung der Leiche und alle damit zusammenhängenden Riten sind ursprünglich durch die Furcht vor dem Toten, nicht aber durch die Pietät bestimmt. Sogar bei europäischen Völkern der Gegenwart, die kulturell bedeutend höher stehen als die alten Araber, ist diese Stellungnahme noch deutlich zu erkennen. So sagt P. Sartori über den allgemeinen Sinn der Begräbniszeremonien bei den Deutschen[1]): „Abschied nehmen muß der Sterbende freilich von denen, die ihm bisher nahe gestanden haben, und viele Handlungen zeigen, welche Mühe man sich gibt, den Toten von den Lebenden zu trennen. Von den Mitteln an, die man angeblich zur Erleichterung des Sterbens ergreift, dient eine ganze Kette von Bräuchen dazu, den Abgeschiedenen loszureißen von der bisherigen Umwelt, bis man ihn sicher in Sarg und Grab geborgen und dieses fest geschlossen und umzäunt hat: das Schneiden seiner Nägel und Haare, das Umwerfen der Stühle, auf denen der Sarg gestanden hat, der mehrfache, oft mit lautem Jammergeschrei verbundene Abschied von der Leiche, die besonderen Arten, sie aus dem Hause zu schaffen, der Umgang um Kirche und Grabhügel, die Beschleunigung des Heimweges, Wassergüsse, Reinigungen und Waschungen u. a. m." Mit Nachdruck betont derselbe Verfasser[2]), daß die beim Begräbnis beobachteten Trennungsgebräuche ihr Dasein nicht einem bewußten Streben nach symbolischem Ausdruck verdanken, sondern wirklich vorhanden und tätig gedachten Mächten gelten. „Und überall spielt das angstvolle Trachten hinein, diese Mächte fernzuhalten und unschädlich zu machen, einen festen Schutzwall zwischen ihnen und der Welt des Lebens aufzurichten." Bei primitiveren Völkern liegen die Dinge gewöhnlich noch viel klarer, und es müßte befremden, wenn wir bei den alten Beduinen eine entgegengesetzte Tendenz beobachteten, nämlich einen klar ausgesprochenen Wunsch, den Verstorbenen in der Nähe der Lebenden zu erhalten.

Um diese Schwierigkeit zu erklären, möchte ich für die Formel *lā tabʿad* eine von den bisherigen ganz abweichende und, wie ich glaube, mit den Erfahrungen der Völkerkunde besser in Einklang stehende Deutung vorschlagen.

Wie bereits früher gesagt, ist der magische Charakter der besprochenen Formel ohne weiteres klar. Wir wissen aber, daß bei den Arabern in den magisch anmutenden Formeln die äußere Form oft

[1]) *Sitte und Brauch* (*Handwörterbücher zur Volkskunde*, Bd. V), Leipzig 1910, S. 123.

[2]) Op. cit. S. 124. Man vergleiche auch *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. I, Berlin u. Leipzig 1927, s. v. *Begräbnis*.

das Gegenteil des wirklich Gemeinten besagt. Angesichts der überall und zu jeder Zeit wirkenden, bösen, jedoch blinden Kräfte, die den Sinn der Aussage umzukehren drohen, hält man es für ratsam, ihr von Anfang an einen entgegengesetzten Wortlaut zu geben, damit nach erfolgter Inversion dennoch das Ziel erreicht werde.

Die häufigsten Beispiele einer derartigen magischen Inversion sind in Schwüren und Beteuerungen zu beobachten, in denen man sehr oft, ja beinahe immer, das Gegenteil dessen behauptet, was man eigentlich meint. Dies zeigt sich in der Regel darin, daß in den Schwurformeln eine dem Sinn nach notwendige Negation fortgelassen wird. Man sagt z. B.: „ich werde Wein trinken, bis ich an meinen Feinden Rache genommen habe", während man in Wirklichkeit meint: „ich werde keinen Wein trinken, erst bis ich diese Tat vollbracht habe." Ich habe bereits in meinen früheren Arbeiten[1]) zahlreiche Beispiele für diese Art von Schwüren und Beteuerungen zusammengestellt, so daß ich sie nicht anzuführen brauche und mich nur mit einer unten stehenden[2]) Zusammenstellung derselben begnügen kann.

Neben der Weglassung der notwendigen Verneinungspartikel wird zuweilen, freilich in etwas anderer syntaktischer Stellung, eine dem Sinn nach überflüssige Negation (لا) *lā* gesetzt, z. B. in dem koranischen[3]): لَا أُقْسِمُ بِيَوْمِ ٱلْقِيٰمَةِ وَلَا أُقْسِمُ بِٱلنَّفْسِ ٱللَّوَّامَةِ (*lā 'uḳsimu biyawmi 'lḳiyāmati walā 'uḳsimu bi'nnafsi 'llawwāmati*), dessen äußerer Sinn 'ich schwöre nicht beim Auferstehungstag und ich schwöre nicht bei der stets tadelnden Seele' ist, während in Wirklichkeit dem festen Willen zum Schwur Ausdruck gegeben werden soll.

Etwas ähnliches läßt sich in manchen Segens- bzw. Fluchformeln beobachten. Dem Niesenden wird gewünscht, daß er der Schadenfreude seiner Feinde verfalle, indem man selbstverständlich gerade das Gegenteil meint. Dieser Brauch kann aus dem Wort تَشْمِيتٌ (*tašmīt*) 'Schadenfreude empfinden lassen' = 'Glückwunsch für den Niesenden' gefolgert werden[4]).

[1]) *Nase und Niesen im arabischen Volksglauben und Sprachgebrauch*, *WZKM* XXXI (1924), S. 213 und *Zu dem Eid bei den alten Arabern*, *Archiv Orientální* VI (1933), S. 76.

[2]) Imru'ulḳais 52, 22; Nābiġa 15, 17; 'Abū Ḏu'aib (ed. Hell) 3, 1; al-'A'šā (ed. Geyer) 23, 17; 56, 12—13; 59, 3; 171, 1; Ḳais ibn al-Ḫaṭīm (ed. Kowalski) 17, 7; Ḥassān ibn Ṯābit (ed. Hirschfeld) 3, 7; 133, 13 (= *Delectus* 74, 3); Mālik b. Ḫālid (Kosegarten) Nr. 77, 4 (in der Lesart von Lisān al-'Arab 6, 98, 20), *Delectus* 33, 15; al-Ḥāriṯ b. Hišām, *Delectus* 65, 14 (= Ibn Hiš. 517, 9); ein anonymer Raġaz-Dichter, Lisān 11, 347, 6 v. u.; Ḥamāsa (ed. Freytag) 268, 3; Kitāb al-'aṣnām 19, 14; Ḳor'ān 12, 85; 24, 22; 'Aġānī (2. Ausg.) 11, 23, 20 (Prosa).

[3]) Ḳor. 75, 1—2. Sonst im Ḳor'ān 56, 74 u. 81, 15, vgl. J. Pedersen: *Der Eid bei den Semiten*, Straßburg 1914, S. 19.

[4]) Vgl. *WZKM* XXXI S. 212/13. Das wegen seines heidnischen Inhalts an-

Anstatt ʿwehe dir!' (وَيْبَكَ) wird gern ʿwehe einem anderen als dir!' (وَيْبَ لِغَيْرِكَ) gesagt[1]). Man zielt hier auf einen anderen, um trotz der ablenkenden Wirkung der bösen Mächte den Gemeinten zu treffen. Anstatt der bekannten Beschimpfung لَا أَبَا لَكَ (*lā 'abā laka*) ʿdu hast keinen Vater', ʿdu Vaterloser', wird manchmal لَا أَبَا لِغَيْرِكَ (*lā 'abā liġairika*) ʿein anderer als du hat keinen Vater' gesagt, was eine genaue Parallele zu dem eben angeführten Beispiel darstellt und auf dieselbe Weise gedeutet werden muß[2]).

Demselben Ideenkreis scheint es anzugehören, wenn ein Beduine seinem strauchelnden Kamel تَعْسًا (*taʿsan*) ʿmögest du fallen', ʿnieder!' anstatt لَعًا (*laʿan*) ʿmögest du dich aufrichten', ʿauf!' zuruft[3]).

Schließlich möchte ich noch an die geistreiche Hypothese von D. Künstlinger erinnern, der die in den semitischen Sprachen allgemein beobachtete Diskrepanz zwischen dem Genus des Zahlwortes und dem des Gezählten auf abergläubische Ideen zurückführen möchte[4]). Um die beim

---

stößige Wort تَشْمِيتٌ (*tašmīt*) wurde in islamischer Zeit durch تَسْمِيتٌ (*tasmīt*) ersetzt, was, wohl in Anlehnung an تَسْمِيَةٌ (*tasmiiat*), als Erwähnung des göttlichen Namens, oder aber als Aussprechen der Formel هَدَاكَ ٱللّٰهُ إِلَى ٱلسَّمْتِ (*hadāka llāhu 'ilā 'ssamti*) 'möge Gott dich in der guten Richtung leiten' ausgedeutet wird (s. Lisān al-'Arab 2, 351, 13).

[1]) Vgl. z. B. einen gegen seinen zum Islam bekehrten Bruder Buġaiṛ gerichteten Vers des Dichters Ka'b ibn Zuhaiṛ (Dīwān A, 3):

وَخَالَفْتَ أَسْبَابَ ٱلْهُدَى وَتَبِعْتَهُ * عَلَى أَيِّ شَيْءٍ وَيْبَ غَيْرِكَ دَلَّكَا

(*waḫālafta 'asbāba 'lhudā watabi'tahu * 'alā 'aiii šai'in waiba ġairika dallakā*)
„du hast dich den Grundsätzen der rechten Leitung widersetzt und du bist ihm (= Muhammad) gefolgt; zu was für einer Sache — wehe einem anderen als dir — hat er dich denn verleitet?"

[2]) Vgl. J. Pedersen: *Der Eid*, S. 117. Ich lasse den Umstand ganz beiseite, daß diese Beschimpfung, wie es sonst zu geschehen pflegt, später zu einer Art Aufforderung oder sogar freundschaftlicher Anrede, abgeschwächt werden kann.

[3]) Durch den Vers von al-'A'šā (Dīwān ed. Geyer 13, 25) belegt:

بِذَاتِ لَوْثٍ عَفَرْنَاةٍ إِذَا عَثَرَتْ * فَالتَّعْسُ أَدْنَى لَهَا مِنْ أَنْ أَقُولَ لَعَا

(*biḏāti laụṭin 'afarnātin 'iḏā 'aṭarat * fatta'su 'adnā lahā min 'an 'aḳūla la'ā.*)
„mit einer kraftvollen, ausdauernden (Kamelin), der, wenn sie strauchelt, ich eher *ta'san* (nieder!) als *la'an* (auf!) zurufe", der den arabischen Kommentatoren offensichtlich große Schwierigkeiten bereitete (vgl. Lisān s. v.).

[4]) *Zur Theorie der Zahlwörter in den semitischen Sprachen*, Inauguraldissertation, Berlin 1897, S. 26ff., besonders aber S. 31: „Die Scheu vor dem Zählen von Personen und Vermögensgegenständen . . . war es, die eine Art Umschreibung bei dem jedoch

Zählen wirkenden bösen Kräfte zu täuschen, wird, wenn das Gezählte männlich ist, die weibliche Form des Zahlwortes, wenn das Gezählte aber weiblich ist, die männliche Form gebraucht, worin ebenfalls eine Art von magischer Inversion vorliegt.

Nun glaube ich, daß die Formel *lā tab'ad* demselben Gedankenkreis entspringt. Wir haben hier ein typisches Beispiel einer magischen Inversion. Diese ist in unserem Fall durch die Negationspartikel *lā* ausgedrückt, die mit dem wirklichen Sinn der Formel nichts zu schaffen hat. Die wahre Bedeutung von *lā tab'ad* ist also ursprünglich 'entferne dich, sei fern!', scil. von deiner bisherigen Wohnung und beunruhige nicht die Lebenden durch deine Anwesenheit. Durch diese Worte suchte man dem Verstorbenen die Rückkehr zu den Hinterbliebenen zu verbieten und sie ihm zu hindern. Sie gehören also zu den ausgesprochenen Trennungsriten.

Mit der allgemeinen Entwicklung der Kultur verändert sich auch das Verhältnis des Menschen zum Tode. Verschiedene ursprünglich aus Furcht entstandene Sitten und Gebräuche werden als Pietätsmaßnahmen ausgedeutet und empfunden. So wird auch der ursprüngliche Sinn der Formel *lā tab'ad* nach und nach abgeschwächt, bis sie schließlich zu einem stereotypen Abschiedsruf wird, mit dem man dem Schmerz um den Verstorbenen Ausdruck gibt. Aus der Übergangszeit, in der die sozusagen vorgeschichtliche Bedeutung unserer Formel bis zu einem gewissen Grade noch lebendig war, werden wohl die kontradiktorischen Zusammenstellungen stammen, wie z. B. اِذْهَبْ وَلَا تَبْعَدْ (*idhab walā tab'ad*)[1] wörtlich: 'gehe fort und entferne dich nicht', die auf den ersten Blick ganz unsinnig erscheinen, jedoch sofort verständlich werden, wenn man *lā tab'ad* nach dem oben Gesagten als 'entferne dich, sei fern' auffaßt[2].

Schließlich wird aber der primitive Sinn ganz vergessen und die Formel nach ihrem äußeren Wortlaut verstanden und bewertet. Die in ihr enthaltene Negation wird als solche aufgefaßt und der ganze Ausruf gewinnt den Sinn einer bewußten Schmerzensäußerung, mit der man die Fiktion des Fortlebens wachrufen will. Für diese späteren Entwicklungsstadien, aber eben nur für diese, erweisen sich die früher zitierten Ansichten der Arabisten als zutreffend.

In frommen muslimischen Kreisen wird unsere Formel, wie überhaupt die ganze aus dem Heidentum stammende Totenklage, als anstößig

---

unvermeidlichen Zählen geschaffen hat. Man zählte, aber man tat, als ob sich die Zahl nicht auf das gezählte Objekt bezöge und man vertauschte die Geschlechter."

[1]) Z. B. al-Ḥansā' (ed. Cheikho, kleine Ausgabe vom J. 1895), S. 37, 1.

[2]) Zur weiteren phraseologischen Entwicklung vgl. Rhodokanakis, op. cit. S. 61.

empfunden und nach Möglichkeit in islamischem Sinne umgeändert[1]). Anstatt *lā tab'ad* wird لَا يُبْعِدُنَكَ ٱللّٰهُ (*lā ʾubʿidanka ʾllāhu*)[2]) 'möge dich Gott nicht entfernen' angewendet oder sogar in ganz koranischem Sinn قَرَّبَكَ ٱللّٰهُ (*qarrabaka ʾllāhu*)[3]) 'möge dich Gott sich näher bringen' gesagt.

Die weitere Verfolgung der betreffenden Phraseologie überschreitet aber, so lohnend sie auch wäre, den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes, der sich die Beleuchtung des Ursprungs dieser Formel zum Ziel setzte.

---

[1]) Vgl. I. Goldziher: *Muhammedanische Studien* I, 251ff.

[2]) Al-Ḥansā' S. 55, 7; vgl. 135, 4; 150, 5, 6.

[3]) 'Aġānī (1. Ausg.) 3, 147; vgl. I. Goldziher, *WZKM* XVI S. 312, Anm. 2.

Probleme der Phonologie.

Zeichenlehre — Elementenlehre.

Von

J. v. Laziczius (Budapest).

1. Die allgemeine Linguistik scheint zur Zeit kaum aktuellere Probleme zu haben als die der Phonologie. Wir sehen die Meinungen stark auseinander gehen. Die einen anerkennen voll und ganz die Bemühungen Trubetzkoys und seiner Anhänger um die Neubelebung und Weiterentwicklung der Thesen der sogenannten psychophonetischen Schule (Baudouin de Courtenay, Kruševskij, Ščerba), die anderen aber betrachten den Fortschritt der neuen Gedanken mit gewisser Unruhe und nehmen eine ablehnende Stellung zu ihnen ein.

Z. Gombocz gedachte in seiner Ansprache auf der Generalversammlung der Ungar. Linguistischen Gesellschaft (s. Magyar Nyelv = Ungar. Sprache XXX, 1934, 3) „des großen Verdienstes der Phonologie" und betonte, daß die Phonologie durch Einführung des Funktionsbegriffes in die Lautlehre diese Disziplin für die Sprachwissenschaft gerettet habe. Ähnlich ist die Auffassung von K. Bühler, der den Grundgedanken der Phonologie, das Prinzip der abstraktiven Relevanz, zu den Axiomen der Sprachwissenschaft rechnet (Kant-Studien XXXVIII, 19—90; Sprachtheorie 33—48 und 271—290). Hingegen sieht P. Meriggi in der phonologischen Bewegung „einen bedauerlichen Rückfall", eine Rückkehr zu „der papiernen Lautlehre der früheren Philologie", die durch die Phoneme „die alte Verwechslung von Laut und Buchstabe" wieder in die Linguistik einführen wolle (IF. LII, 65—66; Journal de Psych. norm. et path. XXX, 192). Ziemlich resigniert stellt er fest, daß auf dem Amsterdamer Kongreß nur ein Sprachforscher gegen die neue „Lautscholastik" Einspruch erhoben hat, der polnische Linguist Doroszewski, der „ebenso scharf wie richtig bemerkte", daß von Lautvorstellungen, Lautabsichten und Lautideen zu sprechen heutzutage ein unverzeihlicher Anachronismus sei, wer das tue, der „platonisiert" mit einer Verspätung von vierundzwanzig Jahrhunderten (s. Proceedings of the Int. Congress of Phonetic Sciences, Arch. néerl. de phon. expér. VIII—IX, 225).

Warme Aufnahme auf der einen Seite, kühle Ablehnung auf der anderen — wer hat recht? Die Phonologen oder die Gegner? Welcher Standpunkt ist berechtigter, der eine oder der andere? Das sind die

Fragen, die jetzt nicht so sehr die zwei einander gegenüberstehenden Parteien interessieren, wie die dritte und größte Partei, zu der die Linguisten gehören, die sich weder pro noch contra in den Streit eingemischt haben, da sie ruhig abwarten wollen, welcher Standpunkt die Oberhand gewinne.

2. Von den gegnerischen Ansichten war bisher die von W. Doroszewski zweifelsohne die bestfundierte. Es ist wahr, daß sich Doroszewski zu seinem Angriff jenen Punkt ausgesucht hat, der in sprachwissenschaftlichen Dingen fast immer einen leichten Sieg sichert, nämlich die Definitionsfrage; man muß aber anerkennen, daß seine auf die phonologischen Phonemdefinitionen gerichtete Kritik nicht nur zur Zerstörung bestimmt war, sondern zur Formulierung einer vermeintlich besseren Definition, die er selbst aufzustellen suchte.

Man muß weiterhin zugeben, daß D.s Behauptung (s. Autour du „Phonème", Travaux d. C. L. de Prague IV, 61), die psychologische Definition der Phoneme sei unbrauchbar, das Richtige trifft. Diese Definitionsart ist noch ein Überbleibsel der psychophonetischen Periode, von dem sich die moderne Phonologie unbedingt zu befreien hat. Wer uns heute die Definition der Phoneme in einem psychologistischen Gewande vor Augen stellt, der „platonisiert" zwar nicht, doch „baudouinisiert" er jedenfalls und kommt um mindestens vierzig Jahre (man beachte, daß die polnische Fassung des „Versuchs" von Baudouin de Courtenay 1894 erschienen ist) zu spät. Gleichzeitig mit Doroszewski hat darauf auch K. Bühler (Travaux IV, 26) hingewiesen. Trubetzkoy ließ diese von zwei Seiten kommenden Mahnungen unbeachtet und hielt an seinen psychologistischen Erklärungen auch weiterhin (z. B. in „Phonologie actuelle": Journal de Psych. norm. et path. XXX, 232) fest, obzwar sie unaufhaltbar zu Mißverständnissen führen, wie wir dies bei A. Rosetti beobachten können. Nach Rosetti ist der Laut eine „représentation d'une émission physique interprétée par l'oreille", das Phonem aber „l'idée que l'on se fait d'un son" (Bull. Lingu. II, 5—6). Gegen die Definition des Lautbegriffes ist hier nichts einzuwenden: das Wesen des Sprechlautes macht nicht nur die physikalische Äußerlichkeit, sondern auch die dazu gehörige Vorstellung aus. Gegen die Phonemdefinition Rosettis hätte wenigstens Trubetzkoy gar nichts einzuwenden, denn sie ist ganz in seiner Art und Weise formuliert. Verbindet man jedoch die beiden Formeln auf Grund des in ihnen gemeinsam vorkommenden Wortes „son", so stellt sich heraus, daß das Phonem „die Idee einer Vorstellung sei" (l'idée de la représentation d'une émission physique . . .), was natürlich ein Unsinn ist. Mit Trubetzkoy hätte so etwas nicht geschehen können, denn er scheidet aus dem Begriffsinhalt des Sprechlautes alles aus, was nicht Realisation, d. h. rein physikalische Äußerlichkeit ist, setzt aber eben dadurch den mensch-

lichen Sprechlaut aufs Niveau eines Instrumentallautes herab, was selbstverständlich nicht gebilligt werden darf.

Um ähnlichen Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir Bühlers Rat befolgen und Trubetzkoys Erklärungen einer Umformung unterwerfen.

Wie glaubt aber Doroszewski die empfohlene Umformung vornehmen zu können?

Soweit ich weiß, hat er sich mit dem Phonemproblem dreimal befaßt und ist jedesmal zu verschiedenen Ergebnissen gelangt. Das ist keineswegs auffallend: ein jeder hat ja das Recht, seine Auffassung — auf Grund besserer Einsichten — abzuändern, besonders wenn man überzeugt ist, durch die Veränderung bessere Resultate erzielen zu können. Bei Doroszewski scheint dies aber nicht der Fall zu sein.

Das erstemal äußerte er sich — im Gegensatz zu Benni — dahin, daß das Phonem die Einheit des phonetischen Systems einer Sprache sei, die entweder morphologische oder semantische Funktion hat („fonemem jest w systemie fonetycznym języka taka jednostka, która może pełnić funkcje morfologiczne lub znaczeniowe": Prace Filologiczne XV, 1930, 228). Bald darauf tritt die erste Änderung ein. „La différence entre le phonème et le son est simplement la différence entre l'unité autonome et l'unité non-autonome du système phonétique" — schreibt er in Travaux IV, 1931, p. 73 und fügt noch hinzu: „Un élément linguistique est ou n'est pas fonctionellement utilisable; s'il l'est, il est alors une unité autonome dans le système de langue et peut être appelé phonème . . . . . sinon, il n'est qu'une variante d'une unité autonome, variante d'un phonème" (ebenda p. 74). Daraus erfahren wir, daß das phonetische System einer Sprache aus autonomen und nicht-autonomen Einheiten besteht. Wir fragen jetzt nicht, ob es angebracht ist, bei den Lauten, resp. Zeichenelementen von Autonomie zu sprechen, nehmen einfach zur Kenntnis, daß das Wort „autonome" hier in einer ganz speziellen Bedeutung gebraucht wird (= „fonctionellement utilisable"). Wir dürfen uns dies um so mehr erlauben, weil wir außerdem noch ein einleuchtendes Beispiel bekommen zur Illustrierung dessen, wie wir uns die Sache vorstellen sollen. Im Polnischen kommt — wie bekannt — neben dem *k* auch ein *k'* vor. Nachdem aber von diesen Einheiten — nach Doroszewski — nur das *k* eine Funktion besitzt, ist nur dieses *k* eine autonome Einheit, d. h. Phonem, während das funktionslose *k'* nur eine Variante ist, welche „dans le système morphologique ne compte pour ainsi dire pas" (ebenda p. 73).

Vergleichen wir diese Auffassung mit der vorher erwähnten, so sehen wir, daß diese zwar viel detaillierter ist, allein von der ersten nicht wesentlich abweicht.

Ein Jahr später verändert sich das Bild wiederum. Nun hören wir

Doroszewski nicht mehr nur von autonomen und nicht-autonomen Einheiten reden, sondern — mit Scheidung der Autonomie und Funktion — auch von funktionell aktiven, passiven und neutralen Einheiten. „Nous avons vu qu'il existait en polonais, au point de vue physiologique, des consonnes autonomes et des variantes de consonnes et, au point de vue fonctionnel, des consonnes actives, passives et neutres" (Rev. d. Ét. Sl. XII, 1932, p. 17). Daß die „Autonomie" da schon einen anderen Sinn hat, ist so gut wie evident. Doroszewski gibt selber an, was er jetzt darunter versteht: „Un son est autonome au point de vue physiologique, si sa production ne dépend pas exclusivement d'un certain voisinage phonétique" (l. c. 13). Für einen Konsonanten ist schon der Umstand, daß er vor einem Vokale stehen kann, Kriterium der Autonomie. Ein Konsonant, der nur vor Konsonanten vorkommt (z. B. poln. *ŋ*), ist keine autonome Einheit, nur Variante. Man könnte natürlich fragen, was ist dann das Kriterium der Autonomie für Vokale? Unsere Frage würde aber unbeantwortet bleiben, da Doroszewski in seinem Aufsatz wegen „Raummangels" nur die Konsonanten behandelt.

Vom Gesichtspunkte der Funktion aus ist die Einheit — nach D.s Auffassung — dann aktiv, wenn sie an morphologischen Alternationen der gegebenen Sprache teilnimmt. Passiv ist hingegen die Einheit, die zwar keine morphologische Funktion innehat, jedoch zum Indizium gewisser Wörter dient (z. B. poln. *d'* in *diuna*) und durch eine andere, nächstliegende Einheit nicht ersetzt werden kann (man sagt immer *d'una* und nie etwa **duna*) wie eine neutrale (vgl. poln. *tšeba* oder *tšeba*, wo es gleichgültig ist, ob der Anlaut mit alveolarem oder dentalem Verschlußelement beginnt).

Die Kategorien der autonomen und nicht-autonomen Einheiten fallen mit denen der aktiven, passiven und neutralen nicht ohne weiteres zusammen. Nach Doroszewski kann z. B. eine nicht-autonome Einheit funktionell aktiv (z. B. poln. *ŋ*) und umgekehrt, eine autonome Einheit funktionell passiv (z. B. poln. *d'*) sein.

Wir nehmen keinen Anstoß daran, daß Doroszewski statt zwei Kategorien der Phonologen fünf Kategorien aufstellt. Wenn einmal zum besseren Erfassen des Sachverhaltes gerade fünf Kategorien vonnöten sind, dann läßt sich nichts einwenden: man muß dann eben fünf aufstellen. Entsteht daraus keine Komplikation? Immerhin, aber es gibt Komplikationen, die sich nützlich behaupten. Ist denn Doroszewskis Kategorienhäufung von dieser Art? Gewiß nicht, weil die Erscheinungen die er auf fünf Klassen zu verteilen bemüht ist, sich ungezwungen in zwei Rubriken einreihen lassen: in die der Phoneme und der Varianten. Vollkommen überflüssig ist es, für die poln. neutralen *t̨*, *d̨*, *n̨* eine besondere Kategorie zu schaffen: diese sind — im Sinne der phonologischen Auffassung — fakul-

tative Varianten, die mit einer Variante anderer Art, wie das poln. *ɲ* (phonologisch: kombinatorische Variante), ruhig unter einen Hut gebracht werden dürfen. Und um nicht zu vergessen: dieses *ɲ* ist ja ganz anders aktiv hinsichtlich der Funktion als das poln. *ṕ* oder *ṕ'*. Eine identische „Aktivität" kommt ja gar nicht in Frage! Doroszewski übersieht hier fundamentale Differenzen und merkt nicht einmal, wie schlüpfrig der Boden ist, auf welchem er steht: dasselbe poln. *k'*, von dem er vor einem Jahre klipp und klar festgestellt hat, es sei eine nicht-autonome Einheit, wird von ihm nun in die Gruppe der autonomen und funktionell aktiven Einheiten aufgenommen! Wem sollen wir jetzt Glauben schenken? Doroszewski 1931 oder Doroszewski 1932?

Von einer Umformung, die uns zu solchen Widersprüchen zwingt, können wir keinen Gebrauch machen. Doroszewskis Theorie ist in Details gänzlich verfehlt, doch liegt den augenscheinlichen Fehlern eine gesunde Wahrnehmung zugrunde, nämlich daß auch die Varianten eine gewisse Funktion haben. Als Doroszewski von den funktionell neutralen Einheiten (das sind lauter Varianten!) spricht, tritt er auch dort nicht dafür ein, als ob sie keine Funktion hätten. Die passiven (auch Varianten!) haben ebenfalls eine, nur ist sie eine andere, als bei den aktiven. Das ist das innerste Gerüst seiner Gedanken, und das ist wohl richtig. Kaum richtig ist aber, wie er die Funktionsunterschiede einschätzt, und da er von diesen Unterschieden sich keine genaue Rechenschaft gibt, verwischt er unnötigerweise die Grenze zwischen den zwei großen phonologischen Kategorien: Phonemen und Varianten, die doch streng auseinander zu halten sind.

3. Daß es noch niemandem gelungen ist, die Phoneme und mithin auch die Varianten auf eine befriedigende Weise zu definieren, erklärt sich m. E. daraus, daß der Tatbestand, der die zur Definition nötigen Daten liefert, nicht genug differenziert aufgenommen wurde. Wer die in Rede kommenden Erscheinungen sorgfältig abwägt, gelangt leicht zu der Einsicht, daß die zwei Kategorien der Phonologie nicht ausreichen, um die Fakta restlos in sich aufzunehmen. Je mehr man darüber nachdenkt, desto stärker macht sich die Notwendigkeit geltend, auch eine dritte Kategorie zu unterscheiden, eine mittlere Kategorie, die zwischen den zwei anderen ihren Platz hat.

Als ich mich mit den sogenannten stilistischen Varianten (vgl. Terminologie Standardisée in Travaux IV, 319—320) beschäftigte, kam ich mehr und mehr zu der festen Überzeugung, daß sie anderer Natur sind als die übrigen (kombinatorischen, fakultativen, etc.) Varianten: sie wiesen den übrigen Varianten gegenüber ein ausgeprägtes Plus, den Phonemen gegenüber jedoch ein Minus auf.

Das ungar. Wort *ember* (*ɛmbɛr*) „Mensch" wird in emphatischer Rede

oft mit einem langen Vokal ausgesprochen: *ɛ·mber*.[1]) Vergleichen wir diese zwei Formen miteinander, so sehen wir, daß in der ersten Silbe ein Quantitätsunterschied vorliegt, der uns im ersten Augenblick an denselben des Wortpaares *tör* (*tør*) „bricht" und *tőr* (*tø·r*) „Dolch" erinnert. Fassen wir nun auch die Bedeutungen ins Auge, so stellt sich heraus, daß die Rolle, die die Quantität spielt, in dem einen Falle ganz anders zu beurteilen ist als im anderen. Bei *tør* ~ *tø·r* sind Bedeutungen vorhanden, die miteinander nichts zu tun haben. Die Quantität, die als Trägerin der Bedeutungsdifferenz auftritt, hat hier einen — wie man zu sagen pflegt — phonologischen Wert und das lange *ø·* steht dem kurzen als separates Phonem gegenüber. Bei *ɛmber* ~ *ɛ·mber* ist von einer solchen Bedeutungsdifferenz keine Rede. Die Quantität hat hier eine andere Rolle und das *ɛ·* ist — nach phonologischer Beurteilung — sicher kein Phonem. Was ist es dann? Eine Variante vielleicht? Jeder orthodoxe Phonologe wird diese Frage mit „Ja" beantworten, nachdem für ihn „tertium non datur". Was nicht Phonem ist, kann nur eine Variante sein — darin stimmt die Lehre der alten Psychophonetik mit der modernen Phonologie völlig überein.

Das ist es eben, was uns nicht befriedigt, dies „tertium non datur". Zugegeben, daß der Unterschied zwischen den Bedeutungen „Mensch" und „Mensch!" bei weitem nicht so groß ist, wie zwischen „bricht" und „Dolch", das bedeutet aber noch lange nicht, daß da kein Unterschied vorhanden wäre. Der Begriffsgehalt, der im emphatisch gesprochenen *ɛ·mber* zu Worte kommt, hebt sich von dem des Wortes *ɛmber* der emotionsfreien Rede merklich ab. In beiden kommen so ziemlich dieselben intellektuellen Züge vor, aber was die Affektivität betrifft, treten schon deutliche Differenzen zutage. Im Falle *ɛ·mber* kann die Emotion so gesteigert sein, daß der intellektuelle Gehalt fast spurlos verblaßt. Ist es dann nicht schon ein anderes Wort, auch der Bedeutung nach? Gewiß, denn *ɛmber* und *ɛ·mber* verhalten sich zueinander wie Synonyme, die durch den Grad der Gefühlsbetontheit getrennt sind.

Ist dem aber so, so dürfen wir uns über die Quantitätsdifferenz von *ɛ* — *ɛ·* nicht so leicht hinwegsetzen. Dann können wir diese Differenz nicht so behandeln, als ob sie keine Funktion hätte. Das *ɛ·* (im Gegensatz zu *ɛ*) dient ebenso zur Differenzierung von Bedeutungen, wie das *ø·* (im Gegensatz zu *ø*), nur ist die Sphäre, wo die Differenzierung stattfindet, nicht die gleiche: hier handelt es sich um Ausdruck verschiedener Gefühlswerte, dort um verschiedene Werte intellektueller Natur. Das *ɛ·* ist ebenso wichtig in der einen Sphäre, wie das *ø·* in der anderen. Nennen wir das *ø·* und seinesgleichen Phoneme, so müssen wir für *ɛ·* und Consortes eine andere Benennung finden. Dieses *ɛ·* ist Emphatikum.

[1]) Nach dem Lautzeichen gesetzter · bezeichnet Länge, : (s. unten) Überlänge.

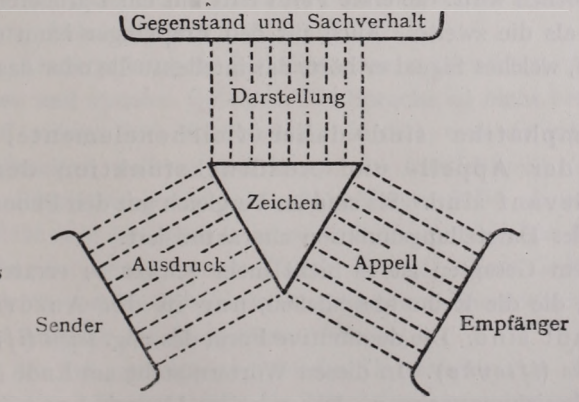
MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Die Kategorie der Emphatika ist jene dritte Kategorie, auf die wir oben hingewiesen haben. Sie steht zwischen den Kategorien der Phoneme und der Varianten. Mehr Kategorien gibt es nicht und es kann keine mehr geben.

Zu jeder Kategorie gehören Einheiten, die eine Funktion besitzen. In bezug auf die Phoneme hat das noch niemand in Abrede gestellt. Von den Emphatika hat man in diesem Zusammenhange noch nicht gesprochen; haben aber auch die Varianten — wie von Doroszewski angedeutet wird — eine gewisse Funktion, so muß die Funktionsfähigkeit der Emphatika auch von dem anerkannt werden, der sich zu dem gegebenen Beispiel skeptisch verhält.

Sind aber die Phoneme, Emphatika und Varianten alle mit Funktion belastet, worin besteht dann der Unterschied zwischen ihnen?

Wollen wir uns die Unterschiede klar machen, so müssen wir uns Bühlers Organon-Modell vornehmen. Nach Bühler sind für das Sprachzeichen drei Relationen maßgebend: seine Relation 1. zum Sender, 2. zum Empfänger und 3. zu den Gegenständen (und Sachverhalten). Das Zeichen ist Symptom kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, Signal kraft seines Appells an den Empfänger und Symbol kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten. In jeder dieser Relationen kommt eine andere Funktion zur Geltung: in der ersten Relation die Ausdrucksfunktion, in der zweiten die Appellfunktion und in der dritten die Darstellungsfunktion. Übrigens soll das Modell selbst für sich sprechen:



Das Modell sieht im Original etwas komplizierter aus (s. Kant-Studien XXXVIII, 90; Sprachtheorie 28), für unsere Zwecke ist jedoch auch die einfachere Form brauchbar.

Wenn die Sprache ein Zeichensystem und die Linguistik demgemäß eine Zeichenlehre, ein selbständiger Zweig einer allgemeinen Sematologie (nach Saussure: sémiologie) ist, so kommen die Laute und Lauterschei-

nungen nur als Zeichenelemente für die Linguisten in Betracht. Die Phoneme, Emphatika und Varianten sind daher — linguistisch gesehen — Zeichenelemente, die in der dreifachen Funktion der Sprachzeichen verschieden partizipieren.

Die Phoneme nehmen an allen drei Funktionen teil. Das Wortzeichen *tőr* (*tø·r*) „Dolch" besteht aus drei Elementen, die etwa aus den folgenden Vergleichungen ermittelt werden können:

tőr (*tø·r*) ~ *bőr* (*bø·r*) „Leder", *kőr* (*kø·r*) „Farbe im Kartenspiel" ~ *tör* (*tør*) „bricht"
~ *tűr* (*ty·r*) „duldet", *tér* (*te·r*) „Platz",
~ *tő* (*tø·*) „Wurzel", *tőn* (*tø·n*) „tat" etc.

Für die Darstellung ist jedes Element relevant: keins von ihnen ist durch ein anderes zu ersetzen. Alle drei sind auch appell- und ausdrucksrelevant: der Sender kann nur durch diese Elemente zum Ausdruck bringen, was er mit dem Zeichen *tø·r* ausdrücken will, und der Empfänger ist ebenfalls nur dann in der Lage, den entsprechenden Gegenstand dem gehörten Signal zuzuordnen, wenn darin *t*, *ø·*, *r* in dieser Reihenfolge enthalten vorkommen.

Die Phoneme sind daher Zeichenelemente, die für die Darstellungs-, Appell- und Ausdrucksfunktion gleich relevant sind.

Die Emphatika sind schon für die Darstellung irrelevant. Der Darstellungswert von *ɛ·mber* ist mit dem von *ɛmber* vollkommen identisch. Für den Ausdruck ist es natürlich nicht gleichgültig, ob *ɛ·mber* oder *ɛmber* gesprochen wird: die erste Form tritt mit einer größeren affektiven Ladung auf als die zweite. Auch für den Empfänger kann es nicht indifferent sein, welches Signal er hört, das intellektuelle oder das emotionell gefärbte.

Die Emphatika sind daher Zeichenelemente, die nur bezüglich der Appell- und Ausdrucksfunktion der Sprachzeichen relevant sind. Sie sind im Vergleich mit den Phonemen durch das Fehlen der Darstellungsfunktion charakterisiert.

Nach dem Gesagten ist es nicht mehr schwer zu erraten, daß die Varianten, die die Reihe abschließen, nur in der Ausdrucksfunktion relevant sind. Die deminutive Form des ung. *isten* (*iʃtɛn*) „Gott" lautet: *istenke* (*iʃtɛŋkɛ*). In diesen Wörtern steht am Ende der zweiten Silbe ein *n* beziehungsweise *ŋ*. Das *ŋ* ist im Ungarischen kein Phonem: solche Fälle, wo es einen Darstellungswert haben würde, gibt es nicht. Es hat auch keinen Appellwert, keinen besonderen affektiven Wert, es ist daher kein Emphatikum. Beim Ausdruck ist es aber schon nicht mehr irrelevant, ob man *ŋ* oder *n* sagt. Wir haben es hier also mit einer Variante zu tun, und zwar mit einer kombinatorischen, nachdem das *ŋ* im Ungarischen stets nur vor *k* und *g* vorkommt.

Die Varianten weisen — wie daraus ersichtlich — den Emphatika gegenüber ein merkliches Minus auf: es fehlt ihnen die Appellfunktion. Im Vergleich mit den Phonemen kommt auch das Fehlen der Darstellungsfunktion noch dazu.

Mehr als drei Funktionen können die Zeichenelemente nicht haben, denn für das Zeichen kommt außer den erwähnten keine Relation mehr in Betracht. Weniger als eine Funktion kann das Element gleichfalls nicht haben, da wir uns ein Sprachzeichen in Nullrelation nicht vorstellen können.

Dementsprechend zerfällt die Elementenlehre der Linguistik in drei Kapitel: 1) die Lehre der Phoneme, 2) die Lehre der Emphatika, 3) die Lehre der Varianten.

4. Für das erste und dritte Kapitel sind die nötigen Vorarbeiten bereits da. In erster Reihe müssen wir an die phonologischen Arbeiten von Trubetzkoy und Jakobson denken und des weiteren an die ziemlich ausgedehnte Literatur, die auf Grund ihrer Anregungen entstanden ist. Auch für das zweite Kapitel läßt sich bei den Phonologen manches finden, was wertvoll ist. Wenn wir aber diesen Teil der Elementenlehre fest fundiert wissen wollen, dann müssen wir zu den systematischen Untersuchungen greifen, die von Ch. Bally seinerzeit in vorbildlicher Weise gemacht worden sind. Ballys Werke (*Précis de stilistique*; *Traité de stilistique française*; *Le langage et la vie*) sind voller subtiler Beobachtungen, sind so reich an Material und Ergebnissen, daß wir einen besseren Ausgangspunkt kaum wählen könnten.[1])

Ballys Untersuchungen betreffen den sprachlichen Ausdruck der individuellen und sozialen Gefühle. Die Sprache ist nicht bestimmt, allein das Vehikel unserer Gedanken zu sein. In dem, was wir auf sprachlichem Wege ausdrücken wollen, sind nicht nur intellektuelle, sondern auch Gefühlsinhalte mit eingeschlossen. Von Extremfällen abgesehen, wo der reine Intellekt zum Ausdruck kommt, sind die sprachlichen Erscheinungen immer mehr oder weniger stark affektiv betont. Diese Gefühlsbetontheit zu konstatieren und die verschiedenen affektiven Charaktere zu ermitteln — das ist die Aufgabe der Ballyschen Stilistik.

Bally hat uns gezeigt, wie solche Untersuchungen bewerkstelligt werden müssen. Er hat auch die Methoden angegeben, die verläßliche Resultate herbeiführen können. Eine auf der Grundlage sorgfältig delimi-

[1]) Es versteht sich von selbst, daß bei der Elementenlehre außer Bally und den Phonologen auch die Resultate der früheren Forschung berücksichtigt werden können und müssen: die auf korrekte Weise erzielten Ergebnisse der sog. Lautlehre sind nur durch das Filter der Funktionsunterschiede zu leiten und können dann ruhig benützt werden.

tierter, genau definierter und treffend identifizierter Tatsachen ruhende Synonymik ist nach ihm die Vorbedingung der Bearbeitung emphatischer Erscheinungen. Diese Erscheinungen sind um zwei Kristallisationspunkte zu gruppieren: in die erste Gruppe kommen solche, die einen natürlichen Effekt (effet naturel) auf den Hörer ausüben, in die zweite diejenigen, die durch Evokation eines besonderen Milieus wirken (effet par évocation du milieu).

Zum Ausdruck der verschiedenartigen Gefühlsnüancen stehen in jeder Sprache besondere Mittel zur Verfügung, und zwar direkte sowie indirekte Mittel. Die ersteren werden von der Lexik und Syntax geliefert, die letzteren sind meistens Mittel lautlicher Natur (z. B. emphatischer Akzent). Aus den direkten und indirekten Ausdrucksmitteln fügt sich — nach Bally — jenes expressive System zusammen, welches zum Ausdruck der Gefühlsinhalte in der gegebenen Sprache dient.

Die Lehre der Emphatika (Emphatikologie) wurzelt also naturgemäß in der Ballyschen Stilistik und bildet die Elementenlehre zu jenen Studien, die auf Expressivität der Sprache Bezug haben.

Die Emphatikologie des — sagen wir — Ungarischen hat vor allem die quantitativen Abweichungen zu behandeln, die die emphatischen Formen im Gegensatz zu den nicht-emphatischen aufweisen. Manche Zeichenelemente werden in der ungarischen gefühlsbetonten Rede oft verlängert. An Stelle kurzer Elemente erscheinen lange (intell. *tudom* ~ emph. *tu·dom* und statt langer überlange *ø·rylɛt* ~ *ø:rylɛt*). Bezüglich der überlangen vgl. tschech. *báá-ječný*, *sss-slavný* (R. Jakobson, O češskom stiche p. 41).

Diese Gruppe der ungarischen Emphatika ist sehr interessant, da die Quantität in unserer Sprache auch phonologisch ausgenützt erscheint (mit anderen Worten: auch darstellungsrelevant ist). Hiermit fällt Jakobsons Behauptung, wonach für emphatische Zwecke nur solche Lautmittel benützt werden können, die keinen Phonemwert haben (a. a. O. p. 40—5). Im Ungarischen gibt es nicht nur lange Phoneme, sondern auch lange Emphatika. Im Tschechischen, wo lange Vokalphoneme ebenfalls vorhanden sind, kommen lange Emphatika im allgemeinen nicht vor, (vgl. doch *o·* in emphat. *boože*, das *o·* kommt aber als Phonem nicht vor), nur überlange.

In die Reihe der ungarischen Emphatika gehören auch die Akzentverschiebungen, die auf emotionelle Gründe zurückzuführen sind. In der emotionsfreien Aussprache ist stets die erste Silbe des Wortes und in Zusammensetzungen die erste Silbe des Vordergliedes hauptbetont. Dieser Druckakzent steht — wie die Betonung der letzten Silbe im Französischen und die der vorletzten im Polnischen — auf Variantenniveau: er ist jedenfalls ausdrucksrelevant, nachdem es undenkbar ist, ein aus mehreren

Silben bestehendes ungarisches Wort auf der zweiten, ein französisches auf der vorletzten und ein polnisches auf der letzten Silbe zu betonen. Von den Wörtern fr. *télé'phone*, poln. *te'lefon*, ung. *'telefon* hat jedes sein eigenes dynamisches Schema, welches vom Sprecher respektiert werden muß.

Wenn die Emotion stark genug ist, kann das „normale" Schema eine Veränderung erleiden. Im Ungarischen wird dann statt *'mɛnthɛtɛtlɛn* *mɛnthɛ'tɛtlɛn* oder mit gleichzeitiger Anwendung emphatischer Länge statt *'hihɛtɛtlɛn* *hih·ɛ'tɛtlɛn* usw. gesprochen. Was ist hier geschehen? Das dynamische Schema der ungarischen Wörter ist nicht nur dadurch gekennzeichnet, daß die erste Silbe hauptbetont ist, sondern auch dadurch, daß die dritte, fünfte usw. Silbe einen Nebenton trägt. Bei den Zusammensetzungen ist die erste Silbe des zweiten Gliedes nebenbetont. In der Emphase verstärkt sich der erste Nebenton zum Hauptton, und der „normale" Hauptton sinkt zum Nebenton herab. Die oben erwähnten emphatischen Formen lauten daher so: *ˌmɛnthɛ'tɛtlɛn*, *ˌhih·ɛ'tɛtlɛn*. In Zusammensetzungen: intell. *'megˌø·rylt* ~ emph. *ˌmeg'ø:rylt*.

Der gleiche emphatische Wortakzent steht im Französischen sowie im Polnischen zumeist auf der ersten Silbe (z. B. *'magnifique*, aber *é'pouvantable*, *'caluteniecki*).

Der russische Wortakzent steht hingegen auf Phonemniveau; vgl. russ. *za'mok* „Schloß" ~ *'zamok* „Burg" usw. Ein ähnlicher Akzent ist im Französischen, Polnischen oder Ungarischen vergebens zu suchen.

Emphatika sind auch noch die Abtönungen, die in der emotionsvollen Rede manchmal auftauchen. Dies ist der Fall, wenn man ungar. nicht *borzasztó*, sondern *barzasztó* (*bɒrzɒsto·*), nicht *jaj*, sondern *juj* sagt. Das bekannte Beispiel von Sievers (sächs. *schröckliche tüfe Fünsternüss*) gehört auch hierher.

Daß die Interjektionen eine spezielle Lautlehre haben, ist schon lange bekannt. Im Satze *fü, de meleg van ma!* (schrecklich, wie schwül ist es heute!) wird die Interjektion *fü* oft mit einem bilabialen *f* (Φ) ausgesprochen. Dieses Φ ist ein Emphatikum und nur ein Emphatikum, da es weder als Phonem noch als Variante im Ungar. vorkommt.

Der Vollständigkeit halber hätten wir noch die Intonationsformen zu erwähnen, die emphatischer Natur sind; das alles würde aber nur diejenige Seite unseres Problems beleuchten, wo die Emphatika mit natürlichem Effekt stehen. Es ist aber auch eine andere Gattung der Emphatika bekannt.

Der Akkusativ zu dem ung. *alma* (*ɒlmɒ*) „Apfel" lautet *almát* (*ɒlma·t*). Der Vokal der ersten Silbe wird in der Schriftsprache, sowie in der Mehrzahl der Dialekte labial (*ɒ*) gebildet. In manchen Dialekten (hauptsächlich in den Mundarten von Siebenbürgen, sonst spärlich) braucht man aber neben Nom. *alma* (*ɒlmɒ*) eine Akkusativform, die in der ersten Silbe

ein illabiales *a* (*alma·t*) enthält. Dies *a* ist sicher kein Phonem, sondern eine Variante, die nur ausdrucksrelevant ist, wenigstens innerhalb der mundartlichen Gemeinschaft, wo die Akkusativform immer mit diesem *a* gesprochen, beziehungsweise gehört wird. Ertönt sie aber in einer Gemeinschaft, wo sonst stets *vlma·t* usuell ist, so wird dieser ungewöhnliche Akkusativ wegen seines *a* sofort auffallen, und es entsteht die Wirkung, die Bally „effet par évocation du milieu" nennt. Dasselbe *a*, welches in seinem ursprünglichen Milieu nur als eine Variante anzusetzen ist, tritt also hier, im fremden Milieu, als Emphatikum auf und muß als solches behandelt werden.

Ein ähnliches Milieu-Emphatikum ist auch das Zäpfchen-*r* im Ungar., besonders wenn man durch dieses (das *r* wird sonst mit der Zungenspitze gerollt) seinen Worten einen vornehmen Klang (in aristokratischen Kreisen hört man bei uns ziemlich oft Zäpfchen-*r*) geben will.

Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß die Lehre der Emphatika eigentlich kein Novum ist. Neu ist nur ihr Platz, den wir ihr angewiesen haben, zwischen der Lehre der Phoneme und der Varianten.

5. Wie verhält sich nunmehr die Frage der verschiedenen Zeichenelemente zur Unterscheidung *langue — parole*?

Die Linguistik als Sprechwissenschaft hat mit allen drei Kategorien zu tun: Phoneme, Emphatika und Varianten sind ja die elementaren Einheiten der „parole".

Die Linguistik als Sprachwissenschaft beschäftigt sich zuerst mit den Phonemen: diese sind die Einheiten, aus welchen die Sprache ihr Elementensystem bildet. Die Emphatika und die Varianten gehören zwar nicht zu diesem System, es wäre aber ein Fehler, diese Elemente aus den Untersuchungen, die die „langue" zum Gegenstand haben, auszuschließen, denn das, was heute noch Emphatikum oder Variante ist, kann morgen schon Phonem werden und umgekehrt. Es ist auch leicht möglich, daß das, was heute als Emphatikum oder Variante fungiert, in einem früheren Zeitpunkte Phonem war, das seine Darstellungsfunktion inzwischen eingebüßt hat.

„Die Phonologie befaßt sich mit Phonemen", sagte Trubetzkoy auf dem Genfer Kongreß [vgl. Actes du IIme Congrès Int. de Linguistes (Paris, 1933) p. 121] und äußerte sich auch später (Journal de Psychologie norm. et path. XXX, 227—46, wo die Varianten ganz außer acht gelassen sind) so, daß die Fernerstehenden zu der Schlußfolgerung verleitet wurden, Phonologie sei nichts anderes als Phonemlehre (s. Rosettis Auffassung in Bull. Lingu. I, 10—1; II, 9). Dieser Auffassung können wir nicht beistimmen, da sie die wirkliche Sachlage nicht deckt. Die Phonologie ist nicht nur das, was die Phonologen und ihre Vorgänger bezüglich der Pho-

neme, Korrelationen und Phonemsysteme gelehrt haben, sondern auch das, was sie über die Varianten und darunter über die Emphatika ermittelt haben. Kein einziger Phonologe hat, glaube ich, je daran gedacht, nur die Erforschung der Phoneme für sich zu behalten, die Varianten (und die Emphatika) aber dem Phonetiker zu überlassen. Die Phonologie muß, wenn sie auf feste Grundlagen basierte Elementenlehre sein will, außer den Phonemen auch die Emphatika und Varianten in ihren Forschungskreis ziehen, wie dies auch bisher geschehen ist. Eine andere Frage aber ist, daß den Phonemen in der Sprache immer eine besondere Wichtigkeit zukommt. Das hängt mit der Dominanz der Darstellungsfunktion eng zusammen. Erstens müssen tatsächlich die Phoneme an die Reihe kommen, zweitens und drittens aber auch die Emphatika und Varianten. Trubetzkoy hätte a. a. O. richtig, wie folgt, sagen müssen: „Die Phonologie befaßt sich in erster Linie mit Phonemen, dabei aber auch mit (Emphatika und) Varianten".

Die Teilung des Themas zwischen der Phonologie und Phonetik darf auch nicht so aufgefaßt werden, wie E. Otto (IF. LII. p. 182) sich die Sache vorstellt. Nach ihm soll der Phonologe von den elementaren Erscheinungen nur das für sich behalten, was die Sprachwissenschaft interessiert und alles andere, d. h. den sprechwissenschaftlichen Teil, dem Phonetiker zur weiteren Behandlung überlassen. Der Phonologe, beziehungsweise der Linguist, der sich mit der Elementenlehre befaßt, hat m. E. die Phoneme, Emphatika und Varianten unbedingt unter beiden Aspekten zu untersuchen, vom Gesichtspunkte der „langue" sowie vom Gesichtspunkte der „parole" aus. Was bleibt aber dann dem Phonetiker? Das, was auch bisher sein speziellstes Gebiet gewesen ist: die Untersuchung der Laute. Da ist er zu Hause, für den Linguisten kommen hingegen nicht die Laute, sondern die Zeichenelemente in Betracht.

Die meisten Mißverständnisse, die sich um die Ideen der Phonologie bildeten, rühren daher, daß alle Welt bei der Geburt der begrifflichen Scheidung von Laut und Phonem behilflich sein wollte, und niemand kam auf den einfachen und richtigen Gedanken, daß der vom Laute zu unterscheidende Begriff nicht das Phonem ist, sondern der Begriff des Zeichenelementes, und nur innerhalb dessen sind zwischen Phonemen, Emphatika und Varianten Unterscheidungen zu machen. K. Bühler ist noch diesem Gedanken am nächsten gekommen. Die ganze psychophonetische und phonologische Forschung war von der verschwiegenen Voraussetzung beseelt, daß uns Linguisten nicht die Laute *t*, *ø·*, *r* interessieren, sondern das Wortzeichen *tø·r* und seine Elemente. Daß diese Elemente an und für sich betrachtet Laute sind, ist eine andere Frage. Für den Sprachforscher ist auch das dynamische oder melodische Schema eines Wortes von Inter-

esse, aber nicht als lautliche Erscheinung, sondern als Bestandteil eines sprachlichen Zeichens. Der Umstand, daß die Zeichenelemente Laute und lautliche Erscheinungen sind, hatte nur die Einsicht zur Folge, daß die Phonetik, wo die Untersuchung derselben zum Thema erhoben wird, eine überaus wichtige — Hilfswissenschaft für die Linguistik ist. Hilfswissenschaft, sage ich, es liegt mir jedoch fern, den hohen Wert der phonetischen Kenntnisse dadurch herabsetzen zu wollen.

Die Tätigkeit der Phonologen war von vornherein von dem Gedanken geleitet, daß dem ersten Schritt, den die moderne Sprachwissenschaft mit der Unterscheidung Buchstabe — Laut gemacht hatte, ein weiterer folgen muß, der diese Dichotomie zu einer dreigliedrigen Distinktion erweitert. Es ist nun nebensächlich, daß die Phonologen den zu unterscheidenden dritten Begriff in dem des Phonems aufzufinden glaubten, wichtig ist nur, daß die weitere Differenzierung zum ersten Male eben von den Phonologen verlangt worden ist. Sie arbeiteten daher gerade in entgegengesetzter Richtung, wie Meriggi es in völliger Verkennung des Tatbestandes darstellt. Nicht rückwärts führte ihr Weg, um die Differenz zwischen Laut und Buchstaben zu verwischen, sondern vorwärts zu einem dritten Begriff, der von diesen abzuheben ist.

Es ist ganz überflüssig, über die Notwendigkeit der Unterscheidung von Laut und Buchstabe auch nur ein Wort zu verlieren. Die begriffliche Scheidung von Laut- und Zeichenelement ist ebenso notwendig und folgt notwendig aus dem, was wir von der Sprache als Zeichensystem wissen; sie ist höchstens noch nicht so allgemein verbreitet.

Diese Scheidung ist auch dann unentbehrlich, wenn man das gegenseitige Verhältnis der Phonologie und Phonetik klarstellen will. Leider wurde diese Frage bisher nicht immer mit der erforderlichen Objektivität behandelt.

Vielleicht war noch die Meinung von K. Bühler (*Phonetik und Phonologie* in Travaux IV, 22—53) in dieser Beziehung die objektivste. Bühler hat vollkommen recht, wenn er sagt, daß sich die Phonologie gewissermaßen als eine Gegenbewegung zu dem Impressionismus der Phonetik präsentierte, der in der Entdeckung von Lautnuancen ebenso geschwelgt hat wie das Auge der impressionistischen Maler in der Welt der neuentdeckten Farbwerte; sie ist aber nicht gekommen, um dort tabula rasa zu machen, wo wir dank der Phonetik schon reiche und wissenschaftlich bewährte Kenntnisse haben. Die Phonologie brachte nur ein Auslese-prinzip mit sich und suchte zu beweisen, „es sei nicht alles im Bereich dieser neu entdeckten und unerschöpflichen Welt von Nuancen gleichwertig und gleichgewichtig für den eigentlichen Beruf, den Beruf der Laute als Zeichen zu fungieren" (p. 43).

Auch das ist wohl richtig, wenn Bühler feststellt, daß die Phonologie nur die Untersuchung der funktionell relevanten Elemente für sich bean-

sprucht und sich um die Laute an sich, die das Bereich des Phonetikers bilden, nicht kümmert. Übrigens blickte auch die Phonetik stets auf den Beruf der Laute hin, nur war dieser Hinblick für ihren Gegenstand nicht wesens-, sondern umfangbestimmend (p. 39).

Überall, wo es nur möglich ist, gibt Bühler der Phonetik, was der Phonetik gebührt, und läßt den Vergleich der Phonologie mit der Phonetik nur an einem Punkte zu Ungunsten der letzteren ausfallen. Zur Beleuchtung des Unterschiedes zwischen der Phonologie und Phonetik konstruiert er ein Vergleichsmodell. Nehmen wir an — schreibt er a. a. O. 37—38 und in der Sprachtheorie p. 42-3 — daß zwei Menschen sich mit Flaggensignalen verständigen wollen. „Sie verabreden, es soll dabei nicht auf Form und Größe, sondern nur auf die Farbe der Signale ankommen. Und zwar wird .... verabredet, es sollen drei Sättigungsstufen der Farben bedeutungsrelevant sein. Also im einzelnen: Erstens, die vollkommen ungesättigten Nuancen der Schwarz-Weißreihe haben einheitlich die Bedeutung A. Ob im konkreten Fall Schwarz, Grau oder Weiß benützt wird, ist irrelevant. Zweitens, die Flaggen einer mittleren Sättigungsstufe haben einheitlich die Bedeutung B. Ob im konkreten Fall ein Himmelblau, Rosarot oder Tabakbraun benützt wird, macht keinen Unterschied, ist bedeutungs-irrelevant. Drittens, die Flaggen aus dem höchsten Sättigungsbereiche der Farben haben einheitlich die Bedeutung C. Ob im konkreten Falle ein gesättigtes Rot, Blau, Grün, Gelb benützt wird, macht keinen Unterschied, ist bedeutungs-irrelevant".[1])

Bei der Untersuchung dieser Flaggensprache sind nach Bühler zwei Betrachtungsweisen möglich: erstens kann man die Materialeigenschaften der Signale rein für sich und zweitens das an ihren Eigenschaften, was für ihre Aufgabe, als Zeichen zu fungieren, maßgebend ist, zum Gegenstand der wissenschaftlichen Bestimmung machen. Der Phonetiker dieser Sprache wird die bei der Verständigung gebrauchten Flaggen in jeder Hinsicht untersuchen: nach Materie, Größe, Form und Farbe hin. Er wird sich sogar mit dem Sättigungsgrad der einzelnen Farben befassen, nur wird er nie fragen, was von den erforschten Eigenschaften für die vereinbarte Bedeutung relevant ist. Der Phonologe achtet hingegen nur auf die maßgebenden Eigenschaften, also diesmal auf die Sättigungsstufe.

Was von diesem Vergleich die Phonologie betrifft, ist wohl in Ordnung. Das Modell ist so konstruiert, daß das Prinzip der abstraktiven Relevanz von ihm klar abgelesen werden kann. Was folgt aber aus dem auf die Phonetik bezogenen Teil? Nichts weniger, als daß die phonetische Arbeit vollkommen überflüssig und unnütz ist! Wozu denn die Beschäftigung

[1]) Da Bühler ein konkretes Beispiel vor seinen Augen hält, differenziert er das Vergleichsmodell noch weiter, was aber hier nicht weiter beachtet zu werden braucht, denn es handelt sich um ein Detail, das für uns jetzt nicht in Betracht kommt.

mit der Form, Größe usw. der Flaggen, wenn allein die Sättigungsstufe etwas für die Konvention sagt. Ist es nicht ein müßiger Zeitvertreib? Bei der Flaggensprache ganz bestimmt, denn dieser liegt eine starre Konvention zu Grunde. Die lautsprachliche Konvention ist aber ganz anderer Natur. Das, was heute in der Lautsprache für die Konvention (d. h. bezüglich der Darstellung) irrelevant ist, kann morgen relevant sein. Wer daher diese irrelevanten Gegebenheiten einer Untersuchung unterwirft, der führt eine äußerst nützliche Arbeit aus und bereitet den Boden für die zukünftige Forschung vor. (Ich halte mich streng an das Vergleichsmodell und muß außer acht lassen, daß die Sprachzeichen auch Appell- und Ausdrucksfunktion haben.)

Die Konvention der Flaggensprache verändert sich zwar nicht, kann jedoch willkürlich abgeändert werden. Man kann z. B. die Vereinbarung treffen, daß von heute ab nicht die Sättigungsstufe der Farben, sondern die Form der Flaggen maßgebend sein soll. Ja, das läßt sich wohl machen, das wird aber schon nicht mehr dieselbe Flaggensprache sein in veränderter Gestalt, sondern eine ganz andere Flaggensprache, wo die Untersuchung der „irrelevanten" Äußerlichkeiten wiederum unnütz erscheint.

Bühler liegt natürlich jede Absicht fern, der phonetischen Arbeit die Wichtigkeit und Nützlichkeit abzusprechen, sein Vergleichsmodell kann aber leicht mißdeutet und mißverstanden werden. Ich gebe gerne zu, daß ein besseres Modell mit Rücksicht auf die sonderbare Natur der sprachlichen Dinge sich schwer finden läßt, und jeder Vergleich hinkt doch ein wenig.

6. Wir glauben jedes wichtigere Problem berührt zu haben, das im Zusammenhange mit der Phonologie aufgeworfen wurde.[1]) In der Einleitung haben wir die Frage aufgestellt: Wer hat recht, die Phonologen oder ihre Gegner? Jetzt müssen wir bekennen, daß wir einer wirklich gegnerischen Meinung nicht begegnet sind. Selbst die Auffassung von Doroszewski kann — trotz seinem eigenen Dafürhalten (s. Revue der Études Slaves XII, 18) — nicht als solche bezeichnet werden, denn er sieht die Notwendigkeit einer „funktionellen Phonetik" vollkommen ein, die nichts anderes ist als eine gut angelegte (funktionelle Betrachtungsweise!), jedoch schlecht ausgeführte Phonologie. Meriggis Bemerkungen stehen ohne Motivierung da, sie können daher nicht ernst genommen werden.

Ist also die Wahrheit auf der Seite der Phonologen? Entschieden ja, doch müssen manche ihrer Thesen — vielleicht im obigen Sinne — korrigiert werden.

[1]) Eigentlich habe ich nur die Probleme der sog. Wortphonologie durchgesprochen. Daß auch die Syntax eine Elementenlehre (vgl. syntaktische Phonologie) hat, ist meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, doch bedarf sie — meiner Meinung nach — einer speziellen Behandlung, so daß ich es für besser fand, die damit verbundenen Fragen hier auszuschalten.

Zum Ossetischen.

Von

Ernst Lewy (Berlin).

1. In einem kurzen, musterhaft gehaltreichen Aufsatz (Streitberg-Festgabe, 1924, 105—10) hat Gombocz uns die Berührungen der Ungarn mit den Osseten vor Augen geführt. Die Angaben der Sage und die Tatsachen der Sprache stimmen merkwürdig zusammen[1]). Diese Lehnworte[2]) und Namen sind unbezweifelbare Reihen von Positivitäten, so daß der Zufall, den man ja nie vergessen darf, hier wirklich ausscheidet. Dennoch ist unsere Neugier gereizt: da sich Osseten und Ungarn so innig berührt haben, möchte man noch weitere Beziehungen der Sprachen erwarten oder noch weitere Beziehungen innerhalb der Gebiete, denen beide Völker weiter angehören. Das Ganze der arischen und finno-ugrischen Lehnbeziehungen erneut zu behandeln, ist natürlich noch nicht die Zeit; nur einiges, das mehr das Typische betrifft, sei hier berührt. Ein typisches Bild der ossetischen Sprache fehlt uns ja noch durchaus, und hier wird nicht versucht, es zu schaffen, sondern nur, einige kleine Arbeiten über das Ossetische, die weiterhin zitiert werden, z. T. schärfer zu fassen, z. T. zu erweitern. Es ist nicht leicht, seinen Charakter zu erkennen; denn das Ossetische scheint verschiedene Kreise der Verwandtschaft durchlaufen zu haben. Neben den zufälligen[3]) und gelegentlichen, oft sehr auffälligen — denn die Vorfahren der Osseten haben sich wirklich mit den verschiedensten Völkern Europas und Asiens berührt — Anklängen, finden sich in dieser Sprache auch deutliche systematische Beziehungen zu verschiedenen Sprachen, die aber schwer abgewogen werden können. Die indogermanische, arische, iranische Herkunft hat uns aus Wortschatz und Lautentsprechungen W. Miller eindringlich in seiner bekannten Arbeit, die durch die in IF. XXI schön ergänzt wird, gelehrt. Aber die Formen-

---

[1]) Vgl. noch A. Christensen: *Textes Ossètes* (København 1921) 6 Anm. 1.

[2]) S. H. Sköld: *Die osset. Lehnw. im Ungarischen* 1925; FUF. Anz. XIX 1—12; G. Schmidt, FUF. Anz. XVIII 84—113, XIX 13—35.

[3]) Etwas Tolles, was mir in diesem Zusammenhange aufgestoßen ist, ist die Übereinstimmung von osset. radtyn 'geben' mit dem air. doratti, ratti 'geben', Thurneysen: *Hdb. d. Altirischen* § 801 II b. Vgl. noch KZ. 62.263.

vergleichung, die wir einst als das für den sprachlichen Verwandtschaftsnachweis entscheidende Gebiet kennengelernt haben, scheidet hier beinahe aus. Das grammatische Genus und die Nominativzeichen sind spurlos verschwunden, das bereits als alt überlieferte Pluralzeichen widerstrebt einer historischen Zurückführung. Nur die Zeichen zweier grammatischer Kasus, des Genetivs und des Dativs, sind vielleicht an Altiranisches anzuknüpfen, und das des Ablativs. Die anderen lokalen Kasus, von denen Locativus exterior und interior einen offenbar ganz unindogermanischen — und unfinnougrischen — Bedeutungsumfang haben, sind auf bereits idg. ausgeprägte Formen nicht zurückzuführen. Altindogermanisch sehen die Personalzeichen des Verbums aus, obwohl die lautliche Entwickelung große Schwierigkeiten bietet; freilich ist die 3. Person Singularis ebensowenig positiv gekennzeichnet wie der „Nominativ", dem auch die vollkommene Uniformierung im Indikativ des Präsens entspricht. Die dem Idg.en von Haus aus fremde Kategorie, die Unterscheidung des transitiven und des intransitiven Verbums, hat sich im Präteritum durchgesetzt, unter klarer Verwendung der Mittel der idg.en Sprache; eine Erscheinung, die in einem bestimmten geographischen Gebiete zu Hause ist, für das ein Name bequem wäre[1]). Die Annahme, daß das Ossetische mit dem Eintritt in dieses Gebiet, außerhalb dessen das altindogermanische Kerngebiet fast sicher lag[2]), sich diese Kategorie erworben hat wie jene eigentümlichen Kasus, die die Unterscheidung von Ruhe und Richtung nicht kennen, liegt sehr nahe. Mit dieser Annahme ist freilich noch nicht sehr viel gewonnen, nämlich noch nicht, warum gerade diese beiden Kategorien in den fremden Sprachbau und warum sie gerade so aufgenommen worden sind; was ich gegenüber den Exzessen, die allmählich durch den Mißbrauch des Wortes 'Substrat' begangen werden, doch betonen möchte[3]). Die Übereinstimmungen des Ossetischen mit dem Baskischen, das ja eine charakteristische Sprache des oben genannten, noch namenlosen großen geographischen Gebietes ist, scheinen so stark (s. OLZ XXXVI, 1933, 724), daß man gewiß denken könnte, die ossetische Sprachgeschichte bestehe nur darin, daß eine iranische Sprache in — sagen wir der Kürze halber — „kaukasisches" Gebiet gelangt ist. So einfach liegen die Dinge aber nicht. Denn manche Züge, wie die mehrfach berührte, darum aber nicht weniger wichtige Endungslockerheit (o. XIII 153 K. Bouda), reichen weiter, diese speziell in benachbartes finno-ugrisches Gebiet, und wir können nicht

[1]) Man könnte zunächst versucht sein, mediterran, asianisch, kaukasisch zu sagen; es reicht aber viel weiter. S. o. VIII 274—89.

[2]) S. KZ. LVIII 1—15, bes. 13.

[3]) Gegen den Gebrauch des Neologismus „Sprachlandschaft" würde ich kaum etwas einzuwenden haben, wenn die Gefahr, damit die Sprache zu einem Naturprodukt, zu einer Sache zu machen, vermieden wird.

ohne weiteres sagen, wo sie zu Hause sind, woher sie stammen. So weit sind wir in der Lehre von den Sprachtypen noch lange nicht. Manche merkwürdige Begriffsbildungen reichen ja auch über kaukasisches, ossetisches, finno-ugrisches Gebiet (Studi Etruschi VIII, 1934, 172—75).

2. Das eigenartige Pluralsuffix hat das Ossetische mit dem Soghdischen (wie mich H. H. Schaeder belehrt), dem Yaghnōbi (Geiger, Grdr. I 2, 337), vielleicht dem Kurdischen (Socin, ebd. 278; s. Miller, Spr. d. Oss. 42, 43) gemein, — wohl aber nicht mit dem Sakischen, das ja auch noch die drei Genera kennt (Sten Konow, Saka Studies 40)—; und mit dem Mordwinischen, dem Finnischen[1]) und den ob-ugrischen Sprachen. Man kann ja auch das Zufall nennen; wie man etwa so auch nennen kann, daß im Spanischen, Französischen, Englischen, Niederdeutschen *s* ein den Plural bezeichnender Konsonant ist, wo gerade für das Niederdeutsche E. Öhmann einwandfrei nachgewiesen hat, daß es aus dem Französischen nicht entlehnt hat.

3. Aber auch im Gebrauch des Pluralsuffixes gehen Ossetisch und Mordwinisch in einem merkwürdigen Punkte zusammen. Bei Munkácsi, *Blüten der ossetischen Volksdichtung* 44 V 7—8 finden wir: *də nən izärmä cäx-tättʿä ämä kärɜəntʿä əs-cättʿä*[2])*-kän ne-rcədmä*, was russisch mit ты нам приготови на вечер до нашего прихода супы и хлебы gegeben wird, deutsch mit ʿbereite du uns für den Abend Suppe und Brot, bis wir ankommenʾ. Daß die russische Übersetzung falsch oder zum mindesten zu wörtlich ist, dürfte evident sein; aber sie macht das Auffallende des ossetischen Textes noch gesicherter. Der grammatische Tatbestand, der von der materiellen Interpretation nicht betroffen wird, ist also: zwei nebeneinander in paralleler Beziehung stehende nominale Begriffe werden in den, durch die sachlichen Umstände nicht geforderten Plural gesetzt[3]). Das ist im Mordwinischen genau ebenso, s. Budenz, Ugor alaktan 320. Nur ein mokschanisches Beispiel sei noch angeführt: *akat sazərʿt : f'k'ɛś k'št'i, ombət'śəś avaŕd'i* ʿdie ältere und die jüngere Schwester: die eine wäscht, die andere weintʾ Paasonen, Chrest. 42, 1; dem finno-ugrischen Sprachbau entsprechend fehlt hier der ʿundʾ-Ausdruck durchaus. In den anderen finno-ugrischen Sprachen fehlt diese Fügung: im Mordwinischen ist offenbar an die Stelle des älteren Duals, den die ob-ugrischen Sprachen noch haben, der Plural gerückt, in einer für uns sehr merk-

[1]) Wo es aber nicht in allen Kasus auftritt.

[2]) цæдтǽ Miller-Freiman III 1641.

[3]) An den entsprechenden Stellen heißt es: əs-cättä-kodta cäx-ton ämä kärɜəntʿä, är-xastasən $c^0ä^0k^0$ 48 VII, 6, 7—8; əs-cättʿä-kodta isärmä kärɜəntʿä ämä cäx-ton 48 VI 16; wie wohl zu begreifen ist. Dr. K. Bouda weist mir aus den mir nicht zugänglichen Памятники zwei weitere Stellen nach: xortä mäjtä xoduncä ʿSonne und Mond lachenʾ II 24. 28, mäjtä ʾmä xurtä qazydysty ʿMond und Sonne spieltenʾ III 75. 6.

würdigen Weise; was aber nur beweist, daß unsere Empfindung nicht maßgebend ist[1]).

4. Nicht, wie in diesem Falle, läßt sich in einem anderen eine Ähnlichkeit auch der äußeren Form[2]) feststellen. Das Ossetische hat eine Akkusativform, wendet sie aber meist nur zur Bezeichnung des bestimmten, belebten Objekts an[3]); sie ist gleich der des Genetivs. Dieses Verhältnis erinnert, wie R. v. Stackelberg: *Beitr. z. Syntax des Osset.* 6 bemerkte, an das Russische[4]); aber auch an das Mordwinische. Hier besteht, wenn wir uns zunächst an die Angaben Paasonen's in seiner vortrefflichen Chrestomathie halten, ein — endungsloser — Nominativ und ein Genetiv auf *-ń*; daneben in der bestimmten Deklination der Nominativ auf *-ś* und der Genetiv auf *-ńt'* (moksch. *-t'*). Durch diese bekannte Namen verwendende Terminologie werden aber die Verhältnisse schwerer durchschaubar. Mir scheint, daß wir im Mordw. eine Stammform haben, die — wie auch sonst auf finno-ugrischem Gebiet — oft als Objekt fungiert, und einen nicht-lokalen Kasus (den ich den „grammatischen Kasus" nennen wollte), in dessen Suffix *-ń* die alten, im Tscheremissischen noch deutlich geschiedenen Genetiv- und Akkusativzeichen *-n* und *-m* zusammengefallen sind, und der nun tatsächlich als Genetiv und als Akkusativ funktioniert. Der bestimmte Nominativ auf *-ś* funktioniert nie als Genetiv oder Akkusativ; der bestimmte ‚Genetiv' auf *-ńt'* (*-t'*) dagegen häufig als Objektskasus. Eine Unterscheidung zwischen belebtem und unbelebtem Objekt — auf finno-ugrischem Gebiet durchaus unüblich — habe ich auch hier nicht beobachtet. Aber doch sind das ossetische und das mordwinische Verfahren vergleichbar: die Bezeichnung des Objekts durch eine Stammform („Nominativ") oder durch eine Form, in der Genetiv und Akkusativ zusammen-

---

[1]) Vgl. auch noch etwa *Tscheremissische Grammatik* S. 92 Anm. 5. Über Plural für Dual im Idg.en vgl. W. Schulze, Kl. Schriften 655; Wackernagel, Ai.Gr. II 1. 150.

[2]) Der Plural des Osset. bietet manches, was eine ausführliche Grammatik dieser Sprache notieren müßte. Zu anderem bekannten fügt sich der Plural in: män cämän qäu̯ənc dē-vzistət'ä Munkácsi, a. a. O. 104 V 19 wozu mir ist nötig dein Silber? Warum aber das Wort igär 'Leber' im Plural steht: äxsərd cadə i̯u-xoᵊ i̯i ämä-mən oi̯-igärt'ä är-xässut ebd. 52 X 2—3 im Milchsee ist ein Schwein und mir seine Leber bringt her, ra-xassta i̯ä-igärt'ä ebd. 52 X 7 er brachte seine Leber mit, weiß ich nicht.

[3]) Vgl. K. Bouda o. XIII 157, Caucasica XI 62—64. Daß die Regeln nicht absolut klappen, ist, denk ich, nicht verwunderlich; vgl. MSFOugr. LXVII 241 Anm. 1.

[4]) Vgl. die sehr interessante, vieles leider nur andeutende Arbeit von P. Diels: *Dinge und Personen in den slav. u. germ. Sprachen* (Atti del Congresso di Linguistica, Roma 1933, 360—65). Daß gerade in einem Ausgangspunkt ich mit P. Diels nicht übereinstimme, indem ich ganz im allgemeinen glaube, daß die Vermeidung von Unsicherheiten keinerlei Rolle in der Sprachgeschichte spielt, macht mir seine Beobachtungen um so eindringlicher und wertvoller.

gefallen sind, ist beiden Sprachen gemeinsam. Die besondere bestimmte Deklination des Mordwinischen hat im Ossetischen (Westossetischen) vielleicht eine schwache Entsprechung (s. Miller, Spr. d. Oss. § 51). Vielleicht das merkwürdigste ist aber, daß ossetisch der Genetiv und der bestimmte Akkusativ formal noch dem Lokativus interior gleichen, und daß im Mordwinischen als Objektsbezeichnung häufig der Inessiv auftritt (vgl. MSF Ougr. LXVII 237—45; bes. 240 Anm. 1, die freilich zeigt, daß der „Inessiv als Objektskasus" auch weiter verbreitet ist: nach Ungarn).

5. Hier läge also eine Beziehung nur der inneren Form vor. Bei der Bildung des Plurals tritt aber auch eine dem Mordwinischen und dem Ossetischen gemeinsame Lautentwickelung hervor: *nd, nt* wird im Ossetischen *dt, tt,* Miller, Spr. d. Oss. 37 § 43. 5; 41 § 50. 6; 68 § 76. 5 c) Anm.; *nt* im Mordwinischen *tt,* Paasonen, Mdw. Lautlehre 40 § 36. 1.

6. Eine phonetische Einzelheit dürfen wir vielleicht noch hervorheben. Im Ossetischen geht ein stimmloses *k, t, p, c* „in Zusammensetzungen nach Tönenden" in *g, d, b, j* über, Miller 27 § 26. 1 Anm.; 30 § 32. 2; 33 § 37. 2; 29 § 29. 2. Paasonen's erste Formulierung des mordwinischen Sandhigesetzes (Mdw. Lautlehre 10) würde dazu genau gestimmt haben; aber Paasonen hat sie selbst berichtigt (ebd. IX—X). Im Mordwinischen wird im Satze jede anlautende Tenuis nach stimmhaftem Dauerkonsonanten stimmhaft (nicht nach Vokal). Zweifellos ist diese Regelung anders als im Osset.; aber das ist auch a priori notwendig, weil beide Lautsysteme von Haus aus durchaus verschieden sind. Im Mordwinischen gibt es ja, wie in allen finno-ugrischen Sprachen außer dem Ungarischen und den permischen Sprachen, nur eine Reihe etymologisch verschiedener anlautender Verschlußlaute; im Ossetischen drei. Es geht aber die eben erwähnte Sandhierscheinung auch ins Tscheremissische, wenn auch da m. W. die Begrenzung noch nicht gefunden ist (vgl. Tscherem. Gram. § 50), vielleicht auch noch weiter ins finno-ugrische Gebiet. —

7. In den wenigen, gewiß bezeichnenden Zügen haben wir den Charakter der Sprache bei weitem noch nicht erfaßt. Die nunmehr reichlich vorliegenden ossetischen Texte bieten manches, was die bisherigen grammatischen Bearbeitungen noch nicht ins Licht gerückt hatten (o. § 3), wie es ja überall (z. B. auch auf mordw. Gebiet) der Fall ist. —

Wollen wir versuchen, die wenigen hier vereinten sprachlichen Tatsachen in Völkergeschichte umzusetzen, wie es unser Freund Hermann Jacobsohn oft versuchte, so möchten wir noch eine fruchtbare Beobachtung von ihm heranziehen (Arier und Ugrofinnen 203 Anm. 2): daß die wenigen iranischen Lehnwörter des Slavischen auch alle in die finno-ugrischen Sprachen gelangt sind. Da möchten wir, von der Lehnwortforschung, wie von der typologischen her, wiederum vermuten, daß das kaukasisierte Iranische des Ossetischen in inniger Verbindung mit dem

Mordwinischen und weiterhin dem Slavischen gestanden hat. Die zeitliche Bestimmung ist freilich vielleicht noch schwerer als die räumliche. —

Schmerzlich ist es für mich, nicht zu wissen, ob Gombocz, groß als Positivist, und allein dieser Art der Sprachforschung zugewandt, wie er mir selbst einmal sagte, diesen Versuch der Sprachbetrachtung als schlüssig hätte gelten lassen. Um so sorgfältiger müssen wir — vereinsamt — unser Forschen prüfen, ob positive Sicherheit auch durch neue Methoden geschaffen werden kann.

Die Wörter für „Kamel" und einige seiner Kreuzungsformen im Türkischen.

Von

Karl Menges (Berlin).

Die Ausdrücke für das Kamel und seine verschiedenen Typen[1]) sind für die türkischen Sprachen noch nicht zusammengestellt. Ich will im folgenden die Wörter für „Kamel" und die Termini für eine Reihe von Kreuzungstypen aus verschiedenen Kamelarten aus der Sprache der Qazaq geben, außerdem das Material aus dem Wortschatz Maḥmūd-al-Kāšγarīs und, soweit das bis jetzt möglich ist, aus verwandten Türk-Sprachen und dem Mongolischen. Die qazaqischen Termini verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Prof. Dr. H. Zeiss, dem Direktor des Hygienischen Instituts der Universität Berlin.

Prof. Zeiss hat mehr als ein Jahrzehnt lang in Rußland als Hygieniker gearbeitet. Eine seiner Hauptaufgaben war die Erforschung und Bekämpfung der Kamel-Trypanosomiasis, die von den Qazaq *su auru* („Wasserkrankheit") genannt wird und verwandt ist der Ngana- oder Tse-Tse-Krankheit der Rinder oder der Ṣurra der Kamele in Afrika und Britisch-Indien. Durch die Lösung dieser Aufgabe hat Prof. Zeiss ungeahnte und für die Volkswirtschaft Rußlands überaus wertvolle Erfolge erzielt. Prof. Zeiss und seine Mitarbeiter, von denen an erster Stelle Viktor Nikołajevič Kołpakov, Mitglied des Veterinärmedicinischen Instituts in Saratov, genannt sei, haben in den Jahren 1926 und 1927 auf zwei Expeditionen die Trypanosomiasis der Kamele im westlichsten Teil der ASSR Qazaqstan, dem Gouvernement Ural'sk, hauptsächlich längs des Džajyq (Urał-Flusses) von Ural'sk bis Guŕjev am Kaspischen Meer studiert[2]).

---

[1]) Vgl. bes. die wichtigen Werke von O. Antonius: *Stammesgeschichte der Haustiere*, S. 305—316; F. P. Stegmann von Pritzwald: *Rassengeschichte der Wirtschaftstiere*, S. 256—267 und commandant Cauvet: *Le chameau*, Paris 1925, eine zweibändige Monographie. Über die geographische Verbreitung des Kamels allgemein vgl. auch C. Ritter: *Asien*, VIII, 1, S. 609—759.

[2]) Vgl. hierzu: H. Zeiss: *Die Bedeutung der Tropenkrankheiten für Sowjet-Rußland*, S.-A. aus: „Die Medizinische Welt", Nr. 39, 1934; В. С. Емелин и А. Л. Цейсс: „Терапевтическое и профилактическое лечение Наганолем трипанозомоза (Су-ауру) у верблюдов" отд. отт. из „Вестника микробиологии, эпидемиологии и паразитологии", Т. VII., вып. 4., 1928, Саратов.

Die Bezeichnungen für das Kamel in den einzelnen Türksprachen sind folgende:

Aus der ältesten türkischen Sprachperiode, den kök-türkischen Runeninschriften am Orxon und oberen Jenisej ist uns bisher kein Wort für dies in der Wirtschaft der centralasiatischen, vorderasiatischen und nordafrikanischen Nomadenvölker so wichtige Tier bekannt, was sich leicht aus der engen Begrenztheit des Inhalts der Inschriften erklären läßt. Im Ujγurischen finden wir dann *tävä*, im Qomanischen *tövä*, mit der auch in vielen andern Sprachen erscheinenden, durch den inlautenden Labial verursachten Labialisierung des Vokales der ersten Silbe; das Čaγatajische und danach auch das Ost-Türkische (Neu-Ujγurische) haben, wie das Ujγurische, *tävä*; das Čaγatajische daneben auch *tüjä*. MKāš. gibt vier Varianten dieses Wortes: *tävä, tävi, tivi* und *dävä*; *tävä* und *dävä* bezeichnet er beide als zur Sprache der Γuzz, *tivi* als zu der der Türk gehörig; die andern beiden Formen läßt er ohne nähere Bezeichnung. In der zweiten γuzzischen Variante *dävä* haben wir wohl den Prototyp für die Wörter der heutigen SW-Gruppe: *dävä* im Osmanischen, Qrymischen und Azerbajdžanischen, denn die Γuzz gehörten zu den Türkstämmen, die unter der nachmaligen Saldžuq-Dynastie aus Mittel-Asien nach Xorāsān, Persien und Anatolien vorstießen. Unter *dävä* gibt Radloff (WB III, 1693) vier Species von Kamelen, die man anscheinend in den genannten Sprachen der SW-Gruppe gemeinhin unterscheidet: *boz dävä, bäsäräk* (*mäjä*), *buqur dävä* und *čatyl örküč*, jedoch, wie das öfter geschieht, läßt er uns mit einer Erklärung der Bedeutung dieser vier Termini im Stich. *Boz dävä* bezeichnet wohl ein graues Kamel, denn *boz* „grau, graubraun" ist das Epithet bei einer ganzen Reihe von Tiernamen (vgl. IV, 1681/1682), dabei fehlt aber *dävä*; *bäsäräk* fehlt überhaupt, wohl aber findet sich ein *bisirik* aus dem Osman. und Čaγataj., das eine starke Rasse von Kamelen, Rennkamele, bezeichnet. Daneben kommt im Osman. *biširik* in derselben Bedeutung vor. Im Özbekischen sind diese Wörter unbekannt. Ein *pysyryq*, auf das Radloff unter *bisirik* verweist, fehlt ebenfalls; *pysyryq* scheint qazaq. zu sein, und, wie *biširik*, ein partic. perf. pass. von dem Kausat. zu *pyš-/piš-/byš-/biš-/pys-/pis-* „reif werden, zur Vollendung kommen" zu sein. Das Osman. *bisirik* dürfte aus dem Čaγ. entlehnt sein, dies seinerseits aus dem Qazaqischen, wie das *-s-* < *-š-* beweist.

Bäsäräk ist — trotz der auffallenden Ähnlichkeit — von *bisirik* zu trennen, denn solche Ablauterscheinungen sind aus dem Osman. bisher nicht nachgewiesen. Nach den (osman.) „Anadilden derlemeler" S. 33, kommt *bäsiräk* vor in der Verbindung mit *dävä*: *b. dävä*, erklärt als *bäsili azyyn dävä* („gut genährtes, feuriges Kamel") in den Kreisen Ajdyn, Burdur und Afjon; daneben gibt es *bäsäräk*, das in Süd-Anatolien *„güzäl qyz"* schönes Mädchen bedeutet. Man wäre fast geneigt zu denken, daß

bäsiräk und *bäsäräk* irgendwelche Ableitungen zu *bäsi* (Osman.) „die Mast; Ort, wo Vieh gefüttert wird" und *bäslä-* (Qoman., Osm., Qrym. — fehlt sonst) „füttern, mästen" (*bäsi* < **bäs-ig*, *bäslä-* < **bäs-ig-lä-*?) sein könnten; zur Semasiologie wäre zu bemerken, daß *bäsäräk* „schönes Mädchen" in dem Sinn von „gut genährtes Mädchen" oder aber metaphorisch Kamel ~ Mädchen gedacht sein könnte, wie das in vielen orientalischen, nicht nur türkischen, Volksgedichten und -liedern geschieht. Auch im Mongolischen findet sich ein *beserek* (Kovalevskij 1112); dies Wort bedeutet die hybriden Formen aus nahe verwandten Tierfamilien, speciell Tiere schlechter Rasse; z. B. *beserek xajnuk* „Hybrid aus Jak und gewöhnlicher Kuh", aber *beserek noxaj* „Hund minderwertiger Rasse, verraßtes Hundsviech". Das Wort ist aus dem Mongolischen unetymologisierbar und wohl als türkisches Lehnwort im Mongolischen anzusprechen.

Außer *bisirik* resp. *bäsäräk* hat man nach der oben citierten Stelle (WB III, 1693) noch den Ausdruck *mäjä*, der ebenfalls nicht speciell für das Osmanische, sondern nur für das „Sartische", d. h. die Sprache der özbekischen Stadtbevölkerung in West-Türkistan, in der Bedeutung „Kamelin" aufgeführt ist. Dies *mäjä* ist das pers. مایه generell „weibliches Tier", speciell „Kamelin". *Buγur dävä* ist die osman. Entsprechung für *buγra*, *būra* „Kamelhengst" andrer Sprachen (s. u.). Eine im WB unter *buγur* aufgeführte Bedeutungsvariante *buxur — qyzγyn dävä* findet sich ebenfalls nicht speciell aufgeführt! *Buxur* ist dasselbe wie *buγur*, es fragt sich nur, aus welchem Dialekt[1]); *qyzγyn* ist ein part. perf. von *qyz-* „sich erhitzen", also „hitzig". In *čatył örküč* dürfte *čatył* an der citierten Stelle (III, 1693) in *čatał* zu verbessern sein; ein *čatył* fehlt in den Lexx., wohl aber gibt es *čatał*. Ein Ablaut *a/y* in den nicht zur Wurzel gehörenden Silben, wie er z. B. häufig im Šor auftritt[2]), ist im Osman. unbekannt. *Čatał* heißt jeder gespaltene Gegenstand, spec. Gabel; u. a. *daγ čatały* „Berg mit zwei Gipfeln", *araba čatały* „Deichsel", < *čat-a-ł*, *-ł*-Nomen zu einem *a*-Verbum von *čat* Čaγ., Alt., Tel., Qazan., Qrym., Qyrγyz. „Spaltung, Winkel (Äste, Flüsse, Wege)"; *čatał örküč* „geteilter Höcker".

Im äußersten Westen des türkischen Sprachgebiets finden wir im Karaimischen von Troki *t'awȧ* (WB), *t'eva* (Kovalski 263).

Das Qazanische hat *dūjā*, das Mišärische von Bugul'ma *dävä*[3]), und in dem Verbreitungsgebiet der Labialisierung und Labialattraktion, im Ałtaj und bei den Qazaq, finden wir: *tüö* bei den Qazaq, wobei das WB unterscheidet *ajyr tüö* „zweihöckeriges" und *nar tüö* „einhöckeriges K." — Radloffs qazaqische Aufzeichnungen stammen aus dem östlichen Teil

[1]) In den „Anadilden derlemeler" wird *buxur* für den Kreis Teke gegeben und als *dävä ajγyry* „Kamelhengst" erklärt.

[2]) Potapov und Menges, MSOS XXXVII, S. 88.

[3]) Citiert nach Paasonen: *Csuvas szójegyzék*, S. 164.

Qazaqistans; wir sehen unten, daß diese Bezeichnungen auch im westlichen Teil die gleichen sind — und *tō* im Gebiet des eigentlichen Altaj, bei Ojrat, Teleuten und L'eb'ed'ern. Östlich vom Altaj finden wir unkontrahierte und unlabialisierte Formen: *tebä* bei den Qojbał, Saγaj und Qačincen und *täbä* bei den Sojoŋ in Taŋnu-Tuva. Im Saγajischen findet sich, neben *tebä*, das aus dem Mongolischen *temegen* (s. u.) entlehnte *tebägä*. Castrén gibt in der „Koibalischen und Karagassischen Sprachlehre" für das Qojbałische, Karaγassische und Sojoŋ *tebä*, eine Form mit Länge *tēbä*, *tēbe* speciell für die Kondakovsche Mundart des Qojbałischen.

Im Ṭ̆avašischen heißt das Kamel тĕвe (Nikol'skij, S. 47), von Paasonen „Csuvas szójegyzék" 164 *tәvɛ* geschrieben; im Jakutischen *täbiän*, *timiän*. Dies letztere ist ein Lehnwort aus dem Buŕatischen *temēn* (< *temegen*), mit dem Wechsel *b*/*m* vor *n* der folgenden Silbe in der Form *timiän* und der typischen jakutischen Vokalspaltung aus Länge (*iä* < *ē*). Die Türken haben auf ihrem Vordringen nach Nordost-Asien, über den Leningrader Breitengrad hinaus, die Lena, Jana und Indigirka abwärts und bis an die Küsten der Nordenskjöld-See keine Kamele mehr mitführen können, sondern — außer ihren Hundeschlitten — nur noch ihr kurzhörniges Rind[1]), wodurch ihnen auch die Bezeichnung für das Tier abhanden gekommen sein muß. Die Jakuten haben den Begriff nicht nur einmal aus dem Buŕatischen (Mongolischen) entlehnt, sondern noch ein zweites Mal aus dem Russischen: *mörbölūt* < russ. верблюд (s. Pekarskij 2611 und 1612). Mit *Xoro-täbiän* bezeichnet man ein Kamel von (dem buŕatischen Stamm der) Xori, außerdem ist das der Name des Pferdes eines Helden; dies hieße die Frage aufwerfen, ob den Jakuten der Begriff *täbiän* nicht recht unklar ist? Ganz im Gegensatz zu den Jakuten haben die Ṭ̆avaš, die sich doch relativ sehr früh von ihren Sprachverwandten getrennt haben, das Wort *tĕve* (тĕвe) aus ursprachlicher Zeit bewahrt. Seit ihrer Ansässigkeit in der heutigen Ṭ̆avaš. ASSR, d. h. mutmaßlicherweise seit 4—5 Jahrhunderten, vielleicht auch länger, haben sie keine Kamele mehr als Haustiere gehabt und die Tiere doch nur recht selten gesehen. Daß die Jakuten, die doch viel weniger lange Zeit von den andern türksprachlichen Völkern getrennt sind als die Ṭ̆avaš, den ursprünglichen Terminus verloren haben, erklärt sich aus den ganz andersartigen geographischen und ökonomischen Verhältnissen, in denen sie in Ost- und Nord-Sibirien leben. Die Entlehnung aus dem Buŕatischen muß wohl relativ nicht allzu jung sein, was durch die Tatsache gestützt wird, daß man in allerjüngster Zeit den Begriff noch einmal aus dem Russischen entlehnt hat.

---

[1]) Das Rentier haben sie dabei nicht übernommen (Stegmann v. Pritzwald, op. cit. S. 287).

Irgendwelche tabuistischen Bezeichnungen für das Kamel habe ich bisher nirgends gefunden, auch ist es noch nicht erforscht, ob sich totemistische Vorstellungen mit dem Tier verbinden (vgl. auch unten bei *adan*).

Für das *Urtürkische ließe sich also ein **täbä* ansetzen, und nach dem mongolischen Befund das gleiche für die vermutliche *Ursprache der Altajischen Gruppe der Ural-Altajischen Sprachen, denn mongolisch *temegen* ist mit dem bei Tierbezeichnungen häufigen Suffix *-γan/-gen*[1]) von **teme* gebildet; in **täbä/*teme* haben wir wieder den typischen Wechsel *m/b* vor uns.

In dem zur Mongolischen Gruppe gehörigen Daγurischen finden wir *t'ẻmẽ*[2]), ganz im Westen des mongolischen Sprachgebiets bei den Qałmyq *temen* (Zwick, 288).

Im Mandžu heißt das Kamel *temen*, und sein Name steckt auch, ähnlich wie das griechische στρουθοκάμηλος, in der Benennung für den Strauß *temege coko*[3]). Wir haben *temege* bestimmt, wahrscheinlich aber auch *temen* für eine Entlehnung aus dem Mongolischen zu halten. In *temeri* „Kamelfarbe" liegt eine Ableitung von *temen* vor.

Das zum Tungusischen gehörige Solonische hat *tämägą̃ą̃*, das Barguzinische (östlich des Bajkał, am Fluß Barguzin) *temegōn*[4]). Diese Sprachen haben das Wort offensichtlich aus dem Mongolischen entlehnt, und zwar, da der schriftliche Weg ausgeschlossen ist, schon relativ früh, d. h. wohl zu einer Zeit, da im Mongolischen die Kontraktion zweier Silben, die durch eine Media gutturalis getrennt waren, noch nicht eingetreten war. Dabei hat das Barguzinische nicht aus dem Buŕatischen entlehnt, von dem es ganz eingeschlossen ist und durch einen schmalen Streifen von dem Nord-Bajkałischen und Bauntischen Eveŋki (Tungusischen) getrennt wird, sondern aus dem Solonischen oder einem vermittelnden (Eveŋki-)Dialekt. Das scheint auf den ersten Blick recht seltsam, um nicht zu sagen: paradox, doch wird alles weniger unwahrscheinlich, wenn wir annehmen, daß die Buŕat oder auch die Barguziner vor der Entlehnung des Wortes für Kamel im Solonischen und Barguzinischen andre Wohnsitze innehatten.

---

[1]) Poppe: *Die Nominalstammbildungssuffixe im Mongolischen*, KSz. XX, § 30, S. 160.

[2]) Poppe: „Дагурское наречие" (Мат. ком. по иссл. Монгольской и Танну-Тувинской Народных Республик и Бурят-монгольской АССР. в. 6), S. 92.

[3]) v. d. Gabelentz: *Sse-schu, Schu-king, Schi-king in mandschur. Übers.*, Wvz. S. 199.

[4]) Poppe: „Материалы по солонскому языку" (Мат. ком. по иссл. Монг. и Т.-Т. Нар. Респ. и БМАССР, в. 14), S. 71. Das bei Gombocz (s. u.) cit. Solonische nach Ivanovskij hat *temuγe*, das zum Eveŋki gehörige Nanaj (Goldische) nach Grube (cit. bei Gombocz, s. u.) hat *tyme;* letzteres ist wohl aus dem Mandžu oder Daγurischen entlehnt.

Wenden wir uns nach Norden und Westen, so finden wir das Wort für Kamel in den Finno-Ugrischen Sprachen als entlehnt vor; im Samojedischen (Castrén) fehlt es, was ja ohne weiteres klar ist[1]). Auch hieraus kann man einige Schlüsse auf die ursprünglichen Wohnsitze und die Wanderungen der Finno-Ugrier ziehen. Die Finno-Ugrier müssen seit sehr langer Zeit, zum mindesten seit ihrer Sonderentwicklung resp. Volkwerdung, die ja auch sehr weit zurückliegt, nur nördlich des 60. Breitengrades gesessen haben, wenigstens östlich des Ural; in der Ebene westlich des Ural dürften sie bis zum 50. Breitengrad hinabgereicht haben. Statt des Kamels hatten die Finno-Ugrier das hornlose Rind (bos taurus akeratos) als Leitrasse, wie Stegmann von Pritzwald die bevorzugteste Haustierrasse eines Volkes nennt[2]). Aber man kann doch wohl nicht lediglich auf Grund zoologischer Momente auf das ursprüngliche Verbreitungsgebiet eines Völkerstammes schließen, wie er das tut, wenn er sagt, daß sich die Grenzen des Verbreitungsgebiets des hornlosen Rindes sich genau mit denen der Finno-Ugrier decken (worauf man m. W. in der Ural-Altajischen Linguistik bisher noch nicht genügend geachtet hat!), und deshalb annimmt, daß auch in Nordost-England und Südost-Schottland einmal Finno-Ugrier gesessen haben müßten, da das hornlose Rind außer den oben angeführten Ländern auch dort noch zu treffen sei, wenngleich er mit seiner Vermutung einer „starken finnischen Beimischung bei den Skythen in den Steppen Südrußlands" sicherlich Recht haben mag[3]).

Bezeichnungen für das Kamel habe ich in folgenden finno-ugrischen Sprachen gefunden: das Suomi hat *kameeli* neben *kameli*, aus dem Germanischen (wahrscheinlich dem Schwedischen) entlehnt, das Estnische ähnlich *kameel* neben *kamel*. Das Vot'akische hat *düa* im Gebiet von Qazan, Jełabuga, Ufa und Głazov, *due* im Gebiet von Sarapuł; dies ist entlehnt aus Qazanisch *dəjä*[4]). Das Ungarische hat *tävä* (geschr.: *teve*); dies ist nach Ausweis des Anlauts und geographisch-historischer Umstände von Gombocz in seiner prächtigen Studie über die „Bulgarisch-Türkischen Lehnwörter in der Ungarischen Sprache" (MSFOu XXX, S. 129, Nr. 204) als alt-ṭ'ävašisches Lehnwort im Ungarischen erkannt worden.

Die Benennung des Kamels im Vogulischen ist *verbl'ud*, *vel'blud*, Lwt. aus dem Russ. верблюд (Ahlquist, Wogul. Wvz., MSFOu. II.), im Čeremissischen *tüé*, *tüje*, wohl aus dem Ṭ̆ävaš. und Qazan. gleichzeitig entlehnt neben dem russ. Lwt. *werbl'ud*, *welbl'ud* (Szilasi

[1]) Allein Klaproth gibt aus dem südsamojedischen Motorischen, dessen Türkisierungsprozeß damals erst begann, ein etymologisch dunkles *mejtte* „Kamel" (K. Donner; MSFOu. LXIV, S. 19, 33); zu tk. *bajtal*, jak. *bajtasyn*, mong. *bajtasun*?

[2]) Stegmann v. Pritzwald: *Rassengeschichte der Wirtschaftstiere*, S. 11.

[3]) op. cit. S. 11, 319—323; ähnlich über das hornlose Schaf in Ostsibirien: S. 285. [4]) Munkácsi: *A Votjak nyelv szótára*, S. 400, 402.

M., Cseremisz szótár. Das Zyŕanische war mir unzugänglich. Für das Erźa-Mordvinische weist mir Prof. E. Lewy das russ. Lwt. *verbliud* (= *verbl'ud*) aus Wiedemanns Gramm. d. Erźa-M. Sprache (St. Pet. 1865), S. 169 b nach.

Sonst haben urverwandte Wörter für das Kamel noch die Arier (d. h. Iranier und Inder) und die Semiten. Bei den Iraniern heißt es avest. *uštra* [1]), und nach Lassen „Indische Altertumskunde" [2]) wird *uṣṭra* schon von dem ältesten indischen Lexikographen Amara Siŋha unter den Haustieren aufgezählt. Allerdings nimmt man an, daß in älterer Zeit *uṣṭra* in Indien nicht „Kamel", sondern ein andres Tier, vielleicht einen Büffel, bedeutete.[3]) Stegmann v. Pritzwald nimmt an, daß man „diese Bezeichnung auf den einen Höcker tragenden Zebu übertrug" (261). Vgl. auch O. Antonius, op. cit. 311/2. Im Neupersischen ist *uštra* zu *uštur* und *šutur* geworden. Während das Kamel in Iran allgemein verbreitet ist, findet es sich in Indien vorwiegend in den an die Steppen angrenzenden Ländern, wie in Marvar, Bikanir und Džēssalmīr; in Bikanir wird es auch, wie an der mittleren und unteren Volga, in den Pflug gespannt[4]).

Siehe hierzu auch den Artikel „Kamel" in Schraders „Reallexikon der idg. Altertumskunde", S. 404—406, dem ich auch die semitischen Wörter entnehme: assyr. *gammalu*, hebr. *gāmāl*, 'arab. جَمَلٌ, ursemit. **gamalu*. Aus dem Semitischen ist das griech. κάμηλος entlehnt, auf welch letzteres, durch das lat. *camelus* vermittelt, die Wörter der modernen germanischen und romanischen Sprachen zurückgehen. Bei Schrader findet sich auch ein Hinweis auf die Etymologie des uns durch seine Entlehnung ins Jakutische interessierende russ. верблюд, das auf das ältere ksl. велѣбѫдъ zurückgeht, welches aus dem got. *ulbandus* (< lat. *elephantus*) ins Slavische gedrungen ist.

Die Bezeichnungen für die Geschlechter und die verschiedenen Altersstufen des Kamels im Türkischen und Mongolischen.

Buyra Ujγ., Kāš., Čγ., OT., *puyra* Tel., *būra* Qq.; Mong. *buγura*, Qałm. *būra temen* (Zwick 288); „Kamelhengst". Nach Kāš. auch Name einiger Xane: *Buγra-Qayan*.

---

[1]) Horn: *Grundriß der neupers. Etymologie* Nr. 87; dort auch Formen aus anderen iranischen Sprachen.

[2]) I, 348 f.

[3]) Spiegel: *Die arische Periode und ihre Zustände*, 49 u. 51.

[4]) Lassen: loc. cit. Nach der Überlieferung der dortigen Stämme ist das Kamel von dem Gott Pabu eingeführt worden. Es wäre zu untersuchen, ob dieser Gott Pabu vielleicht ursprünglich der Beschützer der Kamele resp. ein Totem ist; aber darüber findet sich nichts bei Lassen.

Yŋan neben *iŋän* Kāš., *iŋgän* Qq., *ingän* Ujγ., Čγ., Qq., Qγ.; Mong., Qalm. *ingen* [*temen*]; „Kamelstute"; außer diesem Ausdruck hat Kāš. noch *titir*, worüber man Thomsen im JRAS 1912, S. 211 sehe. In den modernen Türksprachen ist *titir* unbekannt.

Ein Kamelfüllen heißt Kāš. *botu* (in Brockelmanns Ausgabe *butu* geschrieben), *bota* Čγ., OT., Qq. „neugeborenes Kamelfüllen"; *botålåq* Özbek. (Judaxin), neben *botå*, *botȧ*; das Türkmän. hat außer *pota* noch *kösek*, was das WB in der Form *kösäk* Osman. „Kameljunges", überhaupt „junges Tier" gibt; und *tōrъm*.—Mong. und Qalm. *botoγon*, das sich zu *bota* verhält wie *temegen* zu *tävä*. Kāš. hat noch einen Ausdruck für ein „Kamelfüllen, dessen Mutter schon wieder trächtig ist": *tūrum* (vielleicht *tōrum* zu lesen?), was nur noch im Türkmän. *tōrъm* belegt ist, das auch ins Qalm. entlehnt wurde: *torom* „2-jähriges Kamelfüllen" (Zwick 288). Für ein 2-jähriges Kamelfüllen hat man noch *tajlaq* Qq., Osman.; das Baraba hat *tajzaq*.

Ein „Kamelfüllen im 3. Jahr" heißt *qunan*; WB gibt das Wort für Alt., Tel., Leb., Qq., Čγ.; *qunan* kann auch in Verbindung mit *qoj*, *ögüz* und *ajū* vorkommen, und bedeutet dann 3-jährige Schafe, Ochsen und Bären; im Mong. bedeutet *γuna* „3-jähriger Ochs"; im Šor *qunaq* (Dimin. zu *quna* < mong. *γuna*) „3-jähriges Reh".

Ein Füllen im 4. Jahr ist Qq. *dönön*, eine Stute *dönöžün iŋgän*; am Džajyq sagt man *dünän* und *dünäžin iŋgän*, was WB fehlt. WB hat nur *dönön* Qq. „4-jähriges Pferd," auch in Verbindung mit *qoj* und *ögüz*; *dönönšö* (Dimin. zu *dönön*) „4-jähr. Kamel"; Čγ., Tar., OT. u. Osman. haben *dönän*; Alt., Tel., Leb. haben *tönön* „Pferd oder Rind im 4. Jahr" und Tel. *tönöjün* das Fem. dazu. Das Wort ist aus dem Mong. entlehnt, wo *dünen* „4-jährig" bedeutet, hauptsächlich vom Rind gesagt; *dünedžin*, *dünüdžin* (Kovalevskij, 1902) wird für die weiblichen Tiere gesagt.

Qunan und *qunažyn* ist ebenso Lehnwort aus dem Mongolischen. In beiden Wörtern ist das Femin. durch das Suff. *-džin* bezeichnet[1]); in welchem Zusammenhang beide Wörter mit den Numeralia *γurban* „drei" und *dürben* „vier" stehen, ist noch unklar.

Ein kastriertes Kamel heißt *atan* Kāš., Čγ., Sart., Tar., Qγ., *atan tüö* Qq., *adan* Sojoŋ; Mongol. und Qalm. *atan t.* Wird eine der Specialbezeichnungen *lük* oder *nar* gebraucht, so sagt man statt *atan* das aus dem Pers. آخته, اخته, entlehnte *axta*, *aqta;* WB gibt *aqta* für Osman., Alt., Leb. und Ujγ. (Ḥua-i-ji-jü); *axta* ist auch im Mongol. vorhanden (Schmidt, 8). Es fehlt bei Horn.

Bei den Šor heißt die Šamanentrommel während des Šamanisierens *ägri adan*[2]). Daß hierin tabuistisch ein *adan* < *atan* stecken sollte, ist

[1]) Vgl. hierzu *P.* A. Mostaert, *„Ordosica"*, S. 53, Nr. 29.

[2]) WB. (nach Verbickij) und Potapov-Menges in den MSOS XXXVII, 1934, S. 62, S. 90 Nr. 38.

kaum wahrscheinlich. Auch sind z. B. Kamelsopfer bei keinem asiatischen Kulturvolk bekannt, und auch das mosaische Speisegesetz verbietet das Essen von Kamelsfleisch[1]).

Für eine trächtige Kamelstute hat das Qałm. *xajmał temen* (Zwick 167), das sonst anscheinend unbekannt ist. Ein Dromedar heißt im Qałm. *maja t.* (Zwick, 259), was das durch das Qazaq vermittelte pers. مایه (s. o.) ist. Nach dem russ.-qq. WB heißt *maja* im Qq. eine Kamelstute, die von einem einhöckerigen und einem zweihöckerigen Kamel abstammt (s. u.).

Die termini für das Kamel und seine Hybriden bei den Qazaq[2]).

Die beiden Ursprungsformen des Kamels, der zweihöckerige camelus bactrianus und der einhöckerige camelus dromedarius heißen *ajyr ürküš* und *džałyyz ürküš*. Das erste heißt „getrennte Höcker" < *ajyr-y* < **ajyr-yγ*, part. prs. act. von *ajyr-* „trennen"; vgl. WB *ajry* (mit Mittelsilbenschwund) < **ajyr-yγ* im Ałt., Tel., Leb., Qq., Qγ., Qrm., Osman., Az., Qom., Qn., „geteilt", spec. Qq. *ajry örgöštü tüö* „K. mit zwei Höckern". *Ürküš* < *ör-küč;* WB hat nur *örkäč* Čγ., Tar., OT; Tar. auch *örkäš; örköš* Qq., Ałt., Tel., Leb.; *örküč* Osman. neben *örgüč*, Bar. *örgöc*, Šor *örgöš;* zu *ör* „das Obere". *Džałyyz ürküš* „einzelner H.", ujγ. *jalnguz*, özb. *jälyuz* „allein; nur", Osm. *jałyŋyz* etc.

Der reinrassige Hengst des cam. bactrianns heißt am Džajyq (Urał) *būra*, am Syr-Darja *bōra* (< *buγra*, s. o.), die reinrassige Stute *iŋän* (Džajyq) und *yŋan* (Syr-Darja), in den beiden Varianten wie bei Kāš. Im Özbekischen fehlt das Wort. Bei den Türkmänen heißt der zweihöckerige Hengst *haštek*. Dies Wort ist bisher weder aus dem Türkischen noch aus dem Persischen bekannt. Es dürfte ein iranisches Lehnwort sein.

Jedes einhöckerige Kamel nennt man ganz allgemein *nar;* WB *nar* Čγ., Qq. „einhöckeriges K.", Qq. *nar tüö;* man unterscheidet nach dem WB *qara nar*, beste Rasse, und *qyzył nar* kleinę Dromedare rötlicher Farbe; özbek. (Jud.) *når;* das Türkmän. hat neben *nar* mit Vokalvorschlag vor dem liquiden Anlaut *inär*. Fehlt im Pers. — Etymologie unklar. Vgl. tibet. rṅa-boṅ „Kamel", ♀ rṅa-mo, ♂ rṅa-γseb (Jäschke „A tibetan-english Dictionary", 618, 133)?

Für den Dromedarhengst sagt man am Džajyq *lök*, am Syr-D. *lük;* WB *lök* Čγ., Qq. „einhöckriges K.", *lük* Osman. „einfache Kamelstute, die man zur Aufzucht hält" (?), für das Čaγ. von Šäjx Sułajmān als

---

[1]) Stegmann v. Pritzwald, S. 259; vgl. auch Potapov-Menges op. cit., S. 91 Nr. 55.

[2]) Vgl. hierzu auch V. N. Kołpakov in der Berliner Tierärztlichen Wochenschrift, Jg. 51 (1935), Nr. 36, S. 570 ff.

نر تیوه و شتر erklärt. Dies Wort ist auch ins Pers. gedrungen: لوکن *lok* (Steingass) „a sort of burd-bearing camel, having very little hair". Etymologie unklar. Dr. Annemarie von Gabain weist mir *lok* aus dem Chinesischen nach: mandarin *lo'*, Kan-ton $lok_0 < *lāk$, japan. *raku* (Karlgren, Rubrik 411, S. 142, dort auch das Zeichen). Die Dromedarstute nennt man *aruana*. Dies ist Lehnwort aus dem Türkmän., wo es die allgemeine Bezeichnung für Dromedar ist. WB: *arvan* Čγ. (nach Vámbéry, d. h. Xiwā), Budagov اروانا „einhöckeriges K.". Es ist Lehnwort aus dem Persischen اروانه (Stg.) „a kind of camel"; fehlt bei Horn. Es geht entweder auf phlv. *arvand* (Horn, op. cit., Verlorenes Sprachgut, S. 266, Nr. 26) „stark, schnell" = avest. *aurvañt-*, skr. *árvant-* „Renner", oder auf altiran. *arvá* + *-āna* zurück.

Für die Hybriden gibt es nun nach V. N. Kołpakov folgende Bezeichnungen:

1. Cam. dromedarius ♀ × cam. bactrianus ♂ = *bėr-tuar;* < *bir-tuγar* „ein-geboren, erstgeboren", denn es ist das Hybrid aus erster Generation.

Fehlt in den Lexx. Am Syr-Darja[1]) sagt man zu diesem Hybrid *bek-bačča-nar; bek-bačča* ist özbekisch „Sohn eines Bek", Synonym zu dem heut üblicheren *båjbačča* (Jud.) „Herrensohn", in Feryana *bojväčča*[2]).

2. Cam. bactr. ♀ × *lök*, cam. dromed. ♂ = *bėr-tuar* aus reciproker Kreuzung; am Syr-Darja *qšł-bačča-nar* (fehlt in den Lex.) genannt, „Knechtssohn", weil es dem *bek-bačča-nar* gegenüber eine weniger feine Art darstellt, denn „es schreit ab und zu", während das *bek-bačča-nar* „niemals schreit". Beide Formen sind positiv.

3. *Bėr-tuar* ♀ × *bōra/būra*, cam. bactr. ♂ = *qospaq;* Hybrid aus zweiter Generation; es ist kräftig, hat schönes braunes Fell, kleine, bequeme Höcker, schreit nicht. *Qospaq* ist Nomen verbale zu *qos-* „verbinden, vereinigen"; WB gibt für *qospaq* qq. spec. „Kamelmischling aus einhöckerigem (*nar*) und zweihöckerigem K. (*tüö*)", was ungenau ist. Das beste Hybrid wird *bał-qospaq* genannt; wahrscheinlich < *bała-qospaq* „Kind-Q."; das auslautende *a* fällt dann in der Verbindung mit *qospaq* als Mittelsilbenvokal aus.

4. *Bėr-tuar* ♀ × *bėr-tuar* ♂
qospaq ♀ × *bėr-tuar* ♂
qospaq ♀ × *qospaq* ♂ } = *džarbaj*, ein schwächliches, kleines Tier, nicht selten mit Asymmetrie des Brustbeins („*qyjsyq tös*") und recht großer Ungelenkheit („*tas-qaryn*", „Stein-Bauch" — als ob es Steine im Bauch hätte). *Džarbaj* fehlt in den Lexx. < *jara-maj*, 3. ps. sg/pl. prs. neg. von *jara-* „taugen, passen", mit Mittelsilbenschwund??

[1]) Citiert von Kołpakov nach einem Aufsatz von A. A. Divajev über die qazaqische Wirtschaft im Sammelband Русский Туркестан, Taškent, 1899.

[2]) Menges, Islam XXI, 179.

5. *Bėr-tuar* ♀ × *lök*, cam. drom. ♂ = *kürt* ♂ oder *aruana* ♀. Bedeutung wie Etymologie von *kürt* sind ganz unklar; fehlt in den Lexx.; eine palatale Variante zu *qurt* WB Qn. „starr; von schwierigem Charakter"?? Über *aruana* siehe oben.

6. Aus weiteren Kreuzungen erhält man ebenfalls *kürt*.

7. Kreuzungen der in 4., 5. und 6. genannten Hybriden sind ebenfalls möglich. Eines dieser Hybriden heißt *käz-nar*, ist einhöckerig und hat eine kleine Höckerincisur. Was dieses *käz* bedeutet, ist unklar. Unter *käz* gibt das WB eine ujγ. Bedeutung „schnell" aus dem Qutaδγu-Bilig, eine čγ. aus dem Pers. کز „Pfeil"; letzteres ist auch ins Qq. in der Form *kez* gedrungen. Vielleicht liegt auch in *käz-nar* ein Mittelsilbenschwund vor < *käzä-nar*, *käzä* WB Qazan., Toboł. „Reh", um Schlankheit oder Gewandtheit zu bezeichnen??

Am Syr kennt man noch folgende Bezeichnungen:

A. *Qȣł-bačča-nar* ♀ × *bek-bačča-nar* ♂ = *džampuz-nar;* ein Hybrid aus zweiter Generation, „schreit nie", gehört zu den positiven Typen, hat aber viele negativen Eigenschaften. Das Wort scheint mir dasselbe wie WB Čγ., Tob. *janbuz*, „Weichen, ilia" neben Tob. *jamuz* und *jambuz*, Kāš. *jamyz* „ilia". Vielleicht aus irgendeinem Grund wegen seiner Weichen so genannt?

B. *Bek-bačča-nar*, *qȣł-bačča-nar* oder *džampuz-nar* ♀ × *bōra*, cam. bactr. ♂ = *murza-qospaq*, „Herren-*qospaq*"; WB *murza* Qq. „Herr; freigebig" < pers. أميرزاده.

C. *Aruana*, cam. drom. ♀ oder *džampuz-nar* ♀ × *lük*, cam. drom. ♂ [1]) oder *bek-bačča-nar* oder *qȣł-bačča-nar* = *džünäk-nar*. Das *džünäk-nar* hat großen Bauch, schmale Hüften, glattes Haar, dicke Augenlider; sein Schrei ist charakteristisch. Wort fehlt in den Lexx., Bedeutung und Etymologie unbekannt. In Buxårå heißen diese Kamele *kėŋ-qołtuq* „breite Achsel".

D. *Džünäk* ♀ × *lük*, cam. drom. ♂ oder *aruana*, cam. drom. ♀ × *džünäk* ♂ = *qyjłaγaj-nar;* negativer Typ, „schreit recht viel". Die Bezeichnung nimmt Bezug auf das Schreien des Tieres und ist mit dem deverbalnominalen Suffix *-γaj*, dessen nähere Untersuchung ich mir für eine spätere Arbeit vorbehalte, zu dem *-ła*-Verbum von *qyj* „Ruf, Schrei" gebildet: WB ³*qyj* Tel. „Schrei, laute Worte".

E. *Murza-qospaq* ♀ × *lük* ♂ oder *aruana* ♀ × *murza-qospaq* ♂ = *kirstъ qospaq*. Dies gleicht auf den ersten Blick dem *Nar*, da seine Höckerincisur nur gefühlt werden kann. Das langhaarige Fell ist dicht und glatt, dem Ziegenfell ähnlich. Das *kirstъ-qospaq* „schreit". Wort und Bedeutung unklar; wohl < *kiris* + *-lig*, WB *kiriš* Ałt., Tel., Qom., Bar., Čγ., Osm. „Bogensehne; Saite", Čγ. „Strick, Schnur" — „Halfter-Kamel"??

---

[1]) Nach V. N. Kołpakov liegt hier ein Mißverständnis vor, denn *aruana* × *lük* ergibt reinrassige *lük* oder *aruana*.

F. *Kirstъ-qospaq* × *qyjłayaj-nar* oder *qospaq* × *qyjłayaj-nar* = *soqpaq-nar*. Es hat einen hohen, stehenden Höcker, ist häßlich und „schreit recht viel". Welche specielle Bedeutung das Nom. Verbale zu *soq-* WB Čγ. „schlagen, hauen, stechen", in Ost-Türkistan auch „aus Metall herstellen, schmieden" hier hat, ist nicht zu sagen. Ich denke mir es hinsichtlich des graden Höckers gesagt. Sonst heißt *soqpaq* im Qq. „Fußweg, Pfad".

Im russisch-qazaq. WB finde ich unter верблюд S. 29 noch folgende, bisher nicht erwähnte Ausdrücke:

Statt *aruana* kommt auch *uryašy nar* vor („weibl. *nar*"). Das 3-jährige Tier, *qunan*, kommt in der feminin. Form als *qunažyn eŋen* resp. als *qunažyn uryašy nar* vor (hierüber s. o. S. 524).

Das Kamel im 5. Jahr bezeichnet es mit *beste būra, beste lök, beste nar* etc.; < *bäš-tä*, loc. Für *qospaq* gibt es an, es sei ein Hybrid aus einhöckerigem Hengst und zweihöckeriger Stute, was in Widerspruch zu unsern obigen Punkten 3 und B steht; *qospaq* ist nach ihm hinsichtlich der Höcker gesagt („mit verbundenen Höckern"). Eine Kamelin, die noch keine Jungen hat, heißt *tumsa;* WB. Qq. gibt dies Wort für alle Tiere; Synonym zu *qysyr, qysraq*. Eine schnelle Kamelin wird *žėlmaja* genannt, von *žėl* < *jel* „Wind" + *maja* (s. o.); für eine Stute, die ein Hybrid aus ein- und zweihöckerigem Tier ist, also für unsere *bėr-tuar* ♀, gibt das russ.-qq. WB allgemein *maja*.

Es wäre sehr wertvoll, wenn wir die Bezeichnungen aus der Kamelwirtschaft auch der andern Türkvölker erhielten, bei denen die Kamelzucht hoch entwickelt ist, wie der Türkmänen, Özbeken und Neu-Ujγuren in Ost-Türkistan, ganz abgesehen von einer Bearbeitung der unübersehbar reichen arabischen Literatur über diesen Gegenstand, deren Schätze bis jetzt noch nicht gehoben sind. Auch die mongolischen und chinesischen, vielleicht auch die tibetischen Bezeichnungen wären je eine Sonderdarstellung wert. Es ist selbstverständlich, daß auch bei den ganz außerhalb meines Blickfeldes liegenden Hamiten umfangreiches lexikalisches Material existiert. Vielleicht gibt die vorliegende Skizze zu weiteren Forschungen Anlaß, die nicht nur die Sprachwissenschaft, sondern auch andre Forschungs- und Wissensgebiete bereichern.

Über das ungarische Wort tábor.

Von

J. Melich (Budapest).

In der tschechischen wissenschaftlichen Literatur ist die Frage nach dem Ursprunge des tschechischen Appellativs *tábor* 'Feldlager, Lager' im Verlaufe der letzten Jahre vielfach zum Gegenstand lebhafter Erörterungen gewählt worden. Es handelt sich nämlich um ein europäisches Wanderwort, das außer im Tschechischen auch im Ungarischen, Slowakischen, Polnischen, Kleinrussischen, Russischen, Serbischen, Kroatischen, Slowenischen, Rumänischen, Albanischen, Neugriechischen und im Türkischen vorkommt.[1]) Man wird folglich zu entscheiden haben, welche Sprache die Urquelle dieses Wortes ist und auf welchem Wege das Wort den anderen Sprachen vermittelt wurde. Das Vorhandensein desselben in so vielen Sprachen kann als Beweis dafür gewertet werden, daß die damit bezeichnete Sache zur Zeit der größeren Verbreitung des Wortes eine neue Einrichtung in der damaligen Kriegführung darstellte.

Über den Ursprung des Wortes gibt es zwei beachtenswerte Meinungen. Die eine führt ihn letzten Endes auf den aus dem Alten und Neuen Testament wohlbekannten Berg *Tábor* in Galiläa zurück (in der Vulgata: *mons Thabor*), die andere auf das türkische Appellativ *tabor*.[2])

Dem Berg *Tábor* begegnen wir im Alten Testament u. a. im Buch der Richter; in unserem Kodex-Jordánszky (327) lautet die betreffende Stelle folgendermaßen: „*Tabornak* heegyeere . . . az *tabornak* heegyeerol." Im Neuen Testament wird der Berg als Ort der Verherrlichung Christi erwähnt, doch nennen ihn unsere Übersetzungen, dem Sprachgebrauch der Vulgata folgend, einfach *mons*, 'ein hoher Berg', 'der Berg', ohne den eigentlichen Namen zu erwähnen (vgl. Matthäus XVII 1, 9, Markus IX 2, 9, Lukas IX 28, 37: Münchner-Kodex, Jordánszky-Kodex). Der Name des galiläischen Berges *Thabor* hängt mit dem he-

---

[1]) Mikl: *Denkschr.* XXXV, 167—168, verzeichnet das Wort *tabur* auch aus einer iranischen Sprache, dem Kurdischen.

[2]) Es wurde auch aus dem Serbischen und von anderen wieder aus dem Polnischen erklärt (vgl. Mikl., ib.), doch brauche ich auf diese Ansichten nicht näher einzugehen.

bräischen *thabor* 'Stein, Bruch'[1]) zusammen. Dieses Appellativ ist also zunächst zum Bergnamen und dann zum Eigennamen geworden.

Diejenigen Forscher, die das Appellativ *tábor* 'Feldlager, Lager' aus dem Eigennamen *Thabor* herleiten, nehmen an, daß diesem zunächst die appellativische Bedeutung 'eine befestigte Anhöhe' zukommen konnte, woraus sich dann später die von 'Wagenburg, Artilleriepark, Lager' entwickelte. In welcher Sprache jedoch der Eigenname *Thabor* zu einem Appellativum mit der Bedeutung 'eine befestigte Anhöhe' werden konnte, wird in dem diese Behauptung enthaltenden Fremdwörterbuch von Heyse (1922, 21. Auflage) nicht angegeben. Heute findet man auf dem Berge Thabor in Galiläa zwei Klöster: ein lateinisches und ein griechisches. Zur Zeit der Kreuzzüge erhob sich auf demselben Berge eine Burg, die gegen Ende des 12. oder zu Beginn des 13. Jh.s vom Nachfolger Saladins, dem Sultan Melik-el-Adil, niedergerissen wurde (vgl. Ottův *Slovník naučný*). Ein Appellativ in der Bedeutung 'eine befestigte Anhöhe' hätte sich also aus dem Eigennamen *Thabor* bis zum Zeitpunkt der Zerstörung der erwähnten Burg (12. Jh.) wirklich entwickeln können,[2]) wodurch auch die übrigen Bedeutungen verständlich wären. Die Bedeutung 'eine befestigte Anhöhe' läßt sich aber in keiner Sprache belegen.

Eine vielfach ähnliche Erklärung wurde von dem ausgezeichneten tschechischen Sprachforscher Karl Titz versucht (*Listy filologické* LIX, 1932, S. 245—57, besprochen von N. Jokl: IdgJb. XVIII, 162, 289). Im Jahre 1920 feierte nämlich die Stadt *Tábor* in Böhmen das Fest ihres fünfhundertjährigen Bestehens. Dieser Umstand hat mehrere veranlaßt, das Problem des Ursprungs der Bezeichnung *Tábor* und des tschechischen Appellativs *tábor* aufzuwerfen. Im Jahre 1927 befaßten sich damit Joseph Zubatý und bald nach diesem Joseph Pekař. Titz selbst hat seine diesbezügliche Auffassung 1932 veröffentlicht.[3]) Titz, der zugleich ein gründlicher Kenner der hussitischen Bewegungen ist, stellt sich zur Aufgabe — auf Grund umfassender Belesenheit — nachzuweisen, daß das tschechische Appellativ *tábor* aus dem Namen der Stadt *Tábor* zu erklären sei, der seinerseits auf biblischer Namengebung nach dem *Mons Thabor* beruht. Der Eigenname *Tábor* soll in der Soldatensprache der böhmischen Brüder zur Zeit der hussitischen Bewegungen zum Appellativ geworden sein.

---

[1]) Andere leiten das hebräische Wort aus dem Chaldäischen her. Auch das Ägäische wurde herangezogen (vgl. Heyse, Frwb[21]; Titz: Listy fil. LIX, 246).

[2]) Später aber keinesfalls, denn der Berg hieß später Džebel-et-Tur, und diesen Namen hat er bis auf unsere Tage beibehalten.

[3]) Titz war so freundlich, seinen Aufsatz und seine Antwort an Pekař mir zuzusenden, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche. Den Aufsatz führe ich im folgenden durch die Abkürzung: Titz: LF. (= *Listy filologické*), die Antwort durch Titz, Ant. an.

Die böhmische Stadt *Tábor* liegt auf einem 450 Meter hohen Berge. Der Berg, bzw. der Ort, wurden bis 1420 *Hradiště* (d. h. 'befestigter Ort') genannt. Zu Beginn der Hussitenzeit taucht die Bezeichnung *Hradiště hory Tábora* ('befestigter Ort am Berg Tábor') auf, woraus durch weitere Vereinfachung *Hora Tábor* und dann einfach *Tábor* wurde. Den neuen Namen verdankt dieser Ort dem hussitischen Heerführer Žižka, der ihn der Stadt im Jahre 1420 zukommen ließ. Aus diesem Namen wurde im mittelalterlichen Latein das Wort *taborita* (daraus: ung. *táborita*) geprägt, das eine hussitische Partei bezeichnete.

Die Hussiten haben auch andere geographische Namen aus dem Alten Testament zur Benennung böhmischer Orte herangezogen. Ein Wallfahrtsort in der Nähe der Stadt Jičín heißt *Tábor*, ursprünglich ebenfalls *Hora Tábor* 'Berg Tábor' und dann einfach *Tábor* genannt. Im Gebiete von Třebechovice (Hohenbruck) finden wir eine Anhöhe namens *Oreb*, eine ähnliche biblische Namengebung hussitischen Ursprungs (vgl. den Berg *Horeb* auf der Halbinsel Sinai). Die davon gebildete Bezeichnung *orebita* = *horebita* war der Name der Mitglieder einer anderen hussitischen Partei. Selbst im Gebiete der Stadt *Tábor* begegnet uns ein Weiher, der den alttestamentarischen Namen *Jordan* führt. Die Verwendung von geographischen Namen aus dem Alten Testament war demnach in Böhmen zur Zeit der hussitischen Bewegungen üblich.

Tırz ist nun bestrebt nachzuweisen, daß der Ursprung des tschechischen Appellativs in dem von Žižka stammenden Ortsnamen *Hora Tábor* (später bloß *Tábor*), beziehungsweise in dem ähnlichen Namen der sich darauf erhebenden und von Žižka gebauten Festung zu suchen ist. Nach ihm soll das aus *Tábor* hervorgegangene tschechische Appellativ *tábor* zunächst die Bedeutung 'opevnění, Befestigung' gehabt haben, wofür er jedoch keinen einzigen Beleg aus dem Tschechischen anführen kann. Aus dieser Urbedeutung hätte sich dann die zweite von 'opevněné ležení, befestigtes Lager' und noch später die dritte von 'ležení vůbec, Lager überhaupt' entwickelt. Die beiden letzten Bedeutungen lassen sich aber schwer gegeneinander abgrenzen und vertreten eigentlich dieselbe Bedeutung von 'Lager' des Wortes *tábor*. Die erwähnte Bedeutungsentwicklung wäre — wie oben gesagt wurde — zur Zeit der hussitischen Bewegungen nach der Schlacht von Lipan (po lipanské bitvě, also nach 1434) vor sich gegangen und zwar in der Sprache der militärischen Truppen der böhmischen Brüder (vgl. Titz: LF. LIX, 254—5). Nach Titz wurde das Wort von böhmischen Hussiten und von in verschiedenen Ländern bediensteten böhmischen Söldnern, die hussitisch gesinnt waren, weiter verbreitet; in Ungarn von den Soldaten Giskras, in Österreich, Bayern, Polen von anderen hussitisch gesinnten Söldnern, wobei das Wort *tábor* unmittelbar oder mittelbar auch weiter vordringen konnte. Das alles soll sich natürlich

noch im 15. Jh. vollzogen haben, weil doch in späterer Zeit in keinem Lande solche Söldner gedient haben.

Die Ausführungen von Titz fanden bei den tschechischen Gelehrten keinen allgemeinen Beifall. Der Historiker Joseph Pekař hat zwar manches davon gutgeheißen, so die Entwicklung des Appellativs *tábor* bei den Hussiten aus dem Ortsnamen *Tabor*; da wir aber für das tschechische Appellativ *tábor* erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jh.s Belege haben, nimmt Pekař für das tschechische *tábor* 'Feldlager, Lager' ungarländischen, ungarischen Ursprung an. Die Bedeutung von 'Feldlager, Lager' hat sich nach ihm in Ungarn entwickelt und dann erst wurde das Wort ins Tschechische rückentlehnt (vgl. *Český časopis historický*. Ročník XXXVIII, 637—40). Eine vielfach ähnliche Ansicht vertrat auch Joseph Zubatý in einem 1927 veröffentlichten Aufsatz bis auf den Unterschied, daß er dem Worte die Bedeutung von 'Feldlager, Lager' in Oberungarn zukommen ließ (vgl. Titz: Ant. 3, 5).

Nach der anderen Meinung — wie oben angedeutet wurde — ist der Ursprung des in mehreren europäischen Sprachen vorhandenen Wortes *tábor* in türkischen Sprachen zu suchen. Das ung. *tábor* haben die Verfasser der Debreziner Grammatik (336) schon 1795 aus dem türk. Wort *tabur* hergeleitet. In dem böhmischen Wörterbuche Jungmanns (1835—1839) wird das Wort *tábor* auf das türk. *tabor* 'castra' zurückgeführt. Für den türkischen Ursprung hat sich auch Gebauer ausgesprochen (vgl. *Hist. mluv. jaz. česk.* I, 423: „*tábor* z tur. *thâbûr* castra Mikl. Fremdw. 131"). Miklosich suchte dessen Ursprung ebenfalls im Türkischen (vgl. Denkschr. XV, 1867, 131 und dazu *Nyelvtudományi Közlemények* VI, 313, l. c. XXXV, 167—8 und EtWb. 346; türk. *tábur*, *tabor*), während er für ung. *tábor* slawische Vermittlung annahm (vgl. *SlavEl.* und *Magyar Nyelvőr* XI, 512; so schon Leschka, Elenchus). Bei alledem wurde noch von niemand versucht, die türkische Herkunft des Wanderwortes *tábor* näher zu begründen.

Anläßlich der neueren Besprechung des Wortes in der tschechischen wissenschaftlichen Literatur hat sich ein tschechischer Gelehrter in dieser Frage auch bei mir brieflich erkundigt. Johann Frič, Professor in Prag, fragte mich nach meiner Meinung über den Ursprung der in Mitteleuropa auf mehreren Gebieten anzutreffenden *Tábor*-Ortsnamen. Frič weiß genau, daß dem in manchen europäischen Sprachen nachweisbaren Worte *tábor* nach Miklosich von zahlreichen Forschern türkischer Ursprung zugeschrieben wird. Doch müsse man erwägen, daß von dem türkischen Ursprung des Wortes und des daraus entstandenen Ortsnamens zu einer Zeit gesprochen wird, als es noch keine Türken (er denkt an die Osmanen) in Europa gab. Frič bat mich noch um Auskunft über das Alter folgender Ortsnamen: 1. *Táborhegy*, Anhöhe in der Nähe von Budapest; 2. *Tábor*,

eine ungefähr vier km² umfassende Ebene im Komitat Moson zwischen Nezsider und Pándorfalu.[1])

Um Frič antworten zu können, schlug ich in der ungarischen wissenschaftlichen Literatur nach. Der Ursprung des Wortes interessierte mich umso mehr, als von dem letzten Fachkundigen, der sich mit ungar. *tábor* beschäftigt hat, festgestellt wurde, daß der Ursprung desselben nicht geklärt sei (vgl. Simonyi, *Magyar Nyelvőr* XLIII, 380).

Der treffendste Beweis, daß das in den europäischen Sprachen verbreitete Appellativ *tábor* nicht mit dem um das Jahr 1420 entstandenen böhmischen Ortsnamen *Hora Tábor* (daraus *Tábor*) zusammenhängen kann, wäre natürlich dadurch zu erbringen, wenn man das Vorhandensein des Wortes in irgendwelcher europäischen Sprache in der vorhussitischen Zeit nachweisen könnte. Unsere diesbezüglichen Hoffnungen halten wir nun im höchsten Maße für begründet. Albin F. von Gombos hat mir nämlich mitgeteilt, daß er in einer aus Polen stammenden lateinischen Chronik im Zusammenhang mit den Ereignissen des Jahres 1350 (Regierungszeit Ludwig des Großen) einen Bericht darüber las, daß die Ungarn im Sinne des lateinischen *castra* das Wort *tábor* verwenden. Den Beleg hat er damals Emil Jakubovich zur Benützung überreicht. Jakubovich erinnert sich genau daran, konnte ihn jedoch bis jetzt unter seinen verschiedenen Aufzeichnungen nicht wieder finden. Auch Gombos sucht die erwähnte Chronik, um aus ihr den für uns so wichtigen Beleg von neuem auszuschreiben. Wenn sich dieser wieder finden ließe, so wird er für sich allein die Behauptung widerlegen, daß das tschech. *tábor* 'Feldlager, Lager' mit dem hussitischen Ortsnamen *Tábor* in Verbindung steht und daß es eine sprachliche Schöpfung der hussitischen Zeit ist.

Obgleich wir augenblicklich nicht über das handgreiflichste Argument verfügen, können wir es mit anderen linguistischen Beweisen ersetzen, die selbst geeignet sind, den Ursprung dieses europäischen Wanderwortes zu klären.

Eine Gruppe der linguistischen Argumente bilden die verschiedenen Lautformen des türkischen Wortes: A) Osm., krim. *tabur* 1. 'die Wagenburg'; 2. 'eine Bataillon aus 1000 Mann' (Radloff III, 978). — B) Osm. *tabγur* 1. 'der Gürtel'; 2. 'die Palisaden-Einzäunung'; (ib. 980). — C) Osm. *tapkur* 1. 'der Gürtel'; 2. 'die Palisaden-Einzäunung'; 3. 'die Reihe, die Linie, besonders Pferde oder anderes Vieh in Reihen aufgestellt'; 4. 'die Wagenburg (ib. III, 953). — D) Tschagat. *tapkur* 1. 'eine aus zusammengebundenen Wagen errichtete Wagenburg, Lager' (Šejx Sulejman Efendi's Wb. 182);

[1]) Ob es auf dem angegebenen, jetzt unter tschechoslowakischer Botmäßigkeit stehenden Gebiete tatsächlich eine Ebene dieses Namens gibt, konnte ich aus meinen Quellen nicht ausfindig machen.

2. 'zur Recognoszierung oder zum Rauben ausgeschickte Truppenabteilung'; 3. 'faul' (Radloff III, 953).[1])

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das in den europäischen Sprachen gebräuchliche *tábor* und die hier aufgezählten türkischen *tapkur* ~ *tabγur* ~ *tabur* ein und dasselbe Wort sind. Es steht weiter fest, daß das türkische *tabγur* ~ *tapkur* keine Entlehnung des in den europäischen Sprachen vorkommenden *tábor* sein kann und daß andererseits *tabur* eine regelrechte Wechselform des vollständigeren türkischen *tabγur* ist. Eine Gruppe der türkischen Sprachen kennt nämlich die charakteristische Eigenart, den Spirant γ nach Konsonanten verschwinden zu lassen. In Wörtern wie der gemeintürk. Volksname *bulγar* 'Bulgare' (vgl. osm. *Bulγar* 'Bulgarien' Radloff IV, 1450) kann das γ ganz fehlen. Ein Beispiel finden wir in der Chronik unseres anonymen Notars: „de terra *Bular*" (*A magyar honfoglalás kutfői* [Quellen der ungarischen Landnahme] 462; Pais: *Magyar Anonymus* 109). Der Name bezieht sich auf das Bulgarenland an der Wolga und entspricht einem aus *Bulγar* gewordenen türk. *Bular* (vgl. Németh: *A honfoglaláskori magyarság kialakulása* [Der Werdegang des landnehmenden Ungartums] 95). Selbst das Zeitwort *bulγa-* 'mischen', aus dem der Volksname *Bulγar* stammt (vgl. Németh ib. 38), lautet in einigen türkischen Sprachen *bula-* (Radloff IV, 1848). Es ließen sich noch weitere Beispiele für den Schwund des nachkonsonantischen γ anführen (so z. B. türk. *kulγak* ~ *kulkak* ~ *kulak* 'Ohr'), wir begnügen uns jedoch mit dem Hinweis darauf, daß der russische Turkologe Samojlovič in seiner Arbeit über die Einteilung der türkischen Sprachen diese phonetische Eigentümlichkeit als wichtiges Gruppierungsprinzip gelten läßt. Das γ schwindet nach ihm in den Sprachen der türkmenischen Gruppe (Usisch, Ogusisch, Gusisch) und in denen der seldschukischen.

Das türkische *tabur* ist folglich bloß eine phonetische Wechselform eines *tabγur* und diese vollständigere Form verbietet es uns von vornherein, den Ursprung von *tábor* im Hussitisch-Böhmischen oder in irgendeiner anderen europäischen Sprache zu suchen.

Die Bedeutungen des türkischen Wortes zeugen ebenfalls für dessen türkischen Ursprung. Die Grundbedeutung ist nämlich 'Gürtel' und davon lassen sich alle übrigen a) 'aus Wagen gebildeter Gürtel', also 'Wagenburg → Feldlager → Lager'; b) 'aus Pfählen bestehender Gürtel', also 'Palisaden-Einzäunung', zwanglos herleiten. Die anderen in türkischen Sprachen anzutreffenden Bedeutungen sind aus derselben von 'Gürtel' gleichfalls leicht zu verstehen: a) 'die Reihe, die Linie, besonders Pferde oder anderes Vieh in Reihen aufgestellt'; b) 'Truppenabteilung, Bataillon

[1]) Bei Radloff wird kein *tabor* verzeichnet. Ein solches türkisches Wort kann es als ursprüngliches türkisches Sprachelement nicht gegeben haben, vgl. darüber die Ausführungen von Julius Németh.

aus 1000 Mann'; davon 'faul'. Alle diese Bedeutungen blieben unerklärlich, wenn man von der Annahme ausgehen wollte, das türkische *tabur* (< *tabγur* ~ *tapkur*) sei die Übernahme des in den europäischen Sprachen vorhandenen *tábor* 'Feldlager, Lager'.

Phonetische und semantische Beweise lassen also keinen Zweifel darüber bestehen, daß der Ursprung von *tábor* 'Feldlager, Lager' im Türkischen zu suchen ist, wo wir das entsprechende Etymon seinerseits als einheimisch zu betrachten haben (s. darüber die unten folgenden Erörterungen von Julius Németh).

Welches europäische Volk hat aber als erstes das türkische Wort übernommen? Und aus welcher türkischen Sprache? Die Antwort auf diese Fragen versuchen wir auf Grund sprachgeschichtlicher und phonetischer Tatsachen.

In den europäischen Sprachen begegnen uns die ältesten Belege für das Wort im ungarländischen und im österreichischen Deutsch: 1440: „Item 13 Zymmergesellen dy am Schlachpruch und das tor pey dem *Tabor* gemacht haben, (Ortvay: *Geschichte der St. Pressburg*. S. 75, Anm. 9; angef. Titz, Ant. 5)[1] | 1443: „Andreas von Froncz, Hauptmann im Wödritzer *Tabor* . . . Michael Grünbald, Hauptmann im neuen *Tabor*" (Ortvay l. c. S. 303, Anm. 1; angef. Titz, Ant. 5) | 1458: „gefangene *Tebrer* . . . „ Wiener Beleg (Titz 251) | 1462: „Als der *Thabor* an der Prukh verbrandt werdt . . . „ Beheim: *Das Lied von den Wienern* (Titz 251 und Jungm.) | 1465: „Auf Söldner So auf der mitteren und äußeren *Teber* der Tunawprukh gedient" Wiener Beleg (Titz 251) | 1476: „Item am pfintztag hat man gehabt zu ofen ain große Processen aus allen Klösternn und Kirchen darumb das die türgken die *táber* vor Sandro haben gewunnen und vil seins Volks erschlagen" (Schmeller I, 423) | 1483: „o zwen newe *Taber* ainen zu Tuttendorf, den andern zu großen Enzersdorf", aus der Schrift „Wie Khunig Mathias Österreich gewann" (Titz 251), Belege aus den Jahren 1492, 1518 (Schmeller I, 423) | 1526: „wie das die Seckell einen *Tabor* gemacht", in einer Schrift des Hermannstädter Stadtrates (Székely Oklevéltár [Szeklerisches Urkundenbuch] III, 319); freundliche Mitteilung von E. Jakubovich) usw. Meine letzten Belege für das Wort gehören der Mitte des 19. Jh.s an (vgl. Schmeller I, 423, Mikl.

[1]) In der Zeitschrift Český časopis historický 1932: 638 behauptet Pekař, daß in seinem Werke über Žižka auf Kuttenberg, Znajm und Preßburg bezügliche Schriften erwähnt werden, in denen von 1420 an deutsche Belege für das Wort vorkommen. Da aber mir das Werk unzugänglich war und auch Titz keine Belege, die älter als 1440 wären, anführt, glaube auch ich mich darauf beschränken zu dürfen, die Behauptung von Pekař bloß zu erwähnen („V poznámkech k III. dílu svého Žižky uvedu doklady starši, ještě z lét 20. 15. stol. z německých měst K. Hory, Znojma a Bratislavy — všude šlo patrně o opevnění vysunuté ven před hradby před zvlášť důležitou bránou městskou").

EtWb. 346 und Denkschr. XV, 131). Die angeführten Belege zeigen uns, daß *tabor* (der), *taber, täber, teber* im Deutschen Ungarns, Österreichs und Bayerns von 1440 bis um die Mitte des 19. Jh.s, bzw. bis um das dritte Viertel desselben gelebt hat und heute nurmehr veraltet anmutet (vgl. Grimm, DWb.; im DWb.[5] von Weigand-Hirt nicht verzeichnet). — Die Bedeutungen des deutschen Wortes waren die folgenden: 1. 'Wagenburg, Lager, Feldlager, befestigter Ort' (Lexer, MhdWb.; Götze, Frühnhd. Gloss.[2]; 2. 'eine Art von Verschanzung im Kriege mittelst gefällter Bäume, Verhau, Befestigung' (Lexer l. c.; Götze l. c.); 3. 'ein befestigtes Gebäude bei einem Ort am Rande desselben, gewöhnlich bei der Kirche oder um dieselbe' (Grimm, DWb., Schmeller I, 423, Mikl., EtWb. 346 und Denkschr. XV, 131).

Der Reihe nach folgen nun die in der lateinischen Literatur Polens gefundenen *tabor*-Belege. Der polnische Historiker Johann Długosz begann seine *Historia Polonica* im Jahre 1450 und vollendete sie im Jahre seines Ablebens 1480. Bei der Schilderung der Schlacht bei Warna (1444) sagt er folgendes: „Mane autem facto feria tertia in vigilia Sancti Martini, una duntaxat hora post ortum solis, Teucros (= Turcos) adventare et pariter adesse, totus ecce conclamat exercitus. Capiunt arma milites bellorum avidi, coelum et mare vocibus opplent, tentoriis levatis et curribus praeparatis, Teucris obviam itur, nullo de ipsis curribus more *Thabor* instructo, quibus in orbem compositis, primo, secundo et tertio curruum ordine velut e fortalitiis tutius pugnare poterat exercitus, sed visum est Regi ideo currus in ordinem non poni, ut singuli, qui in illis latitare consueverant, in aciem prodirent et auctiorem facerent exercitum.„ (Długosz: Hist. Pol. cura . . . Al. Przezdziecki Tom. IV, 721.) Diese Schilderung erlaubt uns festzustellen, wie die während der Schlacht bei Warna angewandte und mit dem Worte *tábor* bezeichnete kriegerische Einrichtung aussah. Diese bestand aus mehreren Wagengürteln, die ringartig einander umfaßten, so daß die hinter ihnen kämpfenden Truppen in diesem aus Wagen bestehenden Gürtel, in dieser Wagenburg, eine größere Sicherheit genossen. — Auch im heutigen Polnisch ist das Wort *tabor* gebräuchlich (Gen. *taboru*): 1. 'Wagenburg'; 2. 'Lager, Feldlager'; 3. 'Wagenpark' (Konarski-Inländer, HandWb.). Für die Bedeutungen 1—2. haben wir Belege seit 1595 (vgl. Titz: Ant. 4; aus dem 17. Jh. bei Linde), in der dritten kommt das Wort in der modernen Eisenbahnterminologie vor (vgl. Konarski-Inländer l. c.).

Nach dem Polnischen kommt in der chronologischen Reihenfolge das Ungarische. Als Beweis dafür, daß im Ungarischen das Wort *tábor* schon in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s zum Gemeinwortschatz gehörte, berufe ich mich auf den Jordánszky-Kodex, dessen gegenwärtige Gestalt eine Abschrift aus den Jahren 1516—1519 ist und in dem das Wort *tábor*

in der Bedeutung 'castra' häufiger gebraucht wird: KJord. 69 (Moses II. 32: 17): „hadakozasnak zenghese hallattatyk az *taborba*" | ib. 71 (Moses II. 33: 11): „Kywe vyvee azerth moyses az *taborbol* az ysten Satorath" | ib. 100 (Moses III. 16: 27): „es wgy yeyen be az *taborba*" | ib. 190 (Moses IV. 33: 49): „onnan ky zalwan yteek megh ew *taborokath* moabnak mezeyn". — Wie oben erwähnt wurde, ist der Jordánszky-Kodex eine Abschrift aus den Jahren 1516—1519, doch muß der Übersetzer, von dem die Texte aus dem Alten und Neuen Testament herrühren, in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s gelehrt und gewirkt haben. Das Wort *tábor* wird er also aus der damaligen Umgangssprache gekannt haben. Übrigens ist das Appellativ auch dem *Ungarischen Urkundenwörterbuch* (*Magyar Oklevélszotár*) bekannt. In einem lateinischen Texte aus dem Jahre 1490 lesen wir: „Sagitte balistarum *thabor* cum vasculis XV". Die flektierten, bzw. weitergebildeten Formen von ung. *tábor* sind: *tábort, tábora, tábori, táboroz* usw. (vgl. Nyelvtörténeti Szótár; Czuczor-Fogarasi, usw.), und seine Bedeutungen: 1. 'castra, Feldlager, Lager' (*Nyelvtörténeti Szótár, Oklevélszótár*; Szabód.[2], Kresznerics, Czuczor-Fogarasi, Márton, Kelemen B.[3], usw.; 2. (veralt.) 'agmen, copiae, die Armee, das Heer' (Márton 1807, 1811, Czuczor-Fogarasi); 3. 'multitudo, copia, eine Menge z. B. Flügeltiere, Schwalben, Heuschrecken' (Czuczor-Fogarasi; *Magyar Tájszótár*).

Das Zeugnis der sprachgeschichtlichen Belege spricht also dafür, daß von 1440 angefangen und im ganzen 15. Jh. das Appellativ *tábor* im Deutschen Ungarns, Österreichs, Bayerns und Böhmens, ferner im Ungarischen selbst zum Wortschatz der Umgangssprache gehört hat. Im Polnischen und im Tschechischen war es sicherlich schon zu derselben Zeit ebenfalls bekannt, obgleich wir keine so frühen Belege aus diesen letzteren Sprachen besitzen; im Polnischen taucht das Wort 1595, im Tschechischen 1576 auf (vgl. Titz, Ant., und oben).

Wie verhält sich nun das deutsch-polnisch-ungarische *tabor* ~ *tábor* zum türkischen *tabur* ~ *tabγur* ~ *tapkur*? Im Türkischen gibt es keine Lautform mit *-o-* in der zweiten Silbe und so kann nur ein türkisches *tabur* übernommen worden sein. Welche Sprache war aber die Urübernehmerin? Auf Grund eines phonetischen Beweises nehme ich an, daß das türk. *tabur* zunächst ins Ungarische Eingang fand und von da aus teils unmittelbar teils mittelbar den übrigen europäischen Sprachen weitergegeben wurde, in denen die auslautende Silbe *-or* (daraus *-er, ăr̆ă*) ist.

Oben habe ich erwähnt, daß wir für das ungarische Wort schon aus d. J. 1350 einen Beleg haben, dessen Quelle wir jedoch nicht näher bestimmen konnten. Um die Mitte des 14. Jh.s ging im Ungarischen ein wichtiger Lautwandel vor sich. Zu dieser Zeit änderte sich der *u*-Vokal der Stammsilbe und der geschlossenen Endsilbe zu *o*. Die altungarischen Wörter *bukur, csunka, csuntus, dumb, dunga, humuk, hurvát, huszeu, kumlou,*

kuhnya, mund, pukul, pur, turma usw. wurden in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s zu *bokor, csonka, csontos, domb, donga, homok, horvát, hosszu, komló, konyha, mond, pokol, por, torma* usw. (vgl. dazu *Oklevélszótár, Nyelvtörténeti Szótár*). Diese Entwicklung zeigen auch die altungarischen Wörter mit *-ur* Auslaut, die im heutigen Ungarisch die Endung *-or* aufweisen. Die Form *bátor* 'tapfer' begegnet uns zum ersten Male im Jahre 1388, während die ältere Lautform *bátur* 1370 zum letzten Male auftritt (*Oklevélszótár*); vgl. noch *sátor*, erster Beleg aus d. J. 1394, letztes Auftreten von *sátur* im Jahre 1370 (*Bistritzer und Schlägler Wörterverzeichnisse, Oklevélszótár*). Ich nehme an, daß das türkische *tabur* im Ungarischen zunächst **tábur* lautete (flektiert *táburt* usw., nach der Analogie von *sátur* > *sátor*, vgl. *Tüzetes Magyar Nyelvtan* 314); aus diesem **tábur* ist in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s lautregelhaft *tábor* hervorgegangen.

Die auslautende Silbe *-or* beweist den ungarischen Ursprung von dem nurmehr veralteten deutschen *tabor* (daraus: *taber, täber*) und von poln. *tabor* (so auch Brückner: *Słownik etym. j. polsk.*). Aus unmittelbar ungarischer Quelle stammen: tschech. *tábor*, slovak. *tábor*, slowen. *tábor*, kroat. *tábor*, serb. *tábor*, rumän. *tabără*, bulg. *taborъ*, während für klein-russ. *taborъ*, russ. *taborъ* und alban. *tabor* fremdsprachliche Vermittlung anzunehmen ist. Zu alle dem vgl.: tschech. *tábor* (gen. *táboru*) 1. 'castra, Feldlager, Lager' (Jungm.; Rank), erster Beleg aus d. J. 1576 (vgl. Titz: LF. 252, 254); 2. 'die Volksversammlung der Hussiten' (Brandl, Gloss.) ein Neologismus des Historikers Palacký (vgl. Titz 246); 3. 'politische Versammlung, Meeting' (Rank), erste Belege aus d. J. 1870 (vgl. Titz 246, 253(; 4. 'crates pastorales, Schäferhürde' (Jungm.), Belege seit dem 19. Jh. | slovak. *tábor* (gen. *táboru*) 'Lager, Feldlager' (Bernolák, Jancs., Hvozdzik), Belege seit dem 19. Jh.; es gibt auch einen geographischen Namen *Taboriska* (Pl. Nom.) zwischen Rozgony und Budamér im Komitat Abaúj-Sáros (vgl. Czambel, Slov. reč 602) | sloven. *tábor* (flektiert: v *táboru* Plet,) 1. 'Lager, ein befestigter Ort'; 2. 'eine Volksversammlung unter freiem Himmel zum politischen Zwecke'; 3. 'die Partei'; 4. 'der Krieg' (Plet.). In der ersten Bedeutung haben wir Belege seit 1584, bei Dalmatin stammt *taber* offenbar aus dem Deutschen; für 2. und 3. wird man tschechischen Einfluß annehmen müssen, Belege seit dem 19. Jh. | kroat. *tábor* 'castra, Feldlager, Lager' (Habd., Jambr., Belloszt.), Belege seit 1670 (vgl. Habd.); die darauf beruhenden Ortsnamen *Taborišče* sind seit dem Ende des 18. Jh.s nachzuweisen (Lipszky, *Repertorium*) | serb. *tábor* 'castra, Lager' (Vuk[3], Ivek.-Br.), ich kenne keine Belege, die über das 19. Jh. zurückreichen würden (Daničić: *Rječnik iz knj. star. srp.* kennt das Wort nicht) | bulg. *tabor* (Wechselformen: *tabarъ, taburъ*) 1. 'ein Bataillon türkischer Mannschaft'; 2. im allgemeinen 'Bataillon' (Gerov, Mič.-Lavr., Weig.-Dor.). Die auf *-urъ* auslautende Form stammt unmittelbar aus dem Türkischen, die auf *-arъ* viel-

leicht aus dem Rumänischen, alte Belege für das Wort sind mir unbekannt | rumän. *tabără* 1. 'Lager, Feldlager'; 2. 'Wagenzug' und *tăbăraș* 'Soldat des Feldlagers' (Tiktin). Das Wort *tabără* kommt schon in der Brooser Übersetzung des Alten Testaments vor (freundliche Mitteilung von Ludwig Tamás), also im Jahre 1588. Diese rumänische Übersetzung beruht auf dem Texte Heltais. Wo im ungarischen Texte von Heltai das Wort *tábor* gebraucht wird, finden wir im rumänischen *tabără* (vgl. z. B. Exodus 16, 33). Cihac II, 398 und Tiktin führen es auf ein nicht vorhandenes kirchenslawisches *taborъ* zurück, während im Wörterbuche von Pontbriant der ungarische Ursprung angedeutet wird | klein-russ. *taborъ* (gen. *táboru*) 'Feldlager, Lager' (Hrinč.), Belege aus dem 17. Jh. (vgl. Titz 250, 252); vielleicht durch polnische Vermittlung | russ. *taborъ* (gen. *táboru*) 1. (veralt.) 'Feldlager, Kriegslager' (Pawl., Mitrák); 2. 'Nomadenlager, Zigeunerlager' (ib.); 3. 'die Herde, Schar, der Schwarm von Tieren' (Pawl.). In der Mundart von Archangelsk *tábyrъ* 'die Herde von Renntieren' (ib.). Den ältesten Beleg für das russische Wort kenne ich aus d. J. 1704 (vgl. Mikl., LexPal.; Sreznevskij, Mat. verzeichnet es nicht) | alban. *tabor* (LexPal.; für die Variante *tabor* vgl. Mikl., EtWb. 246 und Denkschr. XV, 131, XXXV, 168) 'Bataillon' | neugr. ταμπουρι, τό 'Schutzmauer; Schutzwehr; Vormauer; Bollwerk' (Rhousopoulos, Wb.). Nach dem Zeugnisse des auslautenden -ουρι wohl unmittelbar aus dem Osmanisch-Türkischen zu erklären.

Als Endergebnis meiner Ausführungen kann folglich angenommen werden, daß die Urquelle der in mehreren europäischen Sprachen nachweisbaren Wörter *tábor, tabor, tabără* 'Feldlager, Lager, castra' im türkischen *tapkur* ~ *tabγur* > *tabur* 'Gürtel; Wagenburg; usw.' zu suchen ist. Ins Ungarische wurde die Variante *tabur* übernommen, die zunächst die Lautform **tábur* und dann später *tábor* 'Feldlager, Lager' hatte. In die meisten europäischen Sprachen drang das Wort mittelbar oder unmittelbar aus dem Ungarischen. Das Wort hat mit dem Namen des biblischen Berges *Tabor* nichts zu schaffen, und so kann es auch mit dem Namen der böhmischen Stadt *Tábor* nicht in Zusammenhang gebracht werden. Die Bedeutung 'Lager, Feldlager' ist von den hussitischen Bewegungen völlig unabhängig.

Diese auf sprachgeschichtlicher Grundlage aufgebauten und zweifellos richtigen Feststellungen hindern uns durchaus nicht, die wohlbekannte Tatsache weiter anzuerkennen, daß die Einrichtung der Wagenburg von dem hussitischen Heerführer Žižka zu einem wirkungsvollen Kampfgerät umgestaltet wurde (vgl. PallasLex. s. v. *szekérvár*). Aber bloß umgestaltet, denn „die Anwendung von Wagen zur Befestigung von Feldlagern war von alters her sehr üblich, ja im 14. Jh." — also immer noch vor Žižka — „geradezu in der Mode" (vgl. Zoltán Tóth, *Mátyás király idegen*

zsoldosserege. A fekete sereg. [Das fremde Söldnerheer des Königs Matthias. Die schwarze Armee] Budapest 1925. 24—33, 127 und Századok LXI—LXII, 57; ferner *Hadtörténeti Közlemények* [Kriegsgeschichtliche Mitteilungen] 1916: 265—311).

Betreffs der mit *tábor* zusammenhängenden ungarischen Ortsnamen sei folgendes bemerkt. Hierhergehörige Ortsnamen sind: *Tábor* Kom. Sopron und Kom. Vas., in der ersten Hälfte des 19. Jhs. im Kom. Varasd (vgl. Lipszky, Rep., Kresznerics, Czuczor-Fogarasi) | *Táborpuszta* Kom. Sopron. (Ortsnamenregister für das Jahr 1926.) | *Táborhely* Kom. Győr (vgl. Lipszky, Rep., etc.) | *Táborhegy*, Anhöhe in der Nähe von Alt-Ofen | *Táborállástanya* im Gebiete von Dunapentele, Kom. Fejér (Ortsn.reg. 1926). Es sind alles neuere Namengebungen, von denen keine älter ist als vom Ende des 18. Jh.s. Das Alt-Ofner *Táborhegy* z. B. ist eine Benennung von Gabriel Döbrentei und stammt aus d. J. 1835. Nach Lipszky, Rep. gibt es auch auf kroatischem Sprachgebiet *Táborišče* Ortsnamen. Sowohl die ungarischen, wie auch die kroatischen Ortsnamen beruhen auf dem Appellativ *tábor* 'Feldlager, Lager'.

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß Budenz das ung. Zeitwort *toborzani toborozni* 'anwerben' aus dem Worte *tábor* erklären wollte (NyK. VI, 313). Die Zusammenstellung ist verfehlt; das Verbum *toborozni* gehört in die Wortfamilie von *topog* 'trappeln', *toppan* 'stampfen', *toporzékol* 'mit den Füßen stampfen' (vgl. NySz., Horger: *Magyar szavak története*).

*

Am ersten Juni 1935, als mein Aufsatz bereits in fertigen Korrekturbogen vor mir lag und ich aus technischen Gründen an eine Umgestaltung desselben nicht mehr denken konnte, teilte mir Albin F. von Gombos mit, daß er unter seinen Aufzeichnungen den verschollenen *tábor*-Beleg wieder gefunden hat. Der Beleg reicht zwar nicht bis um die Mitte des 14. Jh.s zurück, doch ist er nichtsdestoweniger wichtig, weil er aus dem Jahre 1383 stammt. Im fünften Bande der *Monumenta Poloniae Historica* wird auf S. 894 ein Denkmal unter dem Titel *Annales mansionariorum Cracoviensium* mitgeteilt und in dessen vor 1399 entstandenem Teile lesen wir Folgendes:

(Anno Domini) „1383: Hungari dicti Thabor in Hungarica lingua, in Latino exercitus et congregacio bellancium, ulcissentes commissam, vastant Mazoviam".

Der Beleg reicht also in eine Zeit zurück, die der Wirkungsperiode von Johann Hus (geb. 1369, † 1415) unbedingt vorausgeht und so natürlich älter ist als die hussitischen Kriege. Zur Widerlegung der Ansicht, nach der das Wort *tábor* aus dem Namen der böhmischen Stadt *Tábor* stammen soll und so tschechischen Ursprungs wäre, liefert uns dieser Beleg schon an und für sich einen hinlänglichen Beweis.

Über den Ursprung des türkischen Wortes tabur.

Von

Julius Németh (Budapest).

Zu dem obenstehenden Aufsatz von J. Melich, mit dessen Ergebnissen ich in allen Punkten übereinstimme, möchte ich noch einige turkologische Bemerkungen hinzufügen.

Die türkische Entsprechung des ungarischen Wortes *tábor* ('Lager, Heereslager') findet sich in zwei türkischen Dialekten, im Osmanischen und im Tschagataischen. Zweifellos war das Verbreitungsgebiet des türkischen Wortes in älterer Zeit ausgedehnter, allmählich kam es aber nach dem Niedergang der türkischen Macht wie auch andere Wörter und Ausdrücke des türkischen Altertums, die auf das politische Leben, auf die Organisation des Volkes und auf das Kriegswesen Bezug hatten, vielerorts aus dem Gebrauch.

Tschagataisch: (Šeix Süleimān, ed. Istanbul 97) *tapqur* 'eine Festung, die aus mit Ketten verbundenen Wagen besteht, von der Form einer Burg mit vier Fronten; Lager; Truppe'; (Radloff) *dapqur* 'Regiment, Heerhaufe, Heer; Gurt, Gürtel'; (Vámbéry) *tapqur* 'eine Truppenabteilung, die auf Rekognoszierung oder Raub ausgeschickt wird'.

Osmanisch: (Sāmī, Qāmūs-i türkī) *tabqur*, die ursprüngliche Form des Wortes *tabur*; in der alten Sprache bedeutete es 'mit Ketten verbundene Wagen, die eine Festung in Quadratform bildeten'; (ibid.) *tabur* 'eine Formation von Soldaten oder Kanonen usw., die einander den Rücken kehren und in vier Reihen in Quadratform aufgestellt sind, — sie steht nach allen Seiten dem Feind gegenüber und bildet eine Festung; eine aus tausend Mann bestehende Truppe'; (Radloff) *tapqur* 'Gürtel; Palisaden-Einzäunung; Reihe, Linie, besonders Pferde oder anderes Vieh in Reihen aufgestellt; Wagenburg'; (Radloff) *tabγur* 'Gürtel, Palisaden-Einzäumung'; osmanisch und krimtatarisch (Radloff): *tabur* 'Wagenburg'.

Also stehen sich die Formen *tapqur* und *tabur* gegenüber. In welchem Verhältnis stehen die beiden Formen zueinander? Welche von den beiden ist die ursprüngliche?

Früher herrschte allgemein die Ansicht, daß in ähnlichen Fällen wie

z. B. beim Dativ (osttürk. *atqa* ~ osman. *ata* — *at* 'Pferd') oder beim Part. Praes. (osttürk. *qalγan* ~ osman. *qalan* — *qal-* 'bleiben') die Form mit *k* (*q*, *γ*, *g*) die ursprüngliche und die Form ohne *k* aus einer Form mit *k* entstanden sei, z. B. *atqa* ~ *atγa* > *ata*. So erklärte es auch schon Böhtlingk in seiner Jakutischen Grammatik, S. 101. Seine Erklärung wurde meines Wissens zum erstenmal von Brockelmann in Zweifel gezogen. In Bd. LXX (1916) der ZDMG, in seiner Abhandlung Zur Grammatik des Osmanisch-Türkischen (S. 198 ff.) fand er es recht eigenartig, daß im Osmanischen ein (lebendiges) Deverbal-Suffix *-an* (usw.) und daneben ein (heute schon nicht lebendiges) Deverbal-Suffix *-γan* vorhanden ist (vgl. *čalïšqan* 'fleißig' — *čalïš-* 'arbeiten'); er hielt es für unmöglich, daß im ersten Falle das *γ* (usw.) von *-γan* (usw.) verschwunden und im zweiten Falle geblieben sein sollte. Also gab er der Meinung Ausdruck, daß wir es hier mit zwei verschiedenen Suffixen zu tun haben. Später widerrief Brockelmann seine Ansicht in dem Werk 'Alī's Qiṣṣa'i Jūsuf (S. 11, Anm. 3), denn in dem Qiṣṣa'i Jūsuf lautet das Dativ-Suffix bald *-a*, bald *-γa* und das Suffix des Part. Praes. bald *-an*, bald *-γan*.

Eingehend beschäftigte sich neuerdings mit dieser Frage Bang, UJb XIV, S. 193 ff., 1934. Im Paragraph 11 dieses Aufsatzes (infolge eines Druckfehlers steht dort § 10) wiederholt Bang Brockelmanns ältere Argumentierung, wie es scheint auf Grund eigener selbständiger Überlegungen. Er vertritt die Ansicht, daß in den Fällen, wo wir neben der osmanischen Form *-an* in den östlichen Dialekten ein Suffix *-γan* finden (*qalan* ~ *qalγan*), wir folgende Entwicklung ansetzen müssen: *qalan* > *qal'an* > *qalγan*. Bang ist also der Ansicht, daß sich in diesen Fällen die Silbengrenze verschoben hat, so entstand z. B. in dem obenstehenden Beispiel nach dem *l* ein neuer Konsonant, ein Kehlkopfexplosivlaut, der sich später zu *γ* entwickelte. Ebenso erklärte Bang das Suffix *-γalï* ~ *-alï* (vgl. osman. *säväli* 'seitdem er liebt') und mit besonderem Nachdruck das Dativ-Suffix, das im Osmanischen *-a*, in den östlichen Dialekten *-γa* lautet. Er wirft die Frage auf, ob man nicht die gleiche Entwicklung auch bei gewissen anderen Suffixen ansetzen muß, die im Osmanischen mit einem Vokal, in den östlichen Dialekten mit einem *-g* beginnen, schließlich erklärt er am Ende seiner Arbeit auch die Entwicklung des Wortes *adγïr* 'Hengst' in der oben angegebenen Weise.

Ich bin mir nicht ganz im klaren darüber, welchen Umfang Bang dieser Erscheinung zugedacht hat und auf welche Beispiele er sie ausgedehnt hätte, wenn es seine Aufgabe gewesen wäre, über alle hierher gehörenden Fälle Rechenschaft zu geben.

Zweifellos ist Bangs Erklärung keineswegs auf alle Fälle auszudehnen. Dies beweist das osmanische Wort *ämäk*, dem in den östlichen Dialekten

die Form *ämgäk* entspricht. Dies Wort ist eine Ableitung von *äg-* 'biegen', seine ursprüngliche Gestalt ist *ägmäk*, woraus durch eine im Türkischen häufige Metathese die Form *ämgäk* entstanden ist.

Die in Betracht zu ziehenden Belege, auf Grund deren dies festzustellen ist, sind die folgenden:

uig. (Bang — v. Gabain) *äng-* 'biegen', *ägdü* 'krummes Messer', *ägri* 'schief'; Kāšγarī (Brockelmann) *äg-* 'beugen', *ägmä* 'Gewölbebogen in einem Hause', *ägri* 'Krummheit'; uig. (Radloff) *äg-* 'biegen'; tar. küer. tschag. sart. OT. (Radloff) *äg-* 'biegen, herabbeugen, herabbiegen'; sag. koib. katsch. (Radloff) *eg-* idem; azerb. osm. (Radloff) *äi-* idem; tel. alt. kom. (Radloff) *äŋ-* idem.

Kir. (Radloff) *eŋbäk* 'zusammengekrümmt; das Kriechen auf allen Vieren; Mühe, Arbeit; Scheitel'; kom. tschag. uig. karLT. (Radloff) *ämgäk* 'das Kriechen der Kinder; Anstrengung, Qual, Plage, Drangsal, Leiden'; uig. (Bang — v. Gabain) *ämgäk, ämkäk* 'Schmerz', *ämgän-* 'leiden', *ämgät-, ämgäd-* 'quälen, sich bemühen'; Kāšγari (Brockelmann) *ämgäk* 'Not, Mühe', *ämgä-* 'heimsuchen, sich mühen'; uig. (Radloff) *ämgä-* 'gequält, geplagt sein, sich plagen'; tel. küer. (Radloff) *ämγäi* 'Scheitel, Wirbel auf dem Kopfe'; tel. (Radloff) *ämγäk* 'Kriechen; Scheitel'; krim. osm. azerb. (Radloff) *ämäk* 'Arbeit, Mühe, Sorge, Pflege', *ämäklä-* (osm.) 'kriechen, sich abmühen, arbeiten'.

Die erwähnte Metathese wird durch folgende Beispiele veranschaulicht: osman. *jaγmur* 'Regen', uig. *jamγur*, tel. *jamγïr* (*jaγ-* 'es regnet'), tschag. *toγra-* ~ *toγa-* 'zerstückeln', kmd. *tumγa* ~ leb. schor. sag. koib. katsch. *tuŋma* 'der jüngere Bruder, die jüngere Schwester', osman. *bulγur* ~ *buγul* 'Grützbrei'. Die Zahl der Beispiele könnte man nach Belieben vermehren. (Vgl. Thúry: A kasztamuni-i török nyelvjárás [Der türkische Dialekt von Kastamuni], S. 15, Munkácsi: K Sz. VI, 376).

Folglich ist das *g* in dem Worte *ämgäk* etymologisch. Die Entwicklung läßt sich nicht anders erklären, als daß man annimmt, daß das *g* im Osmanischen aus der älteren Form *ämgäk* verschwunden ist.

Daß aber auch in den übrigen Fällen die von Bang angesetzte Entwicklung nicht annehmbar ist, beweist wiederum der Dativ der osmanischen Personalpronomina: *baŋa, saŋa, aŋa*; hier haben die Pronomina, wie in soviel Fällen auch in anderen Sprachen, die Erinnerung an die alte Flexion bewahrt, nach der das Dativ-Suffix noch *-γa* lautete. Zweifellos war dies im Osmanischen das alte Dativ-Suffix, und aus ihm entstand infolge des *g*-Schwundes das Suffix *-a, -ä*.

So liegt der Fall ganz klar. Denn im Osmanischen wie in den anderen türkischen Mundarten vollzieht sich häufig auch in anderen Fällen die Entwicklung $k > g$ und der Prozeß des Schwindens dieser Konsonanten.

Jenes Argument, daß wir in dem Fall des Suffixes *-γan, -an* entweder immer *-γan* oder aber immer *-an* erwarten müssen und daß es nicht begreiflich ist, warum das *-γ* manchmal verschwunden sein sollte: dieses Argument ist nicht überzeugend, denn in dem Fall der von Bang angesetzten Entwicklung müßte man gleichfalls die Frage aufwerfen, warum sich in den östlichen Dialekten die betreffende Silbengrenzenverschiebung in bestimmten Fällen vollzogen hat, in bestimmten Fällen aber nicht. Hier handelt es sich um ziemlich verwickelte Erscheinungen, die man nicht mit so einfachen Formeln beiseite tun kann und bei deren Erklärung man eine außerordentliche Wichtigkeit erstens der Mischung der Dialekte, über die sich Bang recht abschätzig geäußert hat, und zweitens dem Umstand beimessen muß, daß man das auf jeden Fall so wertvolle Gesetz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze im Türkischen noch vorsichtiger als auf einem anderen Gebiet handhaben muß.

In dem Fall *tapqur* und *tabur* ist also *tapqur* die ursprüngliche Form, aus der das *q* regelrecht verschwunden ist.

Dieses *tapqur* ist ein zusammengesetztes Wort. Bevor ich dies aber auseinandersetze, halte ich es für notwendig, einige Worte über die zusammengesetzten Wörter der türkischen Sprachen zu sagen. Die Zahl der zusammengesetzten Wörter ist in den türkischen Sprachen gering; das Türkische verhält sich in dieser Hinsicht ganz anders als etwa die ungarische oder die deutsche Sprache. Die Frage des zusammengesetzten Wortes hat man im Türkischen noch nicht erschöpfend behandelt, höchstens in einzelnen Grammatiken finden wir einiges, das sich darauf bezieht.

Ignaz Kúnos behandelt in seinem Werk Oszmán-török nyelvkönyv (Osmanisch-türkisches Sprachbuch) 324 ff. auf vier Seiten die zusammengesetzten Nomina. Er unterscheidet unterordnende und nebenordnende zusammengesetzte Nomina.

In die erste Gruppe der unterordnenden Zusammensetzungen gehören nach ihm Ausdrücke wie *qïz-čodžuq* 'Mädchen-Kind' oder *dönmädolab* 'Dreher-Schrank' (eine schrankartige Einrichtung, die in älterer Zeit sich neben dem Straßeneingang der türkischen Häuser befand und in deren äußeren Teil der Straßenhändler die gewünschten Sachen hineintat; die weiblichen Angehörigen des Hauses nahmen sie nach einer Umdrehung des Schrankes heraus, ohne daß der Händler die Frauen zu Gesicht bekam; das Geld für die Ware ließen sie dem Verkäufer ebenso nach einer Umdrehung des Schrankes wieder zukommen). Zweifellos sind die Ausdrücke dieser Art keine echten Zusammensetzungen. Das erste Wort kommt meiner Meinung nach überhaupt nicht als Zusammensetzung in Betracht. Bei dem zweiten berechtigt uns die Bedeutungsverengung dazu, von einer Zusammensetzung zu sprechen, aber ich glaube, wie auch J. Szinnyei in seinem A magyar nyelv (Die ungarische Sprache) an-

nimmt, daß dieses bzw. Worte dieser Art auch keine echten Zusammensetzungen sind (12. Aufl. S. 24).

Unter der Bezeichnung *Unterordnende Zusammensetzungen* handelt Kúnos als von einer zweiten Gruppe davon, daß das Osmanische die attributiven Zusammensetzungen gewöhnlich so ausdrückt, daß das bezeichnete Wort ein besitzanzeigendes Personalsuffix annimmt, so z. B. bei folgendem Ausdruck: *älma ayadžï* 'Apfelbaum', was eigentlich 'Baum des Apfels' heißt. Über diese Fälle brauchte man eigentlich kein Wort zu verlieren, wir haben es hier mit einem im grammatischen Schrifttum häufig anzutreffenden Fehler zu tun, wenn man befangen in den grammatischen Kategorien einer Sprache, mit der man gut vertraut ist, die Erscheinungen einer fremden Sprache beschreibt. Im Ungarischen sind die Ausdrücke dieser Art (z. B. *almafa* 'Apfelbaum') wirkliche Zusammensetzungen, im Osmanischen aber nicht.

In der dritten Gruppe behandelt Kúnos Konstruktionen, die den ungarischen Ausdrücken *agyafúrt* 'durchtrieben' (*agy* 'Gehirn', *agya* 'sein Gehirn' *furt* 'gebohrt), *hitehagyott* 'abtrünnig' (*hit* 'Glaube', *hite* 'sein Glaube, seinen Glauben', *hagyott* 'verlassen') entsprechen. Sein erstes Beispiel ist: *pabudžu büjük adam* 'ein Mensch mit großem Pantoffel'; ebenso sind auch die übrigen hierhergehörenden Beispiele von Kúnos. Offensichtlich haben wir es auch in diesen Fällen mit dem obigen Fehler zu tun. Das ungarische *agyafúrt, hitehagyott* ist als eine Zusammensetzung aufzufassen, dagegen sind im Türkischen Konstruktionen dieser Art so häufig und der Akzent trennt die Bestandteile so sehr voneinander, daß niemand im Türkischen den Ausdruck als Zusammensetzung empfindet.

Unter der Bezeichnung *Nebenordnende Zusammensetzungen* behandelt Kúnos zuerst Wörter wie z. B. *alïš-väriš* 'Kauf — Verkauf', *därä-täpä* 'Tal — Hügel', *büjük-küčük* 'groß — klein'; in der zweiten Gruppe erwähnt er Ausdrücke wie *ufak-täfäk* 'klein — winzig', *ejri-büjrü* 'krumm — gebogen', schließlich in der dritten Wörter wie *abuk-sabuk* 'zusammenhangslose Rede, Galimathias'. In der ersten Gruppe ist die Bedeutung beider Wörter selbständig; für die zweite Gruppe haben wir das Kriterium, daß nur ein Teil der Zusammensetzung selbständig vorkommt; für die dritte Gruppe, daß keins von ihnen selbständig vorkommt.

Auch die übrigen osmanischen Grammatiker behandeln abgesehen von unwesentlichen Abweichungen in gleicher Weise die Zusammensetzungen.

Gabriel Bálint behandelt in seiner Kasan-Tatarischen Grammatik (S. 35—36) auf einer Seite die Wortzusammensetzungen. Ich will mich jetzt mit seinen Erörterungen nicht eingehender befassen, nur soviel will ich sagen, daß wir über das Wesen der Probleme der türkischen Wort-

zusammensetzung auch durch seine Ausführungen kein klareres Bild bekommen.

Aber einige geeignete Beispiele beleuchten das Problem der türkischen Wortzusammensetzung, bzw. das Problem der unterordnenden Zusammensetzungen.

So haben wir z. B. im Tschagataischen *janqazuq*, das 'Türpfosten' bedeutet, und im Tarantschi eine Form *janjayač* mit der nämlichen Bedeutung; *jan* bedeutet 'Seite', *qazuq* 'Pfahl' und *jayač* 'Holz'. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist 'Seitenpfahl, Seitenholz'. In diesem Falle haben wir es also mit einer eindeutigen unterordnenden Zusammensetzung zu tun, wo das betreffende Substantiv als erstes Glied die Bedeutung des zweiten Gliedes erläutert.

Oder wir haben z. B. das baschkirische *ålmayas* 'Apfelbaum' (*ålma* 'Apfel', *åyas* 'Holz, Baum'), das karatschaische *ayačq'oi̯an* 'Eichhörnchen' (*ayač* 'Baum', *q'oi̯an* 'Hase')[1]).

Wenn wir ein größeres türkisches Wörterbuch nachschlagen, finden wir derartige echte unterordnende Zusammensetzungen in ziemlicher Anzahl. Ich erwähne noch aus dem Wörterbuch von Radloff folgende Beispiele: baraba *airïjaq* 'coeur (beim Kartenspiel)' <*airï* 'gespalten' + *ajaq* 'Tasse' — baraba *ailbaš* 'Schnalle'; vgl. *ail* 'Bauchgurt des Pferdes' + *baš* 'Kopf' — mišer: *aibayïš* 'Sonnenblume' < *ai* 'Mond', *bayïš* nomen verbale von dem Verbum *baq-* 'sehen' — ostturkestanisch *atqulaq* 'Name eines Grases' < *at* 'Pferd' + *qulaq* 'Ohr'.

Eine solche Zusammensetzung ist auch *tapqur*. Der erste Teil ist das katschinzische (Radloff) *tap* 'das Passende, Zusammengehörige, die Fuge' — kirgisisch *tap* 'genau, schnell' — Kāšγarī (Brockelmann:) *tap*: *bu aš maŋa tap* (*boldï*) 'die Speise genügte mir' — uigur. usw. *tap-* 'finden, bekommen, erwerben'. Der zweite Bestandteil von *tapqur* ist das gemeintürkische (Radloff) *qur* 'Gürtel, Kreis, Linie, Umzäunung, Rand' usw.; im Tschagataischen und auch im Osmanischen hat *tapqur*, wie wir gesehen haben, auch die Bedeutung 'Gürtel'.

Folglich ist *tapqur* eine unterordnende Zusammensetzung, wo der erste Bestandteil *tap* das Wort *qur* 'Gürtel' erläutert. Ob *tap* ursprünglich bei der Zusammensetzung ein Substantiv oder ein Adjektiv ist, kann ich nicht entscheiden, aber diese Frage ist im Türkischen auch nicht wesentlich.

Ich bemerke noch, daß Vámbéry das türkische Wort anders erklärt (NyK. XIII, 409). Er geht aus von der Bedeutung 'ein auf Beutesuche ausgeschickter Heereskörper', bzw. erwähnt nur das, — was in einer anderen Quelle garnicht erwähnt ist; er hält *tapqur* für eine Ableitung von dem Verbum *tap-* 'finden'. Demgegenüber haben wir gesehen, daß *tapqur*

[1]) Beide Beispiele nach einer Mitteilung von Wilhelm Pröhle.

ursprünglich soviel wie 'etwas umgebender Gürtel' bedeutet. Vámbérys Erklärung wird von Lokotsch in seinem Wörterbuch, das die aus dem Osten stammenden Wörter der europäischen Sprachen behandelt, wiederholt. Sāmī Bey zerlegt das Wort im Qāmūs-i türkī (S. 857) in die Bestandteile *tab* + *qur*.

Das Besagte stützt die Ergebnisse von J. Melich. Zweifellos ist das Wort türkischer Herkunft und der ursprüngliche Vokal der zweiten Silbe ist nicht *o*, sondern *u*. Ein Vokal *o* ist im Türkischen in der zweiten Silbe überhaupt nicht möglich — wenn wir die für uns nicht in Betracht kommenden neueren Fälle außer acht lassen.

Zur Frage der Eigennamen bei „Anonymus“ *).

Von

L. Rásonyi (Budapest-Ankara).

Gömör. Die allererste sich auf den Namen *Gömör* beziehende Angabe finden wir im 33. Kapitel der Chronik des Anonymus: Zuardu, Cadusa, nec non Huba . . . „accepta licentia a duce Arpad, egressi sunt a loco illo qui dicitur Paztuh, equitantes iuxta fluvium Hongvn et eundem fluvium transierunt iuxta fluvium Souyou. Et inde egressi sunt per partes castri *Gumur*, et venerunt usque ad montem Bulhadu, et inde ad partes Nougrad venientes usque ad fluvium Caliga pervenerunt“.[1]) Diese Angabe bezog sich demnach auf die am Oberlauf des Sajó gelegene Burg *Gömör*, in deren Umkreis sich dann das Komitat Gömör herausbildete. Auch in den Urkunden begegnen wir dem Namen am häufigsten in der Gestalt *Gumur*: i. J. 1216,[2]) in der auf das Jahr 1226 datierten gefälschten Urkunde,[3]) i. J. 1245 und 1247:[4]) Castrum *Gumur*, castrum de *Gumur*, auch noch i. J. 1389 castrum *Gumuriense*.[5]) In der auf das Jahr 1198 datierten Urkunde, die Szentpétery für gefälscht ansieht,[6]) findet man *Gomur*. Für das Komitat finden wir seit 1252 urkundliche Angaben: comitatus *Gomuriensis*,[7]) 1255: comitatus *Gumuriensis*[8]) usw. Auch einen Fluß gleichen Namens treffen wir da an; eine Urkunde aus dem Jahre 1285 erwähnt „terram Chakan iuxta *Gumur* existentem“.[9]) Das am Fuße der früheren Burg liegende Dorf, das heute *Sajó-Gömör* heißt, wird 1291 possessio *Gumur*,[10]) 1392 *Ghemer*,[11]) später *Gömör* genannt.

---

*) Verlesen in der Sitzung der Ungar. Sprachwissensch. Gesellschaft im April 1935, der letzten, an der Z. Gombocz teilgenommen hat.

[1]) MHK. 428—29.

[2]) Szentpétery: *Regesta* 303 sz.

[3]) Árpádkori Új Okmánytár (Neue Urkundensammlung aus der Arpadenzeit) I, 217.

[4]) Szentpétery: *Regesta* 869 sz.

[5]) Csánki: I, 125.

[6]) Fejér: *Cod. Dipl.* II, 343; Szentpétery: *Regesta* Sz.

[7]) *Árpádkori Új. Okmt.*

[8]) Mon. Strig. I, 423.

[9]) ÁUO. XII, 356.

[10]) ÁUO. X, 17.

[11]) Csánki: I, 125.

Abgesehen von den Ortsnamen aus dem Komitat Gömör können wir noch folgende Ortsnamen aus dem benachbarten Komitat Heves mit heranziehen: „*Gömöruta*, ein Berg oberhalb von Váraszó, hier ging der Weg nach Gömör hinüber“[1]) und *Gömörhegy*[2]) oder *Gömörtető*[3]) neben Tar über dem Zagyva-Tale.

Nur unter Vorbehalt rechne ich hierher jenes — vielleicht zur Rodung dienende — Gebiet in der Umgebung von Gyulafehérvár, genauer um Karakó und Magyarigen, das deutsche hospites von dem König bekamen, da sie „terram pro agricultura et usu suo non haberent“: 1266: terra *gyvmurd*; 1289 *Gyvmurd*, *Gomord*; 1315 *Gomord*.[4])

Der Ursprung des ON. *Gömör* interessierte schon den Verfasser der ersten Monographie[5]) des Komitats Gömör: Bartholomaeides. Er möchte gern den ptolemäischen *Gormanum* darin sehen und bringt den Namen mit den Jazygen in Verbindung.

Nach Melich „deuten alle Zeichen darauf hin, daß das altungarische *Gümür* ein Personenname türkischen Ursprungs[6]) sei“. Auch Pais vermutet einen türkischen Ursprung,[7]) und Bátky wirft bereits die Frage auf, ob „da im Mitteltürkischen *kömür* der Name für Kohle ist, . . . nicht etwa der ungarische Ortsname Gömör damit zusammenhängt?“[8]) Bátky zieht auch den im Debrecener Wald befindlichen Flurnamen *Gömörő* dazu, der früher der Name eines Dorfes war, und auch den Namen des Dorfes *Kömrög* (1461: Diós-*Kemreg*),[9]) das in der Ecke der drei Komitate Pest, Heves, Nógrád liegt.

Man könnte auch für den Namen *Gömör* einen slawischen Ursprung annehmen. Diese Möglichkeit müssen wir aber nach Melichs Argumenten fallen lassen. Die heutige slowakische Form: *Gemer*(ska stolica) ist eine neuere Übernahme, dagegen ist die ältere slowakische *Himer*-Form infolge ihres anlautenden *h*- noch vor Ende des 12. Jh.s aus dem Ungarischen übernommen. Die Entwicklung $g > h$ ging nämlich im Slowakischen bereits vor Ende des 12. Jh.s vor sich. Daß es kein ursprünglich slowakisches Wort sein kann, beweist, daß „in einem ursprüngl. slaw. also auch in einem ursprüngl. slowakischen Wort vor *i* kein *g* (> *h*) stehen kann“.[10])

[1]) Pesty: Helynévtár. (Ortsnamenverzeichnis. Manuskr. in der Bibliothek der Ungar. Akademie d. Wiss.)

[2]) ibid. und Touristenkarte, Nr. 6/a, Matragebirge.

[3]) Barcza-Vigyázó: *Mátrakalauz* (Führer durch die Matra), 151.

[4]) Zimmermann-Werner: *Urkundenbuch* I, 97, 162, 164, 314.

[5]) Bartholomaeides: *Comitatus Gömöriensis Notitia* (1808), S. 566.

[6]) *MNy.* XVIII (1922), 144.

[7]) Magyar Anonymus 116.

[8]) *Föld és Ember* VII (1927), 125.

[9]) ibid.

[10]) *MNy.* XVIII (1922), 144 und Honf. Magy. 364-65: ungar. *Balog* > slowak. *Boloch*, ungar. *Kecskés* > slowak. *Kociha*.

Kecskés

Da das Wort weder aus dem Ungarischen noch aus dem Slowakischen zu erklären ist, dachte ich selbst auch früher schon an einen türkischen Ursprung. Im Besitz türkischer Analogien kann ich aber erst jetzt auch die Beweise dafür erbringen.

Haben wir irgendwelche Spuren des Türkischen im Süd-Gömör? Im Flußgebiet des Sajó zwischen Putnok und Pelsőc finden wir unter anderen folgende zur ältesten Ortsnamenschicht gehörende Ortsnamen: *Abafalva*,[1]) *Tukay*,[2]) *Kér*, *Keszi*,[3]) *Beje*,[4]) *Gömör*, *Harkacs*, *Horka*[5]), etwas weiter *Cseke*,[6]) *Csákán*[7]) und *Ablonc*.[8]) Alle diese Namen stammen von altungarischen Stammes- (*Kér*, *Keszi*), Würden- (*Bő*, *Beje*, *Horka*, *Aba*) und Personennamen türkischen Ursprungs her. Sie deuten ganz klar auf eine sehr frühe Besetzung des Sajó-Tales. Selbst die aus Stammesnamen entstandenen Ortsnamen beweisen schon eine bereits vor der Auflösung der Stammesorganisation, also vor dem 10. Jh. erfolgte Besitznahme.[9]) Die ersten Eroberer mochten, wie B. Hóman und nach ihm Fekete Nagy[10]) annehmen, „dem Teil des Kabarenstammes angehört haben, der zum Grenzschutz bestimmt war". Nach Hóman[11]) besetzte das Bors-Geschlecht das Sajó-Tal, das Örösur-Geschlecht das Mündungsgebiet. Da wir nun das Leben der am Fuße von Gebirgsgegenden angesiedelten türkischen Reiternomaden kennen, z. B. der Kirgisen, müssen wir analog[12]) daraus folgern, daß die an der Mündung des Sajó überwinternden Kabaren sogar bis nach Dobschau hinauf gelangen konnten.

Auch der PN **Kömür*, aus dem sich der castrum-, dann comitatus-Name *Gömör* entwickelte, kann kabarischen Ursprungs sein. Das gemein-

---

[1]) 1339: *Abafalwa* (Csánki I, 129). Vgl. Gombocz: *Árpádkori török Személyneveink* (Ungar. Personennamen türkischen Ursprungs aus der Arpadenzeit), 40.

[2]) Vgl. *MNy*. XXIII (1927), 281.

[3]) Vgl. Melich: *MNy*. XXIV (1928), 241f.

[4]) Vgl. Pais: *MNy*. XXIII (1927), 505.

[5]) Vgl. Pais: *KCsA*. II, 364.

[6]) 1274: *Cheke* (Fejér: *Cod. Dipl.* V/2, 170). Vgl. kirg. Чекебай, Чегебай Румянцевъ, Материалы по землепользов. въ Семирѣч. Обл. Коцальск. у. 156, 230, 120, 64; въ Вѣрненск. у. 64; въ Джаркентск. у. 26 / Акчеке, *ibid.* въ Вѣрненск. у. 90 / osm. چکه Dorf im Vilayet Tekirdag كويلرمزك اطلرى s. ٤٩٤ / trkm. چكه Sippename. Мельгуновъ.

[7]) Vgl. Rásonyi Nagy: *MNy*. XXIV (1928), 209.

[8]) Vgl. kirg. Тогумъ Аблановъ (Коншинъ, Матеріалы VI 77) / Аблань-тау kirg. ON. n. Br. 46°30', ö. L. 64°. (Карта Южн. Пограничн. Азіатск. Россіи XI.)

[9]) Melich: MNy. XXIV, 241 ff.

[10]) *A Szepesség területi és társadalmi kialakulása* (Die geographische und gesellschaftliche Entwicklung der Zips) S. 14.

[11]) Hóman-Szekfü: Magyar történet (Ungar. Geschichte) I, 123.

[12]) Z. B. die kirgisische Erči-, oder die Üč-Kelgenbay-Sippe usw. (Абрамовъ: Зап. ИРГО. по отд. Геогр. I. 307, 310).

türkische *kömür* bedeutet Holzkohle (Steinkohle = *taškömür*, osmanisch = *maden kömürü, yer kömürü*). Dieses Wort ist eine Ableitung von dem gemeintürk. *köm-* 'verscharren, begraben'. Ganz klar weist das Wörterbuch des Sāmī bey darauf hin (Qāmūs-i türkī): كومور, es bedeutet: 'nach dem Verbrennen in die Erde begrabenes und so ausgelöschtes aus Brennholz hergestelltes Material, das wieder angezündet im Mangal zum Heizen und in der Küche zum Kochen gebraucht wird'.

Neben *kömür* hat das Verbum *köm-* noch viele andere Ableitungen, z. B. kirg. *kömbö* (< *köm-mä*), 'in der Asche eingegrabene glühende Kohle oder glühender trockener Mist; vergrabenes Eigentum '| sag. *kömdö* 'der Sarg '| tschag., mitteltürk. (M. Kāšγ.) *kömčü* und *kömüč* 'Schatz' (> ung. *kincs* 'der Schatz') usw..

Im Osmanischen blieb nur im Worte *kömür* das *k-*, in mehreren Ableitungen (z. B. *gömä*, 'das Vergrabene, vergrabene Sachen, Schätze') und selbst in dem osm., krimtat., azerb. *göm-* wurde es zu stimmhaftem *g-*.

Das *g-* in dem ungarischen Wort *Gömör* hat nichts mit der heutigen Entwicklung des pontus-türkischen *k-* > *g-* zu tun. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es auch nichts mit den älteren türkischen Dialekten zu tun hat, obwohl in dem mittelalterlichen Ungarn viele nur wenig bekannte oder gar unbekannte türkische Dialekteigenheiten verblaßt sind, denn Ungarn ist nicht nur für den Botaniker oder Entomologen, sondern auch für den Turkologen ein wahres relictum-Gebiet.

Für das Stimmhaftwerden des *k-* (hauptsächlich durch regressive Assimilation wegen des im Wortinnern stimmhaften Konsonanten) finden wir im Ungarischen viele Beispiele, auch schon in den frühen türkischen Lehnwörtern: türk. *küdän* > ung. *gödény*, türk. *küzän* > ung. *görény*, türk. *küsäg* > ung. *gözű* usw.[1]) Bei der Erklärung des Namens *Glád* weist auch D. Pais auf die sehr häufige Erweichung[2]) des *k-* > *g-* hin. Unter anderem erwähnt er auch den Fall bei Anonymus: „ad pontem *Guncil*" < *Kuncil*.[3]) Dieselbe Entwicklung treffen wir auch in dem Fall *Gégény* (Komit. Szabolcs; 1355: *Gegen* bei Csánki, I, 515) an; dieser Name hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem türk. Personennamen *Kegen*[4]) entwickelt. Zu den Ortsnamenpaaren *Geczel* < *Keczel*, *Gerény* < *Kerény*, *Göncsök* < *Köncsök* können wir auch noch den alten und heutigen Ortsnamen *Görbő* < *Körbő*[5]) stellen.

---

[1]) Gombocz: Die bulg.-tü. Lehnw. in d. Ung. Sprache Ss. 72—73, 166.

[2]) *MNy.* XXVI (1930), 353.

[3]) Magyar Anonymus 116.

[4]) Vgl. Κεγένης, petschenegischer Fürst (Kedrenos ed. Bonnae II, 582, 603), die oft vorkommenden kirg. PN. Кегенсекъ, Кегенбай (Румянцевъ, Матеріалы. джаркентск. у. 6, 134; Копалск у. 248), und die ON. < PN. in Krimien und bei d. Issyq-köl (Jervis, Map of the Krima II; KIOAP. xx).

[5]) 1389: *Kurbew*, 1430: *Kerbew* in Zala bei Tófej, heute Görbő-Puszta (Csánki

Wegen des *h-* des slowakischen *Himer-* und der Form *Gumur* bei Anonymus müssen wir natürlich die Entwicklung des *k-* > *g-* bei dem Namen *Gömör* für eine so frühe Zeit ansetzen (noch vor das 12. Jh.), daß ein Teil der angeführten Analogie erst späteren Datums sein kann; es ist trotzdem sehr wahrscheinlich, daß das *g-* von *Gömör* sich im Ungarischen entwickelt hat.

Die Hauptstärke meiner Etymologie liegt aber darin, daß der Personenname *Kömür* (und *Taškömür* 'Steinkohle') sich im Türkischen aufzeigen läßt: 1696: Ташкомуръ Аталыковъ, turkestanischer Gesandter[1]) | 1820: kirg. Ташкемиръ, Oberhaupt des Kündälän-Zweiges vom Stamme Qypčaq[2]) | kirg. Кемирбай[3].)

Bei einer solchen Personennamengebung kann nicht nur der Umstand im Hintergrund stehen, daß, wenn das Kleine geboren wird, der Blick der Mutter zuerst auf die Kohle fällt,[4]) sondern auch der, daß die Familie auf einem Köhlerplatz, einer Kohlenstelle lagert. Namen, die auf den Geburtsort oder auf die Jahreszeit hinweisen, sind unter den türkischen Personennamen außerordentlich häufig. Jedes wichtige Gewässer[5]) und jeder wichtige Berg in der kirgisischen Steppe oder in Gebirgsgegenden, das Winterlager, der Gletscher, die Flußkrümmung, Inseln und Wälder spielen in der türkischen Namengebung ihre Rolle, wie z. B. *Ural, Edil(baj), Irgiz, Altaj, Qyšlaq, Qarluq, Tukay, Aral(baj), Orman*[6]) usw. zeigen.

In dem Ungarn des 10. Jh.s war es in dem Tale des oberen Sajó besonders leicht möglich, daß der Name der für ein Soldatenvolk wie die Reiternomaden wichtigen Holzkohle, die bei der Waffenverfertigung unentbehrlich war, seinen Platz in der Personennamengebung erhielt. Später, im 14. Jh., taucht auch ein großer Teil der ungarischen Ortsnamen *Szénégető* (= Holzköhler) in den Komitaten Sáros und Gömör auf: in den ungarischen Urkunden *Scenegeteu, Scenegetew* usw.

Es ist nicht unmöglich, daß ein Teil der übrigen *Gömör*-Ortsnamen nicht von Personennamen herstammen. Auch im Türkischen kennen wir solche Ortsnamen; um nur ein Beispiel anzuführen, die uigurische In-

---

III, 69) / 1274: *Curbu*, 1372: *Kurbeu* usw., heute *Kis-* und *Nagy-Görbő* bei Zalaszentgrót (ibid. III, 69) | 1337: possessio *Gurbew*, 1397: *Kwrbew*, 1424: *Kewrbew*, 1430: *Gerbew*, im Komitat Tolna eine ehemalige Zollstation, zu Simontornya gehörend (ibid. III, 426) | 1138: *Kerbui*, 1228: *Gurbeu*, 1280: *Kurbu*, 1347: poss. *Kurbew*, in der heutigen Gegend von Dombovár (ibid. III, 427) | 1423: *Gwrbew*, zwischen Bajom und Ladány (ibid. I, 515).

[1]) Дополын. къ Актамъ Историческ. X, 375—76.

[2]) Сиб. Вѣстникъ IX, 106.

[3]) Румянцевъ: Матеріалы по землепользов. . . . Джаркентск. у. 64.

[4]) Radloff: Aus Sib. I, 315.

[5]) Rásonyi Nagy: *MNy.* XXVIII (1932), 105.

[6]) Rásonyi Nagy: *MNy.* XXIV (1928), 23—8.

schrift von Šine-usu erwähnt ein *Kömür-taγ*[1]) ('Kohlenberg', vgl. mit dem schon erwähnten Ortsnamen *Gömörhegy* im Komitat Heves).

Tomaj. Anonymus erwähnt in Kapitel 57. der Chronik die Sippe *Tomaj*, eine Sippe petschenegischer Herkunft. Gegen Ende des 10. Jh.s „de terra Byssenorum venit quidam miles de ducali progenie, cuius nomen fuit Thonuzoba pater Vrcund, a quo descendit Genus *Thomoy*."[2]) Aus dem Sippennamen entwickelten sich auf dem ehemaligen Gebiet der Sippe mehrere Ortsnamen, und zwar in verschiedenen Teilen des Landes: an der Theiß (bei Abádszalók), in Zala (am Rande des Beckens von Tapolca), an der Dudvág. Die sich auf den Sippennamen und auf die Ortsnamen beziehenden ältesten urkundlichen Angaben sind die folgenden: 1214: *Tomoi*[3]), an der Theiß | 1216: *Tumoy*, Sippe und Ortsname im Komitat Zala[4]) | 1217: *Thumoy*[5]) | 1217, 1218: *Thumoy*,[6]) praedium in der Gegend von Dudvág | 1238: *Thomoy*[7]) | 1251: de genere *Thomay*[8]) | 1255: de genere *Tomay*[9]).

Daß wir es mit einem Namen türkischer Herkunft zu tun haben, verrät auch vor allem der Name der Vorfahren, *Thonuzoba* und *Vrcund*. Diese beiden hat bereits Zoltán Gombocz erklärt. Für den Gebrauch des türkischen Personennamens *Thonuzoba* (*Toŋuz-Aba* = Schwein-Vater)[10]) finden wir bei Gombocz noch keine Angaben; daher erwähne ich es hier, daß ein Getreuer des khan Noγaj den Namen *Toŋuz* (Sohn des Qačan) trug: 1298, 1301: طنغز بن قاجن.[11]) Diesen kipschakischen Personennamen finden wir auch in einem rumänisierten Ortsnamen: 1469: Тонгоузѣнїи,[12]) heute *Tângujei* im Komitat Vaslui.[13]) Aus den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kennen wir auch einen Kirgisen dieses Namens: Баба Тунгузъ.[14]) Von ähnlicher Bedeutung (Eber, Wildschwein) ist auch der

[1]) Ramstedt: *Zwei uigurische Runenschr.* S. 14, 15, 46.

[2]) Pauler-Szilágyi: *A magy. honfoglalás kútfői* (Quellen zur ungar. Landnahme) 463.

[3]) Karácsonyi-Borovszky: Vár. Reg. 189.

[4]) Bánffy-Oklt. I, 1.

[5]) Mon. Strig. I, 215.

[6]) ÁUO. XI, 152; VI, 392.

[7]) Zichy-Okmt. I, 2.

[8]) Szentpétery: Regesta 293 sz.

[9]) Fejér: *Cod. Dipl.* IV/2, 335.

[10]) *Árpádkori török személyneveink* (Ungar. Personennamen türk. Herkunft aus der Arpadenzeit) 18.

[11]) Tārīχ-i Beibars, al-'Ajnī, Ibn Duqmaq ed. Тизенгаузенъ: Сборникъ.

[12]) Bogdan: *Documente lui Ştefan cel Mare* I, 134—35.

[13]) Chiriţa: *Dict. Geografic al jud. Vaslui.*

[14]) Валихановъ: Сочиненіе 500.

durch viele Angaben nachweisbare Name *Qaban*, z. B. Кобанъ, ein komanischer Fürst.[1])

Was den Namen *Vrcund* betrifft, dafür gibt auch Gombocz zwei Erklärungen. Trotz Mangel turkologischer Belege hielt er ihn anfangs mit gewohnter scharfsichtiger Intuition für eine Ableitung von dem Verbum *ürk-* 'erschrecken'[2]). Vom turkologischen Standpunkt aus scheint es auch recht plausibel. Seitdem ist das mitteltürkische *ürkün* اُرْكُنْ, Schrecken M. Kāšγ. bekannt geworden. Türkische Personennamen von derselben Bedeutung sind recht häufig, selbst die Personennamen Уркунбай, Уркунбекъ sind im Kirgisischen und Özbegischen in Hülle und Fülle vorhanden. Nach einer anderen Erklärung[3]) ist dieser Name ein Deminutiv zu *ir* 'Mann'. Diese Erklärung stützt Gombocz mit sehr frappanten Analogien (*Tomorkény*, *Várkony*).

Abgesehen von der türkischen Herkunft der Namen *Thonuzoba* und *Vrcund* spricht auch recht deutlich für die türkische Herkunft des Namens *Tomaj* der Umstand, daß ich auch den Namen selbst mit vielen Beispielen aus dem Türkischen belegen kann.

Als Personennamen treffen wir ihn im Jahre 1624: Томай Янбаевъ.[4]) Als Sippenname finden wir ihn bei den Kirgisen des Arγyn-Stammes: Томай[5]) bzw. Тумай[6]) und bei den zum Qoŋrat-Stamm gehörigen Özbegen: تومای.[7]) Dieser Sippenname hängt vielleicht mit dem älteren im 16. Jh. erwähnten Sippennamen zusammen: تۇبای.[8])

Auch als Ortsname spielt er eine Rolle, und zwar im ehemaligen petschenegisch-komanischen Siedlungsgebiet: Томай, zusammen mit dem Ortsnamen Карлыкъ und Джалтай in Bessarabien[9]), und in der Krim am Salgir-Flusse.[10])

Was die Etymologie des Namens betrifft, ist es wahrscheinlich, daß sie mit dem schor-tatarischen *tōmaj* 'schweigsam, nicht redselig' ~ sag., koib. *tumaj* 'schweigend, dunkel, finster' Radl. zusammenhängt.

---

[1]) Лѣтопись по Іпатскому сп.

[2]) Árpádkori tör. szn.-ink. (Ungar. PN türk. Herkunft aus der Arpadenzeit) 34. — Vgl. uig. *Ürk Toγrïl* Radloff-Malov: *Uig. Sprachdenkmäler* 214, 256.

[3]) *MNy.* XXII (1926), 6—12.

[4]) Покровскій 71.

[5]) Тилло: Перв. народн. перепись въ Кирг. степи. Изв. Имп. Русск. Геогр. Общ. IX (1873), 83.

[6]) Казанцевъ: Описаніе Киргизъ-Кайсакъ 30.

[7]) Ханыковъ: Описаніе (1843), 62 und Соболевъ: Зап И. Р. Геогр. Общ. по отд. Стат. IV, 296.

[8]) Шейбани-наме ed. Березинъ S. LIX.

[9]) Moškov: *Proben d. Volkslitt.* Bd. X. S. VII.

[10]) Jervis: *Map of Krima* III.

Zoltán Gombocz und die Erneuerung der Sprachwissenschaft.

Von

A. Sauvageot (Paris)

Andere, die dazu berufener sind als ich, werden sagen, wer Z. Gombocz im Privat- wie im öffentlichen Leben war.

In den ersten Tagen meines Budapester Aufenthaltes im November 1923 habe ich seine Bekanntschaft gemacht. Die französische Regierung hatte mich an das Eötvös Collegium geschickt, um dort den Platz von Jean Mistler umzubesetzen, der sich ganz seiner Dozentenlaufbahn widmen sollte. Ich trat also eine Stelle an, die schon vor mir von mehreren Schülern der École Normale besetzt gewesen war, wie z. B. von Jerôme Tharaud.

Von Gombocz kannte ich damals nur einige Arbeiten sprachvergleichender Art, vor allem die über den Vokalismus der finnisch-ugrischen Sprachen (*A magyar a-hangok eredete* in den: Nyelvtudományi közlemények XXXIX). Mistler hatte ihn mir mit folgenden Worten beschrieben: „Du wirst hier einen ausgezeichneten Menschen kennen lernen, eine Persönlichkeit ersten Ranges, den Sprachwissenschaftler Gombocz".

Noch heute steht mir unser erstes Zusammentreffen so lebendig vor Augen, als wenn ich es erst einen Augenblick zuvor erlebt hätte. Ich begegnete ihm im Café Erzsébet Királynő, wo sich zweimal wöchentlich die Sprachwissenschaftler versammelten, um, was Professor Melich ein krúžok nannte, zu bilden. Dieser kleine Kreis erschien mir bezaubernd. Nach den etwas förmlichen und steifen Sitzungen der Pariser Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft befand ich mich hier unter Gelehrten, die zwanglos bei einem Schoppen Bier oder einem Kapuziner diskutierten.

Gombocz glänzte unter ihnen. Seine umfassenden Kenntnisse gab er wohlüberlegt und in einer eleganten Form. Er sprach französisch ohne Akzent und mit einer seltenen Treffsicherheit in der Wahl des Ausdrucks. Ich hatte einen Finno-Ugristen erwartet, bei dem ich mich über die Methoden und die Ergebnisse meines neuen Wissenschaftszweiges unterrichten konnte. Ich fand aber einen Linguisten, bei dem sich der Romanist, der Altaist, der Sprachtheoretiker und der Spezialist für finnisch-ugrische Sprachen den Rang strittig machten. Auch er hatte soeben die hinterlassenen Kollegheftе Saussures gelesen. Er kannte die Bücher Meillets, der mein Lehrer gewesen war. Die Probleme der Sprachstruktur beschäftigten ihn

bereits mehr als die Geschichte der Formen. Sein Hauptaugenmerk hatte der Sprachvergleichung gegolten, aber jetzt war er davon abgekommen, denn sein Vertrauen zur sprachvergleichenden Wissenschaft war durch die stetige Gegenüberstellung der lebenden Fakten der Sprache erschüttert worden.

Gombocz entstammte wie wir alle der alten formalistischen Sprachschule der Junggrammatiker. Zusammen mit ihnen hatte er gelernt, mehr dem Ursprung einer Form oder eines Wortes nachzugehen als seiner tatsächlichen Funktion in der Sprache. Sein Hauptwerk über *Die bulgarisch-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache* hat gezeigt, was er auf traditionellem Wege leisten konnte. Aber dieses Buch ist nicht nur ein Vorbild historischer Forschung, es bedeutet auch einen Markstein in seiner Art, wie er die Geschichte der Sprache, d. h. hier die Geschichte der Wörter, mit der der Völker und ihrer Kultur verbindet. Man braucht nur das Buch von Gombocz mit dem berühmten Buch von Thomsen über die germanischen Lehnwörter im Finnischen zu vergleichen, um sich über den vollzogenen Fortschritt zu vergewissern. Daher hat dieses Hauptwerk mehr als einen Markstein in der Geschichte der ungarischen Linguistik bedeutet: es wurde zum Ausgangspunkt einer Reihe von Studien über den Ursprung des ungarischen Volkes, die in die Arbeiten von Melich, Németh, Zichy und so vieler anderer einmündeten.

In derselben Richtung hat Gombocz weiter geforscht. Er hat die Lehnworte des Wogulischen und weiter noch die der obugrischen Sprachen genauer untersucht. Er ist bis zum Mongolischen vorgestoßen, und man verdankt ihm auf diesem Gebiet die ersten ernsthaften Versuche einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen.

In gleicher Weise ist er der erste, der das Finnisch-ugrische mit dem Samojedischen vergleicht, auf diesem Wege Paasonen und Setälä vorausgehend. Er erkennt die Wichtigkeit des Tschuwaschischen für die turkologischen Studien, und als einer der ersten wendet er seine Aufmerksamkeit der morphologischen wie phonetischen Struktur dieser Sprache zu.

In derselben Zeit, während ihn diese wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen, nimmt Gombocz die Redaktion des *Etymologischen Wörterbuches der Ungarischen Sprache* zusammen mit seinem Freund und Mitarbeiter Johann Melich in Angriff.

Der Krieg kommt plötzlich dazwischen und dann die Nachkriegszeit. Im Jahre 1923, in der Zeit, wo ich Gombocz zum ersten Mal begegnet bin, interessiert er sich nicht mehr in erster Linie für die Sprachvergleichung. Andere Probleme bedrängen ihn.

Es war unvermeidlich, daß ein Sprachwissenschaftler wie Gombocz sich schließlich von der Sprachvergleichung abwandte. Erstens, er konnte zu viel Sprachen, er hatte sich in sie zu gut eingelebt, um sich nicht schließ-

lich nach den tieferen Gründen ihrer Verschiedenheiten wie ihrer Ähnlichkeiten zu fragen. Zweitens, diese beständige Übung im Gebrauch mehrerer lebender Sprachen mußte ihm zwangsläufig ein sehr tiefes Gefühl von dem wirklichen Wesen einer Sprache vermitteln, die gesprochen, geschrieben und gedacht wird. Daher wendet sich Gombocz' Interesse von nun ab den sprachlichen Tatsachen zu, wie sie sich ihm in der Wirklichkeit darstellen, und er sucht dafür die Erklärung.

Zunächst unterrichtet er sich bei allen Theoretikern, die dieselben Probleme behandelt haben: bei Wundt, Paul, Sütterlin, Noreen, de Saussure, Meillet u. a., um nur die größten Namen anzuführen. Aber alle diese Theorien muß er klar und unerbittlich auf Grund der sprachwissenschaftlichen Erfahrung überdenken. Bei diesen Bemühungen erkennt Gombocz bald, daß die Theorien, die man ihm vorsetzt, schlecht zu dem stimmen, was er selbst gefunden hat. Er unternimmt es, die Bilanz seiner eigenen Forschungen zu ziehen, indem er selbst seine eigenen Theorien der Sprache vorträgt. Eine unüberbrückbare Kluft trennt Gombocz in der Tat von seinen Vorgängern und selbst von seinen Zeitgenossen. Fast alle sind sie Söhne des indoeuropäischen Europas, sie sprechen indoeuropäische Sprachen, sie sind von den griechisch-lateinisch grammatischen Traditionen durchdrungen, sie denken nach Denkkategorien, die sich in der Schule des Humanismus herausgebildet haben. Gombocz ist Ungar, er versteht die türkische Sprache, er versteht das Finnische ebenso vollständig wie er auch die indoeuropäischen Sprachen beherrscht. Sein Wissensdurst kennt keine Grenzen. Ich habe in seiner Bibliothek Bücher des Koreanischen wie des Japanischen, youkaghirsche und tschouktchische Texte usw. gesehen. Er besitzt also eine ausgedehnte Kenntnis der verschiedensten sprachlichen Strukturen.

Während er sich in seine eigene Art des Denkens vertieft, entdeckt er dort einen Mechanismus, der nicht den Denkkategorien entspricht, wie sie die westlichen Grammatiker vertreten. Ich erinnere mich seiner Beweisführung zu dem Begriff Verbum und Nomen. „Wenn ich 'fagy' sage," erklärte er, „weiß ich nicht, ob ich es mit einem Verbum oder mit einem Nomen zu tun habe. Für mich existiert die Frage nicht einmal, sie ist unsinnig. Ich mache eine Aussage, die sich auf eine soeben beobachtete Tatsache bezieht. Diese Aussage kleidet sich in die Form des Wortes 'fagy'. Die Funktion des Wortes ist zweifellos prädikativ. Seine Form ist nebensächlich."

Folglich ging Gombocz von dem grundlegenden Unterschied von Form und Funktion aus. Er machte die Feststellung, daß die grammatischen Kategorien (Redeteile) zur Form gehören und daß dagegen die Funktion eines Wortes durch den logischen Ablauf der Rede gegeben wird. Wenn man ungarisch sagt forr a víz, ist forr Prädikat. Es ist auch ein

Verb. Wenn man dagegen meleg a víz sagt, ist meleg ebenfalls Prädikat, aber diesmal ist es ein Adjektiv, anders gesagt ein Nomen. Die syntaktische Gruppe, die von den beiden Sätzen gebildet wird, ist syntaktisch gleich, aber morphologisch verschieden. Diese syntaktische Gruppe nennt Gombocz Syntagma, und die logische Beziehung, die durch sie ausgedrückt wird, ist die syntagmatische Beziehung. So entdeckt er schließlich, daß eine Sprache nur eine kleine Anzahl von syntagmatischen Typen kennt, von denen jede eine bestimmte syntagmatische Beziehung ausdrückt. Die Verschiedenheit zwischen den beiden ungarischen Syntagmata: a víz meleg, a meleg víz führt ihn dazu zu behaupten, daß in gewissen Sprachen, wie z. B. im Ungarischen, Türkischen und Mongolischen, die Wortfolge die Natur der syntagmatischen Beziehung bestimmt. Die Akzentuationsstruktur des Syntagma spielt in gewissen Fällen auch eine Rolle, ebenso seine Artikulation.

Daraus ergibt sich eine neue Klassifikation von Sprachtypen: es gibt Sprachen, wo jede syntagmatische Funktion durch ein Wort aus einer bestimmten Wortklasse verkörpert wird. Das ist der Fall bei den Sprachen, wo, wie in dem alten Indoeuropäischen, ein Prädikat nur ein Verb sein kann (abgesehen von dem unerklärlichen Fall des Seins-Verbums mit seinem Attribut). Es gibt andere Sprachen, wo nur die Stellung des Wortes seine Funktion anzeigt (das ist z. B. der Fall im Chinesischen).

Gombocz glaubte — und wenn er keine Zeit hatte, es niederzuschreiben, so hat er es wenigstens ausgesprochen —, daß die selbst zufällige Spezialisierung eines Wortes auf eine gewisse sich immer gleichbleibende Funktion zur Schöpfung der grammatischen Kategorie führte, die diese Funktion ausdrückt. Im Finnisch-ugrischen, lehrte er, hat das Verbalnomen zwangsläufig ein Verb entwickelt, weil dieses Verbalnomen schließlich nur noch in der Funktion eines Prädikats gebraucht wurde. Und er fügte hinzu: Im Finnisch-ugrischen muß man Verb ein Nomen nennen, das nur eine bestimmte Funktion im Satze einnehmen kann: die des Prädikats. Das Nomen ist eine Form, die Prädikat sein kann (im Nominalsatz), die aber auch Attribut, Subjekt, Adverbialbestimmung sein kann [1]). Ich kann diesen erstaunlichen Ausspruch nicht vergessen, den er mir einmal entgegenschleuderte: „Das finnisch-ugrische, türkische oder mongolische Verb ist ein verkleinertes Nomen, das einen Teil seiner Rechte verloren hat, das sozusagen eine deminutio capitis erlitten hat".

Aber Gombocz beschränkte das Studium der Sprachfunktion durchaus nicht auf die Erforschung der grammatischen Unterscheidungen. Er hatte gesehen, daß die Funktion die Strukturveränderungen der Sprachen bewirkte und daß die funktionellen Verschiebungen die Ursache

[1]) Um für die, die nicht mit der Materie vertraut sind, verständlich zu sein, habe ich es vermieden, Gombocz' Terminologie anzuwenden.

für die Sprachveränderung waren, jenes so geheimnisvollen Phänomens, das die Junggrammatiker vergebens zu definieren gesucht hatten und das sie resigniert als etwas Unerkennbares ansahen.

In den letzten Jahren hatte sich sein ganzes Denken diesem Problem zugewandt: die Beziehung zwischen Form und innerer Struktur der Sprache durch die Funktion zu klären. Das war der Grundsatz seiner „funktionellen Linguistik". Er wollte sie auf das Studium der Geschichte seiner Muttersprache anwenden, in deren inneren Bau einzudringen und deren Bewegung zu erfassen er sicher war. So wollte er schließlich das in Angriff nehmen, was am schwierigsten zu definieren geht: die Bewegung der Sprache. Diese Bewegung ist dem Verstand fast noch unfaßbarer als die mechanische Bewegung. Der Linguist, der sich darüber Rechenschaft ablegen will, muß noch viel kompliziertere Gleichungen aufstellen als der Physiker, wenn er sich bemüht, die Bewegung der Körper zu definieren.

Gerade zu diesem Zeitpunkt hat der Tod uns den großen Gelehrten entrissen, der unsere Kenntnis von der Sprache revolutionieren sollte, und in dem Augenblick, wo ich diese Zeilen niederschreibe, weiß ich nicht, ob nicht ein Schubfach seine letzten schriftlich niedergelegten Gedanken birgt. Aber was er geschrieben und was er gesagt hat, macht uns zur Pflicht, die Forschung da wiederaufzunehmen, wo er sie hat aufgeben müssen. Die funktionelle Linguistik muß uns die Erneuerung bringen, nach der wir uns alle sehnen; denn seit langer Zeit fühlen wir die Unzulänglichkeit der klassischen Linguistik und der Sprachvergleichung.

Wenn wir neues Licht auf das wirkliche Wesen der Sprache werfen wollen, sind wir es uns schuldig, daß wir die Lehre, die uns Gombocz vermacht hat, nicht in Vergessenheit geraten lassen.

Einige Wochen vor seinem Tode lenkte ich die Aufmerksamkeit des französischen Publikums durch einen Rundfunkvortrag am 27. März dieses Jahres auf die neue Sprachwissenschaft. Am 5. Mai, zu einer Zeit, als die Nachricht von seinem plötzlichen Dahinscheiden uns mit tiefer Trauer erfüllte, machte mein Freund Ligeti auf meine Bitten der Pariser Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft eine Mitteilung, wo er einen Teil der Lehre des großen Gelehrten vortrug. Der Verlust, der uns betroffen hat, ist unersetzlich. Und ich will hier nicht von all dem sprechen, was wir in ihm verloren haben, einem so auserlesenen Menschen, der mir unerschütterlich zugetan war und in dem ich immer einen Freund, den ich am innigsten geliebt habe, verehren werde. Aber wir können und dürfen nicht den Tod sein Zerstörungswerk vollenden lassen. Wenn Gombocz nicht mehr ist, soll seine Lehre leben!

Beiträge zur iranischen Sprachgeschichte.

Von

Hans Heinrich Schaeder (Berlin).

1. Zum alt- und mittelpersischen Passiv.

1. Das altpersische *ya*-Passiv. — 2. Das mittelpersische *ih*-Passiv. — 3. Air. $\delta > \delta, y, h$ im Parthischen und Mittelpersischen. — 4. Mp. $y, h < v$ gegenüber parth. *v*. — 5. Sekundär entstandenes *h* im Persischen. — 6. Pseudohistorisches *d* im Pahlavi-Psalter. — 7. Die Schreibung des Passivformans im Pahlavi-Psalter und ihr Lautwert.

1. Die dem Indoiranischen eigene Ausbildung eines besonderen Passivs für die imperfektive Aktionsart mit dem an die schwund- oder vollstufige Wurzel tretenden, betonten Formans *-ya-* und medialen Flexionsendungen ist auf indischem Gebiet schon im Vedischen allgemein durchgeführt. Dagegen liefert das Awesta nur eine beschränkte Anzahl von Beispielen. Während nun die im Veda und in den Gathas anzutreffenden Belege ausschließlich mediale Endungen aufweisen, ist im Indischen weiterhin, vereinzelt in der Brāhmaṇa- und Upaniṣaden-Literatur, reichlicher im Epos — entsprechend der hier allgemein fortschreitenden Verwechslung aktivischer und medialer Formen — das Auftreten aktivischer Endungen zu bemerken. Das gilt auch für das jüngere Awesta, wo die aktivischen Formen fast die Hälfte aller Belege ausmachen. Ein starkes Unsicherheitsmoment ergibt sich freilich aus dem Schwanken der Handschriften zwischen *-i* und *-e* am Wortende.

Zu den Analogien der Entwicklung zwischen dem Iranischen und dem Armenischen gehört es auch, daß im Armenischen im Praes. Ind. den aktivischen Verben auf *-em* ein Passiv auf *-im* zur Seite steht, das dem indoiranischen Passiv auf *-yāmi* entspricht.

Daneben gibt es im Indoiranischen für die perfektive Aktionsart eine 3. Sg. Aor. mit der an die Voll- oder Dehnstufe der Wurzel tretenden Endung *-i* (Typus ai. *ávāci*). Sie ist im Vedischen durch ca. 45, im Awestischen durch sieben Beispiele, darunter vier gathische, vertreten [1]).

[1]) Zum Indischen A. A. Macdonell, Ved. Gramm. § 444—448. 501. W. D. Whitney, Sanskr. Gramm.[3] § 768—774. 842—845. R. Pischel, Gramm. der Prakr.-Spr. § 535—550. Zum Iranischen Chr. Bartholomae, GIPh 1 § 148. 154. 325. 327. 365. H. Reichelt, Aw. El. § 615f. 232. Zum Armenischen A. Meillet, Esquisse § 77. K. Brugmann, Kurze vgl. Gramm. § 691 a. E. Vgl. auch Meillet-Vaillant, Le Slave commun[2] § 241.

Bei der inhaltlichen und stilistischen Begrenztheit der auf uns gekommenen altpersischen Sprachdenkmäler ist es auch nach dem Bekanntwerden umfangreicher neuer Inschriften im letzten Jahrzehnt nicht zu verwundern, daß die Belege für das *-ya*-Passiv spärlich sind. Eine 3. Pl. Impf. mit medialer Endung ist *akariyta*: *akariya(n)tā* — oder *akṛiya(n)tā* — 'sie wurden gemacht' Bis. 3, 92, vgl. jaw. *kirya-* gegenüber ai. *kriyá-*. Diese Bildung setzt sich fort in mp. *kylyty*: *kirēδ* 'wird gemacht' der Inschrift von Naqš i Rajab (3. Jh. n. Chr.) neben dem damit identischen *klyty* derselben Inschrift und des Pahlavi-Psalters[1]). Dagegen gehört nicht hierher *akᵘunvyta* Bis. 1, 20, 24: *[tya]šām hačāma aθahya.. ava aº* 'was ihnen von mir geboten wurde.. das taten sie', *yaθāšām hačāma aθahya [a]vaθā aº* 'wie ihnen von mir geboten wurde, so taten sie'. Hier handelt es sich nicht um ein Passiv[2]), sondern, wie schon Bartholomae[3]) lehrte, um eine 3. Pl. Impf. Med. mit thematischer Erweiterung des Präsensstammes, zu lesen *akunavaya(n)tā*. Das wird durch die aktivischen Verbformen der akkadischen und elamischen Version bewiesen. Außerdem wäre beim Passiv die Nichtbezeichnung des Urhebers der Handlung — der im Vordersatz durch *hačāma* bezeichnet wird — mindestens auffallend. Endlich sind die Parallelen NR a 20. 36 zu beachten: *tyašām hačāma aθahya ava [a]kunava* bzw. *[tya]šām adam aθaham ava akunava*: beide Male erscheint im Nachsatz die 3. Pl. Impf. Akt. 'sie taten'.

Der einzige Beleg für ein Präs. Ind. Pass. ist *θhyamhy*: *θahyāmahiy* Bis. 1,7 'wir werden genannt', mit aktivischer Endung. Daneben wird allgemein in *adariy*: *adāriy* Bis. 2, 75, 90 eine 3. Sg. Aor. Pass. gesehen: = ai. *ádhāri* 'er wurde gehalten'[4]); auf *aθhy* Bis. 1, 20. 23. NR a 20 kommen

[1]) K. Barr, SBPrA 1933, 45 b. W. Henning, Verbum (= Das Verbum des Mittelpersischen der Turfanfragmente, ZII 9, 1933, 158—253) 205f. 210.

[2]) Gegen Meillet-Benveniste, Gramm.² 114 und K. Barr, Kongruens og Passivkonstruktion i Middel- og Ny-Vestiransk, in: Lingvistkredsen i København, Aarsberetning for 1934 S. 13.

[3]) GIPh 1 § 145. 327.

[4]) Bei Meillet-Benveniste² 118 wird vor dem sogleich zu besprechenden *akniy* noch die Form *akaniy*: *akāniy* nach Dar. Suez c 10 angeführt, offenbar auf Grund von Weißbachs Ausgabe S. 104, wo sie ohne Klammern, also als überliefert erscheint. Tatsächlich aber steht von ihr nicht die geringste Spur auf dem Stein, wie die beiden Forscher, die den Text der Inschrift festgestellt haben, deutlich sagen: Ménant, Recueil de travaux rel. à la phil. et à l'arch. égypt. et assyr. 9 (1887) 153: A la fin de la ligne, le mot *akaniy* manque complètement (vgl. die Zeichnung S. 145); Daressy ibid. 11 (1889) 163: A la fin de la ligne 10, l'espace est suffisant pour insérer le mot *akaniy*. Die Warnung Bartholomaes (IF 12, 1901, 136) war also berechtigt. Tolman (Ancient Persian Lexicon and Texts 52. 80) hat die Ergänzung als solche gekennzeichnet. Die von Ménant und Daressy vorgeschlagene Ergänzung *akaniy* ist zweifellos richtig und wird durch die Burgbauinschrift des Dareios von Susa bestätigt. Die Form *akāniy* dagegen ist als nichtexistent aus Grammatik und Wörterbuch zu entfernen.

wir alsbald zurück. Dazu sind nun durch die neuen Inschriften aus Susa vier weitere Beispiele hinzugetreten, sämtlich in der Burgbauinschrift des Dareios[1]) bezeugt, davon eins nicht weniger als neunmal, ein andres viermal — in beiden Fällen die sicheren Ergänzungen mitgerechnet. Es sind *abriy* 'wurde gebracht' 23, 31, 35, 36, 38, 41, 43, 45, 47; *akniy* 'wurde gegraben' 24, 25, 28, 'wurde aufgeschüttet' 29[2]); *aǰniy* 29 'wurde geschlagen (= gepreßt, von Ziegeln)', *akriy* 37 'wurde gemacht (bearbeitet)'. Alle diese Formen sind als 3. Sg. Aor. Pass. erklärt worden: *abariy akaniy aǰaniy akariy*; *aθhy* sollte danach *aθahiy* sein[3]).

Aber gegen diese Auffassung erheben sich gerade angesichts der verhältnismäßig großen Anzahl der Beispiele starke Bedenken. Denn zwar erscheint im Indischen in den analogen Formen gelegentlich *a* statt *ā* (*ájāni* neben — augmentlosem — *jāni* und *jani*), zwar gilt Gleiches für drei — darunter zwei gathische — von den sieben awestischen Beispielen. Aber es ist doch auffällig, daß in sechs teilweise mehrfach belegten altpersischen Formen *a* gegenüber nur zwei Fällen von *ā* erscheint. Ferner ist es höchst bedenklich, einen Aor. Pass. mitten in Ketten von Imperfekten zum Ausdruck der gleichen Aktionsart anzunehmen; vgl. besonders Bis. 2, 71—78: *amu(n)θa — ašiyava — frāišayam — anayatā — frāǰanam — avaǰam — adāriy* („in meinem Tore wurde er gefesselt gehalten", also ausgesprochen durativ) — *avaina — akunavam — frāha(n)ǰam*, entsprechend 79—91. Derselbe unbegreifliche ständige Wechsel von Aoristen und Imperfekten ergibt sich in der Burgbauinschrift. Außerdem muß man annehmen, daß gegenüber der häufigen 3. Sg. Impf. Akt. die entsprechende Form des Impf. Pass. überhaupt fehle und durch den Aor. verdrängt sei. Endlich liegt aber in allen Fällen unzweideutig imperfektive, nicht die der Form von Haus aus eigene perfektive Aktionsart vor.

Dies führt mit Notwendigkeit auf die Erklärung der, wie man sich vor Augen halten muß, graphisch doppeldeutigen Formen hin. Sie sind keine Aoriste, sondern Imperfekte eines *ya*-Passivs und zwar, wie das ein-

---

[1]) Letzte zusammenfassende Bearbeitung von R. G. Kent, JAOS 53, 1—23, mit Nachträgen ibid. 54, 34—40.

[2]) Die von Kent, JAOS 53, 15 für *akniy* 29 geforderte Änderung in *avniy* ist nicht sicher (vgl. auch ibid. 54, 37) und bereitet jedenfalls der Erklärung größere Schwierigkeiten als die Annahme, daß *kan-* hier eine andere Bedeutung hat als an den drei andern Stellen; vgl. Herzfeld, A M I 3,54 A 1; Bailey, BSOS 6 (1931) 593 und — zu *ni-kan-* und *pari-kan-* — JRAS 1934, 515 f. — Dagegen ist mit Kent statt *frashy* 27 (*frashiy* bei Meillet-Benveniste, Gramm.[2] 119 Z. 3 ist Druckfehler) mit lediglich ergänztem *y* im Hinblick auf das aktivische *e-te-pu-uš* der akkadischen Version *frash[m: frāsaham* 'ich häufte auf, errichtete' zu lesen. Dies Verbum ist (in Anlehnung an Benveniste l. c.) als *s*-Erweiterung mit reduziertem Wurzelvokal von **sā-* = aw. *spā-* + *fra* zu erklären.

[3]) Meillet-Benveniste 118 f.

deutige *θahyāmahiy*, mit aktivischer Endung: also *aθahya*[1]) *abariya akaniya aǰaniya* < **aθahyat* **abaryat* **akanyat* **aǰanyat*. Was die Stammbildung anlangt, so sind diese Formen nicht eindeutig: sie können als voll- oder schwundstufig angesprochen werden. Dagegen zeigt *adāriya* < **adāryat* Anpassung an den Präsensstamm *dār-aya-*. Man wird daraus schließen dürfen, daß die Bildung des Passivs von einer eigenen Stammform bereits aufgegeben war: von jedem Präsensstamm konnte ein *ya*-Passiv abgeleitet werden. Die einzige Ausnahme ist *akriya*: *akariya* oder *akṛiya* gegenüber *kunau-tiy*; es verhält sich zu *ak(a)riya(n)tā* (oben S. 561) wie *āha* 'er war' zu *āha(n)tā* 'sie waren'. Eine weitere Ausnahme wäre *akāniy*; aber wir haben gesehen, daß diese Form nicht existiert. Es ergibt sich, daß das arische *ya*-Passiv im Altpersischen nicht nur eine beträchtlich größere Ausdehnung hatte als bisher angenommen, sondern daß auch die Ausgleichung desselben mit den entsprechenden aktivischen Formen nach Stammbildung und Endungen weit fortgeschritten war, mindestens so weit wie im Jungawestischen[2]).

2. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, die schon von mehreren Forschern in Betracht gezogene Entstehung des mittelpersischen *ih*-Passivs aus dem altpersischen (nicht: altiranischen) *ya*-Passiv zu beweisen. Wir sahen: nicht nur die Verbindung des Passivformans mit aktivischen Endungen ist im Altpersischen bereits durchgeführt, sondern auch das Antreten des Formans an den Präsensstamm, wie es im Mittelpersischen die Norm ist.

Den Grund zur Erklärung des mp. Passivs hat C. Salemann gelegt, der zunächst eine Reihe von Belegen aus dem Buchpahlavi sammelte und mit den das Passivformans *-ih-* enthaltenden Pazendformen zusammenstellte[3]), um dann diese anhand der deutlich geschriebenen, teilweise

[1]) Für diese Form ließ schon Bartholomae, GIPh 1 a, 196 oben, die Wahl zwischen Impf. Pass. mit akt. Endung und Aor. Pass. offen. Weißbach entschied sich für das erstere. Bei diesem Verbum hat sich die schwundstufige Stammform *θah-* im ganzen Präsens durchgesetzt, wie *θāti* < **θahati* 'er kündet' (keinesfalls aus **θanhati*) beweist. Dagegen ist der der Vollstufe eigene Nasal (ai. *śaṃs-* aw. *saŋh-*) in einem ap. Nomen **θaṿha* — geschrieben wäre es *θh* — erhalten, das durch mehrere in griechischer Wiedergabe überlieferte Worte sowie durch mp. *ard]hang* 'Wahrheitsbotschaft' bezeugt ist. Dies der Sinn meiner Erklärung Gnomon 9, 347 A.3, wo ich in Anpassung an die altpersische Orthographie °*θa^{n}ha* schrieb und noch auf H. Junker, Awestaalphabet 72, hätte verweisen sollen. Das Bedenken Baileys (BSOS 7, 1935, 757 A. 1) verstehe ich nicht recht.

[2]) Damit dürfte auch die Befürchtung H. Lommels zerstreut sein, daß „sich für diese Verhältnisse anscheinend . . . keine Regel noch Ratio geben läßt" (OLZ 1934, 136).

[3]) GIPh 1 b 315 § 118. Dazu die Belege aus den von F. W. K. Müller veröffentlichten Turfanfragmenten Man. Stud. I 168 § 118. Im Neupersischen ist die Bildung untergegangen, bis auf vereinzelte Reste wie *šikihīδan*, *šikihistan* zu *šikastan* 'zerbrechen' (Henning, GGA 1935, 18).

vokalisierten Passivformen als sprachwirklich zu erweisen, die er einem altertümlichen jüdisch-persischen Ezechielkommentar — dessen Edition er nicht mehr hat zustande bringen können — entnehmen konnte[1]). Aus den jüd.-pers. Schreibungen, die den Vokal des Passivformans häufiger defektiv als plene und nie mit Ṣere, sondern nur mit Ḥirek und mehrfach mit Schwa bezeichnen — so *hmy gwyhyd* 'wird gesagt', *rnǧhy* 'du wirst gequält', *xw'nhd* 'wird gerufen' — folgt die Kürze des Vokals in *-ih-*[2]), die sich auch, wie alsbald zu zeigen, aus der Entstehung dieser Bildung ergibt. Schon Salemann nahm Zusammenhang mit dem alten *ya*-Passiv an, ging aber dabei von der Unform *akunavyatā* — statt *akunavaya(n)tā* oben S. 561 — aus und wollte paz. *kunihəṯ* auf ap. **kunavyataiy* zurückführen — während es tatsächlich vom mp. Präsensstamm *kun-* und mit aktivischer Endung gebildet ist. Den gleichen Zusammenhang haben neuerdings W. Henning l. c. — wenn auch nur fragweise — und K. Barr[3]) angenommen.

Das *i* in *-ih-* ist auf normale Weise von ap. *iya* > *ē* abzuleiten; eine Zwischenstufe mit *ē* wird vielleicht von Formen wie paz. *gōyehəṯ* 'wird gesagt' bezeugt. Damit ergibt sich zugleich, daß das *h* nicht einen altpersischen Laut fortsetzt, sondern sekundär entwickelt worden ist, und zwar um das Passivzeichen *i* von den Personalendungen abzusetzen, daß es also 'hiatustilgende' Funktion hat[4]).

Freilich weiß ich wohl, daß Bartholomae[5]) das aus den Turfanfragmenten bekannt gewordene *aβaxšāh-* 'verzeihen' — von dem wir heute wissen, daß es parthisch ist — von dem gleichbedeutenden mpB. *apaxšāy-* trennen wollte: „denn weder wird *y* zu *h* — mit dem Hinweis auf GIrPh. 1 b, 46 unten ist nichts geholfen—, noch dient der Buchstabe *h* als Hiatuszeichen". Um den zweiten Teil dieser Behauptung zu widerlegen und die Ableitung des *ih*-Passivs zu rechtfertigen, weise ich nunmehr eine Reihe von sicheren Beispielen für sekundär entwickeltes, hiatustilgendes *h* im Mitteliranischen des Westens auf, die freilich erst durch die unlängst

[1]) Zum mittelpersischen Passiv, Izv. Imp. Akad. Nauk[5] 13 (1900) 269—276.

[2]) Damit hat Henning, Verbum 210, die auf die Lesung *-īh-* begründete Erklärung Bartholomaes widerlegt. Doch behält er selber — vgl. aber 222, 8—10 — die Umschreibung mit *-īh-* bei.

[3]) In dem oben 561 A. 2 genannten Aufsatz. Er gibt dort als Beispiel einer ap. Bildung des *ya*-Passivs vom Präsensstamm *kunava-ya-:* das trifft nach dem oben S. 561 Gesagten nicht zu; daß aber die von Barr gesuchte Bildungsart im übrigen reichlich vertreten ist, hat sich nunmehr herausgestellt. Barr wird eine Untersuchung, die sich auch auf die neuiranischen Passiv- und Intransitivbildungen auf *-žy-* erstreckt, in dem von ihm bearbeiteten Teil der Iranischen Dialektaufzeichnungen aus dem Nachlaß von F. C. Andreas, II Gārrūsī § 37 Anm. (Abh. der Ges. der Wissensch. zu Göttingen) vorlegen.

[4]) So urteilt auch Barr (Mitteilung vom 9. 5. 1935).

[5]) IF 38 (1917) 2 A. 2.

erfolgte Erschließung einer größeren Anzahl parthisch-manichäischer Texte in der musterhaften Edition W. Hennings[1]) wirklich klar geworden sind. Die Schwierigkeit der Untersuchung liegt darin, daß sie in die neuerdings mehrfach verhandelte, aber von einer wirklichen Klärung noch weit entfernte Frage nach der Fortsetzung der altiranischen stimmhaften Spiranten zwischen Vokalen und am Wortende übergreift, die erfolgreich nur in systematischem Zusammenhang und unter Hinzunahme der modernen Dialekte wird behandelt werden können. Immerhin hoffe ich einige Beiträge zu ihr zu liefern. Ich halte die Annahme von hiatustilgendem *h* für erwiesen, wenn es ihr gelingt, einige empfindliche cruces der mittelpersischen Etymologie zu beseitigen.

3. In seiner unschätzbaren 'Dialektologie der westiranischen Turfantexte'[2]) stellte P. Tedesco fest (l. c. 194 f.), daß im Parthischen (Nordwestiranischen) *δ* im In- und Auslaut erhalten bleibt oder durch *h* fortgesetzt wird, entsprechend den beiden Gruppen parthischer Lehnworte im Armenischen mit *r* bzw. *h* < *δ*, während im Mittelpersischen *y* die normale Fortsetzung ist. Demgemäß sah er in Formen wie mpB. *dh-* np. *dih-* 'geben' gegenüber mpT. *dyy-* „dialektische Kompromißformen: Nordformen ... mit Süd-Vokalismus" (l. c. 225). Er nahm drei westliche Dialekte des Mitteliranischen an: einen mit erhaltenem *δ*, den zweiten mit *δ* > *h*, den dritten mit *δ* > *y*.

Auch W. Lentz faßte das Nebeneinander von *δ* und *h* als mundartliche Differenz im Nordwesten auf[3]). „Der Name des Landes *Māh* Medien ... weist uns darauf hin, wo wir die Heimat des *h* < *δ* zu suchen haben." Dazu ließe sich nachtragen, daß der Name der Stadt Isfahan allgemein in Formen mit *h* < *δ* verbreitet ist (auch arm. *Aspahan*), wahrscheinlich doch auf Grund einheimischer Aussprache. Anderseits aber durfte nicht übersehen werden, daß das Armenische für 'Medien' neben dem gewöhnlichen *Mar-kʿ* (< **Māδ*) auch *May* kennt, bestätigt durch arab. *Māi-bahraǧ* (d. i. *Māi-pahray* 'Mederwache'), den Namen einer Örtlichkeit in der heutigen Provinz Ardalan, also mitten im medischen Sprachgebiet[4]). Lentz führt weiterhin das Nebeneinander von parth. *vxāz* und mp. *xvāh-* 'wünschen' an, erwähnt aber die Tatsache nicht, daß, wie dieser Vergleich zeigt, das *h* von *xvāh-* unzweifelhaft auf *δ* zurückgeht: also müßte er die persische Form als Entlehnung aus dem Norden auffassen, wenn er nicht die Entwicklung *δ* > *h*

---

[1]) Mitteliranische Manichaica aus Chinesisch-Turkestan (= Mir. Man.) III, SBPrA 1934, 848—912. Mir. Man. I (ibid. 1932, 175—222) und II (ibid. 1933, 294 bis 363) enthalten persische Texte.

[2]) Le Monde Oriental 15 (1923) 184—258.

[3]) ZII 4 (1926) 268 f. Vgl. auch Benveniste, BSL 31 (1931) 76.

[4]) Marquart, Eranšahr 18.

auch dem Persischen zusprechen will. Aber unter den nordiranischen Lehnworten führt er *xvāh-* nicht an. Er bespricht außerdem einige den Inschriften und dem damals noch unveröffentlichten Pahlavi-Psalter entnommene Formen mit (geschriebenem) *d* gegenüber mpT. np. *y*: darauf ist später zurückzukommen, ebenso auf die zur Klärung dieser Fälle führenden späteren Forschungen. Wenn H. W. Bailey 1930 schrieb: „The true explanation of the divergent forms North-West *-ḥ-*, South-West *-y-*, Pahlavi Psalter *-d-*, N. Pers. *-y-*, Parsīk of Inscriptions *-d-* is the insertion of a sound *h*, *δ* or *y* in hiatus"[1]), so bedeutete das teilweise einen Rückschritt, da damals bereits etliche Schreibungen mit *-d-* in den Inschriften und im Psalter als pseudohistorisch ('invers') erkannt waren und es nahe legten, diese Betrachtungsweise auszudehnen. Um so richtiger und fruchtbarer war die seither, soweit ich sehe, nirgendwo aufgenommene und ausgeführte These einer hiatustilgenden Funktion von *y* und *h*. Bailey konnte sich dabei auf eine Beobachtung H. Junkers beziehen, die ich hier ausschreibe: „Wenn Mahrnāmay S. 17, Z. 219: *pad dēl i garm va „prîḥên" m(ê)nišn* „mit warmem Herzen und liebevoller Gesinnung" steht, so kann *ḥ* . . hier die Diärese bezeichnen: *frīēn* oder *frīyēn*. Vgl. Pāzand *Kāhūs, Kāhōs*, SBE. V. 218, Anm."[2]). Dieser Satz enthält tatsächlich im Keim die Lösung der Frage.

Lentz hatte geschrieben: „Wörter mit $y < \delta$ habe ich in den Nord-Fragmenten nur zwei gefunden, die sicher aus der Sprache des Südwestens eingedrungen sind: das häufige *xwd'y*, np. *χudōy* Herr . . . und *bwy* Geruch . . np. *bōī* [lies *bōi*], aw. *βouδoh* . ."[3]). Nun ist gewiß zuzugeben, daß das Parthische vom Mittelpersischen, zumal in den in sassanidischer Zeit aufgezeichneten Texten der manichäischen Missionare des Ostens, beeinflußt sein mag, wenn auch der umgekehrte Einfluß weit stärker gewesen ist. Denn das Parthische ist so wenig wie das Mittelpersische ein eigentlicher 'Dialekt': beide sind Verkehrs-, Amts- und Literatursprachen von Koine-Charakter und dementsprechend mannigfaltig zusammengesetzt. Es wäre an sich vorstellbar, daß ein so häufiges persisches Wort wie *xvaδāy* auch ins Parthische eingedrungen ist. Aber im Falle von *bōy* wäre die Annahme persischer Herkunft erst plausibel, wenn im Parthischen daneben ein dialekteigenes **bōh* aufträte — was nicht der Fall ist: es finden sich nur das ältere *bōδ* — das auch durch die armenischen Lehnworte *boir* usw. bezeugt ist — und *bōy*.

Die neuen parthischen Texte in Mir. Man. III enthalten weitere Beispiele für $\delta > y$, die geeignet sind, die Hypothese der Entlehnung aus dem Persischen zu Fall zu bringen:

[1]) JRAS 1930, 16.
[2]) Awestaalphabet (Caucasica 2, 1925) 56 A. 2.
[3]) l. c. 269.

1. *'mbwy'd* Ptc. 'geküßt', von air. **baud-*, nicht aus dem Persischen entlehnt, das nur *bōs-*, die Fortsetzung einer *s*-Erweiterung von **baud-* kennt. Die Form bestätigt zugleich, daß das eben besprochene *bōy* echt parthisch ist[1]).

2. *pdr'y-* 'bereiten' Ptc. *pdr'st* und *pdr'y'd* von air. *rād-*, kann nicht aus pers. *pyr'y* : *pairāy*[2]) entlehnt sein. Das Nebeneinander von *pdr'y-pdr'st* 'bereiten' und *pdr'z-pdr'št* '(sich) aufrichten, erheben' im Parthischen erklärt erst — gegen B. Geiger, WZKM 41, 120 f. — das Nebeneinander der Bedeutungen 'aufrichten' und 'bereiten, schmücken' für mp. np. *pairāy-*, *pairāst*, worin die beiden im Parthischen getrennt erhaltenen Verben lautgesetzlich zusammengefallen sind[3]).

3. *w'y-* 'führen', *'w'y-* 'herbeiführen', *'zw'y-* 'hinausführen', neben *w'd'g* 'Führer', im Persischen nicht vorhanden, von aw. *vāδaya-*.

Dazu kommen einige Fälle, in denen *y* neben *h* steht, ohne auf *δ* zurückzugehen:

1. *nm'y-* 'zeigen' Ptc. *nm'd* (pers. *nm'y-*, *nmwd*) von *mā-* steht neben dem ganz analog gebildeten *wyš'h-* 'lösen, öffnen' Ptc. *wyš'd*, während das Persische der Turfanfragmente auch *wyš'h-* (neben *wyš-*), das der Bücher aber *wyš'y* (neben *wyš-*), das Neupersische nur *gušāy-* hat. Sowohl *h* wie *y* beruhen auf sekundärer Entwicklung, nach Ausweis der von Fr. Müller gefundenen Etymologie: aw. *hā-* = ai. *sā-* 'binden, schließen' + *vi*[4]).

2. *wyg'h* 'Zeuge' *wyg'hyft* 'Zeugnis' müssen neben sich ein gleichfalls parthisches **vikāy* gehabt haben, bezeugt durch arm. *vkay*. Das Persische hat mpT. *gwg'yy* : *guγāyē* 'Zeugnis' und das damit — wie zu zeigen — identische *gwk'dyhy* des Psalters, np. *guvā* < **guγāy*. Aber neben np. *guvā* steht *guvāh*, das auf ein *gukāh* — gegenüber dem für entlehnt geltenden mpB. „*gukās*" oder „*gōkās*" — zurückgeführt und mit np. *āgāh* 'kundig',

[1]) In SBPrA 1934, 930 schreibt B. Meissner: „Die beiden . . . indogermanischen Reihen 1. gr. κυνέω nebst ähnlich lautenden Stämmen und 2. neupers. *bôsîden* nebst ähnlich lautenden Stämmen sind lautgeschichtlich nicht einwandfrei zu verbinden und können vielleicht in den einzelnen indogermanischen Sprachen selbständig als Schallnachahmungen entstanden sein." Daß dies für np. *bōsīδan* nicht zutrifft, daß vielmehr dies Wort auf **baud-* 'riechen' zurückgeht, also semantisch zu ai. *ghrā-* semitisch *nšq* stimmt, ist seit vierzig Jahren bekannt: Fr. Müller, WZKM 7 (1893) 145.

[2]) Daneben auch wider die Regel *pdr'y pdr'st*, Henning, Verbum 187, 23/4.

[3]) Hiernach sind auch die Ausführungen Hennings, l. c. 187, 19 ff. zu berichtigen, in denen gleichfalls die Ableitungen von air. *raz-* und *rād-* konfundiert werden.

[4]) WZKM 7, 378, gebilligt von Hübschmann, Pers. Stud. 94, und Bartholomae, Air. Wb. 1801, IF 38, 15 A. 3. Mp. Ableitungen bei Henning, Verbum 204. — Damit erledigt sich der Erklärungsversuch von Andreas — bei Lentz, ZII 4, 268 und etwas anders bei Henning l. c. 208 —, der, um *višāh-* und *višāy* unter einen Hut zu bringen, ein *vi* + *šyāv* + *d(h)ā* 'auseinander gehen lassen' bildete — formal und semantisch gleich unbefriedigend.

nigāh 'Blick' zu aw. *kas-* 'gewahr werden' gestellt wird[1]). Jedoch diese Ableitung wird schon dadurch erschüttert, daß die parthische Form nicht, wie danach zu erwarten, **vikās* bzw. **vigās*, sondern eben *vigāh* heißt. Nun ist es geschichtlich betrachtet ein Unding, die verschiedenen Formen eines Wortes von so eminenter Bedeutung für das öffentliche Leben voneinander zu trennen. Tatsächlich ist nach dem bisher Verhandelten bereits deutlich, daß sich parth. **vikāy* und *vigāh* mit pers. *guyāy* vertragen. Zu ihnen stellt sich aw. *vīkaya*, das freilich nicht in den awestischen Texten, sondern nur in einer so wenig lauteren Quelle wie dem Frahang i oīm überliefert ist. Bartholomae[2]) wollte es zu aw. *kay-* 'legere' (ai. *cinóti* mpT. *čyy-* np. *čīn-*) stellen — was nicht gut dazu paßt, daß die mp. und np. Fortsetzung von *kay-* (*či-*) + *vi* 'wählen' bedeutet. Außerdem ist statt *vīkaya* vielmehr **vikāya* zu fordern. Klarheit schaffen erst die sogdischen Entsprechungen: chr.-sgd. *wyč'w-* 'Zeuge, Märtyrer', *wyč'wqy'* 'Zeugnis'. Sie führen auf ein Verbum *kav* + *vi*, wahrscheinlich das gleiche, zu dem aw. *kavī* (ai. *kaví* 'Seher') gehört. Es wird also ein älteres **vikāv* durch parth. **vikāy* und *vigāh*, pers. *gukāh guvāh* und *guyāy guvā* fortgesetzt. Aus der durch den Psalter bezeugten Schreibung *gwk'dy[hy*, die in Pahlavikursive die Verwechslung von *dy* mit *s* zuläßt, ist die Form *gwk's* herausgelesen worden: ein **gukās* oder **gōkās* gibt es nicht. Das *vīkaya* des Frahang i oīm ist nur eine künstliche Rückbildung aus mir. **vikāy*. — Daraus, daß man sich zur Trennung der verschiedenen Formen bewogen sah[3]), geht nur die Unhaltbarkeit der Etymologien hervor, um derentwillen man die Trennung vollzog.

Von den beiden Beispielen für $\delta > y$ im Parthischen, die Lentz anführte und als Entlehnung aus dem Persischen erklären wollte, hat sich *bōy* bereits als echt parthisch erwiesen (o. 567). Es liegt nun auch kein Grund mehr vor, *xwd'y* 'Herr' und *qdyxwd'y* 'Hausherr' — neben *xwd'wn* und inschr. Pahl. *hwtwy* — als entlehnt anzusehen: *y* steht hier als Fortsetzung von *v* wie in **vikāy* < **vikāv*[4]). Daß *xwd'y* neben **xwd'w* nicht aus dem Persischen ins Parthische übergegangen ist, wird vollends durch die Tatsache nahegelegt, daß der Wechsel zwischen *xwt'w* und *xwt'y*

---

[1]) Vgl. Bartholomae, IF 12, 95. Horn, Np. Etym. nr. 940. Nyberg, Hilfsbuch II 85.

[2]) Air. Wb. 1436: „eigentlich 'Scheider', nämlich der Tatsachen".

[3]) Hübschmann lehnte den Zusammenhang der damals bekannten persischen Formen mit aw. *vīkaya* arm. *vkay* ausdrücklich ab (IF 4, 119, Pers. Stud. 95) und Bartholomae konstruierte gar drei iranische Worte für 'Zeuge': 1. **ui̯kai̯a* 'Scheider', 2. **ui̯kāsa* 'Beobachter', 3. **gaubāka* 'Berichter' (IF 12, 95 A. 1).

[4]) *'wd'y'd* 'geschützt' und *nyz'y''d* 'verehrt' sind mir etymologisch nicht klar. Jedenfalls stimmen sie hinsichtlich des *y* mit den gleichlautenden persischen Formen überein (vgl. Henning, Mir. Man. II 315, 11 bzw. Verbum 188),

schon in den alten sogdischen Briefen aus dem 2. Jh. auftritt, wo eine Entlehnung aus dem Persischen ausgeschlossen ist.

Es ergibt sich also, daß *δ* im Parthischen erhalten bleibt oder durch *h*, daneben durch *y* vertreten wird, im Persischen dagegen durch *y*, daneben durch *h*. Es wäre Künstelei, die Fälle von *δ* > *y* im Parthischen als persische, umgekehrt die Fälle von *δ* > *h* im Persischen als parthische (oder nordwestliche) Entlehnungen anzusprechen. Der Sachverhalt läßt vielmehr nur den Schluß zu, daß sowohl im Parthischen wie im Persischen *δ* durch *h* oder *y* vertreten wurde. Dieser Wechsel erklärt sich, wenn beide Laute als nach dem Verstummen des *δ* gebildete Hiatustilger aufgefaßt werden, die ihrer Lautung nach einander so nahe standen, daß ihre Verteilung, wie sie uns literarisch entgegentritt, weniger auf wirkliche phonetische Unterscheidung als auf orthographische Konvention, die sich in einem Falle für *h*, im andern für *y* entschied, zurückzuführen sein wird. Dafür werden sich weiterhin noch mehr Argumente ergeben.

4. Die Rückführung von parth. **vikāy vigāh* pers. *gukāh guyāy* auf **vikāv* wird durch die z. T. schon von J. Markwart[1]) beobachteten Fälle gestützt, in denen einem altiranischen *v* nach *a ā* parthisches *v*, persisches *y* < *v* entspricht[2]).

1. parth. *aβgāv-* pers. *aβzāy-* 'vermehren', s. dazu meine Bemerkung SBPrA 1935, 502 A. 3.

2. parth. *ardāv* pers. *ardāy* 'gerecht', nebst Ableitungen. Dazu parth. *Srōšāv* < **Srōšahrāv* pers. *Srōšahrāy*[3]).

---

[1]) Diese Jahrbücher 7, 98.

[2]) Ich führe bei den einzelnen Beispielen nur die Hauptvertreter an.

[3]) *Srōšāv* heißt der manichäische Urgott in Mir. Man. III 853, 1; 866, 20; 872, 8; 874, 12. Der Herausgeber hat die beinahe richtige Erklärung geahnt, aber als 'unmöglich' abgewiesen (866 A. 3). Der Urgott konnte in der parthisch-manichäischen Missionsliteratur nicht wie in der persischen *Zurvān* genannt werden, weil das Parthische — wie das Awestische — ein gleichlautendes Substantiv in der Bedeutung 'Alter' (ntr.) hatte (Andreas bei Lentz, ZII 4,311); vgl. den *dēv Zarmān*, Dämon des Alters, Bailey, BSOS 6, 597. Die Substituierung des in der persisch-manichäischen Literatur, entsprechend seiner Bedeutung in der zoroastrischen Religion, eine verhältnismäßig untergeordnete Funktion ausfüllenden *Srōš* für Zurvān, also sein Aufrücken an die Spitze des Pantheons, ist für die Beurteilung der manichäischen Mission im parthischen Sprachgebiet — das ist vor allem Chorasan — so aufschlußreich wie die Form *Srōšāv* für die Sprachgeschichte. Sie bezeugt, durch pers. *Srōšahrāy* erläutert, daß *š* und *hr* einander nahe genug standen, um nebeneinander tretend Silbenellipse zu ermöglichen: *Srōšahrāv* > *Srōšāv*. Das ist ein neuer Beweis für die Richtigkeit der von H. Junker (diese Jahrbücher 5, 49 ff.) vorgenommenen Rückführung von sgd. *šmnw* > uig. mong. *šïmnu* auf *Ahriman*. Die zum Zweck ihrer Umgehung von Andreas aufgestellte Ableitung von einem ad hoc gebildeten aw. **aš(y)ahmanyu* (SBPrA 1933, 515) hat bereits Benveniste abgetan (Vr̥tra et Vr̥θragna 82 A. 5).

3. parth. *argāv* 'edel, schön' > pers. *aγrāv* mit Metathese[1]), davon *aγrāyē* 'Schönheit'.

4. mpB. *bāzāy* (nicht *bāzāk*) < **bāzāv* 'Arm'.

5. mpT. *Dārāv*, später *Dārāy*, *Dārā* 'Dareios'.

6. parth. *drāv-* pers. *drāy-* 'schreien, jammern'.

7. Pahlavik-Inschr. *hwtwy*, erläutert durch sgd. *xwt'w* neben *xwt'y*; später parth. *xwd'y*, pers. *xwd'y*, np. *xuδāh* neben *xuδā(y)* 'Herr'[2]).

Übrigens entspricht pers. *-ahrāy* sowie parth. **-ahrāv* nicht, wie in Mir. Man. III 866 A. 3 angenommen wird, dem aw. *ašya*, sondern dem dafür substituierten air. **artāvan* (aw. *ašavan*). Es erweist sich durch *hr* < *rt* gegenüber *rd* in parth. *ardāv* pers. *ardāy* als von Haus aus nicht westiranisch. Auf dies alles hoffe ich an andrer Stelle zurückzukommen. [Ein weiteres Beispiel für *hr* > *š* jetzt BSOS 8, 741 f.]

[1]) Diese ist von Bailey, BSOS 6, 68 in Abrede gestellt worden, aber von Henning, Verbum 199, durch die beiden sicheren Beispiele mpT. *dgr* Ps. *dgly* np. *dēr* 'lang' gegenüber parth. *drg* und mpT. *šgr* np. *šēr* 'Löwe' gegenüber sgd. *šryw* sak. *sarau* (vgl. Reichelt, Gesch. d. idg. Sprachwissenschaft II 4, 2 S. 73) bewiesen worden.

[2]) Ein mittelostiranisches *xvatāv* wird auch von ossetisch w. *xucau* o. *xicau* 'Gott' vorausgesetzt (eine schöne Erklärung des *c* bei Bartholomae, Zur Etym. und Wortb. der idg. Sprachen 38). Zur Bildung von *xvatāv xvatāy* sei hier noch eine kurze, an andrer Stelle aufzunehmende Bemerkung angeschlossen. Meillet hat zuerst gesehen (MSL 17, 1911, 109—112), daß es sich um eine der hellenistischen Zeit angehörende Lehnübersetzung von αὐτοκράτωρ handelt. Doch ist weder die von Meillet vorgeschlagene Ableitung von **x^{v}a-tāvya* noch eine der beiden sehr komplizierten Erklärungen annehmbar, die Bartholomae (Miran. Mundarten III 13—17) ihnen entgegenstellt, ohne sich zwischen ihnen zu entscheiden. Vielmehr handelt es sich um eine Kurzform von dem daneben erhalten gebliebenen **xvatāvan*, vertreten durch parth. und mpT. *xwd'wn* 'Herr'. Neben die letztere Form ist, mit Angleichung an die Adjektiva auf *-(ā)vand*, mpB. *xvatāvand*, np. *xuδāvand* getreten, wovon chr.-sogd. *xēpaθāvant* 'Herr' abgebildet ist. (Die umgekehrte Erklärung: *xvatāvand* ursprünglich, daraus *xwd'wn* mit *nd* > *nn* — vgl. dazu Benveniste, BSL 33, 1932, 157 ff. —, scheint deswegen nicht durchführbar, weil erstens die Analogie der im mpB. unverändert erhaltenen Adjektiva auf *-(ā)vand -mand* diesem Übergang entgegenwirkte und zweitens *xwd'wn* auch parthisch ist.)

Np. *xudāh* erscheint mehrfach — geschrieben *kwdh* — in dem ältesten bekannten np. Text, einem bald nach 700 anzusetzenden, von Sir Aurel Stein 1901 in der Nähe von Chotan gefundenen jüdisch-persischen Brief (ed. Margoliouth, JRAS 1903, 735 ff.); sodann in dem neben dem Pahlavi-Psalter und den christlich-sogdischen Fragmenten in Bulayïq bei Turfan gefundenen syrisch-neupersischen Psalmenbruchstück (ed. F. W. K. Müller, Festschrift für E. Sachau 215 ff.) — wo übrigens das neunmal vorkommende *mr* nicht, wie Müller annahm, syr. *mār* 'Herr', sondern die np. Partikel *mar* ist; ferner als zweites Glied einer ganzen Reihe mit Landes- und Ortsnamen zusammengesetzter ostiranischer Herrschertitel in frühislamischer Zeit. Die Erklärung des *h* bei Bartholomae, Miran. Mundarten III 52 — Angleichung des Auslauts an das bedeutungsverwandte *pādšāh* — ist nicht richtig. — Hierher gehört auch der Name von Herat in Afghanistan. Neben *hry*: *Harē* (in der mp. Städteliste § 12 *hrab* geschrieben) < *Harēv* < *Haraiva* schrieb man in frühislamischer Zeit in arab. Schrift *hr'h: harēh*. Das *h* am Wortende wurde dann fälschlich als *hā marbūṭa* aufgefaßt und so entstand die Aussprache *Herāt* — so wie man

8. parth. *kav* pers. *kay*, auf den Sassanidenmünzen *kdy* geschrieben, ʿGigant'[1]); dazu parth. **kāvōs* (bezeugt durch arm. *kavos*[*akan*) ʿKava Usa' pers. *kăyōs* paz. *kāhōs kāhūs* (s. o. 566) np. auch *Kai*]*kāūs*.

9. parth. *nasāv* mpB. *nasāy* (nicht *nasāk*) mpT. *nasāh* ʿLeiche, (bei den Manichäern:) Leib'[2]).

10. parth. *hw*]*pt'w* ʿgeduldig' pers. *pt'y-* ʿerdulden'.

11. parth. *srāv-* pers. *srāy-* ʿsingen'.

12. parth. *stāv-* pers. *stāy-* ʿpreisen'.

13. parth. *sy'w* mpB. *sy'y* (nicht *sy'k*) np. *siyāh* neben *siyā* ʿschwarz'.

Hiermit erklärt sich nun auch eine neuerdings mehrmals erörterte Schwierigkeit: daß nämlich der Name der in frühabbasidischer Zeit bekannten persischen Familie *Naubaxt* gelegentlich auch in der Form *Naibaxt* erscheint[3]). Damit vergleicht es sich, wie schon Ritter gesehen hat, wenn neben dem gewöhnlichen np. *naurōz* ʿNeujahr' gelegentlich *nairōz* vorkommt[4]). Beide Formen bezeugen für einen westpersischen Dialekt eine Form *nai (näi)*, die sich zu gemein-np. *nau* verhält wie mp. *kay* zu parth. *kav*.

Das Nebeneinander von *y* und *h* in mehreren dieser Fälle läßt keine andere Erklärung zu als die der parallelen sekundären Entstehung dieser Laute an Stelle von *v*. Dies vollzog sich zu einer Zeit, da dem *v* noch ein

---

aus *sybwyh Sībawaihi* — statt *Sēbōye* — machte. Eine besondere Behandlung erfordern die Fortsetzungen von aw. *Gava* (in Sogdiana) und dem damit sprachlich identischen alten Namen von Isfahan, gr. Γάβαι, die von arabischen Autoren in den Formen *qai* bzw. *gai* angegeben werden.

[1]) Henning, SBPrA 1934, 30 mit A. 7, 901 b s. v. *k'w*. Zu *kdy* Herzfeld, AMI 1, 77 f.

[2]) Hierzu noch Henning, NGGW 1932, 219 A. 7, der in Salemanns ʿMittelpersisch': GIPh 1 b [soll heißen: a] 279 Nr. 6 einen Beleg für die von mir zu Erklärung von mpT. *vdr'y* — dazu neuerdings Bailey, BSOS 7, 297 — angenommene partizipale oder adjektivische Bildung auf *-āy* nicht hat finden können. Er steht freilich nicht in den beiden Zeilen des Haupttextes von Nr. 6, auf den Henning sich bezieht, wohl aber in der unmittelbar darauf folgenden Anmerkung: „*nkyr'b* paz. *nigarāē* ʿVerächter'". Dies Wort hat Bartholomae, Zum sas. Recht 2, 37 ff., ausführlich behandelt und, unter Annahme der Lesung *viyīrāy*, als 'Leugner' bestimmt; vgl. noch Bailey, BSOS 7, 281. Henning stellt das Vorhandensein der erwähnten Bildungen im Mp. in Abrede. Wie ist dann außer *viyīrāy* die Bildung *hwplst'y: huparistā* 'verehrungsvoll' — komp. *hwplst'tly: huparistātar* in der Kartēr-Inschrift von Naqš i Raǰab zu verstehen? Vgl. Herzfeld, Paikuli Gl. 186b. Im Parthischen ist die Bildung jetzt gesichert durch *'g'm'y* 'unfreiwillig', dessen ältere Form durch arm. *akamay* bezeugt wird; vgl. dazu Bailey, JRAS 1930, 17 ff., und Benveniste, Rev. ét. arm. 10 (1930) 82. 84.

[3]) Vgl. H. Ritters *muqaddima* zu seiner Edition von Abū Muḥammad al-Ḥasan b. Mūsā an-Naubaxtī, firaq aš-šī'a, S. *ḥ*, und Abbas Iqbal (Eghbal), xānadān-i Naubaxtī (Teheran 1311/1933) S. 5.

[4]) Die letztere Form steckt auch hinter der unlängst von Henning, GGA 1935, 5 A. 6, angeführten, aber nicht richtig beurteilten arabischen Schreibung *n'rwz* — in christlichen Texten aus Ägypten —: d. i. *nārūz*, mit Imāla.

Vokal folgte, nach dessen Verstummen *y* und *h* ans Wortende traten und dort erhalten blieben, gestützt von den Fällen, in denen ihnen ein vokalisch anlautendes Afformativ, etwa die Pluralendungen *-ān, -ihā* oder die Personalendungen beim Verbum folgten.

5. Ich schließe hier einige Fälle an, in denen erst die Annahme eines sekundär entstandenen *h* das Verständnis der Wortgestalt ermöglicht.

Parth. mp. *zahay* 'Sproß, Kind' np. *zahār* Ps. *zh'ly* 'Mutterleib' und das einfache *zah*, das im Np. fortlebt, lassen sich von *zaya-* 'geboren werden' nur unter dieser Voraussetzung ableiten, ebenso wie sie das Nebeneinander von parth. *šhyd* 'er kann', jüd.-pers. *š'hd* 'es ziemt sich' Ptc. *š'hyst'*[1]), paz. *šahiṯ* und mp. np. *šāy-* < *xšāy-* paz. *šāeṯ* — vom Vokalismus abgesehen — begreiflich macht. Übrigens kann mpB. *š'yt* auch ohne weiteres *šhyt* gelesen werden.

Als Fortsetzung von aw. *frāyah-* (ai. *prāyas-*) 'mehr' ist im Mp. neben normalem *frāy* und dem davon neugebildeten Superlativ *frāyist* 'meist'[2]) die Form *frēh*, dazu *frēhist* (paz. *frəh frəhist* np. *firih*) bezeugt, die Bartholomae auf ein altiranisches **frayah-*, neugebildet zum Sup. *fraēšta-* nach der Proportion *srayah-* 'schöner' : *sraēšta-* 'schönst', zurückgeführt hat[3]). Und wie *srayah-* sich in np. *sirih* 'schön' fortsetzt, so *zrayah-* 'Meer' in parth. mp. *zrēh* np. *zirih*; beide Worte sind aus dem Norden ins Persische entlehnt[4]). Nun kann in allen drei Fällen keine Rede davon sein, daß sich der air. Stammauslaut *h* bis ins Neupersische erhalten hätte: das *h* ist vor vokalisch anlautenden Afformativen auf mitteliranischer Stufe neu entstanden[5]).

Derselbe Vorgang hat sich in parth. *fryh* 'lieb' — neben gleichbedeutendem *fry'n fry'ng* — gegenüber aw. *fr(i)ya* vollzogen, während im MpT. das Adj. *pryy* und das Abstr. *pryh* : *friyē(h)* lautet[6]). Daneben aber er-

[1]) Bailey, BSOS 6, 68.

[2]) Bartholomae, Zur Etymologie und Wortbildung der idg. Sprachen 27 ff. Henning, Verbum 180, 22—25.

[3]) l. c.

[4]) Die echte mp. Form ist die Neubildung *drayāβ*, die zu np. *daryā* geführt hat. Schon der Verfasser des Pahlavi-Psalters sprach *daryā* (oder *drayā*) und bildete daher die falsch kontaminierte Schreibung *dlyw'y* — so wie er *hw'mwšy* 'schweigend' nach falscher Analogie von *hw'n* 'Tisch' usw. bildete, weil er bereits *xāmūš xān* sprach.

[5]) In Mx. 2, 194 (18, 12 Andreas) muß nicht mit Nyberg, Hilfsbuch 2, 70, ein *fraδist, frahist* 'unterwiesen' angenommen werden. Die durch paz. *frəhəst* an die Hand gegebene Lesung *frāyist* gibt einen guten Sinn: „Die Hauptsache (= Quintessenz des Gesagten) ist, daß man dort Speise essen darf, aber nur von solcher Art" (wie die vorher aufgezählten Höllenspeisen). Mit der Bedeutung 'meist' im Sinne von 'in der Übermacht' kommt man auch an der von Nyberg l. c. besprochenen Stelle des Pandnāmak i Zartušt aus.

[6]) Mir. Man. II 357a.

scheint im persischen Kolophon des Mahrnāmaγ das von H. Junker (oben 566) erklärte *pryhyn* : *frīhēn*.

MpB. *vičōδ-* 'untersuchen, erforschen' Inf. *vičustan* paz. *vaǰōstan, vazōstan*, dessen Etymologie Bartholomae[1]) gesichert hat, faßt Henning[2]) als Vorform von np. *pižōhīδan*. Diese evident richtige Erklärung erledigt die von Horn aufgestellte, von Andreas wiederholte[3]) Ableitung des np. Wortes von **pati-vaid-*. Es ist nun bemerkenswert, daß das lautlich und bedeutungsmäßig nahestehende np. *ǰustan* 'suchen' neben sich das Präs. *ǰōy-* hat: wiederum innerhalb des Persischen nebeneinander *h* und *y*.

Die Besprechung weiterer etymologisch schwieriger Fälle, die in diesem Zusammenhang durchschaubar werden, wie die Gruppe np. *anbōh andōh sutōh gurōh* und mp. *nikōhītan*, das weder mit ai. *kutsáyati* noch mit mp. *kāh-* zu tun hat, sowie des Verhältnisses von *pātixšāy* und *pātixšāh*, behalte ich mir vor.

6. Es ist jetzt an der Zeit, auf die Fälle einzugehen, in denen in den Parsik-Inschriften und im Psalter *d* statt *y* oder *h* in der übrigen Überlieferung erscheint. Dabei ist jedoch sogleich hervorzuheben, daß hinsichtlich der Unterscheidung von *d* und *y* nur die Inschriften und der Psalter einerseits, die Turfantexte anderseits eindeutig sind, während in der Kursive der zoroastrischen Bücher *d* und *y* zusammengefallen sind[4]). Der große Wert des Psalters liegt darin, daß er das Aussehen der Pahlavi-Orthographie etwa in spätsassanidischer und frühislamischer Zeit vor Augen führt, also einer Zeit, die mehr als ein halbes Jahrtausend vor den ältesten Parsenhandschriften liegt. Seiner zunächst so ungewohnt und barock erscheinenden Orthographie steht die der zoroastrischen Schriften wahrscheinlich viel näher, als wir bisher sehen.

Wie schon erwähnt (oben 566), sind durch Lentz einige Erklärungen von Andreas für Worte mit *d* statt *y* bekannt geworden, nach denen dieser das *d* in allen Fällen als phonetisch real zu erweisen suchte und zu diesem Ende höchst bedenkliche, sonst gänzlich unbekannte Neubildungen mit Stammerweiterung durch *-dā-* — nach dem Typus aw. *mazdā, mązdā* < **mand-dhā* — konstruierte; so für Ps. *stʾd-* 'preisen' gegenüber parth. *stʾv-* mp. np. *stʾy-* ZII 4, 267 A. 1, *gwkʾdyhy „guγōδēhē"* 'Zeugnis' gegenüber

[1]) Zum air. Wb. 212. Zu *čōδ-* neuerdings Bailey, BSOS 6, 85. 822.

[2]) GGA 1935, 19; vgl. übrigens schon Salemann, GIPh. 1a, 301.

[3]) Bei Lentz ZII 4, 299: zu „poti-voiδ"; zum Überfluß wird dies Verbum außerdem noch mit inschr. *ptwh-* 'anrufen' zusammengebracht, vgl. dazu Henning, Verbum 174.

[4]) Dazu kommt die Verwechslungsmöglichkeit zwischen *dy yd yy* und *h*; vgl. die grundsätzlich berechtigten Bedenken Hennings (GGA 1935, 15) gegen die Lesung mpB. *frahāt* gegenüber paz. *freāt, friāt* np. *faryāδ* 'Hilfe'.

mpt. *gwg'yy* ibid. 269, inschr. *hwt'dy* „*xvo-δō-δē*" 'Herr' (richtig *hwt'dyhy*: *xvatāyēh* 'Herrschaft') ibid. 293; vgl. schon oben S. 567 A. 4 zu *višāh-višāy-*.

Dabei hatte schon zwei Jahre zuvor E. Herzfeld in den inschriftlichen Formen *nyd'k* gegenüber ap. *nyāka* np. *niyā* 'Großvater' sowie in dem soeben erwähnten *hwt'dyhy* gegenüber mpT. *xwd'y* 'Herr' pseudohistorische Schreibungen mit *d* für *y* erkannt[1]). Ihm folgten mit weiteren Beobachtungen J. Markwart[2]) und H. Junker[3]), nach dessen Darlegungen das Prinzip der pseudohistorischen Schreibungen klar zutage lag.

Eine Fülle von Belegen brachte dann die vorzügliche Edition des Psalters durch K. Barr[4]), der zu den bereits gesicherten Beispielen weitere hinzufügte: *'s'dšn*: *āsāyišn* 'Ruhe', *ywd-*: *yōy* 'Strom', *nydwhš*: *niyōxš-* 'hören' (mit *d* statt *y* < *γ*), *t'dyt*: *tāyīδ* 'vermocht', und das aufschlußreiche *ntlwn-ydy*: *pāyē(h)* 'du hütest'. Barr hat die Konsequenz nicht ausgesprochen, die sich aus dieser letzten Beobachtung ergibt: daß nämlich im Psalter *-ē(h)* — oder *-ī(h)* — am Wortende durch *-ydy* bezeichnet werden kann. Damit erklären sich die mit der Abstraktendung *-ē(h)* bzw. *-ī(h)*[5]) gebildeten Kollektiva *'dylydy* 'die Israeliten' — wobei *'dyl-* einfach die Transkription des Kompendiums ιηλ für 'Ισραήλ ist[6]), das also aus der griechischen in die syrische Überlieferung übergegangen ist —, *'hlwng'nydy*: *ahrōnayānē* 'die Aaroniden', *lyw'dykydy*: *lēvāyīyē* 'die Lewiten', *tls'kydy*[7]): *tarsāyē* 'die Gottesfürchtigen'.

Eben hierhin gehört das Abstr. *'lt'dyhy* 'Gerechtigkeit' zu *'lt'dy* 'gerecht' — beide Formen kommen auch inschriftlich vor —, worin Barr das *d* zu Unrecht als Bezeichnung eines *δ* ansieht. Unter Hinweis auf die Hesych-Glosse ἀρτάδες· οἱ δίκαιοι ὑπὸ Μάγων führt er es auf air. **arta-δā*

---

[1]) Paikuli Gl. (1924) 187b. 220b. Weiter AMI 7 (1934) 52 ff.

[2]) Diese Jahrbücher 7 (1927) 98.

[3]) Wörter und Sachen 12 (1929) 141—147. Hier werden die Psalterformen *'wdy: ōy* 'wehe', *b'dwky* 'Arm', *čhydwny* 'Zion' (von Andreas „*čähēδōnē*" gelesen, tatsächlich Transkription von syr. *ṣhywn*), *hwt'dy-hy, vyd'n: viyān* 'Zelt', *vyd'p'n* 'Wüste' (das Junker dort schon so erklärt hat, wie es jetzt Henning, GGA 1935, 19, tut) besprochen.

[4]) SBPrA 1933, 91—152.

[5]) Einen beweiskräftigen Beleg dafür, daß diese Endung noch im 7. Jh. *-ēh*, nicht *-ī(h)*, gesprochen wurde, verdanke ich H. J. Polotsky. In dem von Babai d. Gr. († um 630) verfaßten Martyrium des Georg vom Izla († 615) kommt das persische Wort für 'Christentum' vor. Es wird in der Londoner Hds. (12./13. Jh.) mit genauer Vokalbezeichnung *ṭarsāgēh* geschrieben; G. Hoffmann, Auszüge aus syr. Akten pers. Märtyrer 109 A. 978. Das ist von Belang für die Datierung des vom Pazend dargestellten Sprachstandes, in dem statt *-ēh* nur *-ī* erscheint. Ob der Verfasser des Psalters *ē* oder *ī* sprach, läßt sich nicht ausmachen.

[6]) Unrichtig Andreas, SBPrA 1910, 817, dem Barr l. c. 117 folgt.

[7]) Unter diesem Worte (150b) spricht Barr von dem 'Kollektivsuffix *-ydy*'.

zurück. Nun steht die Existenz eines mir. **artāδ* freilich fest: sie wird noch deutlicher als durch die griechische Glosse durch arm. *ardar* 'gerecht' bezeugt. Aber eben dies Zeugnis verweist die Bildung ins Parthische, während in der persischen Sprache der Turfantexte, die den Sassanideninschriften des 3. Jh.s gleichzeitig ist, ausschließlich *ardāy* Abstr. *ardāyē(h)* auftritt — nach der oben S. 569 ff. gegebenen Darlegung die normale persische Entsprechung von parth. *ardāv*. Da außerdem im Psalter gegen zwei Belege für *'lt'dy* sechs für *'lt'y* stehen, ist der pseudohistorische Charakter des *d* auch in diesem Falle unbezweifelbar.

Weiter findet seine Erklärung das seltsame *lhmydy*, das für syr. *raḥmē* steht und zweifellos mit diesem identisch ist: das syrische Wort ist in die persische — besser: persisch sein sollende — Sprache des Psalters als Fremdwort aufgenommen, wie *tybwt'* = syr. *ṭaibūṭā* 'Güte'. Das von Barr 135b angesetzte 'Ideogramm eines Verbalstamms' *lhmyd-* ist zu streichen: *lhmydmn mdm* ist *raḥmē-mān aβar* 'Erbarmen über uns!' Ebenso ergibt sich *pyšydy* 'vor' als identisch mit mpT. *pyšy(y) pyšyh-*[1]), das eigentlich ein Abstr. von *pēš* 'vor' ist.

Zu den eindeutigen Fällen von pseudohistorischer Verwendung von *d* sind noch hinzuzufügen: *(s)wdy* 'Horn', das Henning mit Recht zu aw. *srvā-* np. *surū* stellt (*s* < ap. *ç* < iran. *sr*)[2]), *swd-* : *sōy-* 'führen', denominiert von np. *sō(y)* 'Richtung', und *ws'd-* : *visāy-* 'ruhen'. Mit *swdy* 'Horn' vergleicht sich die Namensform *hwslwdy* 'Chosrau' auf den Sassanidenmünzen: so wie dies nach den armenischen und griechischen Zeugnissen *xosrov* oder *xosrō* zu sprechen ist — ein **xusravē* (Barr 137b) oder **xosrovē* ist ausgeschlossen[3]) —, so wird auch hinter *swdy* die Lautung *sū*, hinter *blwy* 'Braue' *brū*, nicht „*bruvē*"[4]) stecken. Wird doch das phonetisch bedeutungslose *y* sogar dem syr. *mšyh'-y* 'Messias' angehängt[5]).

---

[1]) Mir. Man. II 355b s. v. *phypwrsydn*. Vgl. *pyšyhwt* 'vor dir'.

[2]) GGA 1935, 16, 7. — Was den von Barr 142a analog beurteilten Fall von *swtyhlyhy: sūδəkarē(h)* 'Gebet' angeht, so hat Bailey mittlerweile die Zugehörigkeit dieses Wortes zu mp. *sūt* und air. *sav-* gesichert (BSOS 7, 286).

[3]) Schon in einem um 300 n. Chr. anzusetzenden parthisch-manichäischen Brief steht die Form *xwsrw*, Mir. Man. III 859, 8. [S. die Nachschrift S. 587].

[4]) ZII 4, 274.

[5]) Ob in dem Ideogramm *'yty*: *hast* 'ist' das schließende *y* aus dem Altaramäischen überkommen oder im Pahl. neu zugesetzt ist, läßt sich nicht sicher ausmachen, vgl. jetzt F. Rosenthal, Die Sprache der palmyrenischen Inschriften 84 A. 1. Sicher liegt ein ursprünglich aramäisches Schluß-*y* in dem Ideogramm *mrwhy*: *xvatāy* 'Herr' vor. Doch wird dies nicht mit Markwart — danach meine Iran. Beitr. I 42 mit A. 1 (wo leider noch die Unform *xvatāδ* steht) und jetzt Barr 139a — als aram. *mārōhi* zu deuten sein. Vielmehr muß es mit der klaren Form in Einklang gebracht werden, die das Ideogramm im Sogdischen zeigt: *mr'y* d. i. aram. *mār'ī* (bzw. *mārī*) 'Monseigneur', entsprechend dem Pahlavik-Ideogr. *mr'ty* (: *bānūk*) 'Madame'. In beiden Fällen bezeichnet das *y* fraglos das aram. Possessivsuffix der 1. Sg. Die Form *mr'y*

Unser heutiges Wissen gestattet uns in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, von den pseudohistorischen die historischen Schreibungen, also diejenigen Formen abzusondern, in denen *d* zwar für ein gesprochenes *y* steht, aber an Stellen, wo dieses ein früheres *δ* fortsetzt[1]). Für den Verfasser des Psalters gab es diese Unterscheidung nicht; daß er solche Schreibungen nicht nur aus vorhandener Überlieferung nahm, sondern auch nach Analogie neu fabrizierte, zeigen Fälle wie *lhmydy* und die oben S. 574 f. aufgeführten Kollektiva. Jedenfalls hat keine einzige von diesen Formen selbständigen Überlieferungswert für die Sprachgeschichte.

Soweit die bisher besprochenen Erscheinungen Verben betreffen, hat W. Henning in seiner mehrfach zitierten, bahnbrechenden Monographie über das Verbum des Mittelpersischen der Turfanfragmente[2]) an gegebener Stelle auf sie Bezug genommen. Er geht auf dem von Tedesco und Lentz betretenen Wege weiter und folgert aus *xvāh-* (s. o. 565) und jüd.-pers. *bāhūi* 'Arm' mit $h < \delta$, das er mit Ps. *b'dwky* vergleicht, das Vorhandensein eines persischen Dialekts mit $h < \delta$, dem die entsprechend behandelten Worte in nordwest- und südwestiranischen Sprachen entstammen sollen[3]). Aber wir haben bereits festgestellt (s. o. 569), daß die Verteilung von δ, y, $h < \delta$ auf verschiedene Dialekte nicht weiter hilft: im Norden erscheinen $\delta\ y\ h < \delta$, im Süden $y\ h < \delta$ nebeneinander.

---

ist erst durch die sogdischen Handschriften vom Berge Mugh klar geworden (Sogdijskij Sbornik, Leningrad 1934, 34 ff.). Dadurch wird sie auch in der Subskription des zweiten altsogdischen Briefes erkennbar (Reichelt, Soghd. Handschriftenreste II 18), wo nach dem 13. Jahre des *čyrδsw''n mr'y* datiert wird; danach dürfte *čyrδsw''n* ein Personenname sein. Was nun *mrwhy* angeht, so wird man von der ebenso möglichen Lesung *mr'hy* ausgehen und darin eine graphische Wucherung aus *mr'y* < *mr'y*, mit der häufig bezeugten Ersetzung von pahlavik *alef* durch parsik *'ain*, erkennen dürfen.

[1]) Barr verzichtet in allen diesen sowie in den etymologisch noch ungeklärten Fällen auf Kennzeichnung pseudohistorischer Schreibung. So bei *'dwyny: aivēn* 'Gesetz', *glyd: griy-* 'weinen', *vyd'n: viyān* 'Zelt', *wyr'd: virāy-* 'festigen' (s. o. 567 Nr. 2), *wydyptk'n: v(iy)ēftayān* 'die Verirrten', *wydwtky* 'Brautgemach', das zu aw. *vaδū* (ai. *vadhū́*) sgd. *wdwh* (vgl. Sûtra des Causes et des Effets Gloss. 75 a s. v. *δβ'npn*) np. *bayō bayōg* 'Braut' gehört, *l'dy: rāy* 'um ... willen', *lwsw'dkl'n: rusvāykarān* 'Spötter', *myd'n: miyān* 'Mitte' (vgl. jetzt parth. *myd'n*), *n'dy: nāy* 'Flöte', *nšyd-: nišīy-* 'sitzen' gegenüber mpT. *nšyy-*, *p'drky* 'Opfer, Spende' arm. *patarag*. — Was *'pxš'd: aβaxšāy-* 'verzeihen' anlangt, so entspricht Baileys Kombination (JRAS 1930, 15) mit aw. *xšąmənē* 'sich mit etwas zufrieden geben' und einer Wurzel **xšāy-*, die sich zu ai. *kṣam-* verhält wie aw. *zāy-* zu *zan-*, der Bedeutung besser als irgend eine frühere Erklärung; die von Andreas (bei Lentz, ZII 4, 269, vgl. Henning, Verbum 188, 35) angenommene Verbindung mit arm. *apašxarel* 'bedauern, bereuen' scheitert schon an der Bedeutung. — Unklar bleiben das aus Frahang-Überlieferung stammende *'dyšmy* 'Mond', ferner *'hw'dšny* (vgl. sak. *āhvainā* 'desirable things', < **ā-hvăδana-ka*, Bailey, BSOS 6, 74?) und *wytwswdyt*.

[2]) der nur das Register fehlt.

[3]) l. c. 187.

7. Nun gibt es im Psalter etliche Fälle, in denen *d* nicht für *y* < *δ* oder *v*, sondern an Stellen aufzutreten scheint, an denen im Persischen Schwankungen zwischen *y* und *h* zu beobachten sind. So vergleicht sich *nyd't* 'gestellt', nach Barr (139b) = *niδāδ* oder *niyāδ* zu lesen, mit mp. np. *nihāδ*; in *nihāδ* sieht Barr nach Lentz (l. c. 297) Lehnwort aus dem Norden. Analog sind: *p'thš'dy* 'Herrscher' *p'thš'dyhy* 'Herrschaft' verglichen mit mpT. *p'dyxš'yy* 'Herrschaft', mpB. *pātixšāh* neben *pātixšāi*[1]), np. *pāδišāh* neben *pāδišā*; [*č*]*wr'dy* : *čurāy* 'Lampe' verglichen mit jüd.-pers. *čarā*, gegenüber parth. *čr'g* np. *čirāγ*; *gwk'dyhy* : *guyāyē*(*h*) 'Zeugnis' verglichen mit np. *guvā* < *guyāy* neben *guvāh*, s. o. 567 f.; *b'dwky* 'Arm' gegenüber jüd.-pers. *bāhūi* und ähnlichen Formen moderner Dialekte (np. *bāzū* ist entlehnt); [*w*]*ydyptk'n* 'die Verirrten' verglichen mit mpT. *vyštg* : *vēštaγ* < *viδēštaγ* neben paz. *vahāftaa*; endlich und vor allem — und damit kehren wir zum Ausgangspunkt zurück — die beiden Passivformen *'pswsydyndy* 'sie werden verspottet'[2]) und *včndydyndy* 'sie werden erschüttert', denen im Mittelpersischen der Bücher und der Turfantexte, im Pazend wie im Jüdischpersischen die Passivbildung mit *-ih-* gegenübersteht.

Wie sind diese Formen zu beurteilen? In allen Fällen wäre *h* als Lesung für *d* etymologisch möglich. Das würde bedeuten, daß im Psalter *d* nicht nur für *y*, sondern auch für *h* steht — und diese Konsequenz hat Henning[3]) für die beiden Passivformen — die danach *afsōsihēnd vizandihēnd* zu lesen wären — sowie für das oben S. 574 besprochene *ntlwnydy*, das er *pāyēh* liest, ausdrücklich gezogen. Aber dieser Schluß erscheint mir unvollziehbar. Die Annahme, daß der Verfasser des Psalters zwei unterschiedliche Lautungen mit Rücksicht auf ihre sachliche Zusammengehörigkeit mit dem gleichen Buchstaben bezeichnet hätte, würde ihm ein Maß von sprachgeschichtlichem Denken imputieren, von dem er weit entfernt war. Wenn in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle unzweifelhaft *y* für *δ* zu lesen ist, so müssen sich die wenigen scheinbaren Ausnahmen, die nicht unmittelbar durch anderweitig überlieferte Formen mit *y* interpretiert werden, dem fügen. Wie Barr mit vollem Recht für *nyd't* das sonst nicht belegte *niyāδ* konstruiert, wie durch die sichere Gleichung *lhmydy*=*raḥmē* Barrs Lesung *pāyē* für *ntlwnydy* gestützt wird, so ist nichts gegen die Lesungen **bāyūγ* für *b'dwky*, also auch nicht gegen *afsōsiyēnd vizandiyēnd* mit *-iy-* statt sonst allein bezeugtem *-ih-* einzuwenden.

Das damit aufgewiesene Nebeneinander von *-iy-* und *-ih-* läßt wiederum

---

[1]) Nyberg, Hilfsbuch II 179 f. — *p'dyxš'dy* 'Herrscher' Mir. Man. I 181 A. 1 ist ein künstlicher Archaismus.

[2]) Zu *afsōs* s. zuletzt Bailey, BSOS 7, 286: *sōs* < **sauk-s-*, einer Inchoativform von **sauk* — sehr plausibel (anders Nyberg, Hilfsbuch II 15 s. v. *apasōs*).

[3]) Verbum 211. 236 oben.

keine andere Erklärung zu als die zweier parallel entwickelter Formen der Hiatustilgung, deren phonetischer Unterschied freilich ganz gering gewesen sein wird.

Von hier aus erklärt es sich auch, wenn die mittelpersische Fortsetzung von air. *i* + *uz* 'hinausgehen', Inf. *uzītan*, im mpB. als Präsensstamm neben *uz-* und *uzāy-* noch *'wzyh-* : *uzih-* hat, das im mpT. allein erscheint, neben dem analog gebildeten *aδih-* 'hinzugehen' Ptc. *aδīδ*, vgl. parth. *'pyd* 'geschwunden'. Bartholomae hat die Analogie zur Passivbildung gesehen und spricht geradezu von 'Passivbildung ohne Passivbedeutung'[1]). Soweit braucht man nicht zu gehen. Bei der Bildung von *uzih- aδih-* war die Tendenz maßgebend, das in dem Präsensstamm *uz-* auf Null reduzierte Verbum kenntlich zu erhalten und es gegen die Flexionsendungen abzusetzen — also ebendieselbe Tendenz, die zur Passivbildung mit *-ih-* geführt hat.

Bevor ich diese Untersuchung abbreche, suche ich noch in den gleichen Zusammenhang eine in den Turfantexten und im Psalter zutage getretene orthographische Besonderheit zu rücken. Während air. *pati-* als Präverb und Pränomen im Parthischen bis auf wenige Ausnahmen als *pd*, *p'd* erhalten ist, ist seine Fortsetzung im mpT. und mpPs. eine sehr mannigfaltige[2]). Vor *k* und *p*(*β*) sowie einmal vor *xš* erscheint es als *phy* (neben seltenem *p'd* vor *k g*). Diesem *phy* entspricht np. *pai* (*päi*). Steckt nun hinter *phy* eine Lautung *pahi*, d. h. eine deutliche Abfolge von zwei Silben mit gehauchtem Einsatz der zweiten, wie etwa in pers. *dēhēm* < *dēδēm* διάδημα? Ich bezweifle es und nehme an, daß es sich nur um eine überdeutliche Bezeichnung für die auch nach Verstummen des Dentals fühlbar bleibende — vor stimmlosem Verschlußlaut stärker als sonst fühlbare — Getrenntheit der Laute *a—i* handelt: *phy* ist also *paï*. Danach ist im Psalter *phk'pt* 'gefestigt' als *païkāft* aufzufassen, und hinter der historischen Schreibung *ptbwr*[*s*]- 'lesen' steht als phonetische Wirklichkeit so *païβurs-* wie hinter mpT. *phybwrs-* (daneben *phypwrs-*)[3]).

---

[1]) Bartholomae, Miran. Md. 1, 33 f. Henning, Verbum 167 f., der „die Provenienz des *h* unklar" nennt.

[2]) Henning, Verbum 228—230, Nachtrag 253.

[3]) Eine ganz andere, nach dem hier Ausgeführten nicht aufrechtzuhaltende Erklärung von *ph* — < *paθi* vor augmentierter Form — bei Reichelt, Studia indoiranica 249. — Die Psalterform *p'twpl'sy*: *pātufrās* 'Vergeltung, Strafe' stellt das unmittelbare Vorbild der den Wandel *fr* > *h* aufweisenden parthischen Dialektform dar, die durch arm. *patuhas* vertreten wird; damit entfällt die komplizierte Erklärung Meillets (Esquisse 13). Zu *fr* > *h* vgl. jetzt O. Hansen, Das sakische Präverb *ha-*, OLZ 1935, 350—355. Ein parthisches **hārust* < *frārust* 'emporgewachsen', das genau zu sak. *hārstä* (Ptc. zu *hā-rud*, Hansen l. c. 351 oben) stimmt, wird durch arm. *harust* 'kräftig, mächtig' bezeugt; danach Nyberg, Hilfsbuch II 21 s. v. *arust* (l. *ārust*) und Hennings Bemerkungen GGA 1935, 14, 7—9 zu modifizieren.

Trifft diese Erklärung zu, so fällt zugleich ein Licht auf das in *phy* aushilfsweise verwendete hiatustilgende *h*. Der damit bezeichnete Laut war gewiß so unbestimmt und flüchtig, daß seine Unterschiedenheit von hiatustilgendem *y* schwer zu erfassen war. Die lautliche Differenz zwischen parth. *višāhēδ* 'er öffnet' und mp. *višāyēδ*, zwischen mpT. *diyāδ* 'er möge geben' und np. *dihāδ* — das nun nicht mehr als aus dem Norden entlehnte Form angesprochen werden muß — war so unerheblich, daß — wie schon oben S. 569 angedeutet — für die Wahl von *y* oder *h* in einzelnem Falle mehr der Zufall oder die orthographische Konvention als eine wirkliche Lautbeobachtung ausschlaggebend gewesen sein wird. Daher die zahlreichen Schwankungen innerhalb des gleichen Sprachgebiets, die durch Dialektmischung nicht zu erklären sind: es handelt sich hier garnicht um dialektologische Fragen.

Die Untersuchung ließe sich beträchtlich erweitern und müßte auf die Fortsetzungen der übrigen altiranischen Spiranten im Mittel- und Neuiranischen des Westens ausgedehnt werden. Doch dürfte das Gesagte ausreichen, um den Gesichtspunkt der spontanen Entstehung von hiatustilgendem *y* und *h* als fruchtbar erscheinen zu lassen. Und der Beweis dürfte erbracht sein, daß das mp. *-ih*-Passiv ein solches *h* zeigt. Damit ist der Beweis abgeschlossen, daß das mittelpersische die unmittelbare und regelrechte Fortsetzung des altpersischen Passivs ist, dem es im Aufbau aus Präsensstamm, Passivformans und aktivischen Flexionsendungen Stück für Stück entspricht.

2. Mittelpersisch *pahrēz-* 'bergen'.

Zu den ältesten und aufschlußreichsten manichäischen Texten in persischer Sprache, die in Turfan geborgen sind, gehört das aus vier Doppelblättern und einem einzelnen Blatt bestehende Fragment T III 260[1]), das große Stücke einer Lehrschrift über die Weltentstehung mit einem ebenso interessanten wie schwierigen Exkurs über Kalenderfragen[2]) enthält. Es gehört nach Ausweis stilistischer Merkmale mit den Resten des einzigen persisch geschriebenen Hauptwerks Manis, des Schapurakan, nahe zusammen und ist jedenfalls der ältesten Stufe der manichäischen Mission unter den Persern zuzuteilen. Nur das kalendarische Stück hat rund 300 Jahre später ungeschickte Interpolationen erfahren.

Zu den lexikalischen Besonderheiten, die dem kosmogonischen Text und den Fragmenten des Schapurakan gemeinsam sind, gehört der häufige und offensichtlich terminologisch feste Gebrauch des Verbums *pahrēz-*, Ptc. *pahrist*, kaus. *pahrēzēn-*, dazu das Abstr. *pahrēzišn* — und zwar

[1]) = Mir. Man. I.

[2]) Dazu Henning, SBPrA 1934, 33—35 und H. S. Nyberg, Texte zum mazdayasnischen Kalender (1934) 54—57, 76—80.

in einer Verwendung, die sich von der geläufigen Bedeutung des mpB. *pahrēz-* (*pahrēč*) Inf. *pahrēxtan*, np. *parhēz- parhēxtan* ‘zurückhalten, fernhalten; sich enthalten, sich fernhalten’[1]) aus nicht recht erfassen läßt.

Der Herausgeber gab als Bedeutung des Verbums ‘schützen, schützend leiten[2]), herrschen, bewahren; sich bewahren’, für *pahrēz* als Nomen ‘Bewahrung, Schutz’, für *pahrēzišn* ‘Schutzgeleit’; doch übersetzt er *pahrēz-* auch einmal mit ‘gedeihen’ (l. c. 202, 12). In ZII 9, 214 f. stellt er die Formen und Belege zusammen. Danach ist das Verbum *pahrēz-* von dem gleichlautenden Nomen abgeleitet, das nach Andreas vom Obliquus **pahrē* von *pahr* < aw. *pāθra* ‘Schutz’ mit *č*-Suffix gebildet ist. In *pahrist* erkennt Henning ein *-ist*-Präteritum von *pahr*; dem Kaus. auf *-ēn-* teilt er die gleiche Bedeutung zu wie dem einfachen Verbum. Np. *pahrēxtan*, eine Analogiebildung nach *gurēxtan* ‘fliehen’ u. ä., hat nur die intransitive Bedeutung ‘sich enthalten’ bewahrt. Von *pahrēz-* ‘schützen’ ist das einmal in einem Turfantext vorkommende *pahrēz-* ‘dahinfließen’ < **pati-raik-* zu trennen. — Nyberg spricht geradezu von einem neuentdeckten mitteliranischen Verbum *pahristan pahrēz* ‘schützen’ (l. c. 77).

Soeben hat nun Bailey das Wort eingehender besprochen[3]). Er geht von arab. *fihrist* ‘Katalog’ aus, das er als Arabisierung eines persischen **pahrist* < **patrašt* von **pati-raz-* ‘to arrange, order’ erklärt[4]). Das *pahrēz-* in T III 260 leitet er, unter Ablehnung der Verbindung des Nomens *pahrēz* mit aw. *pāθra*, von **pati-razya-* her und gibt ihm die Bedeutung ‘to direct, control, rule’. Davon trennt er zwei Ableitungen von **pati-raik-*: erstens — mit Henning — das von diesem nachgewiesene *pahrēz-* ‘dahinfließen’, zweitens — mit Nyberg — mpB. *pahrēč- pahrēxtan*, np. *parhēz- parhēxtan* ‘sich enthalten’.

Hierzu ist zunächst zu sagen, daß nach Hennings Darlegung über die mp. Vertretungen von ap. *pati-*[5]) nur *pd* und häufiger *py*: *pai*, keinesfalls aber *ph* vor *r* auftreten kann. Es ist danach schon aus formalen Gründen ausgeschlossen, *pahrēz-* sei es auf **pati-razya-*, sei es auf **pati-raik-* zurückzuführen. Henning hat denn auch, wie er mich wissen läßt, seine Herleitung von *pahrēz-* ‘dahinfließen’ aus **pati-raik-*[6]) aufgegeben. Die Bedeutung steht freilich an der einzigen Belegstelle fest. Sie findet sich in einem alphabetischen Hymnus des unveröffentlichten Fragments T II D

[1]) So Nyberg, Hilfsbuch II 168, mit etymologischer Rückführung auf air. **pati-raik-* (aw. *raēk-*).

[2]) Diese Bedeutung wurde wohl auf Grund der unten S. 586 zu besprechenden Psalterstelle angesetzt.

[3]) BSOS 7 (1935) 762 f.

[4]) Die Ableitung von *fihrist* aus *pahrist* habe auch ich schon im Kolleg vertreten, aber mit andrer Etymologie, s. u. 587.

[5]) S. o. 578 A. 2.

[6]) Verbum 177 unten.

120 a, wo die Zeilen R 2—9 — die Strophen *h*, *ḥ*, *ṭ* — nach Hennings freundlicher Mitteilung lauten wie folgt:

^{2}*h'n pr'ṭ 'y rwd'n* ^{3}*š'*[*h*]	jener Euphrat, der Flüsse König,
'zwš bwn ^{4}*b' z'yd*	entspringt aus seiner (?) Quelle,
hrw ^{5}[*dr*]*xt'n prwryd*	nährt alle Bäume
pd ^{6}*prd'b 'y xwyš*	mit seiner Machtfülle,
^{7}*ṭyzyh' phryzyd*	rasch fließt er dahin
^{8}*'wd pršynzyd pd* ^{9}[*wy*]*sp šhr*	und durchströmt[1]) alle Länder.

Offenbar setzt *pahrēz-* ein altes **pari-raik-* oder **para-raik-* fort, das mp. *parrēz-* oder — mit Haplologie — *parēz-* ergeben mußte und an dieser Stelle von dem geläufigeren *pahrēz-* — vielleicht nur graphisch — beeinflußt worden ist. Dasselbe Verbum ist in anderer Bedeutung im mpB. bezeugt: *parēč-* 'er läßt übrig, es bleibt übrig', dazu *parēxtak* 'Überschuß'[2]). Damit vergleichen sich buddh.-sgd. *'pr'yč*, *p'r'yč*, chr.-sgd. *pryč-*, sak. *parritc-* 'lassen, verlassen'[3]).

Von diesem einen, auf orthographische Unregelmäßigkeit zurückzuführenden Fall abgesehen, kann *pahrēz-* also weder mit *raik-* noch mit *raz(ya)-* zusammengebracht werden. Ich gehe nun dazu über zu zeigen, daß sich bei genauer Betrachtung der Verwendung von *pahrēz-* in den manichäischen Texten eine noch nicht erkannte spezielle Bedeutung ergibt, die sich ohne Schwierigkeit mit dem Gebrauch des Verbums in den mittelpersischen Schriften der Zoroastrier und im Neupersischen in Einklang bringen läßt, auch das arab. *fihrist* erklärt und die von Bailey vorgeschlagene Trennung zwischen *pahrēz-* 'leiten, herrschen' und *pahrēz-* 'aufgeben, sich enthalten' beseitigt.

In den manichäischen Texten bedeutet *pahrēz-* eine Tätigkeit, von der meist absolut, ohne Bezeichnung des Gegenstandes, auf den sie sich richtet, gesprochen wird. Sie wird erstens von Gottheiten, besonders von Sonne und Mond, zweitens von den beiden Protoplasten, Adam und Eva, drittens von der manichäischen Kirche und ihren Gliedern ausgesagt. Sie hat also im ersten Falle kosmologische Bedeutung, im dritten Falle betrifft sie ein der manichäischen Kirche obliegendes Handeln: beide Male muß eine positive, der Erlösung frommende, also gute Leistung gemeint sein. Umso schwieriger ist es, das gleiche Handeln von den Protoplasten ausgesagt zu denken — vor der Erweckung Adams, die erst im Menschen die Fähigkeit zum Guten hervorruft. Was für ein Handeln gibt es nach manichäischer Weltauffassung, das in diesem Sinne doppel-

---

[1]) Zu *paršinz-* Henning, Verbum 198.

[2]) Bartholomae, Miran. Mundarten 2 (1917) 11. 38ff. Zum sas. Recht 5 (1923) 7.

[3]) Benveniste, Essai de gramm. sogd. 2, 19. St. Konow, Saka Studies 166f. Besonders Tedesco, BSL 25 (1924) 61f. Zuletzt Benveniste, JA 223 (1933) 244 A. 1, der **pa-raik-* ansetzt.

deutig wäre, je nachdem ob es von den Mächten des Lichtes — wie den Göttern und der Kirche — oder der Finsternis — wie den Protoplasten — ausgeübt wird? So gestellt, legt die Frage die Antwort nahe. Es kann nur der zentrale Vorgang des Weltgeschehens im manichäischen Sinne gemeint sein, die Bergung des in der Welt zerstreuten Lichts, die, wenn sie seitens der Gottheiten und der Kirche geschieht, seiner Befreiung dient, wenn sie hingegen von dem noch unerweckten Menschen vollzogen wird, die Fesselung des Lichtes fortdauern läßt. Also heißt *pahrēz- pahrist* 'bergen', *pahrēzišn* 'das Bergen'. Das ist nun an den Textstellen zu zeigen.

Der Dämon der Begierde, die *Āz*, entschließt sich zur Bildung der beiden ersten Menschen, als sie „Sonne und Mond *pahrēzān*, beim Bergen[1]) erblickte und gleichfalls sah, wie[2]) die Gottheiten fortwährend auch Güte und Licht Gottes[3]), das sie ergriffen hat, aus der (Fesselung der) Begierde und dem Gesamtkosmos befreien (wörtl. reinigen) und es in die (Licht-)paläste[4]) *pahrēzēnd*, bergen und zum Paradies gelangen lassen."[5])

Für das Bergen des Lichtes durch Sonne und Mond, das durch ihre regelmäßigen Bewegungen am Himmel zustande kommt, wird mit Vorliebe das Begriffspaar *ǰār uð pahrēzišn* 'Umlauf und Bergung'[6]) verwendet. Während *yār* mit seinen Ableitungen im Awesta nur 'Jahr' bedeutet — z. B. *maiδyāirya* > arm. *mareri* 'Mittjahr' —, zeigt seine mittelpersische Fortsetzung eine ähnliche Bedeutungserweiterung wie mp. *āyām āvām*[7]) 'Zeit' < aw. *aibigāma* 'Winter'. In dem zum Schapurakan gehörenden Fragment M 473 I R, dessen mehrfach behandelte Zeilen 4—6 Henning trefflich ergänzt und erklärt hat[8]), heißt es in Z. 7—9 weiter:

'wš ps'č ǰ'r ǰ'r w ['w'm
'w'm xrd 'wd d'nyšn 'w [šhr[9])
pryst'd

---

[1]) nicht: 'schützend geleiten'.

[2]) *uš hangōn* (< *hamgōn*) *dīδ ku* — Henning: „und sie erblickte die *Wiedervereinigung, wo . . ."

[3]) *xwšn 'wd rwšnyy 'yg yzd'n*, sonst *rwšnyy 'wd xwšn 'yg yzd'n* (Henning: „Lichtheit der Götter") ist die persische Entsprechung von arab. *nūru'llāh waṭaijibuhū* Fihr. 331, 6, syr. (aus dem Griechischen) *nuhreh wṭaibūteh* (sc. Gottes) Severus von Antiochien hom. 123 (F. Cumont, Rech. sur le Man. 104, 1). Also gehört *xwšn* zu *xwš* 'gut' — aber die Form? Hier wie vielfach in den manichäischen und zoroastrischen Texten heißt *yazdān* 'Gott', nicht 'Götter'.

[4]) Junker, OLZ 1926, 876ff. Bailey, BSOS 7, 71.

[5]) Mir. Man. I 193, 2—9.

[6]) Henning: „Jahr (Umdrehung) und Schutzgeleit".

[7]) S. zuletzt Bailey, BSOS 6, 63.

[8]) Mir. Man. I 197 A. 2. „Darauf der *Xraδəšahryazd* [d. h. der Gott, dessen Reich der Nous ist, Jesus, vgl. Henning bei Polotsky, SBPrA 1933, 68 A. 5] — derselbe, der im Anfang dem männlichen Geschöpf, dem 'ersten Menschen', dem ersten [Mann] Nous und Wissen [gebracht hat] . . ."

[9]) So ergänzte Andreas, nach seiner Übersetzung bei Reitzenstein, Das mandäische Buch vom Herrn der Größe 50, zu schließen.

„und der auch hernach Mal um Mal[1]) und [Zeit] um Zeit Nous und Wissen in die [Welt] gesandt hat." Ebenso heißt es in M 49, einem gleichfalls dem Schapurakan nahestehenden Stück[2]), daß der Katechumene sich *j'r j'r*, einmal um das andere der Verletzung des Lebendigen enthalten soll[3]). In einer Hymnenhandschrift findet sich *dw j'r* 'zweimal, da capo' als Vortragsanweisung[4]). Ein von Lentz bearbeitetes Londoner Fragment[5]) schildert, wie ein Herrscher allen seinen Gästen *pd yk j'r*, auf einmal[6]) Wein und Fett aufwarten läßt. — Wenn dagegen mit Bezug auf Sonne und Mond von *jār* gesprochen wird, so bedeutet das die gemäß ihrer Bewegung sich gliedernde Zeit; ich schlage darum die Wiedergabe 'Umlauf' vor.

Der Dritte Gesandte soll für Sonne und Mond 'Umlauf und Bergung' einteilen (oder: gewähren) und so das Lichtbefreiungswerk in Gang setzen[7]). Er leitet daraufhin 'Licht und Güte' durch Umlauf und Bergung (*pahrēzišn*) seitens der Sonne und des Mondes und durch Obhut (*pahrēz*, s. u. 585) und Pflege der Götter hinauf[8]). Etwas später heißt es rekapitulierend, daß anfänglich die Götter nach Umlauf und Bergung, Zunehmen und Abnehmen von Sonne und Mond Zonen, Orte und Grenzen[9]) eingeteilt und so Tag, Nacht, Monat und Jahr in die Erscheinung haben treten lassen[10]).

Nicht ganz deutlich wird, zumal infolge mehrfacher Textzerstörung, die Verwendung unseres Wortes in dem eingangs erwähnten kalendarischen Abschnitt. In einem verstümmelten Satz wird der fünfmonatige Ablauf des Sommers zu 'Umlauf und Bergung' der Sonne in eine nicht näher erkennbare Beziehung gesetzt[11]); die Sonne 'birgt von oben her' in den fünf Monaten, die den fünf Tierkreiszeichen Widder bis Löwe entsprechen[12]); im Monat *Āδur* 'birgt' das ihm zugeordnete Zeichen der Zwillinge[13]).

[1]) Andreas l. c. 'Jahr um Jahr' — das ist sachlich unmöglich. — Türkisch entspricht *ödün ödün inmiš burxanlar qutï* 'die Glorie der Zeit um Zeit herabgestiegenen Propheten', A. von Le Coq, Türk. Man. III 42.

[2]) Der zweite Teil stellt sich nach der Erklärung des *Narǰamīγ* (meine Iranica 23 A. 4) als zusammenhängende Selbstaussage Manis dar.

[3]) Mir. Man. II 307, 8.

[4]) Mir. Man. II 332.

[5]) Sir Aurel Stein, Innermost Asia II 28 App. P.

[6]) Lentz: 'in einem Jahre'.

[7]) Mir. Man. I 179, 18ff.

[8]) ibid. 187, 5ff. (*darmān* hier zu verstehen wie arm. *darman*).

[9]) Die drei letzten Begriffe sind astronomisch zu verstehen; auch die Zonen sind am Himmel zu suchen (nicht: 'Weltteile').

[10]) ibid. 191 pu — 192, 5.

[11]) 191, 6—9.

[12]) 190, 14.

[13]) 189, 12. — Die Stelle 186, 6—9 ist wegen Textlücke unverständlich, 189 pu *č'wn 'č nxwstč xwrxšyd phryst bwd* verstehe ich weder grammatisch noch inhaltlich.

Umso klarer tritt die Bedeutung des Wortes hervor, wenn es im Schapurakan von Jesus heißt: wenn er die Welt — genauer: das am Ende der Dinge noch in ihr befindliche Licht — *pahrēzāδ*, bergen wird, dann wird man Tag, Monat und Jahr berechnen[1]) und Begierde und böse Lust werden zuschanden werden (*nizār rasāδ*)[2]). Beim jüngsten Gericht stellt Jesus die Frommen zu seiner Rechten *ẅ* [*hm*]*g*[3]) *yzd'n pd š'dyẖ phryzynd* „und die Götter alle nehmen (sie) voller Freuden auf."

Das 'Bergen' als Funktion der manichäischen Kirche wird in Hymnentexten erwähnt. So ist die Rede von den „Scharen der Electi und...[4]) in jedem Land und jeder Provinz, wohin sie gehen und 'bergen' werden"[5]). Dieselben beiden Begriffe stehen substantivisch nebeneinander in Strophe *s* des fast vollständig erhaltenen alphabetischen Hymnus S 9 V (d 12—17)[6]):

swgw'r 'wd n'f 'y xw'šty[7])
bw'dyš rwyyšn w phryzyšn
'brdr 'č qyš'n 'wd n'f'n
š'yhyd 'yn dyn 'rd'yẖ

Der Betrübte und die Sippe der Friedlichkeit,
ihr wird Fortgang und Bergung zuteil.
Höher als 'Dogmen'[8]) und Sippen
wird die Elektenschaft dieser Gemeinde erfreut.

Hier sind die Belege für das Kaus. *pahrēzēn-* anzuschließen, das keineswegs mit dem einfachen Verbum bedeutungsgleich ist. Es heißt vielmehr 'zum Bergen veranlassen, instandsetzen'. So heißt es in einer Litanei[9]): „Starke Götter und gepriesene Elemente, kraftvolle Helfer, tapfere *pahrēzēnāyān* und Bewahrer (*nihumbāyān*) des Volkes und des (!) Erwählten Gottes" — d. h. die ihr die Kirche 'bergen' laßt und bewahrt. Etwas weiter[10]): die Gottheiten sollen die Kirche „bewahren, behüten und *pahrēzēnānd* bergen lassen". Noch deutlicher heißt es in der Litanei

---

Nybergs Annahme, an den beiden letztangeführten Stellen sei von dem Schutze die Rede, den die Sonne den Zeiteinheiten — einmal dem Monat Āδur, das andremal dem Mittag — gewähre, so wie seine Auffassung von *hmbdyč* 189, 10, bedürfte weiterer Stützen. — Die Seitenüberschrift 188 *gwyšn 'yg phryzšn rwč'n* 'Rede (= λόγος, *mēmrā*) vom Bergen (der —?) Tage' ist wohl sekundär.

[1]) *handasānd*, vgl. Henning, Verbum 173 ('messen').

[2]) M 477 V 8—11. F. W. K. Müller, HR II 15.

[3]) Lesung von Henning.

[4]) Unsichere Lesung *m'nyst'n'n* 'Klöster' — man erwartet eher 'Klosterinsassen'.

[5]) Mir. Man. II 323, 1—3.

[6]) Salemann, Izv. Imp. Akad. Nauk 1912, 10. 13.

[7]) Eine sehr seltsame Deutung dieses Begriffes gibt soeben Herzfeld, AMI 7 (1935) 129 A. 2.

[8]) δόγματα heißen die 'falschen' Religionen in den koptischen, *kēšān* in den persischen Manichaica. Sehr bemerkenswert ist es, daß der manichäische Sprachgebrauch, indem er *kēš* nur für die fremde, irrige Lehre verwendet, dem Gebrauch von *ṯkaēša* in den Gathas (y. 49, 2. 3) genau entspricht, während das Wort im jüngeren Awesta die rechtgläubige Lehre und ihren Lehrer bezeichnet.

[9]) S 7 b 15, Salemann l. c. 4—6.

[10]) S 7 c 4—6.

M 4 S. 5, 1—6[1]): „Vater Mihryazd, Erlöser und Wohltäter, mit dem guten Frēδōn und allen Engeln! Sie mögen schützen und bergen lassen die hl. Kirche, den seligen ἀρχηγός, den Herrn guten Namens."

Diesem positiven Sinn von *pahrēz-* steht die negative Bedeutung gegenüber, die sich ergibt, wenn die Träger des dadurch ausgedrückten Handelns die Protoplasten sind. In dem großen kosmogonischen Text heißt es von ihnen: als sie begannen *aβar zamīγ pahrēzān*, auf der Erde zu 'bergen', d. h. Speise und Trank und damit Lichtteile in sich aufzunehmen, da erwachte in ihnen die Begierde: nämlich durch die mit den Lichtteilen vermischten teuflischen Ingredienzien, die sie sich einverleibten[2]). Sie begannen Quellen zu graben (?), Bäume und Pflanzen zu beschädigen — um nämlich Trank und Speise zu gewinnen — und in großer Raserei[3]) auf der Erde zu 'bergen' und gierig zu werden[4]). Wenn ein Kind zur Welt kommt, so lebt es und 'birgt': d. h. es beginnt Nahrung aufzunehmen[5]).

Neben der Sonderbedeutung des Verbums erscheint das Nomen *pahrēz* im gleichen Text auch in dem allgemeineren Sinn von 'Obhut' und 'Achtsamkeit'. So heißt es von den Lichtelementen, daß sie *pd xwyš phryz*, in seiner — Ohormizds — Obhut sein werden[6]); ein weiteres Beispiel lernten wir schon kennen (oben 583). Und in einem breit ausgeführten Vergleich werden die Handwerker[7]) gelobt, die *pd xwyš phryz*, vermöge ihrer Achtsamkeit ihr Material zusammen und geordnet halten[8]). Dazu treten zwei einander entsprechende Stellen des Zarēr-Romans, 80 und 107, wo zu Zarēr gesagt wird: Geh nicht in den Kampf, denn du bist ein Kind und verstehst nicht *razmān pahrēč*, die Achtsamkeit im Kampf (Pagliaro: non conosci l'arte di difendersi nel combattimento bzw. tu non conosci la difesa nel combattimento)[9]).

Aber die Bedeutung 'bergen, Bergung' läßt sich auch in der zoroastrischen Literatur nachweisen. Im Šāyast nē šāyast 2, 8 (34 Tavadia) wird erörtert, wer zur Bergung einer Leiche befugt ist: *har kē pahrēč i*

---

[1]) F. W. K. Müller, HR II 55.

[2]) Die Erregung der Begierde durch Speiseaufnahme wird ausführlich in einem türkischen Text geschildert: A. von Le Coq, Türk. Man. I 16 f.

[3]) *xišm* — das ist mehr als 'Zorn'.

[4]) Mir. Man. I 200 letzter Absatz.

[5]) ibid. 202, 12.

[6]) ibid. 186, 2/3.

[7]) Zu *qrwg* vgl. Bailey, JRAS 1934, 512f. 518.

[8]) ibid. 203, 26.

[9]) A. Pagliaro, Il testo pahlavico Ayātkār-i-Zarērān (R. Accad. dei Lincei, Rendiconti della Classe di Scienze morali etc., Ser. VI vol. 1, 1925, 550—604) 584. 594. E. Benveniste, Le mémorial de Zarēr (JA 220, 1932, 245—293) 279. Benveniste muß, um das von ihm vorausgesetzte Metrum zu gewinnen, in § 80 6 von 24 Worten, darunter *razmān*, streichen und *ēstēt* in *ēstēh* ändern.

nasāy dānēt šāyēt „wer immer sich auf die (rituell korrekte) Bergung einer Leiche versteht, darf es". Dazu hat Tavadia mit Recht auf Gujastak Abāliš 5, 7 (18, 2 Barthelemy = K 20, 293$_5$) verwiesen, wo *pahrēxtan* synonym mit *apē burtan* vom 'Bergen' d. h. Fortschaffen von Schmutz gebraucht wird. Für eine im religiösen Sinn positive Handlung wird das Wort im Zarērbuch 24 von den Magiern gebraucht, *kē āp u ātaxš i vahrām yazēnd u pahrēzēnd*[1]) „die das Wasser und das Bahrāmfeuer verehren und hüten".

Hier ist auch die Verwendung des Verbums im Pahlavi-Psalter zu erwähnen. In Ps. 135, 16 steht für syr. *laḏḏabbar ʿammeh bmaḏbrā* „dem, der sein Volk in der Wüste leitete": *mnw phlysty lmy zy npšḫ byn wyḏ'p'n*: *kē pahrist ram i xvēš andar viyāβān* „der sein Volk in der Wüste behütete"[2]). Der Verfasser hat also das syrische Wort frei wiedergegeben; für die Bedeutung von *pahrist* ergibt sich aus der Stelle nichts.

Doch hat im Buchpahlavi das Wort[3]) wesentlich häufiger die Bedeutung 'sich hüten vor (*hač*), sich enthalten', die im Neupersischen allein lebendig geblieben ist und sich auch einmal in einem notorisch späten manichäischen Text[4]) findet: „Fleisch und Wein genießen wir nicht, *'č* [*zn*] *dwr phryzym*, von Frauen halten wir uns fern"; *zn* hat Henning glücklich ergänzt — *dūr pahrēxtan hač* in gleicher Bedeutung ist Mx. 2, 93 belegt.

Es wird genügen, den Sprachgebrauch des Buchpahlavi an einigen Beispielen zu erläutern, die den Glossaren von West zum Mēnōīk xrat[5]) und von Justi zum Bundahišn entnommen sind.

Das Verbum *pahrēxtan* erscheint im Mx. mehrfach in der Verbindung mit *hač vinās* 'sich vor der Sünde hüten' Mx. 2, 88; 37, 29. 32. 34. Dieselbe Wendung erscheint im Eingang des Patīt i xvat[6]), wo demgemäß *plyčyt*

[1]) Pagliaro 566. Benveniste 259, der metri causa in § 24 10 von 35 Worten, darunter *āp u*, streicht, eins hinzufügt und *sālak* in *sāl* ändert.

[2]) SBPrA 1933, 115 a. 145 b.

[3]) Geschrieben paz. *paharēxtan* mpB. *pahlyhtn*, nach der von Bartholomae, WZKM 21 (1907) 1 ff. aufgewiesenen Regel, daß *ă* vor *h* (= *h* oder *x*) + *l* (= *r* oder *l*), gelegentlich auch vor *h* + *m n* plene geschrieben wird.

[4]) Mir. Man. II 304, 16. Zu diesem Text vgl. meine Iranica 68—83.

[5]) So, *mēnōīk* (nicht *mēn i*, *mēnōk i*, *mēnūk i*, *mēnōkē*) ist zu lesen, wie Fr. Müller nachgewiesen hat — zuletzt WZKM 7, 379 — und zwar auf Grund von Kap. 12, 4 (27, 13 Andreas), wo das Wort, bestätigt durch skr. *tat yat paralokīyam*, am Satzende vor Interpunktion steht, also weder Izafet nach sich haben noch einen alten Obliquus aufweisen kann; die Schreibung der Kopenhagener Hds. *mynwg y*, die sinnloserweise auch an dieser Stelle erscheint, ist also verkehrt. — Der vollständige Titel des Traktats ist, mit schlagender Emendation des ersten Teils durch Markwart, statt *dyn' y mynwg y xrt* herzustellen als *d'n'k w mynwyk xrt* : *dānāk ut mēnōīk xrat* 'Der Weise und die himmlische Vernunft'.

[6]) 309, 2 Spiegel (Trad. Lit. der Parsen) = K 20, 340$_2$. Der Passus fehlt in der Parsi-Version (Spiegel, Gramm. der Parsisprache 156).

in *pahlyčyt* zu verbessern ist. Im gleichen Sinne werden zusammengesetzte Ausdrücke verwendet: *pahrēč nimūtan* Mx. 31, 8, *pahrēč kartan* 37, 35. Als Nom. ag. erscheint *pahrēxtār* 'sich enthaltend, zurückhaltend von' Mx. 2, 50.

Das Nomen *pahrēč* im Sinne von 'Schutz, Obhut' findet sich Mx. 52, 14: *nāmčišt pat pahrēč i āp ut ātaxš ut urvar vēš tuxšēt* „namentlich bemüht euch eifrig um den Schutz von Wasser, Feuer und Pflanzen." — In der Szene vom Tode des Urrindes — sie ist ganz aus Yasna 29 herausgesponnen — fragt die 'Seele des Rindes': „Wer ist der Mann, von dem du sagtest: ich schaffe ihn, *tāk pahrēč gōwēt*, damit er Schutz verkündet". IrBd. 46, 11 = IndBd. 12, 7, entsprechend 47, 3 = 12, 15; vgl. auch 91,2[1]).

Von dem Nomen *pahrēč* 'Obhut, Schutz, Achtsamkeit' ergeben sich für das zugehörige Verbum die Bedeutungen 'hüten, bergen (= 'aufnehmen' oder 'beseitigen'), schützen', und mit oder ohne *xvēštan* in reflexivischer Bedeutung 'sich hüten vor, sich enthalten'. Diese Bedeutungsentfaltung, die in sich unmittelbar verständlich ist, genügt allen angeführten Stellen sowohl der zoroastrischen wie der manichäischen Texte. Sie zwingt zu dem Schluß, daß das Verbum *pahrēč-* ein Denominativ ist, daß *pahrēxt* und *pahrist* zwei nebeneinander stehende Präteritalbildungen zu *pahrēč-* sind, und daß das Nomen *pahrēč* tatsächlich von *pahr* < *pāθra* abgeleitet ist; ob mit Andreas in dem *ē* eine alte Obliquusendung zu sehen ist, an die das Suffix *-č* getreten wäre, mag man füglich bezweifeln — die Bildung ist jedenfalls die gleiche wie bei mp. *dahlēč* (arm. *dahlič*) 'Halle' < ap. *duvarθi-*. Arab. *fihrist* (s. o. S. 580) auf **pati-raz-* zurückzuführen, ist sowohl um der Lautverhältnisse wie um der Bedeutung willen nicht angängig. Es ist aus *pahrist* 'geborgen' umgebildet; die Bedeutungsentwicklung ist nicht, wie Bailey wollte, 'Aufgestelltes' > 'Katalog', sondern 'Geborgenes' > 'Inventar'.

Nachschrift zu S. 575. Während der Korrektur erhalte ich durch die Freundlichkeit J. Tavadias eine Schrift, die zwei Aufsätze von ihm und O. Hansen enthält und vom Verlage J. J. Augustin zum Internationalen Orientalistenkongreß in Rom veröffentlicht worden ist. Hansen macht im Anschluß an J. Markwart den — mir höchst bedenklich erscheinenden — Versuch, aus dem kleinen mp. Buch vom Schachspiel (dessen Entstehungszeit doch ganz unbekannt ist!) geschichtliche Angaben zu ziehen. Er bespricht am Schluß die Namensform *hwslwd(y)* auf den Münzen. Chosrau's I., den er 'Xusrōy' schreibt. Er ist geneigt, **xusrōhē* zu lesen, von einer hierzu erst erschaffenen thematischen Weiterbildung **husravaha-* von **husravah-*. Dies **xusrōhē*, so fährt er fort, „war offenbar auch die unmittelbare Veranlassung, *-d* (*-h*) zu schreiben, in Anlehnung an Fälle wie mp. *xvāh-* 'wünschen'; das mp. Passivformans *-yh-* (Turfanpsalter *-yd-* (?)); mp. *mwdr*: *muhr*." Das ist mir nur zum Teil verständlich. Die Schreibung *mwdr* — die ja aber eine wirkliche ältere Lautung *muδr*

[1]) Dagegen ist *pahrēč* IrBd. 10, 13 nach IndBd. 44, 2 in *pahlom* zu verbessern. Justis Lesung *parhēxtišn(ēh)* 19, 6. 19 hat bereits Bartholomae, IF 38 (1917/20) 4 A. 1 nach IndBd. 66, 13; 67, 14 in *fraδātišn* 'Hilfe' verbessert.

'Siegel' ausdrückt — für *muhr* könnte freilich zur Schreibung *d* für *h* Veranlassung gegeben haben (warum wird das reiche Material des Psalters und der Inschriften nicht berücksichtigt?); aber das gilt doch nicht für *xvāh-* (s. o. 565) mit seinem schon im mpT. geschriebenen *h*, wenn dieses auch älteres *d* fortsetzt. Und was bedeutet zwischen diesen beiden Beispielen die Anführung des Passivformans? Trotz des Fragezeichens wird der Anschein erweckt, als sollte das *-yd-* des Psalters für das Ursprünglichere gegenüber *-yh-* gelten — was doch außer aller Möglichkeit ist.

Die Schreibung *hwslwdy* setzt, so sagt Hansen weiter, den Wandel *-d-* > *-h-* voraus. „Zur chronologischen Bestimmung dieses Wandels ist es von Bedeutung, daß schon auf einer Münze des Partherkönigs Ὀσροης (107—130), des Bruders des Pakoros II., die Schreibung חוסרודי bezeugt ist (Levy ZDMG. 21, 454 Anm. und Justi, Iran. Namenbuch p. 134 (Nr. 6)." Offensichtlich hat Hansen nur Justis „Xusrūdī" transkribiert und Levys Aufsatz nicht vor Augen gehabt. Dieser gibt als Legende der fraglichen Münze חסרודי אירן מלכא — nach Chwolson, Achtzehn hebräische Grabinschriften aus der Krim (Mém. Acad. Imp. de St. Pétersbourg sér. 7 tom. 9 Nr. 7) S. 64. Dieser hatte von der Münze Kenntnis durch Dorn, der sie seinerseits nur aus einer Beschreibung ihres Besitzers Bartholomaei kannte. Veröffentlicht ist sie nicht. Dr. W. Hellige vom Münzkabinett der Staatlichen Museen, dem ich für seine Hilfe herzlich danke, hat festgestellt, daß sie weder in den späteren Münzveröffentlichungen Dorns auftaucht noch ihresgleichen in den Katalogen der parthischen Münzen von P. Gardner und W. Wroth hat; auch Head, Hist. numm.[2] 821, weiß nichts von ihr. Und das ist nicht verwunderlich: wer nur ein wenig mit iranischen Münzen zu tun gehabt hat, wird die Mitteilungen über dies Stück mit Befremden aufnehmen. Zunächst fällt auf, daß mit keinem Wort von dem Porträt und der griechischen Legende die Rede ist, die ausnahmslos alle parthischen Münzen zeigen; mit Chwolsons Angabe, daß die Schrift fast wie Quadratschrift aussehe, ist nichts anzufangen. Daß es sich um eine parthische Münze handle, wird durch die Titulatur als solche und durch *'yr'n* statt *'ry'n* ausgeschlossen. Der Titel führt in sassanidische Zeit — zu dem auffälligen, aber immerhin bezeugten *mlk' 'yr'n* statt *mlk'n mlk' 'yr'n* vgl. R. Vasmer, Num. Chron. ser. 5 vol. 8 (1928) 256 —, paßt aber wieder nicht zu den beiden Chosrau, auf deren Münzen keine Titulatur mehr erscheint; auch die Defektivschreibung der ersten Silbe des Namens ist unerhört. Von diesem Zeugnis wird man also besser die Hände lassen. Es bleibt dabei, daß die Schreibung *hwslwdy* erst im 6. Jh. belegt ist; daß sie **xusrōhē* bedeute, wird durch das oben S. 575 A. 3 zitierte, von Hansen ebenso wie die armenischen Formen außer acht gelassene *xwsrw*, das mindestens 200 Jahre früher bezeugt ist, ausgeschlossen. — Vgl. noch Herzfeld, AMI 7 (1934) 54 f.

Zur ugrischen Etymologie.

Von

Y. H. Toivonen (Helsinki).

Ung. *áll.*

Ung. *áll* 'Kinn' wird gewöhnlich mit wog. *ūlś* 'Kinnlade', ostj. *ǭŋəǫ̇ə̯u̯* usw. id., wotj. *aŋläs* 'Backenbein, Kinnbacken', tscher. *oŋlaš* 'Unterkiefer, Kinn', mord. *ulo, ulă* 'Kinn' und lp. *oalol* 'mala, gena' verbunden (s. z. B. Uotila „Zur geschichte des konsonantismus in den permischen sprachen" 373 und die daselbst erwähnte Literatur; etwas abweichend in Gombocz-Melich MESz. 74). Diese Verbindung bedarf aber in einiger Hinsicht einer Berichtigung. Es gibt nämlich im Lappischen ein Wort, das in diesem Zusammenhang nicht außer Betracht gelassen werden darf, und die Heranziehung dieses Wortes führt dazu, daß die erwähnte Wortgruppe in zwei Sippen zerfällt.

Mit ostj. (Karj.)DN *ǭŋəǫ̇ə̯u̯*, V, Vj. *ǫ̆ŋəl̓ᶜ*, *ǫ̆ŋə̂ll̆ǫ̆χ̣*, Trj. *ᶜūŋə̂∧*, *ᶜūŋə̂∧∧ǫ̆χ̣* 'Kinnlade', Kaz. *ǫ̆ŋə∧*, O *ǫ̆ŋəl* 'Mund', wotj. S *aŋläs* 'Backenbein, Kinnbacken', MU *anles*, MU, J, M, U *aŋges*, U *aŋdes, andes* 'Kinn' und tscher. KB *oŋg̊ə̂laš*, U *oŋlaš* 'Unterkiefer, Kinn' ist aus dem Lappischen zweifelsohne folgendes Wort zu verbinden: lpN (Friis) *aldna* (Gen. *alna*) 'gingiva; Tandgar uden Tænder (paa Børn og Gamle), Gomme', (Niels.) P *âl^{â}gŋâ* (Akk. *ǎlŋâ*), Kr. *âl̓^{â}ᴳŋâ* (Akk. *ǎlŋâ*), Kt. *a̯lˈᴅna̯* (Akk. *a̯lnà*) 'the part of the gum which corresponds to each tooth', L (Wikl.) *aǰna-* 'zahnloser Kiefer', (Itk.) Ko. *e̯lˇŋ^{a}* (Gen. *ēlŋa*), Nrt. *e̯lṁ^{a}*, *eū̆ṁ^{a}*, T *ʌлʌaŋ́* 'Zahnfleisch'. Diese Wörter gehen auf eine fiugr. Form mit inl. **-lŋ-* bzw. **-ŋl-* zurück (vgl. lpN *ǰâlŋis* 'stump of a tree' ~ ostj. *i̯ǫ̆ŋkᶜə∧* 'Windbruch').

LpN (Friis) *oalol* (Gen. *ollula*) 'mala, gena; Kjæve, Kind', S (Lind.-Öhrl.) *ålol, ålolm* 'maxilla; kindbåge', L (Wikl.) *ōlūl* 'Wange eines Tieres', (Gen.) Kld. *oal'-tāχt*, Nrt. *oal-dāχt*, T *oala-(t)āi̯kte* 'Kinnbackenknochen' ist wohl mit mordE *ulo*, M *ulă* 'Kinn' und vielleicht mit wog. (Kann.) T *o̯lˈś̓*, KU *ūлᵗś̓*, KM, VS, LU *ūlś̓* usw. 'Kinnlade', ostj. (Karj.) Ni. *ūl̓əś* id. (< wog.?) zusammenzustellen; fiugr. Ausgangsform **ɜlɜ-*.

Zu welcher Sippe ung. *áll* gehört, ist nicht ganz leicht zu entscheiden. Vielleicht deutet sein *ll* jedoch eher auf eine Konsonantenverbindung als auf bloßes **-l-* (vgl. ung. *kell* ~ lp. *gâl'gât*, ung. *mell* ~ lp. *miel'gâ*,

ung. *toll* ~ lp. *dol'ge*) und somit auf die zuerst erwähnte Wortsippe, obgleich der Vokal *á* vielleicht leichter mit dem Vokalismus der zweiten Sippe zusammenzupassen scheint.

Ung. *evet.*

In FUF XXII 161 habe ich ostjaksamoj. *tabék, täpäk, täpäŋ* 'Eichhorn' als eine mögliche Entsprechung von ung. *evet*, ält. *evét* 'Eichhörnchen' angesehen unter der Voraussetzung, daß ung. *-t* und ostjaksamoj. *-k, -ŋ* verschiedene Suffixe sind und daß das Wort ursprünglich im Anlaut ein **s-* oder **š-* gehabt hat. Indessen scheint ein ostjakisches Wort dem ungarischen *evet* näher zu stehen, nämlich der erste Teil der Benennung (Páp.-Munk.) *jivel lenke* 'лѣтучая бѣлка (röpülő evet)', (Karj.) DN *īməṭ ṭáŋɢɜ*, Fil. *nīmət'š̌ tȧŋkɜ*, V, Vj. *īu̯əʿḷäŋkʿì*, Trj. *i̯īpʿəṭ Λ̯aŋkʿì* 'Flugeichhörnchen' (*ṭȧŋɢɜ, ḷäŋkʿì* usw. 'Eichhörnchen'), welches offenbar auf ein urostj. **i̯īpət* zurückgeht. Wenn dieses wirklich richtig wäre, müßte das auslautende ung.-ostj. *-t* aus einem langen **-t̄* erklärt werden und im Ungarischen Schwund des anlautenden **i̯-* vor *e* vorausgesetzt werden, wie er z. B. in *év* 'Jahr' (~ lp. *jâkke*) offenbar vorliegt.

Ung. *lolu.*

Das ungarische Dialektwort (MTSz.) *lolu* (*lol*ja, *lol*va) 'sódor, sonka; torkospecsenye (a disznó torkán az álltól a két első lábig terjedő széles, lapos hús)', ält. (MNytSz.) *loll* 'Vorderschinken', welches von Mészöly (Szegedi Tudományos Könyvtár I 34, s. auch Szinnyei Magyar Nyelv XXII 316, NyH [7] 144, Horger Magyar Nyelv XXIII 499) mit wog. (Ahlqv.) *lai̯l, lagi̯l, lail, li̯el* 'Fuß', (Munk.-Szil.) K, LM *lōl*, N *la'ìl* id. zusammengestellt wird, hat auch im Ostjakischen eine Entsprechung: (Páp.-Munk.) *laχèl* 'ладонь (tenyér)', (Paas.-Donn.) J *làɜ̂l* : *kȯ̯t-làɜ̂l* 'Rückseite der flachen Hand, Zwischenraum zwischen der flachen Hand und der Handwurzel', (Karj.) DT *lāγ̨ə̂l* 'Pfote, Tatze; Handteller (des Menschen)', V, Vj. *ḷāγ̨ə̂ḷʿ* 'die flache Hand', Trj. *ḷā̊ʸəḷʿ* : *ʿa̯mʿḷ.* 'ein Stickornament (Hundspfote)', *kʿŏ̆ṭʿḷ.* 'die Fingerwülste (fi. kämmenpää)'.

Ung. *márt.*

Wenn die Verbindung ung. *márt* 'tunken, tauchen, eintauchen' ~ wog. (Munk.-Szil.) LM *mūri, mūrmi* 'versinken', *mūrsi* 'untertauchen', (Ahlqv.) *mursam* frekv., *muremam* mom. id. richtig ist (s. z. B. Budenz MUSz. 603, Szinnyei NyH [7] 151), muß natürlich noch ostj. (Paas.-Donn.) *ma̯r̀àγ̨ḷəm, ma̯r̀àγ̨ḷə·ḷḷəm* 'sinken', (Ahlqv.) N *mortem* 'naß werden', *moratttem* 'eintauchen, eintunken', *marttem* usw. 'tauchen, untertauchen', (Karj.) DN *mă̯r-*, Trj. *mă̯r̨-*, V, Vj. *mvrà-*, Ni. *mŏ̯r-*, Kaz. *mŏr-*, O *mvr-* (pass.) 'naß

werden', Trj. *mə̑rə̑γ^ə̑t̮* $ā_{γ^3}$ 'ein-, nieder-, versinken (ins Wasser, z. B. ein Boot beim Beladen); erlöschen (die Röte)' usw. in diese Wortsippe eingereiht werden.

Ung. *üsző*.

Ung. *üsző* (*ize*, *isző* usw.) 'Färse, junge Kuh' wird gewöhnlich mit wog. (Munk.) LM *vōsi*, N *vāsi̯* (*vāsχ-*) 'Renntierkalb, Elentierkalb', (Kannisto bei Szinnyei) *βē̮si̯γ* 'rénborjú', mord. *vaz* 'Kalb', lpKld. *vū¡ss*, Nrt. *vua¡ss*, T *vī¡sse* 'kleines Renntierkalb, bis es um den Peterstag neues Haar bekommt', I *vuõse* 'Kalb' und fi. *vasa* 'einjähriges Renntierkalb', *vasikka* 'Kalb' verbunden (s. z. B. Munkácsi AKE 618, Szinnyei NyH 7 143). Eine solche Verbindung ist jedoch lautlich sehr bedenklich. Die mordwinischen, lappischen und finnischen Wörter gehören zwar sicher zusammen und gehen auf eine gemeinsame Ausgangsform **vasa* zurück, aber von einer solchen Form lassen sich wog. *vōsi*, *vāsi̯*, *βē̮si̯γ* nicht und ung. *üsző* kaum ableiten. Der vordere Vokalismus im Ungarischen macht es schwer, obgleich vielleicht nicht ganz so unmöglich wie das inlautende *-s-* im Wogulischen. Die Entsprechung des mord.-lapp.-finn. unmouillierten **s* (< fiugr. **s*) ist ja im Wogulischen bekanntlich in der Regel ein *t* (vgl. z. B. fi. *kuusi*, lp. *guossâ*, mord. *kuz* 'Fichte' ~ wog. χ̮ʌβt, *kayt* oder fi. *pesä*, lp. *bæsse*, mord. *ṕize̮*, *ṕizə̑* 'Nest' ~ wog. *pit'*, *pət'* usw.), nicht ein *s*, welches bekanntlich der Vertreter eines fiugr. moullierten Sibilanten ist (vgl. z. B. mord. *komś*, wotj.-syrj. *kiź* 'zwanzig' ~ wog. *kus*, *χu̮'z* oder wotj. *uzveś*, syrj. *oziś* 'Zinn, Blei' ~ wog. *ɛtkü̮š*, *ātβə̑s* 'Blei'). Somit muß wog. *βē̮si̯γ* usw. entschieden von den mordwinischen, lappischen und finnischen Wörtern ferngehalten werden.

Ung. *üsző*, *isző* usw. und wog. *βē̮si̯γ* können vielleicht zusammengehören, obgleich auch dies wegen des Vokalismus nicht ganz sicher ist: das wogulische Wort scheint nämlich hintervokalisch zu sein (urwog. **a̮*?). Dazu ist noch eine Möglichkeit in Betracht zu ziehen: wog. *vōsi*, *vāsi̯*, *βē̮si̯γ* 'Renntierkalb, Elentierkalb' kann möglicherweise zu mord. *vaše̮*, *vaše̮* 'Füllen, Fohlen', lpN *vača* (pl. *vačamak*) 'Hunren, 2aarig eller ældre, som følger Moderen', L *vāčau*, *vāča* (*vāɔčame-*) 'dreijährige od. ältere Rennkuh', Kld. *vāṕž́* (Gen. *-ṕt'švm*), T *vāᵈ'ž́* (*-d't'šamᵉ*) 'junge Renntierkuh' und fi. *vaadin* 'dreijährige Renntierkuh' gehören. Sein inlautendes *-s-* scheint gut mit dem lappischen *-č-* < **t'ś* (bzw. **t'š́*) zusammenzustimmen, während fi. *t* ~ *d* und mord. *-š-* auf ein urspr. **-ṯš-* deuten (über solche Vermischungen zwischen den verschiedenen Affrikaten s. Verf. FUF XIX 245—246). Ist diese Verbindung richtig, so kann ung. *üsző* nicht mehr mit dem wogulischen Worte zusammengestellt werden.

Jedenfalls ist also die für das ungarische Wort vorgeschlagene Etymologie teils unrichtig, teils sehr unsicher.

Ostj. *lüs*.

In dem von Munkácsi aus dem Nachlasse K. Pápais (NyK XXVI) veröffentlichten „Déli osztják szójegyzék" kommt ein Wort *lüs* 'черемуха (zelnicze)-kenyér (lepény)' vor, von welchem Karjalainen folgendes notiert hat: V *l̥ù̇s* 'aus Ahlkirschbeeren (ohne Mehl) angefertigtes „Brot" (die Beeren werden kleingehauen, zu einem Brot geformt und über Holzfeuer gebacken)', Vj. *l̥ù̇s*, VK *l̥ù̇'s*, Vart. *ʟù̇'s*, Likr. *ϑù̇s*, Mj. *ʌ̥ìs* : *i̯om ʌ̥ìs* 'Ahlkirschbrot' (*i̯om* 'Ahlkirsche'). Die urostjakische Form ist etwa **lùs* gewesen, das auf ein früheres **lȣ̈ś* zurückgeführt werden kann.

Dieses Wort scheint mit dem folgenden, fast gleichbedeutenden syrjäschen Worte zusammenzuhängen: (Wiedem.) *l'az* 'eine Speise aus Traubenkirschen', (Schachov) *l'az* 'сладкое кушанье из сушеной черники либо черемухи', (Wichm.) V, S *l'az* 'Brei aus wenig Mehl und Faulbeeren oder Blaubeeren'. Syrj. *l'az* kann auf ein früheres vordervokalisches **l'ȣ̈s* zurückgehen (vgl. syrj. *a̯t'śum* usw. 'ich selbst' ~ fi. *itse*, syrj. *ma* 'Honig' ~ fi. *mesi*, syrj. *va* 'Wasser' ~ fi. *vesi*, syrj. *vai̯ni̯* 'tragen, bringen, holen' ~ fi. *viedä* usw.).

Aber die auf diese Weise rekonstruierten Formen **lȣ̈ś* und **l'ȣ̈s* weichen noch eigentümlich voneinander ab: in der einen ist der auslautende, in der anderen der anlautende Konsonant mouilliert. Dieses kann jedoch wohl nicht genügen, die genannten Wörter getrennt zu halten, da die Bedeutungen beinahe identisch sind, sondern es muß entweder im Syrjänischen oder im Ostjakischen eine Art Metathese der Mouillierung angenommen werden, oder vielleicht eher fiugr. **l'ȣ̈s* > **l'ȣ̈ś* (Assim.) > **lȣ̈ś* (Dissim.) > urostj. **lùs*.

Kulturhistorisch ist die Zusammenstellung interessant. Sie bietet einen sprachlichen Beweis für das hohe Alter der Anwendung der Ahlkirschen als Nahrung im nördlichen Eurasien (vgl. dazu Manninen Suomen suku III 145).

Zur begrifflichen Entwicklungsgeschichte von lat. ROMANUS.

Von

L. Tamás-Treml (Budapest).

Die Bewahrung des Römernamens durch die vier Hauptzweige des rumänischen Volkes ist eine auffallende Tatsache, umsomehr als ihn, von rätoromanischen Volkssplittern abgesehen, kein anderes romanisches Volk dauernd zum Nationalnamen gewählt hat. Die Nordrumänen nennen sich bis heute *Rumâni* oder *Românі* (die Form mit *-u-*Vokal in der ersten Silbe ist volkstümlich, die mit *-o-* erst in neuerer Zeit durch eine überspannte Schwärmerei für die vielfach falschverstandene und irrig dargestellte dakoromanische Vergangenheit des rumänischen Volkes entstanden), die Arumunen *Armăn, Arămăn* (oder auch *Rămăn*; bei den sog. Fărșeroți in Albanien angeblich auch *Roman*). Das istro-rumänische nomen ethnicum *Rumer* (lies *Rumăr*) wird in seiner richtigen mundartlichen Lautform noch gegen Ende des XVII. Jh.s von Ireneo della Croce erwähnt, und auch für die Megleniten läßt sich mit Capidan die zwar nirgends belegte, aber aus mehreren Gründen ansetzbare Form **Rumoṇ* mit Sicherheit annehmen. Trotzdem also die Istrorumänen und die Megleniten ihren ursprünglichen Volksnamen infolge des auch ihre Mundarten langsam ganz überwuchernden slawischen Einflusses eingebüßt haben, kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß in urrumänischer Zeit und auch während des ganzen Mittelalters noch das gesamte Rumänentum sich einheitlich bezeichnete [1]).

Aus der Bewahrung des Römernamens glaubte man auch ein Argument für die Fortdauer der römisch-rumänischen Elemente auf dem Gebiete der ehemaligen Dacia Traiana gewinnen zu können, ohne jedoch selbst in rumänischen Fachkreisen allgemeiner Zustimmung begegnet zu sein [2]). Im Folgenden möchte ich statt haltloser Kombinationen durch den Hinweis auf in diesem Zusammenhange völlig außer acht gebliebene Tatsachen kurz darlegen, wie die Bewahrung von *Romanus* bei den Rumänen zu verstehen ist und was für Schlüsse sich daraus für die rumänische Urgeschichte zwanglos ergeben.

---

[1]) Vgl. über diese Fragen unseren Aufsatz: *Az oláhok nemzeti nevéről* (Über den Nationalnamen der Rumänen). EPhK, 1933, Heft III—IV (mit Literatur).

[2]) Vgl. Philippide, *Originea Românilor*. I (Iași 1925) S. 659—60.

Der Name *Romanus* konnte sich nur bei denjenigen romanisierten Völkergruppen des unter dem Drucke der Barbaren sich auflösenden römischen Weltreiches erhalten, die an der romanisch-germanischen, bzw. romanisch-barbarischen ethnischen und kulturellen Synthese, die zu neuen lebenskräftigen neo-latinischen Staatenbildungen führte, aus verschiedenen historischen Gründen keinen Anteil haben konnten. Denn die Eroberer und Staatengründer brachten neue Volksnamen (die Franken in Gallien; bei slawischen Völkern wurde *Slověnin* aus ähnlichen Gründen durch *Russe, Bulgare* verdrängt), oder aber alte Provinznamen sind nach vollbrachter Organisation einzelner Gegenden der alten Romania zu Länder-, bzw. zu Völkernamen geworden. Die am Rande oder außerhalb dieses weltgeschichtlichen Prozesses lebenden Romanen hatten keinen Anlaß, den zu ihrem Volksnamen gewordenen *Romanus* aufzugeben, und so lebte dieser Name im ehemaligen Noricum, in den Bergtälern Rätiens[1]), in Pannonien[2]), bei den romanisierten Hirten der Balkanhalbinsel und vielleicht auch in Dalmatien fort[3]). Wir schicken noch voraus, daß diese Gebiete alle innerhalb des Donau-Limes liegen und daß alle lange Zeit nach der definitiven Aufgabe der Dacia Traiana im Jahre 271 noch zum römischen Kaisertum gehört haben.

Wenn wir nun die Frage stellen, ob *Romanus* bei den Urrumänen eine nord- oder vielmehr süddanubianische Erbschaft ist, so kann diese meines Erachtens nur beantwortet werden, wenn wir uns einerseits die Geschichte der Provinz Dazien und andererseits die chronologischen Momente vor Augen halten, die uns erlauben festzustellen, wie und wann *Romanus* aus einem „staatlichen Sonderbegriff" zu einem „völkerverbindenden Kollektivum" ward[4]).

Vor dem für Dazien verhängnisvollen Jahre, als der sich durch die

---

[1]) Jung: *Römer und Romanen in den Donauländern*[2]. Innsbruck 1887. S. 260ff.

[2]) Die pannonische Römerfrage wurde unlängst in einem scharfsinnigen, aber in seinen Folgerungen oft sehr weit ausgreifenden Buche von Ambrus Pleidell näher erörtert: *A magyar várostörténet első fejezete* (Erstes Kapitel der ungarischen Städtegeschichte). Budapest 1934 (SA. aus der Zeitschrift Századok). Auf Grund seiner Ausführungen kann angenommen werden, daß sich in Pannonien bis tief ins Mittelalter hinein, wenn auch nicht bis zum XIII. Jh., romanische Völkerreste erhalten haben, die sich *Romani* nannten. Vgl. dazu auch meine Ausführungen Századok 1934, Heft 4—6, wo die vollständig verfehlte Ansicht von Drăganu über die pannonischen *Romani* besprochen wird.

[3]) Aus den sog. Eginhardischen Annalen, aus der vita Hludovici Imperatoris und aus Constantinus Porphyrogennetos wissen wir, daß die Einwohner der dalmatinischen Städte *Romani* genannt wurden, vgl. Jireček: *Die Romanen in den Städten Dalmatiens*. Denkschriften der k. Ak. Wien IIL (1902), Abh. III, S. 44. Die Dalmatiner werden sich selbst ebenfalls *Romani* oder *Latini* genannt haben, wie auch bei den Rätoromanen beide Namen Spuren zurückgelassen haben.

[4]) Diese ausdrucksvollen Definitionen entstammen E. Nordens *Alt-Germanien*.

Gleichsetzung *orbis Romanus* = *orbis terrarum* ausdrückende Gedanke noch ungetrübt den nach immer höheren Gipfeln emporstrebenden römischen Lebensdrang beseelte, konnte noch keine Rede davon sein, daß sich der Ausdruck *Romanus*, der alle unterjochten Völker des Imperiums ohne Rücksicht auf ihre ethnische Zugehörigkeit in seinen Bedeutungskreis aufnahm, schon als Antithese zu den Germanen oder im allgemeinen zu den Barbaren gestellt hätte. Im III. Jh. fühlte sich ein jeder seit der constitutio Antoniniana (212) als civis Romanus ohne jedoch sein provinziales Selbstbewußtsein aufzugeben. Auch der Kaiser nennt sich nicht imperator Romanorum, weil er sich für den Beherrscher der Welt hält und noch keinen fremden Gegenkaiser kennt, der an der Spitze eines Volkes stünde, das sich als Antithese zu den *Romani* auffassen ließe. Ja wir wissen, daß die cives Romani gerade in den Zeiten nach Caracallas berühmtem Edikt einen besonderen Fleiß darauf verwenden, ihre provinziale Abstammung durch Erwähnung ihrer engeren Heimat klar hervortreten zu lassen. G. G. Mateescu — ein Schüler Pârvans — schreibt diesbezüglich folgendes: „Dalla concessione del diritto di cittadinanza romana a tutti gli abitanti dell'Impero, dopo il regno di Caracalla, non viene più in gran pregio l'origine schietta romana e man mano si fa più sentita la conferma della patria provinciale, cioè dell'origine barbara. Vi è quel *particolarismo provinciale* (von M. hervorgehoben), attestato per mezzo delle indicazioni *civis Thrax, natione Bessus, domo Dacia*, etc. [1])." In Dazien selbst kommt dieses provinziale Bewußtsein durch inschriftliche Belege wie *domo Macedonia, civis Bithynus*, ferner *collegium Galatarum* (in Germisara), *collegium Asianorum*, etc. [2]) zum klaren Ausdruck. So erklärt sich also der Umstand, daß wir im III. Jh., geschweige denn in älteren Zeiten, weder in geschichtlichen Werken noch auf Inschriften oder Münzen den Namen *Romanus* als völkerverbindendes Kollektivum oder als Antithese zu den Völkern des *barbaricum* irgendwo vorfinden.

Die Münzinschriften *gloria Romanorum, felicitas Romanorum, gaudium Romanorum* etc., die zum Andenken siegreicher Feldzüge gegen die Barbaren geprägt wurden und erst seit den Regierungsjahren Konstantins des Großen (306—337) immer zahlreicher auftreten [3]), sind im dritten Jh. noch gar nicht denkbar. Auch in geschriebenen Quellen tritt der Gedanke der Romanität erst nach dem III. Jh. hervor. „Les écrivains du IVe et du Ve siècle —

[1]) *Ephemeris Dacoromana I* (1923) S. 71, N. 1.

[2]) Jung, a. a. O. S. 112, N. 4; ferner A. Buday, *Dolgozatok-Travaux* VII (1916) S. 77, und ders., *Klebelsberg emlékkönyv* (Klebelsberg-Festschrift). Budapest 1925, S. 131.

[3]) Vgl. dazu: Cohen: *Description historique des monnaies frappées sous l'empire romain*[2] VI (1886); Hattingly-Sydenham: *The roman Imperial Coinage* V, 2. — Auf diesen Umstand hat mich auf meine Nachfrage Herr Prof. A. Alföldi aufmerksam gemacht.

schreibt G. Paris[1]) — parlent avec orgueil de cette fusion de races dans une seule patrie. *Quis jam cognoscit*, dit S. Augustin, *gentes in imperio Romano quae quid erant, quando omnes Romani facti sunt et omnes Romani dicuntur.*" Norden hat wohl recht, wenn er sagt: „Nächst der constitutio Antoniniana des J. 212, durch die allen Untertanen das römische Bürgerrecht verliehen wurde, dürfte der Unitarismus der diokletianisch-constantinischen Reichsordnung die Voraussetzung für jene Begriffsentfaltung gewesen sein"[2]), aber nur die Voraussetzung, denn das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Romanen hat sich erst nach den blutigen Auseinandersetzungen des IV. und V. Jh.s zwischen Romanentum und Germanentum in dem Maße entwickeln können, daß aus allerlei Völkerschaften unter den Hammerschlägen des gemeinsam erlittenen Schicksals *Romani* geworden sind. Bevor aber *Romanus* nicht zum völkerverbindenden Kollektivum wurde, können romanisierte Urvölker diese Bezeichnung weder in Dazien noch anderswo zum Volksnamen gewählt haben.

Aus dem bisher Gesagten geht klar hervor, daß das im Jahre 271 verlorengegangene Dazien nicht das Gebiet sein kann, auf dem die Vorfahren der Urrumänen den Namen *Romanus* > *Rumân* sich hätten beilegen können. Als Dazien noch römische Provinz war, konnte von einem *Romanus* im kollektiven Sinne keine Rede sein; als *Romanus* diese erweiterte Bedeutung aufnahm, war Dazien keine römische Provinz mehr! Am allerwenigsten kann davon gesprochen werden, daß in Dazien, nach dessen Räumung auch der dortige Romanismus vollständig schwinden mußte[3]), in gotisch-hunnischer Umgebung zurückgebliebene romanisierte Barbaren gerade den Römernamen sich zum Volksnamen gewählt hätten. Auch wenn — wie Patsch meint[4]) — im Norden der Donau römische Enklaven zurückgeblieben sind, können diese infolge ihrer Isolierung und ihrer zahlenmäßigen Bedeutungslosigkeit sich an dem Entwicklungsprozesse des neuen *Romani*-Begriffes bei dem innerhalb des Limes verbliebenen Römer- und Romanentum nicht mehr beteiligen. Auch war die innere Beschaffenheit des dazischen Romanentums, das bei einer verschwindend kleinen Anzahl italischer Elemente vorwiegend aus exotischen, unvollkommen oder gar nicht latinisierten Kolonisten bestand, nicht dazu geeignet, nach dem

[1]) *Romania* I (1872) S. 2.

[2]) *Alt-Germanien*. Leipzig und Berlin 1934, S. 71—72.

[3]) Alföldi: *A gót mozgalom es Dácia feladása* (Die gotische Bewegung und die Aufgabe Daziens). SA. aus EPhK. 1929—30. Vgl. Kornemann: *Römische Geschichte*[3]. Leipzig-Berlin 1933, S. 96, und Norden a. a. O. S. 27. — Die ganze Problematik der dazischen römisch-walachisch-rumänischen Kontinuität werden wir in einer längeren Arbeit aufrollen, die bereits druckfertig vorliegt und aus der auch die in diesem Beitrag ausgeführten Gedanken stammen.

[4]) Vgl. dazu Alföldi: EPhK. LIV (1930) S. 81, N. 119.

Auszug der Legionen und der Administration unter barbarischer Botmäßigkeit zu Romanen heranzureifen. Dabei wird man noch bedenken müssen, daß die Vorfahren der Arumunen, der Istro- und Meglено-Rumänen mit denjenigen der Nordrumänen zu derselben Zeit und auf einem einheitlichen Gebiet begonnen haben müssen, sich *Rumân* zu nennen. Wenn also heute im Norden der Donau ein Volk wohnt, das sich den Namen *Rumân, Romîn* beilegt, so muß es ihn aus derselben süddanubianischen Urheimat mitgebracht haben, aus der auch die Istrorumänen *Rumăr* nach dem Westen und die Arumunen *Armăn, Arămăn* (die Megleniten **Rumon*) nach dem Süden verschleppt haben.

Zur Terminologie der Viehzucht in den finnisch-ugrischen Sprachen.

Von

M. Vasmer (Berlin).

Nach den Wörterbüchern bedeutet das finnische *piimä* „dicke saure Milch", auch Lönnrot erklärt es als: „löpnad l. ystad mjölk, surmjölk". Im Estnischen heißt *piim* G. *piima* „Milch" (Wiedemann Estn. Wb.), auch im Kreewinischen in Kurland hat Wiedemann *piima, piime* „Milch" verzeichnet. Vgl. F. Wiedemann, *Die Nationalität und Sprache der jetzt ausgestorbenen Kreewinen in Kurland* (Petersburg 1871, Mémoires de l'Acad. des Sciences de St. Pétersbourg, Serie VII Bd. XVII Nr. 2) S. 101.

Interessiert man sich für die Herkunft dieses Wortes, dann fallen einem Indogermanisten sofort ähnlich lautende Wörter aus seinem Sprachgebiet ein, die eine gute Deutung innerhalb des Indogermanischen haben. Ich meine: avest. *paēman-* n. „Muttermilch" (s. Bartholomae Altiran. Wb. S. 817, wo auch die Ableitungen avest. *paēmanyō, paēmavant-* usw. belegt sind), mittelpers. *pem* „Milch" (wozu Horn, *Neupers. Etym.* S. 289). Diese Wörter gehören zu avest. *payah-* „Milch" (s. Bartholomae c. l. u. Horn a. a. O.). Weiter verwandt mit dieser Wortgruppe ist lit. *pienas* „Milch" wozu J. Schmidt, *Kritik der Sonantentheorie* S. 104ff. Germanische Wörter, die dazu gestellt werden, verzeichnet Torp bei Fick. *Vgl. Wb. d. idg. Sprachen* III[4] 240, vgl. auch Trautmann, *Balt.slav. Wb. S.* 210. Von einer Entlehnung der indogermanischen Wortsippe aus einer andern Sprachgruppe kann keine Rede sein, weil alte idg. Lautverhältnisse sich in den Wörtern dieser Sippe widerspiegeln. An eine Entlehnung eines Ausdrucks der Milchwirtschaft seitens der Indogermanen aus dem Finnisch-Ugrischen möchte ich auch gerade jetzt am allerwenigsten denken, nachdem E. Lidén unsere Kenntnis über den Reichtum der idg. Ausdrücke gerade dieses Bedeutungsgebietes durch eine Reihe wichtiger Gleichungen wesentlich gefördert hat. Vgl. seinen Aufsatz KZ 61 (1933) 1 ff. Wohl aber ist man versucht, bei Wörtern von so großer Übereinstimmung wie finn. *piimä* und avest. *paēman-* den Zufall auszuschalten und eine Entlehnung des finnischen Wortes aus dem Iranischen oder dem Arischen anzunehmen.

Leider hat H. Jacobsohn in seinem Buch *Arier und Ugrofinnen*, Göttingen 1922, über diese Gleichung nichts gesagt. Sie wird besonders auffällig, wenn man daran denkt, wie viele Bezeichnungen von Haustieren aus dem Iranischen ins Finnisch-Ugrische gewandert sind. Man braucht nur zu verweisen auf finn. *vasikka* „Kalb" : iran. **vasaka-* „dasselbe", baluč. *gvask*, osset. *väss* „Kalb" (vgl. Hübschmann, *Osset. Etym.* 31), altind. *vatsá-* „Kalb", wozu auch mordw. E. *vaz* „Kalb" gehört, ferner auf mordw. E. *säjä* „Ziege" : altiran. **sāga-*, osset. *sāye* D, *säyä* D „Ziege" (vgl. Hübschmann, *Osset. Etym.* S. 54), altind. *chāga-* „Bock"; finn. *sarvi* „Horn", magy. *szarv* idem : avest. *srvā* „Klaue, Horn". Zu diesen Gleichungen paßt auch gut finn. *varsa* „Füllen" : osset. *vurs*, *urs* „Hengst" (s. Hübschmann *Osset. Etym.* 32). Endlich kann hier auch noch erwähnt werden tscheremissisch *miž* KB, *mež* UM „Wolle, Haar", das ich zu der Sippe von altiran. *maēša-* m., *maēši-* f. „Schaf, Schafmutter", altind. *mēšá-* m. „Widder, Schafbock, auch Fell" stellen möchte. Das iranische Wort ist in neuiranischen Mundarten sehr verbreitet, man denke an neupers. *mēš* „Schaf, Widder" und an das Vorkommen eines entsprechenden Wortes im Baluči, im Kurdischen, Afghanischen und in den Pamirdialekten. Vgl. P. Horn, *Neupers. Etym.* S. 226. Die Bedeutung des tscheremissischen Wortes ist leicht zu verstehen, wenn man an das Vorkommen der Bedeutung „Fell" im Altindischen denkt und auch berücksichtigt, daß mit den indischen und iranischen Wörtern das altbulg. *měchъ* „Fell, Schlauch" urverwandt ist. Vgl. dazu Berneker, *Slav. Etym. Wb.* II 47.

Die Wiedergabe einer iranischen Entsprechung von avest. *paēman-* durch finn. *piimä* braucht uns wegen des Vokals der ersten Silbe nicht zu wundern. Da die älteren iranischen Lehnwörter im Finnisch-Ugrischen zweifellos aus einer Sprache stammen, die dem Ossetischen nahe verwandt war, so ist für unsern Fall nicht gleichgültig, daß avest. *-aē-* im Ossetischen dialektisch durch *i* vertreten ist. Vgl. avest. *axšaēna-* „blauschwarz" : osset. *äxsinäg* „Taube" (s. Hübschmann, *Osset. Etym.* 26), avest. *baēvarə* „10000" : osset. T. *birä* „viel" (a. a. O. 28), avest. *haētu-* „Brücke" : osset. T. *xīd* „dasselbe" usw. Weitere Beispiele bei Hübschmann, *Osset. Etym.* 85 ff. Man kann gegen dieses Argument natürlich nicht einwenden, daß osset. *i* im Tagaurischen Dialekt die Entsprechung für altiran. *-aē-* sei, während im Digorischen dafür meist *ē* erscheint, denn auf jeden Fall beweist die lautliche Entwickelung zu *i* eine geschlossene Aussprache des aus *-aē-* entstandenen *ē*-Lautes. Dadurch wird auch begreiflich, warum altiran. *axšaēna-* „dunkelfarbig" von den Griechen als Πόντος Ἄξεινος „Schwarzes Meer" mit volksetymologischer Umgestaltung wiedergegeben worden ist (dazu Verf. in den *Acta Universitatis Dorpatensis* Serie B, Bd. 1 Nr. 3, 1921 S. 1ff. und *Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slaven I*, Leipzig, 1923 S. 20), wobei die Griechen einen sogenannten

„unechten Diphthong" ει, d. h. geschlossenes *ē*, als Vertretung des altiran. *-aē-* wählten. Neuerdings hat meine Annahme iranischer Herkunft des griechischen Namens für das Schwarze Meer eine Bestätigung gefunden durch den Nachweis der mittelpersischen Entsprechung, zu diesem Namen bei A. Freimann, *Zapiski Kollegii Vostokovedov* V 647—651. Vgl. auch H. Jacobsohn KZ 54 (1927) 254 ff.

Die Herkunft von finn. *piimä* „saure Milch" aus dem Iranischen ist mir, trotz des Fehlens ostfinnischer Entsprechungen für das finnische Wort, aus dem Grunde besonders wahrscheinlich, weil bei den klassischen Schriftstellern die iranischen Skythen als „Milchesser" und als „Pferdemelker" bezeichnet werden. Man denke an die Benennung der Skythen als Ἱππημολγοί in einem dem Hesiodos zugeschriebenen Verse bei Strabo VII 3 (ed. C. Müller S. 249) sowie an die Erwähnung der Ἱππημολγοί und Γλακτοφάγοι in der Ilias XIII 5, wozu noch die Bemerkung bei Strabo a. a. O. zu vergleichen ist, daß die Ἀμάξοικοι und Νομάδες ἀπὸ θρεμμάτων καὶ γάλακτος καὶ τυροῦ, καὶ μάλιστα ἱππείου leben.[1]) Ein Volk der „Milchesser" und „Pferdemelker" ist aber ganz besonders geeignet, seinen Nachbarn Ausdrücke der Milchwirtschaft zu vermitteln.

In diesem Zusammenhange verdient auch der Name eines bei Ptolemaeus III 5, 11 bezeugten Volkes der Τορεκκάδαι Beachtung (ed. Carol. Müller S. 431). Man kommt in Versuchung dieses Volk in der Nähe der Taurischen Halbinsel als „Käse- bzw. Quarkesser" aufzufassen, wenn man an altiran. *tūri-* „käsig gewordene Milch, Molke" (zu griech. τυρός, altslav. *tvarogъ* usw.) und an die im Iranischen so häufigen *-ka*-Bildungen denkt. Vgl. meine *Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slaven I* (Leipzig 1923) S. 54.

[1]) Vgl. auch Herod. IV 2, Plinius Hist. natur. XVIII 100 u. a.

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Die Wortfamilie des uralischen und altaischen t a p 'fassen'.

Von

Dezső von Pais (Budapest).

Schon seit langem, ich kann sagen schon seit Beginn meiner sprachwissenschaftlichen Bemühungen, leitet mich in meinen etymologischen Arbeiten mehr oder weniger bewußt die Auffassung, daß es nicht genug ist, sogar sehr oft falsch, einige da und dort herausgegriffene Sprachelemente als verwandt abzustempeln. Da jede Sprache in Organismen lebt, muß man auch auf dem Gebiete der Etymologie die Organismen erkennen. Die Methode des Erkennens der etymologischen Organismen, ja ihrer sinnlichen Wahrnehmung sehe und sah ich darin, daß wir ein ausgedehntes sprachliches Material in den Kreis unserer Untersuchung einbeziehen. Wenn wir das getan haben, werden die bei der Vergleichung vereinzelter Sprachelemente sich zeigenden scheinbaren Schwierigkeiten auf lautlichem Gebiete und in der Formen- und Bedeutungslehre beinahe von selbst beseitigt, die Sprachelemente treten aus dem Zustand des Bruchstückhaften heraus, sie treten zu Gliedern eines lebenden Organismus zusammen, und wir spüren, daß sie aus dem Blutkreislauf desselben Blutes geboren wurden. Wenn bei einer solchen Anschauung die sprachlichen und seelischen Vorgänge in ihrer natürlichen Kompliziertheit klar werden und nicht im Lichte theoretischer Fiktionen erscheinen, dann stören unseren klaren Blick z. B. bei der Aufklärung der etymologischen Beziehungen der finnisch-ugrischen und türkischen Sprachen nicht die Widersprüche grammatischer Kategorien wie Nomen und Verb, denominale und deverbale Bildungen, Nomen und Verben bildende Formantien. Es soll uns nicht zurückschrecken, daß die unter Einbeziehung weniger ausgewählter Momente geschaffenen Fiktionen wegen ihrer Abrißhaftigkeit leichter zu überblicken sind und daher besser wirken als die mit einem Material von großem Umfang an vielen Möglichkeiten sich abmühenden Entwicklungen. Die Wahrheit ist einfach, aber die Wege, die dahin führen, sind weitverzweigt. Wenn wir in diesem Gewirr uns gelegentlich verirren, erledigen wir dennoch eine nützlichere Arbeit, als wenn wir draußen blieben und auf Grund eines oberflächlichen Blickes ein

gefälliges, aber falsches Bild davon zeichneten. Einige bescheiden abgefaßte Irrtümer können mehr wert sein als viele dogmatisch gelehrte Scheinwahrheiten.

Im Finnisch-Ugrischen.

Auf Grund von G. Wichmann: *A moldvai csángó mássalhangzók történetéből* (Aus der Gesch. der Konsonanten der Moldauer Csángó: MNy. IV, 397) und J. Szinnyei: *Magyar Nyelvhasonlítás* (Ungar. Sprachvergleichung 153—4), ferner H. Paasonen: *Beiträge zur finnischugrisch-samojedischen Lautgeschichte* (KSz. XIV, 67) können wir aus dem Finnisch-ugrischen die folgende Wortgruppe zusammenstellen: LappN.: *topot* ‘sumere, capere, colligere’ | *toppet, doppit* ‘prehendere’ | *topetet* ‘amore alicuius capi’ | *doppat, dobam* oder *dovam* ‘haerere, residere, ankleben, anhaften’. — Finnisch: *tapaa, tavata* ‘nach etw. greifen, erhalten, antreffen, auffinden’ | *tavoittaa* ‘nach etw. greifen (iterativ), anfassen, erreichen’ | *tapaelee käsillään* ‘herumtasten’. — Syrjänisch: *topal* ‘gepreßt, zusammengedrückt, eingeklemmt sein’ | I. *topō* ‘dicht, fest sein oder werden’ | *topẹd* ‘andrücken, zusammenfügen, zusammenschlagen’ | *topödtši, topeť'ť's* ‘sich andrücken, sich anschmiegen’ | I. *topid* ‘dichtschließend, eng, stark’ | *top* ‘genau, auf ein Haar, wortgetreu’. — Wotjakisch: *tupal* ‘passen, zusammenstimmen, angemessen sein’ | *tupat* ‘anpassen, zusammensetzen, vereinigen’ | *tuptal* ‘sich an etwas halten, sich anhalten, sich festhalten, haften bleiben an etwas’ | *tupit* ‘passend’. — Aus dem Syrjänischen kann noch folgendes angeführt werden: *tupany* 1. ‘passen, sich schicken, passend oder angemessen sein’; 2. ‘Freiwerber sein’; 3. ‘übereinstimmen’; 4. ‘genesen’ | *tupam* 1. ‘übereinstimmend, einig’; 2. ‘Einigkeit, Harmonie’ | *tupatyny* ‘anpassen usw.’ (Wiedemann, SyrjWb. 543).

Bei Wichmann sind als ung. Entsprechung mitgeteilt: *tapad, tapaszt, tapasztal, tapogat, tapint*, bei Szinnyei und Paasonen: *tapad, tapaszt*. Aus dem Kreis der ung. Sprache ziehen wir selbst folgende Wörter hierher: *tapogat* 1. ‘palpo, pertracto, contrecto, attrecto, berühren, betasten’; 2. ‘manu incertus investigo, in Unsicherheit herumtappen’; 3. ‘scrutor, inquiro, untersuchen, erforschen’; 4. ‘experior, certior fio, probo, beweisen’; 5. ‘luto consterno, lehmen’ (vgl. NySz.): *-gat* Frequentativsuffix (das NySz. bringt es irrtümlicherweise mit dem Wort *tapog* ‘mit den Füßen stampfen’ in eine Gruppe; vgl. MTsz.) | *el-, meg-, elől-meg-tapogat* (vgl. NySz.): Zusammensetzungen | *tapogatás* (vgl. NySz.) | *tapogató* 1. ‘palpans, contrectator, der Betaster, Berührer’; 2. *tapogató beszéd* ‘schmeichelnd’; 3. ‘everriculum, Wate’; *hal-tapogató* (vgl. NySz., MTsz.) | in den unter Nummer 2. des NySz. angeführten Beispielen von *tapog* mit der Bedeutung ‘nuto, vacillo, hin und her wanken’ ist wahrscheinlich nicht von dem Frequentativverb mit *-g* Suffix des Verbs *tap* ~ *top*

mit der Bedeutung 'mit Füßen stampfen' die Rede, sondern von dem Teil *tapog* aus *tapogat*, das das *-t* Suffix nicht aufgenommen hat und die Bedeutung wie *tapogat* hat | *tapat* 'von der Orientierung des Blinden' (NySz. *tapot*, *tapat* 1.) | *tapaszt* 1. 'tango, attrecto, berühren, betasten'; NémGl. 340: „*Fogvan, tapasztvan auagy illetven*: apprehensum"; 2. 'fügen'; 3. 'lino, luto, kleben' (vgl. NySz., MTsz.) | *be-, meg-, öszve-tapaszt* (NySz.) | *tapasztás* 'trullisatio, das Tünchen' (vgl. NySz.) | *tapasztó* 1. 'trullisans, mörtelnd'; 2. 'faber caementarius' (NySz.) | *tapaszték* 'lutamentum, Lehmwerk' (NySz., MTsz.) | *tapasztal* 1. 'attrecto, tango, berühren, betasten'; 2. 'deprehendo, ertappen, antreffen [in etwas finden]'; 3. 'experior, erfahren, in Erfahrung bringen' (vgl. NySz., MTsz.) | *meg-tapasztal* (vgl. NySz.) | *tapasztalás* und andere Ableitungen von *tapasztal* (vgl. NySz.) | *tapajt* 'tasten, berühren' Vác (MTsz.) | *tapít* 'betasten' palozisch, Borsod (MTsz.): nb. *tapajt*: *tapít* = *szakajt*: *szakít* | *tapint* 'tasten': auch eine Formvariation von *tapajt* ~ *tapít* kann es sein (vgl. *emelít* ~ *emelint*), aber es konnte auch entstehen durch Hinzutreten des *-n* Momentan- + *-t* Faktitivsuffixes; aus der alten Sprache vermittelt das NySz. dafür keine Angaben, das NyÚSz. führt es indessen aus Kónyi 1766., aus Benyák 1783., aus SzD. an, demnach erhob die Spracherneuerung das Wort aus dem volkstümlichen Element ins Gemeinsprachliche (vgl. Tzs. 1838.) | *tapad* 'kleben, haften, anhängen': wahrscheinlich nimmt es SzD. aus der Volkssprache auf; SI. teilt es mit; Tzs. 1838. zeigt es schon als gemeinsprachliches Element | *tippad* (*tipped*) 'kleben, haften (z. B. Erde am Pflug)' Baranya, Székelyföld ~ *tippad* 'zusammenfällt (der hochgegangene Teig nach dem Steigen, das nicht ausgebackene Brot nach dem Abkühlen)' Kom. Szatmár Nagybánya ~ *tippad* 'trocknen' Háromszék (MTsz.) | *meg-tippad* 'es wird klebrig, glitschig (das nicht ausgebackene Brot), es wird hart (eig. es zieht sich zu hart zusammen) (die nasse Erde)' Székelyföld, Gyergyó (MTsz.). | *tippadt* 'es wird klebrig, glitschig, kleistrig, hart (die nasse oder nach vielem Regen ein wenig trocken gewordene Erde, Morast, das nicht ausgebackenes Brot oder Kuchen)' Baranya, Székelyföld (MTsz.) | *tippan* 'es fällt zusammen (der hochgegangene Teig nach dem Steigen, das nicht ausgebackene Brot oder Kuchen nach dem Abkühlen), es wird klebrig, anhaftend, glitschig' Kom. Szatmár Nagybánya, Székelyföld, Udvarhely (MTsz.) | *meg-tippant a kalács* 'der Kuchen fällt zusammen' Háromszék (MTsz.) | *tippant* 'zusammengefallenes, glitschiges (Brot)' Székelyföld, Udvarhely ~ *tippant* 'abgestanden, dumpfig (Mehl, Kleie)' Udvarhely (MTsz.) | *tippanós* ~ *tipanós* ~ *tipanyós* ~ *tiponyós* ~ *tiponos* 'd. h. *tippadt*' Szatmár, Szolnok-Doboka, Székelyföld, Marosszék (MTsz.) | *meg-tipanósodik* 'd. h. *meg-tippan*' Szolnok-Doboka (MTsz.) | *tiponyó* 'd. h. *tippadt*' Háromszék (MTsz.): <**tipanó* ~ **tiponó* | *tiponyodik* 'es wird klebrig, kleistrig, glitschig' Háromszék: <**tiponódik* | *tapasz*

(*tepesz*) 'lutamentum, Malter, Klebwerk' (NySz., MTsz.) | *tapaszos* (Wand, Haus, Boden, Burg) 'viscosus, klebrig' (NySz.) | *tapaszt* 'lutamentum, Klebwerk' (NySz., MTsz.): nb. *tapasz*: *tapaszt* (Substantiv) = *eresz*: *ereszt* 'Vordach' (Substantiv) | *tapacs* 'tapogató-háló: eine besondere Art von Fischernetz' Baja (MTsz.) | *tipos* 'klebrig, glitschig, kleistrig (der Morast, das nicht ausgebackene Brot oder Kuchen)' Háromszék (MTsz.): nb. *tip* (*tap*): *tipos* = *til*: *tilos* oder *tipós* > *tipos* | *topótyos* oder *topócsos* 'zusammenklebend' Háromszék (MTsz.): <**topoltós* | *tipótyu* 'Reif' Háromszék (MTsz.): <**tipoltó* | *tipaszos* 'trocken (die Erde nach dem Regen, wenn sie plötzlich trocknet)' Baranya Ormánság (MTsz.): vgl. *tapaszos*.

In dem Bedeutungskreis der genannten finnisch-ugrischen (ungarischen) Wörter können wir das Bedeutungsmoment 'fassen' als ein solches ansehen, aus dem sich die übrigen Variationen am natürlichsten ableiten lassen.

Die samojedischen Worte, die Paasonen (*Beitr.*: KSz. XIV, 67) der finnisch-ugrischen Wortgruppe entsprechend aufnimmt, zeigen die Bedeutung: 'haften, hängen bleiben (z. B. an einem Baume), herabhängen (vom Schuh)'.

Im Türkischen.

I. Im Türkischen ist im allgemeinen folgendes Verb zu finden: uig., osm. selten, tschag., ostturk., tar., alt., tel., leb., schor., sag., koib., katsch., küär., kom., kas., kirg., kkirg. *tap* 'erhalten, erwerben' (R.[1]) III, 947) ~türk. *tap* 'erhalten' (Bang—Gabain, AnInd. 43) | kas. *tab* 'erwerben, gewinnen' (Bálint 106) (für die Ableitung kas. *tabar* aus dem Verb *tap* s. R. III, 948). Die angeführten Angaben teilen auch alle die Bedeutung des Verbs *tap* mit, ja bieten sogar ausschließlich die Bedeutung 'finden': uigK.[2]) *tap* | karT. *tap*: Futurum *tabar* (Kow.[3]) 259 [L.][4]) | tschuw. *tup* (Paas. 173).

In *tap* 'erhalten' und *tap* 'finden' pflegt man dasselbe Wort zu sehen. Eine solche Verbindung kann tatsächlich das Ergebnis einer ganz natürlichen Entwicklung 'fassen, erhalten, erwerben → finden' sein. Aber auch das ist möglich, daß aus der Bedeutung des anderen aus dem Türkischen nachweisbaren Verb *tap* 'schlagen' sich über die Bedeutung 'das Ziel treffen' gleichfalls die Bedeutung 'finden' entwickelte — wie wir es auch an dem deutschen Verb *treffen* sehen — und so kreuzten sich die beiden Verben *tap*. Also haben wir es hier mit einem — nicht seltenen — Fall

[1]) Radloff: *Wb.*

[2]) Die Angaben von Kāšγarī aus der Ausgabe von Brockelmann.

[3]) T. Kowalski: *Karaimische Texte im Dialekt von Troki.*

[4]) So bezeichne ich die Quellen und Angaben, auf die mich L. Ligeti aufmerksam gemacht hat.

zu tun, wo die Lebensströme der etymologischen Organismen ineinander überspielen.

Im Jakutischen findet sich das Wort *tab* 'das Ziel treffen' (Böhtl. 91). Welchem Verb *tap* es entspricht, ist fraglich, da sich die Bedeutung 'das Ziel treffen' sich sowohl von der Bedeutung 'schlagen', wie auch 'finden' herleiten läßt. Böhtl. bringt folgende Ausdrücke damit in Verbindung: *taba tirän* 'festen Fuß fassen' und *taba tuttar* 'erhaschen lassen'. Das Adverb *taba*, das zusammen mit dem Verb *tirän* 'sich stützen, sich stemmen gegen etwas' (R. III, 1366) und mit dem Kausativ des Verbs *tut* 'fassen, halten, auffassen, festhalten' (R. III, 1475) auftritt, ist wahrscheinlich mit dem Gerundium des Verbs *tap* ~ *tab* 'fassen, erhalten' zu vergleichen.

Die Varianten der mit dem Suffix *-ar* von dem Verb *tap* 'erhalten, erwerben' abgeleiteten Nominalbildung, die das Grundwort in der Lautform *tab* ~ *tav* zeigen, sind die folgenden: uig., alt., tel., leb., tar. *tabar* 'Ware, Besitz' (R. III, 966) ~ tel. *tabar* 'ein helles Seidenzeug mit Blumen' (R. III, 967) ~ osm., tschag. *tavar* 'die Haustiere, das Vieh, hauptsächlich die Schafe' (R. III, 985) ~ osm., tschag. *davar* 'Vieh' (R. III, 1645) ~ uig. *tavar* 'Ware, Habe' (R. III, 985) ~ uigK. *tavar* 1. 'Habe'; 2. 'Gabe'; 3. 'Tribut'; 4. 'arm, elend'. Davon abgeleitet: uigK. *tavarlyγ* 'wohlhabend' | uigK. *tavarluq* 'Schatz' | uigK. *tavarčy* 'Lastträger' | osm. *davranyl* 'zum Handeln bereit sein' (R. III, 1647) | osm. *davranyš* 'die Art zu handeln, das Betragen' (R. III, 1647) | *davranma* 'id.' (R. III, 1648). Das als Grundwort dieser Bildung dienende Verb *tap* ~ *tav* hat eine Ableitung *tavyš* mit dem reziproken Suffix *-yš* (vgl. Deny 366—8), die im ujgK. *tavyšmaq satyšmaq* 'handeln' vorliegt.

Das Verb *tap* 'finden' kommt ebenso in der Variation *tav* vor: kirg. *taup* 'gefunden habend' (Ramstedt: JSFOu. XXVIII, 3: 16 [L.]): < *tawup* Gerundium.

Von dem Verb *tap* mit der Bedeutung 'erhalten — finden' wurden folgende Bildungen bzw. Bedeutungsschattierungen abgeleitet[1]): kas. *tabyl* 'erworben werden' (R. III, 971) ~ uig., alt., tel., leb., schor., kirg., küär., kas. *tabyl* 'gefunden werden, sich finden, sich befinden' (R. III, 971) ~ krm. *tapyl* 'gefunden werden' (R. III, 950) ~ uigK. *tapul* 'gefunden werden' ~ karT. *tabul* 'gefunden werden, sich befinden' (Kow. 257): Passiva mit dem Suffix *-yl* oder *-ul* (vgl. Deny 375—7) | karT. *tabulmaχ* 'das sich Befinden' (Kow. 257): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-maχ* ~ *-maq* (vgl. Deny 456 und Zajączkowski[2]) 95) [L.]) | kas. *tapqala* 'manchmal, öfters finden' (R. III, 952): mit dem deverbalen Verbalsuffix *-q* und

[1]) Wir reihen die türkischen Wörter nicht in einer grammatischen Anordnung auf, sondern so, daß die vorangehenden die nachfolgenden erläutern.

[2]) A. Zajączkowski: *Sufiksy imienne i czasownikowe w języku zachodniokaraimskim.*

dem Frequentativformans *-ala* gebildet (vgl. Deny 380, 567) | kas. *tabyš* 'sich gegenseitig Vorteil bringen, einander helfen' (R. III, 974): mit dem reziproken Suffix *-yš* (vgl. Deny 366—8, 538); diese Bedeutungen haben sich aus den vorausgehenden Bedeutungen: 'voneinander bekommen, einander verschaffen' entwickelt | alt., tel., leb., schor., küär., kom., tob., kas. *tabys* 'sich finden, sich treffen, sich begegnen' (R. III, 974) ~ kirg., sag., koib. *tabyš* 'id.' (R. III, 972) ~ jak. *tabys* 'sich gegenseitig treffen' (Böhtl. 91) | alt., tel. *tabyštyr* 'überbringen, zustellen' (R. III, 975): aus dem Reciprocum-Reflexivum *tabyš* (vgl. Deny 366—8) ein Faktitiv mit dem Suffix *-tyr* (vgl. Deny 368—74); die Bedeutung 'überbringen, zustellen' entstand aus der Bedeutung 'er läßt übernehmen'[1]) | karT. *tabušturmaχ* (Zajączek 95) | osm., kas. *tapšyr* 'einhändigen, übergeben, Gott widmen' ~ osm. *tapšyr* 'hingelangen lassen' ~ uig., bar., tschag., tar., ostturk. *tapšur* 'übergeben, hinbringen' (R. III, 958—9): <**tapyšyr* ~ **tapušur*, nämlich ein aus dem Reciprocum-Reflexivum *tapyš* ~ *tapuš* mit dem Suffix *-yr* ~ *-ur* gebildetes Faktitiv (vgl. Deny 368—74, 1108); ihre Bedeutungen entwickelten sich gleichfalls aus der Bedeutung 'er läßt übernehmen' | osm. *tapšyrt* 'hingebracht und ausgeliefert werden lassen' (R. III, 958) ~ tschag. *tapšurt* 'übergeben lassen' (R. III, 959): das vorige mit einem zugefügten *-t* Faktitivsuffix (vgl. Deny 369) | kas. *tapšyryl* 'eingehändigt, anvertraut, übergeben, gewidmet werden, sich übergeben' (R. III, 958) ~ tschag. *tapšuril* 'übergeben, hingebracht, anvertraut werden' (R. III, 959): Passivum von *tapšyr* ~ *tapšur* | tschag. *tapšuryuči* 'Überbringer, Darreicher' (R. III, 959): deverbales Nominalsuffix *-γu* in Verbindung mit dem denominalen Nominalsuffix *-či* ~ *-ǰi* (vgl. Deny 547, 931) | kas. *tabyš* 1. 'Gewinn'; 2. 'das Finden, Herausfinden' (Bálint 107) ~ tob., kas. *tabyš* 1. 'Vorteil, Verdienst'; 2. 'Fund' (R. III, 973) ~ kirg. *tabys* 1. 'Vorteil, Verdienst'; 2. 'das, was man gefunden hat' (R. III, 972): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-yš* (vgl. Deny 554—5) | kas. *tabyšly* 1. 'vorteilhaft'; 2. 'gefunden' (R. III, 975): die vorhergehende Bildung *tabyš* weitergebildet mit dem Suffix *-ly* (vgl. Deny 555) | kas. *tabyšlan* 1. 'im Vorteil sein, Vorteil haben'; 2. 'einen Fund tun' (R. III, 974): die Bildung *tabyš* mit dem denominal-reflexiven Verbalsuffix *-lan* (vgl. Deny 530—1, 364—5) | kas. *tabyšlandyr* 'jemanden für im Vorteile halten, einem anderen einen Vorteil bringen' (R. III, 974): die vorhergehende Bildung mit dem Kausativsuffix *-dyr* | ostturk. *tapuq* 'der Gewinst beim Spiele' (R. III, 951) ~ ostturk., tschag. *tapuq* 'gefunden, aufgefunden' (R. III, 951): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-uq* (vgl. Deny 560—2) | karT. *tabuvču* 'Finder' (Kow. 257): < **tabuyču*, d. h. eine Ableitung von der Bildung *tapuq* ~ *tapuy* ~ *tabuv* mit dem Suffix *-ču*, *-ǰu* ~ *-či*, *-ǰi*, das 'Beschäftigung' ausdrückt (vgl. Deny

[1]) Vgl. kom. „mi∫culo: *cari∫tururmē* | mi∫culauj: *bulga∫turdum*" (CCum. 17v°).

343—7); nb. auch ein deverbales Suffix *-iǰi* und *-küči* (vgl. Deny 545—7) | kirg. *tapqy* 'Verstandesschärfe, Scharfsinn' (R. III, 952): mit einem deverbalen Substantivsuffix *-qy* (vgl. Deny 573—6) | kirg. *tapqyšyl* 'scharfsinnig, geistreich' (R. III, 953): das vorige *tapqy* mit dem Suffix *-šyl* (vgl. *-sel, -sil* Deny 582) | osm. *tapquluq* 'das Finden' (R. III, 953): *tapqu* (*tapqy*) mit einem denominalen Substantivsuffix *-luq* (*-lyq*) (vgl. Deny 328) | kirg. *tapqaq* 'der leicht findet' (Ramstedt: JSFOu. XXVIII, 3: 16) ~ tel. *tapqaq* 'Rätsel, das Verfassen, Scherz, Witz' (ib. und R. III, 952): mit einem deverbalen Nominalsuffix *-qaq* (vgl. Ramstedt a. O. und Zajączkowski 83) | ostturk. *tapquči* 'Finder' (R. III, 954): eine Bildung aus dem Verb *tap* mit dem zusammengesetzten Suffix *-qu* + *-či* (vgl. Deny 547, 576, 635) oder — was übrigens vielleicht dieselbe Lösung ist — eine Ableitung von *tapqy* ~ *tapqu* mit dem denominalen Nominalsuffix *-či* | uigK. *tabyz* ~ *tabuz* 'ein Rätsel aufgeben': mit dem Kausativsuffix *-yz* ~ *-uz*: *-ur* (vgl. Deny 369—70) | uigK. *tabzuγ* 'Rätsel': < **tabuzuγ*: aus *tabuz* mit dem deverbalen Nominalsuffix *-uγ* (*-uq*) | uigK. *tabuzγu näŋ* 'Rätsel': *tabuzγu* ist *tabuz* mit dem deverbalen Nominalsuffix *-γu* (*-qu*) | uigK. *tabuzγuq* 'Rätsel': *tabuz* mit dem deverbalen Nominalsuffix *-γuq*; nb. tar., kom., alt. usw. *jum* 'zusammendrücken' (R. III, 574): > alt., tschag. *jumγaq* 'der Kloß, das in der Hand zu einem Kloße Zusammengedrückte' (R. III, 581) ~ uigK., tob. *jumγaq* 'rund' (vgl. Deny 1124), karT. *kurγaχ* 'trocken' (Zajączkowski 83) und das obige *tapqaq* | aderb. *tapmaǰa* 'Rätsel, Scharade' (R. III, 959, Vladimircov: *Sravn. Gram.* 208 [L.]): deverbales Nominalsuffix *-ma* in Verbindung mit dem Deminutivsuffix *-ǰa* (vgl. Deny 548—9, 635) | tel., alt., schor. *tabyšqaq* 'Rätsel' (R. III, 974): aus dem Reciprocum-Reflexivum *tabyš* mit dem deverbalen Nominalsuffix *-qaq*; eventuell aus dem deverbalen Nomen *tabyš* mit dem Deminutivsuffix *-qaq*, welches das uig. *är*: > *ärkäk* zeigt (vgl. Deny 582), also solch eine Bildung wie *tapmaǰa* | kmd. *tapqyš* 'Rätsel' (R. III, 953): mit einem deverbalen Nominalsuffix *-qyš* ~ *-qyč* (vgl. Deny 579) | karT. *tabatat* 'erraten' (Kow. 257): oder eine mit Verbindung des Frequentativsuffixes *-ala* (vgl. Deny 380, 567) und des Kausativsuffixes *-t* (vgl. Deny 369) gebildete Ableitung oder aus dem Verb *tab* bildete sich mit dem deverbalen Nominalsuffix *-a* der Bestandteil *taba* (solche karT. Bildungen vgl. bei Zajączkowski 105—7), und dies wird weitergebildet mit dem denominalen Verbalsuffix *-la* und mit dem Kausativsuffix *-t* (vgl. Deny 530, 372) | koib., katsch., küär. *taptyr* 1. 'finden lassen'; 2. 'sich finden lassen'; 3. 'in etwas geraten' (R. III, 956) ~ osm. *taptyr* 'gefunden werden lassen' (R. III, 956) ~ schor. *taptyr* 'verfolgen' (R. III, 957): mit dem Faktitivsuffix *-tyr; taptyr* 'geraten' gehört unter die Fälle, wo das Faktitiv eine intransitive Bedeutung annimmt (vgl. Deny 372), und zwar hat das Verb *tap* mit der Bedeutung 'finden' irgendwie den Sinn 'geraten' aufgenommen, wie wir es bei der Beziehung des deutschen *geraten*

(ung. ‘jut, kerül’) zu *raten* (ung. ‘kitalál’) sehen; ‘verfolgen’ kann, wenn es nicht aus der ursprünglichen Bedeutung ‘fassen: fassen lassen’ entstanden ist, auch eine Bedeutungsschattierung von ‘etwas durch jemand finden lassen’ sein (s. weiter unten noch) | tel. *taptyr* ‘erfinderisch, scharfsinnig’ (R. III, 956): das hier hervortretende deverbale Nominalsuffix *-tyr* ist eine Variante des Suffixes *-dyz* ~ *-duz*, mit welchem sich aus dem Verbalgrundwort *jyl* ~ *jul* das Wort *jyldyz* ~ *julduz* ‘Stern’ bildete und welches in der Variante *-dyr* ~ *-tyr* in der Bildung **jyldyr* ~ **jyltyr* vorhanden ist, von dem die Verben: krm., alt., tel., leb. *jyldyra* ‘glänzen, blinken, hell, glänzend sein, blitzen, wie ein Blitz leuchten’ ~ bar., kom. *jyltra* ‘glänzen, blinken’ (auch nb. **jyldyry* [1])) mit dem denominalen Suffix *-a* (bzw. *-y*) gebildet wurden (vgl. Pais: *Der gyula und der kündüh*: MNy. XXVII, 170 und Zajączkowski 41) | kirg. *tapqyz* ‘finden lassen, sich finden lassen’ (R. III, 953): mit dem Faktitivsuffix *-qyz* ~ *-qyr* (vgl. Deny 370) | tel., bar., kysch., kirg., kas. *tapqyr* 1. ‘erfinderisch, scharfsinnig’ (R. III, 952) ~ tel. *tapqyr* ‘Allegorie, Fabel’ (R. III, 952): eine deverbale nominale Bildung mit dem Suffix *-qyr*, mit dem wir uns weiter unten beschäftigen werden | tel., kmd. *tapqyrla* ‘Fabeln erzählen’ (R. III, 953): eine zu dem vorerwähnten Substantiv *tapqyr* gehörige Verbalbildung mit dem denominalen Suffix *-la*.

II. In der am Anfang aufgezeigten finnisch-ugrischen Wortgruppe sahen wir als Ergebnis der Bedeutungsentwicklung ‘fassen, bekommen, erhalten’ die Bedeutungsabwandlungen: ‘andrücken, zusammenfügen, vereinigen, ankleben, anhaften, passen, zusammenstimmen, angemessen sein’. Durch Annahme einer ähnlichen Bedeutungsverzweigung: ‘fassen → zusammen- oder anfassen, angreifen → zusammen- oder anfügen → zusammen- oder ankleben’ und ‘sich anhalten → sich zusammen- oder anpassen, sich zusammen- oder ankleben’ kann eine ansehnliche Menge türkischer Worte in die Familie des türk. Wortes *tap* ‘fassen, bekommen’ aufgenommen werden.

Katsch. *tap* ‘das Passende, Zusammengehörige, Fuge’ (R. III, 946) | katsch. *tapta* ‘das Passende zusammenfügen, ineinander fügen’ (R. III, 955): das erstere bewahrt das nominale Moment des Nomen-Verbum *tap* ‘fassen — fassend, Fassung, Gefüge’ [2]), das zweite dessen denominale Verbalableitung mit Suffix *-ta* : *-la*. Ob uigK. „bu aš manja *tap* (boldy)“: ‘die Speise genügte mir’, ebenso wie die Fälle, weswegen J. Németh (*Ursprung des türk. Wortes tabur*: MNy. XXXI, 181 und UngJb. XV, 546) kirg. *tap* ‘genau, schnell’ (Adv.) annahm, in die Verwandtschaft des angeführten

---

[1]) Nb. osm. *jyldyrayan* ~ *jyldyryan* ‘glänzend, blinkend’ (R. III, 489—90).

[2]) Vgl. ung. *fog*: *foglal* ‘jungo, zusammenfügen’ (NySz.) — älteres *foglalás* und *foglalat* ‘junctura, Gefüge’ (NySz.), ebenso wie deutsch *fassen* — *Fassung*.

Wortes katsch. *tap* einzubeziehen sind — wie Németh annimmt — oder ob sie Glieder der Wortfamilie *tap* 'schlagen — Schlag' sind, darüber möchte ich bei der Behandlung der letzteren Wortgruppe sprechen.

Dem verbalen Bedeutungsmoment des erwähnten Nominalverbums entspricht uigK. *tav* 'verfügen über'. Vom Standpunkt der Bedeutungsentwicklung vgl. z. B. die Beziehungen: deutsch *Fuge, fügen—verfügen* 1. 'elrendel valamit' und 2. 'rendelkezik valamivel'; ung. *rend* 'Reihe, Ordnung' — *elrendel valamit* 'verordnen' und *rendelkezik valami felől* oder *valamivel* 'verfügen über etw.'

Über die Bedeutung 'zusammenpassen, sich zusammenpassen' gehören zu dem Verb *tap* 'fassen': Ostdialekte *tabyš* 1. 'sich vereinigen'; 2. 'sich versöhnen' (R. III, 974) ~ kirg., sag., koib. *tabys* 1. 'sich vereinigen'; 2. 'sich versöhnen' (R. III, 972): über ihre Bildung und ihre weiteren Bedeutungen weiter oben; diese Bedeutungen können so auch Abtrennungen von 'sich treffen' sein, es ist aber wahrscheinlicher, daß sie sich aus der Bedeutung 'sich zusammenpassen' entwickelten | alt., tel. *tabyštyr* 'vereinigen, zusammenbringen, sich vereinigen, anwöhnen lassen' (R. III, 975): über die Bildung und andere Bedeutungen weiter oben; wenn wir die Entstehung der hier angeführten Bedeutungsschattierungen betrachten, können wir das wiederholen, was wir in Verbindung mit dem vorangegangenen Wort bemerkt haben | osm. *tapa* 1. 'Pfropfen'; 2. 'Spund'; 3. 'Zünder (einer Bombe oder Granate)' (R. III, 948) ~ osm. *typa* 'Pfropfen, Stöpsel' (R. III, 1340): ist als Nomenverbale mit *-a* Suffix zu erklären (vgl. Zając. 105—7); seine Bedeutung kann die Fortsetzung der Bedeutung 'hineinpassend' sein | osm., krm. *typqy* 'genau, ganz übereinstimmend' (R. III, 1341): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-qy* (vgl. Deny 573—6); vgl. 'finden' *tap*: > *tapqy* | uigK. *tabyš* 'gegenseitiges Vertrauen': mit dem deverbalen Nominalsuffix *-yš*; was die Bedeutung anbetrifft, vgl. weiter oben *tabyš* ~ *tabys*, bzw. die Verben *tabyštyr* | uigK. *taby* 'Einverständnis' [1]) ~ uigK. *taby* 'mäßig': mit dem deverbalen Nominalsuffix *-y* (vgl. Deny 576—8); die Vorstufe zu der Bedeutung 'mäßig' war wahrscheinlich die Bedeutung 'was in das Maß hineinpaßt' | uigK. *tablat* 'einverstanden machen': < **tabylat* und so ist es die vorhergehende Bildung *taby* mit dem denominalen Verbalsuffix *-la* und mit dem Faktitivsuffix *-t* | kirg. *taby* 'Anhang, Familie' (R. III, 969): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-y* (vgl. Deny 576—8; das Wort ist der Form und der Bedeutung nach ohne weiteres aus dem Türkischen zu entwickeln; deshalb auch, weil es ein kirgisisches sprachliches Element ist, ist es unwahrscheinlich, daß es, wie Radloff meint, arabischer Herkunft ist | kas. *tabyn* 'Herde' (Bálint 107): mit dem

[1]) Nach R. III, 969 ist es uig. *taby* 'Ergebenheit' arabischer Herkunft. Nach Brockelmann ist diese Erklärung sowie auch die Ableitung falsch.

deverbalen Nominalsuffix *-yn* (vgl. Deny 571—3)[1]) | osm., krm. *tabym* 'Schar, Herde' (R. III, 975): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-ym* (vgl. Deny 550—2) | alt., tel. *tabalya* 'Strophe' (R. III, 968): möglicherweise mit dem deverbalen Verbalsuffix *-al* (vgl. Zajączkowski 126—7) und mit dem deverbalen Nominalsuffix *-ya* (vgl. Deny 925—6) gebildete Ableitung, da ich aber den semantischen Zusammenhang nicht klar sehe, habe ich, was die Zugehörigkeit betrifft, einige Bedenken.

Tschag. *dabir* 'Knie' (R. III, 1643) können wir ruhig, da wir als frühere Bedeutung 'Glied, Gelenk' annehmen können, als Ableitung des Verbs *dab* ~ *tab* ~ *tap* 'sich fügen, anpassen' mit dem Suffix *-ir* ansehen (vgl. Deny 583). — Bei dem kirg. Wort *dabyr* 'eine Jurte mit kurzen Dachstangen' (R. III, 1643) können wir die semantische Verbindung nicht bezeichnen, weswegen wir es hierher ziehen könnten. — Das tel. *tabyr* ist der Name eines Spieles; sein Verlauf ist folgender: 'man teilt sich in zwei Parteien, jede Partei faßt sich bei den Händen und geht singend gegen den Gegner vor, wer einen Gegner durchläßt, muß zu den Gegnern übergehen' (R. III, 970—1). Das Wort können wir mit der wegen der charakteristischen Bewegung des Spieles anzusetzenden Bedeutung 'anfassend → Reihe, deren Glieder sich bei der Hand anfassen' wiederum aus dem Verb *tab* ~ *tap* 'fassen' mit dem Nominalsuffix *-yr* erklären.

Im Kasanischen gibt es das Wort *tapqyr* ~ *tabqyr*, mit dem Zahladverbien gebildet werden: *ber tapqyr* 'einmal', *qaldyq tapqyr* 'zum letzten Male'; es hat auch eine Ableitung mit dem denominalen Verbalsuffix *-la*: *tapqyrla* 'wiederholen, multiplizieren' (Bálint 106, 107, R. III, 952—3). Wenn wir z. B. daran denken, daß im Ungarischen das Suffix des Zahladverbs *-szër, -ször, -szor* aus dem Worte *szër* 'Reihe' entstand und daß wir im Osmanischen solche Zahladverbien finden wie: *iki qat* 'doppelt', *bir qat daha güzel* 'noch einmal so schön', wo *qat* eigentlich 'Schicht' bedeutet (J. Németh, TürkGram. 49), dann können wir es für wahrscheinlich halten, daß das hier angeführte *tapqyr* eine Ableitung von dem Verb *tap* 'fassen — sich anpassen' mit dem Suffix *-qyr* ist (s. weiter oben *tapqyr*, das zu dem Verb *tap* 'finden' gehört) und so dem tel. Spielnamen *tabyr* ähnlich eine ursprüngliche Bedeutung 'Reihe' hat.

OsmSāmī *tabur* 1. 'eine Truppe von Soldaten, die Rücken an Rücken stehen, in Viererreihen und Quadratform, Kanonenabteilung usw., die nach allen Seiten dem Feind gegenübersteht und eine Festung bildet'; 2. 'ein Bataillon aus 1000 Mann' (zit. aus Németh: MNy. XXXI, 178 und UJbXV, 541) ~ osm., krm. *tabur* 1. 'ein Bataillon aus 1000 Mann'; 2. 'die Wagenburg' (R. III, 978). — Osm. *tapqur* 1. 'die Reihe, die Linie, besonders Pferde oder anderes Vieh in Reihen aufgestellt'; 2. 'der Gürtel'; 3. 'die Palisaden-Ein-

[1]) Ligeti macht darauf aufmerksam, daß das Wort ins Russische übergegangen ist: *tabun* 'Gestüt'.

zäunung'; 4. 'die Wagenburg' (R. III, 953—4) ~ tschagŠSul. *tapqur* 1. 'Truppe'; 2. 'Lager'; 3. 'eine aus zusammengebundenen Wagen errichtete Wagenburg' (Kúnos 182): 'eine Festung, die aus mit Ketten verbundenen Wagen besteht, in Form einer Festung in Quadratform' (zit. aus Németh) ~ tschag. *dapqur* 1. 'Regiment, Heerhaufe, Heer'; 2. 'Gurt, Gürtel' (R. III, 1643) ~ tschag. *tapqur* 'zur Rekognoszierung oder zum Rauben ausgeschickte Truppenabteilung' (R. III, 953) ~ osmSämī *tabqur* 'die ursprüngliche Gestalt des Wortes *tabur*; es bedeutet im Alttürkischen mit Ketten aneinandergebundene Wagen, die eine Festung in Quadratform bilden' (zit. aus Németh).

J. Németh sieht in der schon zitierten Abhandlung (MNy. XXXI, 181 und UJb. XV, 546) in den Worten *tabur* und *tapqur* eine Zusammensetzung der Wörter *tap* 'das Passende, Zusammengehörige, die Fuge' — die Annahme eines solchen Wortes hat zwar bei ihm eine recht schmale Basis, kann aber auf Grund unserer Ausführungen mit gutem Recht akzeptiert werden — und *qur* 'Gürtel'. Er geht nämlich zusammen mit J. Melich (*Über das Wort tábor*: MNy. XXXI, 172 und UJb. XV, 534) davon aus, daß jene Bedeutungen die ursprünglicheren sind, bei denen das 'Gürtel'-Moment vorkommt, d. h. folgende Bedeutungsentwicklung vor sich gegangen war: 'Gürtel → Wagengürtel → Wagenburg → Wagenlager → Feldlager → Lager → Truppe'; zugleich sucht er zwischen den Formen nach einer lautgeschichtlichen Beziehung: in einem Teil der Fälle wurde das beginnende *q* des zweiten Gliedes der Zusammensetzung *qur* zu *γ*, dann verschwand dieses *γ* in gewissen Fällen (vgl. MNy. XXXI, 178—9 und UJb. XV, 543). — Daß eine solche Ableitung eine ziemliche Wahrscheinlichkeit hat, ziehen wir nicht in Zweifel, daneben glauben wir aber, daß, wenn wir das von uns gebotene Material und die im Material verborgenen morphologischen und semantischen Möglichkeiten in Betracht ziehen, die Erklärung von Németh nicht die einzige ist, nicht einmal die entsprechendste. Wir erhalten eine ganz natürliche Bedeutungsentwicklung, wenn wir von dem Moment 'Reihe' ausgehen und folgende Entwicklung annehmen: 'eine in einer Reihe oder in Reihen angeordnete Truppe → Truppe' und 'ein in einer Reihe oder in Reihen aufgestelltes Lager → Wagenburg oder Lager' (vgl. weiter oben *tabyn*, *tabym*). So brauchen wir durchaus nicht anzunehmen, daß in den Wortendungen *-qur*, *-γur*, *-ur* das Wort *qur* 'Gürtel' als letztes Glied, bzw. Grundwort einer Zusammensetzung versteckt ist, wir können vielmehr ruhig darin einerseits die Entsprechung *-qur*, bzw. *-γur* des schon in den bisherigen Fällen angegebenen deverbalen Nominalsuffixes *-qγr* oder *-qur*, andererseits die Variante *-ur* des ebenso weiter oben angegebenen deverbalen Nominalsuffixes *-ir*, den ersteren Teil *tap* (*dap*) und *tab* dagegen können wir ruhig mit dem Verb *tap* ~ *tab* 'sich anpassen' oder, auch das können wir sagen, mit dem Nomen-Verbum *tap* ~ *tab* identifizieren.

Also können wir ganz glatt das Wort *tapqur* (*dapqur*) ~ *tabγur* in die eben behandelte Wortfamilie einfügen, wenn wir es als eine Bildung folgender Art auffassen: *tapqyr* 'Reihe → mal' (s. oben) | *tut* 'fassen, halten, auffassen' (R. III, 1475): > kirg. *tutqur* 'klebrig' (R. III, 1490) | alt., tel. *jüskür* 'sachant nager' (s. Deny 931) | alt. *učqur* 'sachant voler' (a. O.) | alt. *ötkür* (*ütkär*) 'pénétrant, aigu' (a. O.) | alt. *pilgir* 'intelligent' (a. O.) | alt. *tojmayur* 'insatiable', wo das *-γur* zu einem verneinenden Verb hinzutritt (a. O.) | uigK. *japyš* 'anhaften, sich anhängen': > *japyšγur* 'adhérent' (nach Abulghazi Deny 931) | *uj* 'sich jemandem anschließen, folgen': > *ujgur* 'sich anschließend, folgend, sich anpassend' Völkername (zusammen mit dem vorhergehenden erklärt von Abulghazi; vgl. Deny 931, Németh: *Das Werden der landnehmenden Ungarn* 38—9) | *sal* 'daraufschlagen, angreifen': > uigK. *salγur* 'angreifend, zum Angriff bereit' oγus. Stammesname (vgl. Németh a. a. O. 49—50); in der Entsprechung des Stammesnamens *salur* (vgl. Marquart: *Volkst. d. Kom.* 189—90) können wir nicht nur eine lautliche Variante von *salγur* sehen (s. Németh a. O.), sondern auch eine andere Ableitung mit dem Suffix *-ur* des Grundwortes[1]) | *bulγa* 'mischen': osm. *bulγur* 'Mischung → Brei' (vgl. Németh a. a. O. 95). Wie die Wörter *ujgur* und *salγur*, ähnlich so die beiden bulgarischen Untergruppennamen *uturgur* und *kuturgur* sind Nomenverbalia mit dem Suffix *-gur*: *-γur*: das erste ist aus dem Verb *otur* 'sitzen bleiben', das zweite dagegen hängt mit dem Verb *qotur* — *qoδ, qoδur, qotγ* — *qoj* 'ausgießen, entleeren — lassen' zusammen (vgl. Kāšγarī, R. II, 614), während τῶν ... Κοτράγων (s. Moravcsik: *Zur Gesch. der Onog.*: MNy. XXVI, 93) eine zu dem Verb *qotur* gehörende Bildung mit dem Suffix *-ag* ~ *-aq* ist (anders erklärt diese Namen Németh: KCsA. I, 151 und *Werden der landn. Ung.* 90—1). Sogar in dem Falle des Volksnamens Σαράγουροι: *Sarurgur* (s. Moravcsik a. O. 5—7, 10—2) können wir damit rechnen, daß es in die Verwandtschaft des Verbs *saru* ~ *sary* — **sarur* ~ **saryr* 'umwickeln' gehört (anders Németh: *Werden der landn. Ung.* 91).

Das *tabur* kann nicht so eine auf lautlichem Wege entstandene Variante des Wortes *tapqur* ~ *tabγur* sein, sondern eine etymologisch zusammenhängende abgesonderte Bildung, die eine verwandte Bedeutung und ein anderes Suffix hat, wie z. B. in unserer Wortgruppe die Wörter tschag. *dabir* 'Knie' oder tel. *tabyr* 'Spiel'. — Vom Standpunkte der Bedeutung verdient unter den fremden Übernahmen von *tabur* das russische *táborъ* (*tábyrъ*) Aufmerksamkeit, da es außer den veralteten Bedeutungen 'Feldlager, Kriegslager' und 'Nomadenlager, Zigeunerlager' auch die Bedeutung 'die Herde, Schar, der Schwarm von Tieren' ('die Herde von Renntieren')

[1]) Hier einzubeziehen ist der Name *Salar*, den ein in Kansu zusammen mit den „Ouïgours jaunes" lebendes türkisches Volkselement trägt (s. Deny 6).

hat (s. Melich: MNy. XXXI, 176); dies ist nämlich die Übernahme einer türkischen Bedeutungsvariante, welche entspricht dem osm. 'die Reihe, die Linie, besonders Pferde oder anderes Vieh in Reihen aufgestellt'.

Hier bemerken wir, daß Németh das katsch. *tap* 'das Passende, Zusammengehörige, die Fuge' in der Gesellschaft des uig. usw. *tap* 'finden, bekommen, erwerben' anführt, aber er teilt nicht mit, wie er sich die Zusammengehörigkeit denkt.

Über das Verb schor. *taptyr* 'verfolgen' (R. III, 957) haben wir oben das bemerkt, daß es die Ableitung eines Grundwortes *tap* mit dem faktitiven Suffix *-tyr* ist und die Bedeutung 'verfolgen' so aus der Bedeutung 'fassen: fassen lassen', wie aus 'etwas durch jemand finden lassen' sich entwickeln konnte. Wir können die Bedeutung 'verfolgen' auch so erklären, daß wir das Faktitiv des Grundwortes *tap* mit der Bedeutung 'sich anpassen, an etwas kleben — folgen' in ihm suchen. Das schor. *taptyrǰaŋ* 'Weggenosse' (R. III, 957) ist eine Ableitung mit dem Nominalsuffix *-tyr* von Verb *tap* 'sich anpassen — folgen' (s. darüber oben), es ist ferner noch versehen mit dem Nominalsuffix *-ǰan* (über das Suffix *-ǰan, -ǰin* vgl. Deny 348 und Marg. Palló: KCsA. I, 235, NyK. XLVI, 154—8). — In dem uigK. Verb *tabčur* 'folgen, sich anschließen lassen' konnte sich ein älteres **tabyčur* oder **tabučur* erhalten haben, das seinerseits aus dem mit deverbalem Nominalsuffix *-yč* ~ *-uč* (vgl. Deny 580, Zajączkowski 22—3) gebildeten Hauptwort **tabyč* ~ **tabuč* 'Anfügung, Anschließung — Folgen' durch das denominale Faktitivsuffix *-ur* (vgl. Deny 533) gebildet wurde. Es konnte aber auch so entstehen, daß zu einer Bildung **tabyču* ~ **tabuču*: **tabču* mit dem deverbalen Suffix *-yču* ~ *-uču*: *-ču* (vgl. Deny 545—7, Zajączkowski 89—90) ein denominales Faktitivsuffix *-r* hinzukam (vgl. Deny 533, Zajączkowski 135—6).

Das ostturk. *davra* 'nachahmen' (R. III, 1647) kann eine Bildung mit dem denominalen Verbalsuffix *-a* aus der Entsprechung von *tabur*: **davur* ~ **davyr* sein (Deny 537), die Bedeutung 'nachahmen' aber kann die Entwicklung der Bedeutung 'Zusammenpassen, Anpassung, Folgen' sein (vgl. oben die Verben *tabyš, tabyštyr*).

III. Türk. *tap* 'Wunsch, Belieben' (Bang—Gabain, AnInd. 43) ~ uig. *tap* 'gré, satisfaction' (Pelliot: T'oung Pao XXVII, 319 [L.]) ~ alt., tel. *tap* 'Wille, Gewalt, Lust' (R. III, 946) | türk. *tapla* 'für gut befinden, wählen, zustimmen, billigen' (Bang—Gabain, AnInd. 43) ~ uigK. *tabla* 'annehmen; zufrieden sein mit' ~ uig. *tapla* 'approuver, agréer' (T'oung Pao XV, 270 [L.]) ~ uig. *tapla* 'schätzen, gewähren' (Gabain, Hüen-tsang 32 [L.]) | uigK. *tablaγ* 'Einverständnis' ~ türk. *taplaγ* 'Zustimmung, Annahme' (Bang—Gabain, AnInd. 43) | jak. *taptā* 'lieben' (Böhtl. 91) | jak. *taptat* 'jemand (Dat.) bewegen, daß er liebt' (Böhtl. 91) | jak. *taptan* 'sich lieben, geliebt werden' (ib.) | *taptas* 'sich gegenseitig lieben' (ib.) | jak. *taptȳ*

'Liebe' (ib.) | jak. *taptal* 'Liebe' (ib.) | jak. *taptallāχ* 'geliebt' (ib.). Der Bedeutungskreis dieser Wörter konnte sich nach zwei Richtungen hin entwickeln: a) so daß zur Bezeichnung der Begriffe: 'Wunsch, Wille — Lust, Gefallen — Liebe' die damit verbundenen Gebärden: 'Greifen: Ergreifen oder das nach jemand Fassen, nach jemand Hinreichen' Wörter lieferten; b) so daß man zum Ausdruck des Begriffes 'Lust, Gefallen — Wunsch, Wille' das Wort *tap* in der Bedeutung 'was sich anfügt' gebrauchte wie im griech. ἁραρίσκω, ἁρέσκω. Zur Entstehung der Bedeutungsvarianten der Bildung *tapla*: *tapta* können wir uns auf die Bedeutung des ungarischen Verbs *kedvel* 'lieb haben' aus dem Wort *kedv* 'Lust' berufen.

Im Teleutischen gibt es das Wort *tabyla*, dessen Bedeutungen sind: 1. 'nach Gefallen'; 2. 'freiwillig'; 3. 'allmählich' (R. III, 971). Dies ist das *-a* Gerundium des Verbs **tabyl*, das aus dem Substantiv *tab* ~ *tap* 'Wunsch, Belieben, Lust' mit dem denominalen Suffix *-yl* gebildet wurde (vgl. Deny 532). Wir finden im Teleutischen auch ein Verb *tabylan*, das in folgenden Bedeutungen vorkommt: 1. 'nach Gefallen tun'; 2. 'nach eigenem Willen handeln, über sich frei verfügen, unabhängig sein' (R. III, 971). Dies ist ein Reflexivum mit dem Suffix *-an* von dem oben angegebenen Verb **tabyl* (vgl. Deny 365). Wegen des letzteren können wir weniger daran denken, daß das mit ihm offenbar zusammenhängende *tabyla* aus der Verbindung von dem Substantiv *tab* + *ile* 'mit' entstand (vgl. *qolaylyqla* 'avec facilité, facilement', s. Deny 585—8). Was die bei *tabyla* an 3. Stelle erwähnte Bedeutung 'allmählich' anbetrifft, so ist sie ebenso zurückzuführen auf die Bedeutung 'nach Gefallen' bzw. 'Wunsch, Belieben, Lust', wie das deutsche *allmählich* in die Verwandtschaft der Wörter *gemach* 'womit verbunden, zusammenpassend, zugehörig → passend → bequem': *Gemach* 'Wohlbehagen, Annehmlichkeit, Pflege — Bequemlichkeit — Ruhe' (vgl. germanische Bedeutungen von *machen*) gehört (vgl. Kluge[9] 11, 165, 293). Ebenso nahmen die in der Spracherneuerung entstandenen zu ung. *kény* 'Lust' gehörigen Wörter: *kényelmes*, *kényelmesen* 'bequem' zur Bedeutung 'bequem' (Adj. und Adv.) auch die Bedeutung 'ruhig, langsam' an (z. B. *kényelmesen megy*, *mozdul* 'geht oder bewegt sich mäßigen Schrittes'). Aus der Entsprechung von *tabyla*: **tapyla* ging kmd. *tapla* 'langsam' hervor (R. III, 954). — Das Teleutische *tabyn* 'gemächlich' (R. III, 970) ist wiederum zu dem Wort *tab* ~ *tap* 'Wunsch, Belieben, Lust' zu ziehen, und zwar als Ableitung mit denominalen *-yn* Nominalsuffix, besonders Adverbialsuffix (vgl. Deny 572, 261—2). Aus diesem *tabyn* wurde mit dem denominalen Verbalsuffix *-a* (vgl. Deny 537—8) das tel. *tabyna* 'eigenwillig sein' (R. III, 970), das nach dem über die Bedeutungsvarianten von *tabyla* und *tabylan* Gesagten die frühere Bedeutung des Grundwortes zeigt.

IV. Aus dem Verb *tap* 'sich fügen' konnte sich über die figür-

liche Bedeutung 'sich anfügen, anpassen' das Verb uigK. *tap* 'dienen' entwickeln. Dies ist eine ähnliche Entwicklung, wie die, die in der Familie des uigK. *uj* 'sich jem. anschließen' ~*uð* 'verfolgen' das uigK. Wort *uðmaq* 'Diener, Jäger' schuf. Vom Standpunkt der Bedeutung lassen sich an das Verb *tap* 'dienen' das uig., türk., osm. *tap* 1. 'verehren'; 2. 'anbeten' (R. III, 947, Bang—Gabain, AnInd. 43) knüpfen.

Zu dem Verb *tap* 'dienen — verehren' gehören folgende: uigK. *tapun* 'dienen' ~ uig., tschag., kom., kas. *tabyn* 1. 'dienen'; 2. 'verehren' (R. III, 970) ~ uig. *tapyn* 'adorer' (Pelliot: T'oung Pao XV, 270 [L.]) ~ kas. *tabyn* (Dat.) 'anbeten' (Bálint 107) ~ türk., osm. *tapyn* 'verehren' (Bang—Gabain, AnInd. 43, R. III, 949) ~ osm. *tapyn* 'schmeicheln' (R. III, 949): das *-yn* ist ein Reflexivsuffix, und zwar haben wir es mit einem solchen Fall der Anwendung des Reflexivums zu tun, in dem es der Ausdruck stärkerer gefühlsmäßiger Interessiertheit ist (vgl. Deny 365) | kas. *tabyndyr* 'unterwerfen, sich jemand unterordnen' (R. III, 970): ein Faktitiv mit der Bedeutung 'dienen lassen; er läßt das, was der Diener zu tun hat, erledigen' ~ uig. *tabyndur* 'zum Dienste erhalten' (R. III, 970) | osm. *tapynyš* 1. 'Verehrung'; 2. 'Schmeichelei' (R. III, 949): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-yš* | osm. *taptyr* 'verehren lassen' (R. III, 956) | tschag. *tabuq* ~ *tabuγ* 1. 'dienen'; 2. 'verehren, Ehrfurcht bezeugen' (R. III, 977): mit dem deverbalen Verbalsuffix *-uq* (*-ik*) (vgl. Deny 534) | osm. *tabuγaq* 'ein Anbetender' (R. III, 977): aus dem Verbalgrundwort *tabuγ* ~ *tabuq* (vgl. das Vorhergehende) mit dem deverbalen Nominalsuffix *-aq* (vgl. Deny 562—3) | uig. *tapaγ* 'adoration' (Pelliot: T'oung Pao XV, 270): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-aγ* (*-aq*) (vgl. Deny 562—3) | uigK. *tapuγ* 'Dienst, Gehorsam' ~türk. *tapuγ* oder *tapγγ* 1. 'Dienst'; 2. 'Verehrung' (Bang—Gabain, AnInd. 43) ~ tschag. *tapuq* 1. 'Dienst'; 2. 'Ergebenheit'; 3. 'der ehrende Gruß der Mongolen' (R. III, 951) ~ tschag. *tabuγ* 'Dienst' (R. III, 977): mit dem deverbalen Nominalsuffix *-uγ* ~ *-γγ* ~ *-uq* (vgl. Deny 560—2) | osm. *tapū* 'Verehrung' (R. III, 951) ~ tel. *tabū* 1. 'Verehrung'; 2. 'Gottesfurcht (Ausdruck der Schamanen)' (R. III, 977): < *tapuγ* ~ *tabuγ* | uigK. *tapuγčy* 'Diener' ~ türk. *tapγγčy* 'Diener, Dienerin' (Bang—Gabain, AnInd. 43) ~ tschag. *tapuqči* 1. 'Diener, Page'; 2. 'Verehrer' (R. III, 951) ~ tschag. *tabuγči* 'Diener' (R. III, 978): mit dem denominalen Suffix *-čy* ~ *-či* (*-ǰi*), Formanten der Wörter, die 'Beschäftigung' bedeuten (vgl. Deny 343) | uigK. *tapuγluγ* 'dienstbar': mit dem denominalen Adjektivsuffix *-luγ* (vgl. Deny 330) | uigK. *tapuγsaq* oder *tapγγsaγ* 'diensteifrig' ~ uig. *tapγγsaq* 1. 'dienstfertig'; 2. 'ehrfurchtsvoll' (TurfT. VI, 90) ~ tschag. *tapiqsaq* 'der Verehrer' (R. III, 951): mit dem Suffix *-saq* ~ *-saγ*, gebildet aus der Verschmelzung des denominalen Verbalsuffixes *-sa* + deverbalen Nominalsuffixes *-q* ~ *-γ* (vgl. Deny 534—5, 597, 1116—8) | karT. *tabu*

'Dank' (*tabu t'eńriǵa* 'Gott sei Dank') (Kow. 257): oder *tabu* < *tabuy* oder vielmehr *tabu* mit dem deverbalen Nominalsuffix *-u* (vgl. Deny 576—7 und Zając. 103—5) | karT. *tab'e* 'Danksagung' (Kow. 257) | uig. *taby* 'Ergebenheit' (R. III, 969): Radloff nimmt arabischen Ursprung an, aber nach Brockelmann ist die Bedeutung 'Einverständnis' und die Herleitung aus dem Arabischen falsch; nach unserer Meinung ist es eine Ableitung des türk. Verbs *tab* mit dem deverbalen Nominalsuffix *-y* (vgl. Deny 576—7) | uig. *tabylyq* 'Ergebenheit' (R. III, 971) ~ tschag. *tabi'liq* 'Untertanenschaft' (R. III, 977): die vorhergehende Bildung mit dem denominalen Nominalsuffix *-lyq* ~ *-liq* | osm. *tapyǰy* 1. 'Verehrer'; 2. 'Anbeter' (R. III, 950): mit dem Suffix *-yǰy* (*-iǰi*), gebildet aus der Verschmelzung des deverbalen Nominalsuffixes *-y* (*-i*) und dem denominalen Nominalsuffix *-ǰy*, wie z. B. *sat*: > *satyǰi* (vgl. Deny 545—6), mit der Bedeutung 'der, dessen Eigentümlichkeit die Handlung ist' | tschag. *tabin* 'Diener' (R. III, 976): nicht ein arabisches Wort wie Radloff meint, sondern ein türk. Verb *tab* + deverbales Nominalsuffix *-in* ~ *-yn* (vgl. Deny 571—3) | kirg. *tabyn* 'Gebiet, Wirkungskreis' (R. III, 970): wie das vorhergehende; seine Bedeutung entstand entweder daraus: 'der Kreis des Dienstes — der Ehre' oder die Bedeutung uigK. *tav* 'verfügen' steckt dahinter | osm. *tapynǰy* 1. 'der Verehrer'; 2. 'der Götzenanbeter' (R. III, 950): aus dem Nomen *tapyn* (vgl. *tabyn*) mit dem denominalen Nominalsuffix *-ǰy*, wie *tapuyčy* (s. vorher), oder vielmehr aus dem Verb *tapyn* mit dem Suffix *-yǰy*, wie *tapyǰy* (s. vorher), und so **tapynyǰy* > *tapynǰy* | tschag. *tabanliq* 'der Hörige, Untertan' (R. III, 965): das Element *taban* ist eine deverbale Nominalbildung mit dem Suffix *-an* von dem Verb *tab* (*tap*) 'sich fügen' und nicht das Wort *taban* 'Sohle', welches wir gleichfalls als deverbales Nomen mit dem Suffix *-an* zu dem anderen Verb *tap* ~ *tab* 'schlagen, stampfen' stellen können | uig. *tapqač* 'chinesisch' (R. III, 952) ~ uig. *tabγač* 'der Chinese, der Untertan der T'ang-Dynastie' (R. III, 980): mit deverbalem Nominalsuffix *-qač* ~ *-γač* (vgl. Deny 578—9 und Zając. 21—2) und eher mit der Bedeutung 'dienend' oder 'ehrend', nicht aber, wie nach der allgemeinen Ansicht, 'ehrenwert' | alt. *tabyšta* 'einen Gruß darbringen, grüßen' (R. III, 975): der Teil *tabyš* ist ein deverbales Nomen mit Suffix *-yš* (vgl. oben uigK. *tabyš* 'gegenseitiges Vertrauen'); für die Bedeutung vgl. oben tschag. *tapuq* 'der ehrende Gruß der Mongolen' | alt. *tabyštaš* 'sich begrüßen' (R. III, 975): mit dem Reziproksuffix *-taš*: *-laš* (vgl. Deny 530—1).

Vámbéry faßt in seiner Abhandlung: *A török-tatár nyelvek etymologiai szótára* (*Etym. Wörterbuch der türk.-tatar. Sprachen*: NyK. XIII, 409—11) die Familie der türk. Wörter *tap* mit der Bedeutung 'Spur, stampfen' und 'finden, dienen, verehren, ehren, schätzen' zusammen, bzw. vermengt sie, und zwar stellt er solche Bedeutungsverbindungen auf wie *tap* 'spüren,

nachspüren, aufsuchen, finden'. Ebenso stellt er gewisse Glieder der eben behandelten Wortgruppe in andere Bedeutungsbeziehungen, wie wir sie oben aufstellten, so z. B. nach ihm *tapqu, tapuq, tabuq* soviel wie 'Dienst, Erfindung'. Vámbéry zieht das tschag. Wort *tapqur* 'zur Rekognoszierung oder zum Rauben ausgeschickte Truppenabteilung', soweit wir aus seiner Aufstellung folgern können, zu dem Verb *tap* 'finden'. Da er das Wort nur in einer solchen Bedeutung mitteilt (ČagSprstud. 253), ist es nicht unmöglich, daß die Bedeutung, wie es nicht selten bei ihm vorkommt, um der Etymologie willen geschaffen wurde.

Die finnisch-ugrische und die türkische Wortgruppe hängen miteinander zusammen. Bis zu einem gewissen Grade kommt A. Sauvageot ihren Verbindungen auf die Spur in seiner bahnbrechenden Arbeit „Recherches sur le vocabulaire des langues ouralo-altaïques" (43), wenn er mit dem Material, das in den Kreis der oben bestimmten finnisch-ugrischen Wortfamilie gehört, die türkOrk. Wörter *tap* 'contre' [?] und katschR. *tapta* 'das Passende zusammenfügen, ineinander fügen' zusammennimmt.

Im Mongolischen.

Als ich L. Ligeti die semantischen Möglichkeiten, die unser türkisches Material bietet, vortrug, brachte er das bezügliche mongolische sprachliche Material herbei, und seiner Liebenswürdigkeit verdanke ich die untere Zusammenstellung.

Ramstedt (*Zur Geschichte des labialen Spiranten im Mongolischen*: Thomsen-Festschrift 183; vgl. Ramstedt: JSFOu. XXVIII, 3: 16) und B. J. Vladimircov (*Sravnitel'naja grammatika mongol'skogo pisjmennogo jazyka i chalchaskogo narečija* 208, 414), indem er die Widerspiegelung des bilabialen Spiranten im Mongolischen behandelte, beschäftigten sich mit dem uns interessierenden Material, so daß beide auch die Frage der türkischen sprachlichen Entsprechung streiften. Poppe wies (*Über einen Vokalwechsel*: UJb. XIII, 118) bei der Untersuchung des mongolischen Stammauslautes auf die mongolischen Angaben hin. Wenn außer den angegebenen Werken noch eine andere Quelle benutzt wird, machen wir es kenntlich.

Zu unserer türkischen Wortgruppe Nr. I., welche bei Ramstedt und Vladimircov durch türk. *tap* 'finden', *tapmaq* > kas. *taqmaq* 'Rätsel', aderb. *tapmaǰa* 'Rätsel, Scharade' vertreten wird, können wir die folgenden mongolischen Angaben geben: Schrift-mong. *tayа-* 'raten, ausfindig machen' ~ khalkha. *t'ā-* 'erraten' ~ burjät. *tā-* 'id.' ~ Schrift-kalmük. *tā-* 'id.' (Pozdneev 180) ~ monguor. *t'ā-* 'deviner, conjecturer, raisonner' (De Smedt—Mostaert 404) ~ ordos. *t'ā-* 'deviner, conjecturer' (a. O.) | Schrift-mong. *tayila* (< **tayi-la*) 'erklären' ~ khalkha. *t'ậẹlă-* 'id.' | Schrift-mong. *tayamay* 'Rätsel' | Schrift-mong. *tayaburi* 'id.' ~ Schrift-kalmück. *tābur*

'Herumraten, Annahme' (Pozdneev 180) ~ khalkha. *ť'āwăr* 'Rätsel' | dahur. *ť'āγ̇ul* 'Rätsel' (Ligetis eigene Aufz.) | Schrift-mong. *tayilburi* 'Kommentar'. — Lehnwörter aus dem Mongolischen im Jakutischen *tāi* 'mutmaßen, ahnen' (Böhtl. 89) < *taγa* (L.) und *tabryŋ* 'Rätsel' (Böhtl. 92) < *tayaburi*.

Die mongolischen Beziehungen der Wortgruppe Nr. III., aus der Ramstedt und Vladimircov türk., uig. *tap* 'Neigung, Sympathie, Wunsch' und uig. *tapla* 'lieben' erwähnen: Schrift-mong. *tab* 'Lust, Vergnügen, Belieben' ~ Schrift-kalmück. *tab* 'Befriedigtsein, Ruhe' (Pozdneev 181) | khalkha. *tawār* (instrumentalis) 'gern usw.' | Schrift-mong. *tabtai* 'bequem' | Schrift-mong. *tabla* 'lieben' ~ *tabla-* und *tabala-* 'être satisfait, content' (Kowalewski III, 1611 b) ~ *tayala-* 'désirer, aimer, trouver du plaisir dans qc., s'attacher à qc., trouver bon, se plaire à' (Kowalewski III, 1576 a) ~ Schrift-kalmück. *tabala-* 'id.' (Pozdneev 180) ~ kalmück. *tāl-* 'lieben' | Schrift-mong. *tayara-* 'passen' ~ khalkha. *ť'ār-* 'id.' ~ kalmück. *tār-* 'id.' | Schrift-mong. *tayatu* 'angenehm, lieblich, bequem' ~ kalmück. *tātā* 'id.' ~ alar. burjät. *tātɛ̄* 'passend, angenehm' ~ bait., astrach. derbet. *tātā* 'id.' | Schrift-kalmück. *tāsa-* 'gefällt' (Pozdneev 182) | Schrift-mong. *tayastu* 'd. h. *tayatu*' ~ kalmück. *tastā* 'id.'.

Übernahmen, die aus der türkischen Wortgruppe Nr. IV. stammen, sind folgende mongolische Wörter: *tabiγ* 1. 'offrande, sacrifice, oblation, office divin, service, bon office'; 2. 'vénération, action d'honorer' (Kowalewski III, 1598 b) | *tabiγla-* 1. 'sacrifier'; 2. 'respecter, vénérer, honorer' (a. O. 1599 a) | Schrift-mong. *tabiγči* 1. 'serviteur (d'une pagode ou du lama)'; 2. 'celui qui apporte l'offrande'; 3. 'disciple favori' (a. O. 1599 b).

Auch Sauvageot (in seinem zit. Werk 43) gibt mongolische Zusammenstellungen: *tobki-* 'lier, réunir' | *tobkija* 'cahier, livret' | *tobči* 'bandage' | *tobčija* 'cordes d'un filet'. Ligeti aber teilt mir die Ansicht mit, daß man die Etymologien für diese mongolischen Sprachelemente in anderer Richtung suchen muß.

*

Ob die sich im finnisch-ugrischen, türkischen, mongolischen Material zeigenden Bedeutungsähnlichkeiten und Parallelen in der Bedeutungsentwicklung das Erbteil gemeinsamer Vorstufen der betreffenden Sprachen sind oder ob sie auf dieser oder jener Stufe der Spaltung entstanden sind, dazu nehmen wir keine Stellung.

*

Als wir in einem derartig weit verzweigten sprachlichen Material versuchten, den Blutkreislauf eines etymologischen Organismus zu er-

forschen, dachten wir nicht, daß wir nicht auch einige falsche Griffe taten. Wir glauben nicht, daß die Beziehungen, Übergänge, die wir hier aufgezeigt haben, in allem den Tatsachen, den in der Wirklichkeit sich abgespielten Vorgängen entsprechen. Aber wenn es uns gelungen ist, auf einige unbeachtete Pulsschläge in den geheimen Vorgängen der Sprache und der Seele hinzuweisen, so mögen dadurch unsere im Laufe dieser Arbeit eventuell begangenen Irrtümer ihre Entschuldigung finden.

AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Magyar Tudományos Akadémia
Könyvtara 55368/1951. sz.

Band XV April 1935 Heft 1

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Inhalt:

Emil v. Jakubovich, Das Ladungssiegel König Andreas' I. S. 1—28.

Franz Hussmann, Die Königsfrage und das Reichsverwesertum in Ungarn. S. 29—40.

Otto Spohr, Industriepolitik und industrielle Entwicklung Ungarns in der Nachkriegszeit. S. 41—61.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen: S. 62—76.

Ernst Lewy, Wilhelm Schulze (1863—1935). — Arno Bussenius, E. N. Setälä (1864—1935). — Helmut Klocke, Zur Frage des Patronatsrechts der ungarischen Könige vom 10. bis 14. Jahrhundert. — Dezsö v. Keresztury, Siebenbürgen, eine historische Romantrilogie von Zsigmond Móricz. — Ernst Lewy, Die Finnen in Rußland.

Bücherschau. S. 77—105.

1935

WALTER DE GRUYTER & CO.

BERLIN UND LEIPZIG

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Der Band der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt vier Hefte. Der Preis für den vierzehnten Band beträgt Reichsmark 18, in Ganzleinen gebunden Reichsmark 20. Preis der Einzelhefte je nach Umfang. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos. Mitgliedsanmeldungen sind zu richten an das Ungarische Institut, Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Manuskripte, Korrekturen, Rezensionsexemplare und alle die Redaktion betreffenden Anfragen sind zu richten an den

Direktor des Ungarischen Instituts der Universität,
Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Die Zeitschrift steht jeder politischen und wirtschaftlichen Tendenz fern.
Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitteilung: Neben der Redaktion steht ein Redaktionsausschuß. Durch den Tod von W. Bang hat es sich als notwendig erwiesen, den Redaktionsausschuß zu ändern und zu erweitern. Die neue Zusammensetzung wird im nächsten Heft bekanntgegeben.

Mitarbeiter des vorliegenden Heftes:

Emil v. Jakubovich, Direktor am Staatsarchiv Budapest.

Franz Hussmann, Hamburg.

Otto Spohr, Berlin.

Ernst Lewy, beamt. a. o. Professor an der Universität Berlin.

Arno Bussenius, Lektor des Finnischen an der Universität Berlin.

Helmut Klocke, Assistent am Ungarischen Institut der Universität Berlin.

Dezső v. Keresztury, Lektor des Ungarischen an der Universität Berlin.

Bücherschau: A. Bussenius, J. v. Farkas, H. Grund, H. Kalek, D. v. Keresztury, H. Klocke, R. Koppitz, E. Lewy, H. Mees, V. Móricz, J. v. Nagy, M. Pfotenhauer, W. Reitzenstein, H. v. Rooss, L. Saczek, O. Spohr, I. Zempléni.

Die Entwicklung der ungarischen Literatur

Von JULIUS v. FARKAS,
o. ö. Professor an der Universität Berlin

8°. 306 Seiten. 1934.
Preis: geh. RM 6.—, geb. RM 7.—

Das neueste Werk von Farkas zeigt den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur von seinen Anfängen bis zur frühesten Gegenwart im Rahmen einer großen kultur- und geisteswissenschaftlichen Darstellung. Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf die europäischen Zusammenhänge, in erster Linie werden die deutsch-ungarischen Beziehungen herausgearbeitet. Seinen besonderen Wert erhält das Buch dadurch, daß es seit 20 Jahren die erste umfassend orientierende Arbeit in deutscher Sprache über dieses Gebiet darstellt und so die Ergebnisse neuester ungarischer Forschung dem deutschen Leserpublikum übermittelt.

»Vor dem oben angezeigten Buche besaßen wir an Gesamtdarstellungen der ungarischen Literatur in Deutschland wohl nur die kurze Zusammenstellung von Katona-Szinnyei in der ‚Sammlung Göschen' (Berlin 1927). Die wesentlich breitere Darstellung, die Julius v. Farkas auf etwa 300 Seiten gibt und die auch die soziologischen Voraussetzungen der literarischen Wandlungen erörtert, erschließt daher bei uns noch wenig gewürdigte geistesgeschichtliche Faktoren. Mit großem Streben nach Objektivität zeigt Farkas die Entwicklung der modernen ungarischen Literatur auf . . . Als Abschluß der in scharfen Umrissen gezeichneten Entwicklungsgeschichte der ungarischen Literatur bis zum Weltkrieg wird die Situation der letzten fünfzehn Jahre noch umrissen.« *Literarische Welt.*

»Farkas' Stil ist einheitlich und klar, eine gelungene Vereinigung der zurückhaltenden Sachlichkeit und der publizistischen Eindringlichkeit. Er versteht es, große, einheitliche Grundlinien zu ziehen und seinen Standpunkt gewaltlos zu vertreten. Das deutsche Publikum hat von ihm ein Buch erhalten, das den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur im Zeichen einer wurzelhaften und doch europäisch gültigen Haltung zeigt, das trotz seines Reichtums an Stoff eine großzügige, einheitliche Komposition darstellt und das man mit Interesse, aber auch mit Bereicherung lesen kann.« *Geistige Arbeit.*

»Die vielfachen alten Beziehungen Ungarns zu Deutschland, die eine nähere Beschäftigung mit der magyarischen Literatur auch für weitere Kreise interessant macht, und die wichtige Mittlerrolle Ungarns zwischen Ost und West werden dem Leser eindringlich verständlich gemacht.« *Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.*

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthiner Str. 38

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von JULIUS VON FARKAS

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei ..... RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi ..... RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann ..... RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum ..... RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger ..... RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger ..... RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann ..... RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelungenlied.** Von Bálint Hóman ... RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi ..... RM. 2.—u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut ..... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann ..... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas .. RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi ..... RM. 6.—
17. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933)** ..... RM. 7.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I-II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi ..... RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary .. RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg ..... RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz ..... RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**
Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica .. .. RM 4.— | Bd. III. Philologica. Periodica .. .. RM 12.—
Bd. II. Geographica, Pol.-oeconomica RM 22.— | Bd. IV. Register .. .. RM 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von Robert Gragger. Num. Ausgabe auf Bütten. 8°. VIII, 219 S. 1927 Geb. RM. 20.—
Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Oktav. XIV, 206 S. 1926 ..... RM. 7.—, geb. RM. 9.—
Die Entwicklung der ungarischen Literatur. Von Julius v. Farkas. 8°. 306 S. 1934 ..... RM. 6.—, geb. RM. 7.—
Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern. 17 S. 1931 .. RM. —.50
Die Entwicklung der ungarischen Kultur. Von Gyula Kornis. 24 S. 1933 ..... RM. —.60

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10

Band XV August 1935 Heft 2-3

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Inhalt:

Béla Bartók, Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker. S. 194—258

Julius Lux, Siedlungsgeschichte und Rechtsverhältnisse der Stadt Dobschau-Dobsina. S. 259—295

Helmut Klocke, Die Stellung des Hochadels in der Grundbesitzstruktur und im politischen Aufbau der Länder der Stefanskrone. S. 296—308

Kleine Mitteilungen und Anzeigen: S. 309—320.

Sigismund Frhr. v. Bischoffshausen, Die letzten Tage von Visegrád. — Josef Györke, Ein denominales Nominalsuffix im Uralischen. — Georg Lakó, Syrjänisch-wepsische Lehnbeziehungen.

Bücherschau. S. 321—364.

1935

WALTER DE GRUYTER & CO.

BERLIN UND LEIPZIG

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Der Band der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt vier Hefte. Der Preis für den vierzehnten Band beträgt Reichsmark 18, in Ganzleinen gebunden Reichsmark 20. Preis der Einzelhefte je nach Umfang. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos. Mitgliedsanmeldungen sind zu richten an das Ungarische Institut, Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Manuskripte, Korrekturen, Rezensionsexemplare und alle die Redaktion betreffenden Anfragen sind zu richten an den

Direktor des Ungarischen Instituts der Universität,
Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Die Zeitschrift steht jeder politischen und wirtschaftlichen Tendenz fern.
Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitarbeiter des vorliegenden Heftes:

Béla Bartók, Direktor am Staatsarchiv Budapest.
Julius Lux, Budapest.
Helmut Klocke, Assistent am Ungarischen Institut der Universität Berlin.
Sigismund Frhr. v. Bischoffshausen, Berlin.
Josef Györke, Dorpat.
Georg Lakó, Stockholm.

Bücherschau: D. Bartók, A. Bussenius, J. v. Farkas, G. Fuchs, H. Kalek, D. v. Keresztury, H. Klocke, E. Kolbenheyer, R. Koppitz, I. Mittelstaedt, V. Móricz, J. v. Nagy, M. Pfotenhauer, W. Reitzenstein, H. v. Rooss, L. Saczek, L. Spohr, Ch. Steinbrucker, E. Sztrakos, Fr. Valjavec, E. Zempléni.

Die Entwicklung der ungarischen Literatur

Von JULIUS v. FARKAS,
o. ö. Professor an der Universität Berlin

8°. 306 Seiten. 1934.
Preis: geh. RM 6.—, geb. RM 7.—

Das neueste Werk von Farkas zeigt den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur von seinen Anfängen bis zur frühesten Gegenwart im Rahmen einer großen kultur- und geisteswissenschaftlichen Darstellung. Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf die europäischen Zusammenhänge, in erster Linie werden die deutsch-ungarischen Beziehungen herausgearbeitet. Seinen besonderen Wert erhält das Buch dadurch, daß es seit 20 Jahren die erste umfassend orientierende Arbeit in deutscher Sprache über dieses Gebiet darstellt und so die Ergebnisse neuester ungarischer Forschung dem deutschen Leserpublikum übermittelt.

»Vor dem oben angezeigten Buche besaßen wir an Gesamtdarstellungen der ungarischen Literatur in Deutschland wohl nur die kurze Zusammenstellung von Katona-Szinnyei in der ‚Sammlung Göschen' (Berlin 1927). Die wesentlich breitere Darstellung, die Julius v. Farkas auf etwa 300 Seiten gibt und die auch die soziologischen Voraussetzungen der literarischen Wandlungen erörtert, erschließt daher bei uns noch wenig gewürdigte geistesgeschichtliche Faktoren. Mit großem Streben nach Objektivität zeigt Farkas die Entwicklung der modernen ungarischen Literatur auf . . . Als Abschluß der in scharfen Umrissen gezeichneten Entwicklungsgeschichte der ungarischen Literatur bis zum Weltkrieg wird die Situation der letzten fünfzehn Jahre noch umrissen.« *Literarische Welt.*

»Farkas' Stil ist einheitlich und klar, eine gelungene Vereinigung der zurückhaltenden Sachlichkeit und der publizistischen Eindringlichkeit. Er versteht es, große, einheitliche Grundlinien zu ziehen und seinen Standpunkt gewaltlos zu vertreten. Das deutsche Publikum hat von ihm ein Buch erhalten, das den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur im Zeichen einer wurzelhaften und doch europäisch gültigen Haltung zeigt, das trotz seines Reichtums an Stoff eine großzügige, einheitliche Komposition darstellt und das man mit Interesse, aber auch mit Bereicherung lesen kann.« *Geistige Arbeit.*

»Die vielfachen alten Beziehungen Ungarns zu Deutschland, die eine nähere Beschäftigung mit der magyarischen Literatur auch für weitere Kreise interessant macht, und die wichtige Mittlerrolle Ungarns zwischen Ost und West werden dem Leser eindringlich verständlich gemacht.« *Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.*

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthiner Str. 38

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von JULIUS VON FARKAS

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei ..... RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi ..... RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann ..... RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum ..... RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger ..... RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger ..... RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann ..... RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelungenlied.** Von Bálint Hóman ... RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi ..... RM. 2.—u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut ..... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann ..... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas .. RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi ..... RM. 6.—
17. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933)** ..... RM. 7.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I-II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi ..... RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary .. RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg ..... RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz ..... RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica .. .. RM 4.— | Bd. III. Philologica. Periodica .. .. RM 12.—
Bd. II. Geographica, Pol. oeconomica RM 22.— | Bd. IV. Register .. .. RM 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von Robert Gragger. Num. Ausgabe auf Bütten. 8°. VIII, 219 S. 1927 Geb. RM. 20.—

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Oktav. XIV, 206 S. 1926 ..... RM. 7.—, geb. RM. 9.—

Die Entwicklung der ungarischen Literatur. Von Julius v. Farkas. 8°. 306 S. 1934 ..... RM. 6.—, geb. RM. 7.—

Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern. 17 S. 1931 .. RM. —.50

Die Entwicklung der ungarischen Kultur. Von Gyula Kornis. 24 S. 1933 ..... RM. —.60

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10

Band XV April 1936 Heft 4-5

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

ZOLTÁN VON GOMBOCZ

1936
WALTER DE GRUYTER & CO.
BERLIN UND LEIPZIG

Inhalt:

J. v. Farkas, Zum Geleit. S. 365—366. — N. Zsirai, Zoltán v. Gombocz. S. 367—384. — B. v. Arnim, Altbulgarisch СЪІНЪ. S. 385—388. — W. Bang † und R. Rachmati, Uigurische Bruchstücke über verschiedene Höllen. S. 389—402. — K. Bouda, Sprachliche Miszellen. S. 403—407. — G. Fehér, Attilas Sohn: Irnik. S. 408—432. — A. Horger, Der ungarische Stammwechsel vom Typus madár: madarat. S. 433—439. — E. v. Jakubovich †, Das Kerbschriftalphabet von Nikolsburg. S. 440—451. — J. Juhász, Ein unbekanntes Adverbialsuffix. S. 452—459. — H. Junker, Sprachklangbilder. S. 460—471. — A. Klemm, Der Satz und seine Teile. S. 472—480. — St. Kniezsa, Lekence—Lechnitz. S. 481—487. — T. Kowalski, La tab'ad. S. 488—494. — J. v. Laziczius, Probleme der Phonologie. S. 495—510. — E. Lewy, Zum Ossetischen. S. 511—516. — K. Menges, Die Wörter für »Kamel« und einige seiner Kreuzungsformen im Türkischen. S. 517—528. — J. Melich, Über das ungarische Wort tábor. S. 529—540. — J. Németh, Über den Ursprung des türkischen Wortes tabur. S. 541—547. — L. Rásonyi, Zur Frage der Eigennamen bei »Anonymus«. S. 548—554. — A. Sauvageot, Zoltán Gombocz und die Erneuerung der Sprachwissenschaft. S. 555—559. — H. H. Schaeder, Beiträge zur iranischen Sprachgeschichte. S. 560—588. — Y. H. Toivonen, Zur ugrischen Etymologie. S. 589—592. — L. Tamás-Treml, Zur begrifflichen Entwicklungsgeschichte von lat. ROMANUS. S. 593—597. — M. Vasmer, Zur Terminologie der Viehzucht in den finnisch-ugrischen Sprachen. S. 598—600. — D. v. Pais, Die Wortfamilie des uralischen und altaischen tap 'fassen'. S. 601—619.

Verzeichnis der Mitarbeiter:

Nikolaus Zsirai, o. ö. Professor an der Universität Budapest. — Bernd v. Arnim, Dozent an der Universität Berlin. — Wilhelm Bang †, o. ö. Professor an der Universität Berlin. — Gabdul R. Rachmati, o. ö. Professor an der Universität Istanbul. — Karl Bouda, Dozent an der Universität Berlin. — Géza Fehér, Professor an der Universität Debrecen. — Anton Horger, o. ö. Professor an der Universität Szeged. — Emil v. Jakubovich †, Direktor am Staatsarchiv Budapest. — Jenő Juhász, Dr. phil., Budapest. — Heinrich Junker, o. ö. Professor an der Universität Leipzig. — Antal Klemm, o. ö. Professor an der Universität Pécs-Fünfkirchen. — Stefan Kniezsa, Privatdozent an der Universität Budapest. — Tadeusz Kowalski, o. ö. Professor an der Universität Kraków-Krakau. — Julius v. Laziczius, Privatdozent an der Universität Budapest. — Ernst Lewy, a. o. Professor i. R. an der Universität Berlin. — Karl Menges, Dr. phil., in der orientalischen Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Johann Melich, o. ö. Professor an der Universität Budapest. — Julius Németh, o. ö. Professor an der Universität Budapest. — Ladislaus Rásonyi, o. ö. Professor an der Universität Ankara. — Aurélien Sauvageot, Professor an der École Supérieure des Langues Orientales in Paris. — Hans Heinrich Schaeder, o. ö. Professor an der Universität Berlin. — Yrjö Heikki Toivonen, o. ö. Professor an der Universität Helsinki. — Ludwig Tamás-Treml, Privatdozent an der Universität Budapest. — Max Vasmer, o. ö. Professor an der Universität Berlin. — Desider v. Pais, Professor am Eötvös-Kollegium, Budapest.

Mitteilung: Da Band XV fünf Nummern umfaßt, wird der folgende Jahrgang den Umfang von nur drei Nummern haben. Die neuen Abonnenten erhalten das Gombocz-Gedenkheft kostenlos geliefert. Bericht, Besprechungen und Register für Bd. XV erscheinen im nächsten Heft.

Die Entwicklung der ungarischen Literatur

Von JULIUS v. FARKAS,
o. ö. Professor an der Universität Berlin

8°. 306 Seiten. 1934.
Preis: geh. RM 6.—, geb. RM 7.—

Das neueste Werk von Farkas zeigt den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur von seinen Anfängen bis zur frühesten Gegenwart im Rahmen einer großen kultur- und geisteswissenschaftlichen Darstellung. Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf die europäischen Zusammenhänge, in erster Linie werden die deutsch-ungarischen Beziehungen herausgearbeitet. Seinen besonderen Wert erhält das Buch dadurch, daß es seit 20 Jahren die erste umfassend orientierende Arbeit in deutscher Sprache über dieses Gebiet darstellt und so die Ergebnisse neuester ungarischer Forschung dem deutschen Leserpublikum übermittelt.

»Vor dem oben angezeigten Buche besaßen wir an Gesamtdarstellungen der ungarischen Literatur in Deutschland wohl nur die kurze Zusammenstellung von Katona-Szinnyei in der ‚Sammlung Göschen' (Berlin 1927). Die wesentlich breitere Darstellung, die Julius v. Farkas auf etwa 300 Seiten gibt und die auch die soziologischen Voraussetzungen der literarischen Wandlungen erörtert, erschließt daher bei uns noch wenig gewürdigte geistesgeschichtliche Faktoren. Mit großem Streben nach Objektivität zeigt Farkas die Entwicklung der modernen ungarischen Literatur auf ... Als Abschluß der in scharfen Umrissen gezeichneten Entwicklungsgeschichte der ungarischen Literatur bis zum Weltkrieg wird die Situation der letzten fünfzehn Jahre noch umrissen.« *Literarische Welt.*

»Farkas' Stil ist einheitlich und klar, eine gelungene Vereinigung der zurückhaltenden Sachlichkeit und der publizistischen Eindringlichkeit. Er versteht es, große, einheitliche Grundlinien zu ziehen und seinen Standpunkt gewaltlos zu vertreten. Das deutsche Publikum hat von ihm ein Buch erhalten, das den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur im Zeichen einer wurzelhaften und doch europäisch gültigen Haltung zeigt, das trotz seines Reichtums an Stoff eine großzügige, einheitliche Komposition darstellt und das man mit Interesse, aber auch mit Bereicherung lesen kann.« *Geistige Arbeit.*

»Die vielfachen alten Beziehungen Ungarns zu Deutschland, die eine nähere Beschäftigung mit der magyarischen Literatur auch für weitere Kreise interessant machen, und die wichtige Mittlerrolle Ungarns zwischen Ost und West werden dem Leser eindringlich verständlich gemacht.« *Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.*

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von **JULIUS VON FARKAS**

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei ..... RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi ..... RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann ..... RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum ..... RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger ..... RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger ..... RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann ..... RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelungenlied.** Von Bálint Hóman ... RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi ..... RM. 2.—.u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut ..... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann ..... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas .. RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi ..... RM. 6.—
17. **Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder.** Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern. 17 S. 1931.. RM. —.50
18. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933)** ..... RM. 7.—
19. **Die Entwicklung der ungarischen Kultur.** Von Gyula Kornis. 24 S. 1933 ..... RM. —.60
20. **Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker.** Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungarischen Jahrbüchern. II, 64 S. 1935 ..... RM 2.—

21—22 erscheinen später

23. **Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn.** Von Ludwig Spohr. 182 S. 1936 ..... RM 3.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I-II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi ..... RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary .. RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg ..... RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz ..... RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica .. .. RM 4.— | Bd. III. Philologica. Periodica .. .. RM 12.—
Bd. II. Geographica, Pol. oeconomica RM 22.— | Bd. IV. Register .. .. RM 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von Robert Gragger. Num. Ausgabe auf Bütten. 8°. VIII, 219 S. 1927 Geb. RM. 20.—

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Oktav. XIV, 206 S. 1926 ..... RM. 7.—, geb. RM. 9.—

Die Entwicklung der ungarischen Literatur. Von Julius v. Farkas. 8°. 306 S. 1934 ..... RM. 6.—, geb. RM. 7.—

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35